Goethebuchhandlung
BERLIN W. 8.
Leipziger Strasse 120

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/diechassidischen0000mart

MARTIN BUBER

DIE CHASSIDISCHEN BÜCHER

MCMXXVIII

VERLAG VON JAKOB HEGNER IN HELLERAU

Printed in Germany. Copyright 1928 by Jakob Hegner, Hellerau

VORBEMERKUNG UND GELEITWORT

Vorbemerkung

Ich habe nun, was Erhebliches ich zur Darstellung des Chassidismus geschrieben und an erzählenden chassidischen Texten bearbeitet habe, in diesen einen Band eingesammelt. Diese kleine Scheuer umfaßt, was ich vom Ertrag der vielen Jahre meines Dienstes, all der Entdeckungen, Mühen, Abenteuer, Versuche, Kämpfe, Wandlungen dauern lassen möchte. Außerhalb davon bleiben nur: was ich an lehrenden Texten — nicht, wie es bei jenen, fast als Rohstoff erhaltenen, sein mußte, bildnerisch, sondern, wie es diesen gebührte, in getreuer Wahrung des Worts — eingedeutscht habe und wovon eben jetzt ein erstes Büchlein* veröffentlicht worden ist; und ein noch unvollendeter ausführlicherer Bericht von den Ursprüngen, dem Werden und dem Schicksal der Bewegung. Beide stehen im Zusammenhang mit einer systematischen Edition der wesentlichen Texte selbst, einem Corpus Hasidicum, an dem ich gemeinsam mit S. J. Agnon zu arbeiten begonnen habe.

*

Dieser Band enthält also:
Das Buch „Die Geschichten des Rabbi Nachman" (entstanden 1904/05, erschienen 1906), in neubearbeiteter Fassung, unter Weglassung einer der sechs Geschichten, die mir allzu fremd geworden ist, als daß ich sie weiter mitführen möchte;
das Buch „Die Legende des Baalschem" (entstanden 1905/06, erschienen 1907), in einer nochmals neubearbeiteten Fassung;
die „Nachträge zur Legende des Baalschem", Fragmente eines zweiten, aus gewandelter Anschauung von Wirklichkeit und Sprache unternommenen

* Des Rabbi Israel ben Elieser, genannt Baal-Schem-Tow, das ist Meister des guten Namens, Unterweisung im Umgang mit Gott, aus den Bruchstücken gefügt. Verlag Jakob Hegner, Hellerau, 1927.

Baalschembuchs, an dem ich in den Jahren zwischen 1916 und 1921 zuweilen gearbeitet habe;
das Buch „Der große Maggid und seine Nachfolge“ (abgeschlossen 1921, gegen Ende des gleichen Jahres erschienen), um einige seither geschriebene Geschichten vermehrt;
das Buch „Das verborgene Licht“ (abgeschlossen 1924, im gleichen Jahr erschienen), um etliche seither geschriebene Geschichten vermehrt;
die kleine Gelegenheitsschrift „Mein Weg zum Chassidismus“ (entstanden 1917, erschienen 1918).
In einem Anhang, bestehend aus Worterklärungen, Anmerkungen und einer „Abfolge der Zaddikim“, ist verschmolzen und ergänzt worden, was die Einzelausgaben an dergleichen enthielten.

*

Von den eben erwähnten fünf Büchern, die in diesem vereinigt sind, war und bleibt das erstgenannte dem Gedächtnis meines Großvaters, das letztgenannte meinem Vater gewidmet.

Gandria bei Lugano, im Herbst 1927

Geleitwort zur Gesamtausgabe

Franz Rosenzweig gewidmet

Ehe ich dieses Buch in die Welt gehen lasse, überdenke ich noch einmal, wodurch wohl der Chassidismus so in mein Leben gegriffen hat, daß ich ein großes Stück davon ihm hergeben mußte.

*

Dreiundzwanzig Jahre, ehe der Baalschem geboren wurde, starben, in kurzem Abstand, zwei denkwürdige Juden; beide gehörten der jüdischen Gemeinschaft nicht mehr an, der eine, der Philosoph Baruch Spinoza, durch den Bannspruch der Synagoge, der andre, der „Messias" Sabbatai Zwi, durch den Übertritt zum Islam. Diese beiden Männer bezeichnen eine spätexilische Katastrophe des Judentums, Spinoza die im Geist und in der Einwirkung auf die Völkerwelt, Sabbatai Zwi die im Leben und in der innern Struktur. Wohl ist Spinoza ohne geschichtserheblichen Einfluß auf das Judentum geblieben, aber er gehört doch in dessen Geschichtsgang, und auf eine wesentliche Weise; denn wie Sabbatais Abfall die historische Infragestellung des jüdischen Messianismus bedeutet, so Spinozas Lehre die historische Infragestellung des jüdischen Gottesglaubens. Beide führen damit einen Prozeß zum Abschluß, der mit einer einzigen geschichtlichen Erscheinung, mit der Jesu, angehoben hatte. Beiden gibt ein neuer Prozeß die Erwiderung und Berichtigung, der mit einer einzigen geschichtlichen Erscheinung, mit der des Baalschem, anhebt.

*

Die große Tat Israels ist nicht, daß es den einen wirklichen Gott lehrte, der Ursprung und Ziel alles Wesens ist, sondern daß es die Anredbarkeit dieses Gottes als Wirklichkeit zeigte, das Dusagen zu ihm, das Mit-ihm-Angesicht-in-Angesicht-Stehn, den

Umgang mit ihm. Freilich gibt es überall, wo es den Menschen gibt, auch das Gebet, und so ist es wohl von je gewesen; aber erst Israel hat das Leben als ein Angesprochenwerden und Antworten, Ansprechen und Antwortempfangen verstanden, vielmehr eben gelebt. Freilich wollen in allen Menschheitsschichten Mysterienkulte in einen, scheinbar so viel intimeren, Verkehr mit der Gottheit einführen; aber wie überall, wo es um Ausnahmezustände statt um den gelebten All-Tag geht, ist hier in dem als das Göttliche Empfundenen nur das menschgeborne Gebild einer Teilerscheinung des wirklichen Gottes, der Ursprung und Ziel alles Wesens ist, zu gewahren:

Der kleine Finger seiner linken Hand
Wird Pan genannt.

Gott in aller Konkretheit als Sprecher, die Schöpfung als Sprache: Anruf ins Nichts und Antwort der Dinge durch ihr Erstehn, die Schöpfungssprache dauernd im Leben aller Kreatur, das Leben jedes Geschöpfs als Zwiegespräch, die Welt als Wort, — das kundzugeben war Israel da. Es lehrte, es zeigte: der wirkliche Gott ist der anredbare, weil anredende, Gott.

Jesus — wohl nicht der tatsächliche Mensch Jesus, aber das Jesusgebild, wie es in die Seele der Völker trat und sie änderte — ließ Gott nur noch im Anschluß an ihn, den Christus, anredbar sein; das Menschenwort nur noch von ihm als dem Logos mitgetragen zu dem hindringen können, der Ursprung und Ziel alles Wesens ist; der „Weg" zum Vater ging nur noch durch ihn. In dieser Abwandlung empfingen die Völker Israels Lehre vom anredbaren Gott. Es ergab sich, daß sie an seiner Stelle den Christus anreden lernten.

Spinoza unterwand sich, Gott seine Anredbarkeit zu nehmen. Man meine nicht, sein deus sive natura sei „ein anderer Gott" gewesen. Er selber meinte

keinen andern als den er als Knabe angeredet hatte, den eben, der Ursprung und Ziel alles Wesens ist; er wollte ihn nur vom Makel der Anredbarkeit reinigen. Der Anredbare war ihm nicht rein, nicht groß, nicht göttlich genug. Der fundamentale Irrtum Spinozas war, daß er in der Lehre Israels nur eine Lehre vom Personsein Gottes gegeben wähnte und sich gegen sie als eine Minderung der Göttlichkeit stellte. Aber die Wahrheit der Lehre ist das Auchpersonsein Gottes, und sie ist aller unpersonhaften, unanredbaren „Reinheit" Gottes gegenüber eine Mehrung der Göttlichkeit. Salomo, der den Tempel baut, weiß, daß Gott im Licht erscheint, aber im Dunkel west, daß ihm alle Himmel nicht zulangen und er sich doch eine Wohnung inmitten der ihn Anredenden kürt, daß er also beides ist, so der Schranken- und Namenlose als der Vater, der seine Kinder ihn anrufen lehrt; Spinoza weiß nur: Person oder Nichtperson, er stürzt Person als einen Götzen und verkündet die aus sich seiende Substanz, zu der Du zu sagen Tollheit oder schlechte Lyrik wäre.

Wie wenig auch das spätexilische Judentum von ihm erfuhr: damit ist etwas vom Judentum aus in die Völker hinein geschehen, und was geschah, ist von seiner Herkunft nicht abzulösen. Etwas vom Innersten Israels war, wie auch abgewandelt, einst durchs Christentum in die Völkerwelt eingedrungen; es ist großer Sinn, daß nur ein Jude es hinwegtun lehren konnte; ein Jude hat es getan. Spinoza half dem Geist der Geistigen unter den Völkern, sich von jenem Eingedrungnen zu befreien; die Tendenz des abendländischen Geistes zum monologischen Leben wurde durch ihn entscheidend befördert — und damit die Krisis des Geistes überhaupt, als der in der Luft des monologischen Lebens glorreich verdorren muß.

Der Baalschem hat von Spinoza vermutlich nichts

gewußt; dennoch hat er ihm die Erwiderung gegeben. In der Wahrheit der Geschichte kann einer erwidern, ohne gehört zu haben; er meint, was er sagt, nicht als Erwiderung, aber es ist eine. Und daß die Erwiderung des Baalschem nicht zur Kenntnis der Geister gelangte, welche die Rede Spinozas vernahmen, auch das beeinträchtigt nicht ihre Bedeutung; in der Wahrheit der Geschichte gilt auch das unbekannt Gebliebne.

Um diesen ersten Erwiderungscharakter der chassidischen Botschaft deutlich zu machen, muß ich auf ein Grundmotiv Spinozas hinweisen, das mit jenem einer „Reinigung" Gottes eng verknüpft ist, aber einer noch tieferen Schicht der Geistesseele anzugehören scheint.

Der wirkliche Umgang des Menschen mit Gott hat an der Welt nicht bloß seinen Ort, sondern auch seinen Gegenstand. Gott redet zum Menschen in den Dingen und Wesen, die er ihm ins Leben schickt; der Mensch antwortet durch seine Handlung an eben diesen Dingen und Wesen. Aller spezifische Gottesdienst ist seinem Sinn nach nur die immer erneute Bereitung und Heiligung zu diesem Umgang mit Gott an der Welt. Aber es ist eine Urgefahr, wohl die äußerste Gefahr und Versuchung des Menschen, daß sich von der menschlichen Seite des Umgangs etwas ablöst und verselbständigt, sich rundet, sich scheinhaft zur Gegenseitigkeit ergänzt, sich an die Stelle des wirklichen Umgangs setzt. Die Urgefahr des Menschen ist die „Religion". Das sich so Verselbständigende können die Formen sein, in denen der Mensch die Welt Gott zuheiligte, das „Kultisch-Sakramentale"; nun sind sie nicht mehr Weihung des gelebten All-Tags, sondern seine Ablösung; Weltleben und Gottesdienst laufen unverbindlich nebeneinander her; aber der „Gott" dieses Dienstes ist nicht mehr Gott, es ist der bildsame Schein — der wirkliche Partner des Umgangs ist nicht mehr

da, die Gebärden des Verkehrs schlagen in die leere Luft. Oder das sich Verselbständigende können die seelischen Begleitumstände des Umgangs sein, die Andacht, die Ausrichtung, die Versenkung, die Verzückung; was in die Bewährung an der Fülle des Lebens zu münden bestimmt und angewiesen war, wird von ihr abgeschnitten; die Seele will nur noch mit Gott zu tun haben, als wollte er, daß man die Liebe zu ihm an ihm und nicht an seiner Welt ausübe; nun meint die Seele, die Welt sei zwischen ihr und Gott versunken, aber mit der Welt ist Gott selber versunken, nur sie allein, die Seele, ist da, was sie Gott nennt, ist nur ein Gebild in ihr, was sie als Dialog führt, ist ein Monolog mit verteilten Rollen, der wirkliche Partner des Umgangs ist nicht mehr da.

Spinoza lebte in einer Zeit, in der die seelische und kultische Verselbständigung sich wieder einmal zusammentaten. Seiner Gottentfremdung innegeworden, suchte das Abendland nicht etwa, seinem Weltleben die Richtung auf Gott zu geben, sondern einen weltfreien Verkehr in mystischer und sakramentaler Exaltation mit ihm anzuknüpfen; jene reizvolle Fiktivität des Barock ist der künstlerische Niederschlag dieses Unterfangens. Es ist aus Spinozas geistiger Haltung zu erkennen, daß solcher vorgebliche Verkehr für ihn das eigentlich Unreine war. Nicht außer der Welt, sondern nur in ihr selber kann der Mensch das Göttliche finden; diese These setzt Spinoza der seiner Zeit geläufig gewordenen Zweiteilung des Lebens entgegen. Das tut er aus einem urjüdischen Antrieb; aus dem gleichen ist einst der Protest der Propheten gegen den verselbständigten Opferkult entstanden. Aber sein Angriff schwingt über dessen rechtmäßigen Gegenstand hinaus; mit dem weltfreien Verkehr wird ihm aller personhafte Verkehr mit Gott unglaubhaft; die Einsicht, daß Gott nicht neben der unreduzierten Lebenswirklichkeit her an-

geredet werden kann, weil er eben in ihr anredet, verkehrt sich ihm in die Ansicht, es gebe keine Rede zwischen Gott und dem Menschen; aus dem Ort der Begegnung mit Gott wird ihm die Welt zum Ort Gottes.

Daß die chassidische Botschaft, obgleich ihre Sprecher und Hörer nichts von Spinoza wußten, als eine Erwiderung an ihn verstanden werden darf, kommt daher, daß sie das Bekenntnis Israels auf eine neue Weise aussprach, und zwar auf eine, durch die es zur Erwiderung wurde. Von alters her bekannte Israel, daß nicht die Welt Gottes Ort, sondern Gott „der Ort der Welt" ist, und daß er doch ihr „einwohnt". Der Chassidismus sprach diesen Ursatz neu aus, nämlich ganz praktisch. Durch die Welteinwohnung Gottes wird die Welt — allgemein-religiös gesprochen — zum Sakrament; sie könnte es nicht, wenn sie Gottes Ort wäre: nur eben dies, daß der ihr überseiende Gott ihr doch einwohnt, macht sie zum Sakrament. Aber das ist keine objektive Aussage, die unabhängig vom gelebten Leben der Menschenperson zu Recht bestünde, noch weniger freilich eine in der Subjektivität allein beschloßne; sondern in der konkreten Berührung mit dem Menschen wird die Welt je und je sakramental. Das heißt: in der konkreten Berührung ihrer Dinge und Wesen mit diesem Menschen, dir, mir. Die Dinge und Wesen, in denen allen Funken des Göttlichen wohnen, werden diesem Menschen zugereicht, daß er in der Berührung mit ihnen die Funken erlöse. Dieses, daß einem die Dinge und Wesen so in ihrer sakramentalen Möglichkeit zugereicht werden, ist das Dasein des Menschen in der Welt. Das ist also nicht wie die Spinozas eine jenseits des gelebten Lebens und des zu sterbenden Todes, meines und deines, beharrende Welt, sondern es ist das Weltkonkretum dieses Personaugenblicks, bereit, Sakrament zu sein, bereit, wirkliches Erlösungsgeschehen zu tragen. Es

ist das Zugereichte, das Zugefügte, das Angebotne; es ist das, worin Gott mich anredet und worin er die Antwort von mir empfangen will.

Draußen bleibt das Selbstgenügen der Seele, die ihren versponnenen Selbstverkehr mit dem wahren Zwiegespräch im All-Licht verwechselt; Gott setzt sich nicht über seine Schöpfung hinweg. Draußen aber bleibt auch die metaphysische Konstruktion des Geistes, der meint, ins Sein sehen zu können, indem er von der gelebten Situation absieht, und von Gott reden zu können wähnt, als säße der seiner Begriffsbildung Modell und bärge sich nicht vielmehr im „Drum und Dran" eben dieses denkerischen Augenblicks, durch keinen Begriff abzubildendes Geheimnis, und doch im Konkretum der Situation erscheinend, ansprechend, sich erbietend — und im metaphysischen Absehn antwortlos verworfen.

In dieser Grundhaltung, dem tätigen Annehmen Gottes in den Dingen, ist die chassidische Botschaft ein Vollzug und eine Ausweitung der vorzeitlichen Weisung Israels. Ein Vollzug; jenes „Werdet heilig, denn heilig bin ich" erweist sich ja in allem Bereich des Gesetzes als ein Gebot nicht einer Abheiligung des Menschen von den Dingen hinweg, sondern einer Zuheiligung der Dinge durch den Menschen, als seines Dienstes an der Schöpfung. Aber doch auch eine Ausweitung. So ist etwa das Opfer im alten Israel das kultische Geschwister des Mahls, das ohne es nicht bestehen kann, die Darheiligung eines Teils ebenderselben organischen Materie, deren Rest dem Menschen zur Ernährung zufällt; aber im chassidischen Leben ist das Essen selber sakramentaler Dienst geworden: an tierischem und pflanzlichem Wesen geschieht durch die geheiligte Aufnahme zur Speise die funkenemporhebende Erlösung der Kreatur. Greift hier noch des Gesetzes Scheidung zwischen reinen und unreinen Tieren abgrenzend und beschränkend ein, so wird in der Erstreckung

der Heiligung auf allen Gebrauch die Abtrennung eines grundsätzlich der Heiligung entzogenen Bezirks der Natur grundsätzlich überwunden: alles, was der Menschenperson zum Gebrauch zugeteilt ist, von Vieh und Baum zu Acker und Gerät birgt Funken, die durch diesen Menschen erhoben werden wollen, die im heiligen Gebrauch von diesem Menschen erhoben werden; und noch Begegnungen mit fremden Dingen und Wesen in der Fremde meinen heilige Tat.

Aber nicht bloß durch die Welt geht keine grundsätzliche Scheidung mehr: auch durch die Seele des Menschen. Wie die Dinge und Wesen, mit denen einer zu schaffen bekommt, ihm zugereicht worden sind, so auch, was an Vorstellungen, an Gedanken, an Wünschen mit dem Anschein der Fremdheit in die Seele fällt. In all dem schwingen Funken, die vom Menschen erlöst werden wollen. Nichts ist ja an sich unheilig, nichts an sich böse; was wir das Böse nennen, ist nur das richtungslose Stürzen und Stürmen der erlösungsbedürftigen Funken, die „Leidenschaft" — also ebendieselbe Kraft, die, wenn sie mit Richtung, der Einen Richtung, begabt worden ist, das in Wahrheit Gute, den wahren Dienst, die Heiligung hervorbringt. So gibt es denn in der Seele des Menschen nicht mehr qualitativ gesondert das Weltliche und das Geistliche nebeneinander, es gibt nur noch die Kraft und die Richtung. Wer sein Leben zwischen Gott und Welt teilt, indem er der Welt „das Ihre" gibt, um Gott „das Seine" zu retten, der verweigert Gott den geheischten Dienst, das richtungverleihende Wirken an aller Kraft, die Heiligung des Alltags an der Welt und der Seele.

In der chassidischen Botschaft ist die Trennung vom „Leben in Gott" und „Leben in der Welt", das Urübel aller „Religion", in echter, konkreter Einheit überwunden. Aber auch der falschen Überwindung durch die abstrakte Aufhebung des Unterschieds

zwischen Gott und Welt ist hier die Erwiderung gegeben. Unter vollkommener Wahrung der Weltentrücktheit und Weltüberlegenheit des doch welteinwohnenden Gottes ist hier die breschenlose Ganzheit des Menschenlebens in ihren Sinn eingesetzt: ein Empfangen der Welt von Gott und ein Handeln an der Welt um Gottes willen zu sein. Empfangend und handelnd weltverbunden steht der Mensch, vielmehr nicht „der", sondern dieser bestimmte Mensch, du, ich, unmittelbar vor Gott.

Dieses, die Lehre von der Weltverbundenheit des Menschen in Gottes Angesicht, die Erwiderung des Chassidismus an Spinoza, war das eine, wodurch er so übermächtig in mein Leben griff. Ich ahnte ja früh, wie ich mich auch dagegen wehrte, daß mir unausweichlich bestimmt sei, die Welt zu lieben.

*

Und das andre — aber es ist im Grunde kein andres, sondern das gleiche.

Was ist es um die Erlösungsbedürftigkeit der Welt? Aber was ist es um die Welteinwohnung Gottes, „des, der bei ihnen wohnt inmitten ihrer Makel"? Es ist im Grund die gleiche Frage. Der Makel der Geschöpflichkeit und ihre Erlösungsbedürftigkeit sind eins; daß Gott ihr einwohnt und daß Gott sie erlösen will, auch diese sind eins.

Der Makel der Geschöpflichkeit und nicht bloß des Menschen; die Welteinwohnung und nicht bloß die Seeleneinwohnung Gottes; von hier ist auszugehn, um zu erfassen, was die chassidische Botschaft von der Erlösung sagt.

Was wir „das Böse" nennen, ist nicht bloß im Menschen, es ist als „das Übel" an der Welt, es ist der Makel der Schöpfung. Aber dieser Makel ist nicht ein Wesen, nicht eine existente Eigenschaft der Dinge. Es ist nur ihr Nicht-Standhalten, Nicht-Richtungfinden, Sich-nicht-entscheiden.

Gott hat eine Welt erschaffen, und hat die erschaffne

sehr gut geheißen, — woher kommt da das Übel? Gott hat eine Welt erschaffen und hat ihre Vollendung gefeiert, — woher kommt da das Unvollendete?
Die Gnosis aller Zeiten stellt der guten Gottesmacht eine andre Urmacht entgegen, die das Böse wirke; als den Kampf zwischen beiden will sie die Geschichte, als dessen siegreiche Austragung die Erlösung der Welt erscheinen lassen. Wir aber wissen, was von dem namenlosen Propheten, dessen Worte im zweiten Teil des Buches Jesaja stehen, verkündet worden ist: daß, wie Licht und Finsternis, so das Gute und das Böse Gott selber erschaffen hat. Kein Unerschaffnes besteht ihm entgegen.
Dann wäre das Böse, das Übel, also doch ein Wesen, eine existente Eigenschaft? Aber auch die Finsternis ist ja kein Wesen, sondern der Abgrund des Licht-Ermangelns und des Ringens um das Licht; und eben als solcher von Gott erschaffen.
Die Bibel läßt das Böse durch ein Tun der ersten Menschen in die Schöpfung eindringen; aber sie kennt eine eben diese Tat einflüsternde, also böse, außermenschliche Kreatur, die „Schlange". Die kabbalistische Lehre, die der Chassidismus sich eingebaut hat, verlegt das Eindringen in den Schöpfungsvorgang selber zurück. Der Feuerstrom der schöpferischen Gnade schüttet sich über die ersterschaffnen Urgestaltungen, die „Gefäße", in seiner Fülle hin; sie aber halten ihm nicht stand, sie „zerbrechen" — der Strom zersprüht zur Unendlichkeit der „Funken", die „Schalen" umwachsen sie, der Mangel, der Makel, das Übel ist in die Welt gekommen. Nun haftet in der vollendeten Schöpfung die unvollendete; eine leidende, eine erlösungsbedürftige Welt liegt zu Gottes Füßen. Er aber beläßt sie nicht einsam im Abgrund ihres Ringens; den Funken seiner Schöpferbrunst nach, die in die Dinge fielen, steigt seine Herrlichkeit selber zur Welt nieder, geht ein in sie, ins „Exil", wohnt ihr ein, wohnt bei den

trüben, den leidenden Geschöpfen, inmitten ihrer Makel,—verlangend, sie zu erlösen.

Wenn die Kabbala es auch nicht ausdrücklich sagt, so schließt doch unverkennbar diese Lehre die Konzeption ein, daß schon jenen Urgefäßen, wie den ersten Menschen, eine Eigenbewegung, eine Selbständigkeit, eine Freiheit zugeteilt war, sei es nur eben die Freiheit, dem Gnadenstrom standzuhalten oder nicht standzuhalten. Als ein Nichtstandhalten stellt sich ja auch die Sünde der ersten Menschen dar: alles ist ihnen gewährt, die ganze Gnadenfülle, auch der Baum des Lebens ist ihnen nicht verboten, nur eben die Kenntnis des Beschränkenden, des Verhältnisses von ursprünglicher Reinheit und gewordenem Makel in der Schöpfung, nur eben das Geheimnis des Urmangels, das Geheimnis von „Gut und Böse" hat Gott sich vorbehalten; sie aber halten der Fülle nicht stand, sie folgen der Einflüsterung vom Element der Beschränkung her,—nicht etwa, daß sie sich gegen Gott auflehnten, sie entscheiden sich nicht gegen ihn, sondern sie entscheiden sich nur eben nicht für ihn, es ist keine rebellische, es ist eine ratlos, richtungslos, „willenlos" lässige Bewegung, dieses „Handausstrecken", sie tun's nicht, sie haben's getan, man sieht das richtungslose Stürmen und Stürzen der erlösungsbedürftigen Funken in ihnen, Lockung, Wirbel und unentschiednes Tun; und so „erkennen" sie das Beschränkende, freilich eben als Menschen, wie Menschen erkennen, wie Adam hernach sein Weib „erkennt", erkennen die Beschränkung, sich mit ihr vermischend, erkennen „Gut-und-Böse", dieses Gut-und-Böse in sich aufnehmend, wie die gepflückte und gegeßne Frucht.

Ein Nichtstandhalten also—wir wissen darum, wir, an denen sich Tag und Tag die Situation der ersten Menschen, immer wieder erstmalig, wiederholt, wir wissen um dieses leidende Handeln, das nichts als ein Hinauslangen aus dem richtungslosen Wirbel

ist, wissen um das Stürmen und Stürzen und Sichverfangen der Funken, wir wissen, daß die da sich regt, unsre Bosheit, unsre Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungssucht ist. Und vielleicht wissen wir auch, von jenen heimlichen unausdenkbaren Augenblicken her, das Andre, jenen zartesten Durchbruch, das Richtungempfangen, das Sichentscheiden, die Kehre der verkreisten Weltbewegung auf Gott zu. Hier erfahren wir, unmittelbar, daß uns Eigenbewegung, Selbständigkeit, Freiheit zugeteilt ist. Wie es auch mit außermenschlicher Geschöpflichkeit sich verhalte, vom Menschen wissen wir, daß er durch sein Erschaffensein ins Leben eingesetzt ist als einer, der nicht etwa in einer flüchtigen Selbsttäuschung, sondern in der Wirklichkeit beides vermag: Gott zu wählen und Gott zu verwerfen. Sein Fallenkönnen bedeutet sein Steigenkönnen; daß er der Welt zur Verderbnis wirken kann, bedeutet, daß er ihr zur Erlösung wirken kann.

Dieses konkrete Hereingenommensein des Menschen in die Mächtigkeit bleibt, wie punktuell auch manche Religion und Theologie es verstehen will (etwa als die bloße Fähigkeit, zu glauben oder den Glauben zu versagen), der Kern des religiösen Lebens, weil es eben der Kern des Menschenlebens überhaupt ist. Wie punktuell es auch verstanden werde, die Tatsache bleibt, daß die Erschaffung dieses Geschöpfs Mensch die geheimnisvolle Aussparung einer mitbestimmenden Kraft, eines Ausgangsorts von Geschehen, eines Anfangens bedeutet. Nicht einmalig stand, sondern allmalig steht es dieser Kreatur frei, Gott zu wählen oder ihn zu verwerfen, vielmehr unerwählt zu lassen. Heißt das, daß Gott sich eines Quentleins seiner Bestimmungsmacht begeben habe? Das fragen wir nur, wenn wir Gott den Gesetzen unserer Logik unterzuordnen beflissen sind. Aber die Augenblicke des Durchbruchs, in denen wir unmittelbar erfuhren, daß wir frei sind, und doch

unmittelbar nun wissen, daß uns Gottes Hand getragen hat, lehren uns von unserm eignen personhaften Leben aus, uns dem Geheimnis nähern, darin jenes und dieses, Wirklichkeit des Menschen und Wirklichkeit Gottes, kein Widerspruch mehr sind.

Man kann auch anders fragen. Die ersten Menschen standen in der Freiheit, ehe sie von Gott abfielen; heißt das, daß Gott nicht gewollt hat, was sie taten? wie kann denn etwas geschehen, was Gott nicht will? Keine theologische Argumentation kann uns hier weiterhelfen, nur die entschloßne Einsicht, daß Gottes Gedanken nicht wie unsre Gedanken beschaffen sind, daß sein Wille nicht wie unser Wille begriffen und abgegriffen werden kann. Wir dürfen sagen, Gott wolle, daß der Mensch ihn erwähle und nicht von ihm abfalle; aber wir müssen dazu auch sagen, Gott wolle, daß seine Schöpfung nicht ein Ende in sich sei, wolle, daß seine Welt ein Weg sei; und weiter: damit dies in Wirklichkeit geschehe, müsse die Kreatur den Weg selber gehen, von sich aus und immer wieder von sich aus, müsse der Abfall so wirklich sein wie die Erlösung, und der Mensch, die Kreatur, in der die Weltbahn sich knote und darstelle, wie er von sich aus real abfällt, so von sich aus real an der Erlösung zu wirken vermögen. Heißt das, Gott könne seine Welt nicht ohne ihre Mitwirkung erlösen? Es heißt, daß Gott eben das nicht können will. Braucht Gott den Menschen zu seinem Werk? Er will ihn brauchen.

Gott will zum Werk an der Vollendung seiner Schöpfung den Menschen brauchen; in diesen Satz ist die Grundlage der jüdischen Erlösungslehre einzufassen. Aber Wille Gottes, das bedeutet, daß dieses „Brauchen" wirkende Wirklichkeit wird: in der geschehenden Geschichte harrt Gott des Menschen.

Nicht zum Schein ist Gott in seiner Welteinwohnung ins Exil gegangen; nicht zum Schein erleidet er in seiner Einwohnung das Schicksal seiner Welt

mit. Und nicht zum Schein harrt er, daß von der Welt aus die anfangende Bewegung auf die Erlösung zu geschehe, — anfangend nicht zum Schein. Wie es zugeht, daß dies nicht Schein, sondern Wirklichkeit ist, wie Gott dem Allmächtigen und Allwissenden irgend etwas von seiner Welt aus, sei es Abfall, sei es Umkehr, widerfahren kann, das ist Gottes des Schöpfers und Erlösers Geheimnis, mir nicht geheimnisvoller als daß er ist; und daß er ist, ist mir schier weniger geheimnisvoll als daß ich bin, der ich, auf einer Felsenbank über einem Wasser, dies mit zögernden Fingern schreibe.

Es wäre eitel sinnwidrig zu erwägen, wie groß wohl der Anteil des Menschen an der Erlösung der Welt sei. Es gibt gar keinen Anteil des Menschen und keinen Anteil Gottes; es gibt kein Bishierher und Vondaan; es gibt da nichts Meßbares und Wägbares; im Grunde wäre schon falsch, von einem Zusammenwirken zu sprechen. Das gilt ja von allem Menschenleben und vielleicht von allem Leben der Geschöpflichkeit: es ist sinnwidrig, zu fragen, wie weit mein eignes Handeln reicht und wo Gottes Gnade beginnt; sie grenzen gar nicht aneinander; sondern was mich allein angeht, ehe ich etwas zustande bringe, ist mein Handeln, und was mich allein angeht, wenn es geriet, ist Gottes Gnade; jenes nicht weniger wirklich als diese, und keins von beiden eine Teilursache. Gott und der Mensch teilen sich nicht in das Regiment der Welt; das Wirken des Menschen ist in das Wirken Gottes eingetan und ist doch wirkliches Wirken.

So steht denn der gelebte Augenblick des Menschen in Wahrheit zwischen Schöpfung und Erlösung, in seiner Gewirktheit an die Schöpfung, in seiner Wirkensmacht an die Erlösung geknüpft; vielmehr, er steht nicht zwischen beiden, sondern in beiden zugleich; denn wie die Schöpfung nicht bloß einmalig im Anfang, sondern auch allmalig in der ganzen Zeit

ist, so ist auch die Erlösung nicht bloß einmalig im Ende, sondern auch allmalig in der ganzen Zeit. Nicht bloß bezogen ist der Augenblick auf beide, sondern beide einbezogen in ihn. Und wie die Schöpfung nicht „eigentlich" einst geschehen ist und etwa jetzt nur „fortgesetzt" würde, so daß alle Schöpfungsakte bis auf diesen, der jetzt geschieht, sich zum Werk der Schöpfung summierten, vielmehr das Gebetswort, daß Gott alletage das Werk der Schöpfung erneut, vollkommne Wahrheit ist, der Schöpfungsakt also, der jetzt geschieht, ganz anfangsgewaltig, und der schöpferische Augenblick Gottes nicht in der Zeitfolge nur, sondern in seiner eignen Unbedingtheit steht, — wie solchermaßen im Bereich der Schöpfung, in dem Gott allein waltet, der Augenblick nicht bloß von irgendwoher, sondern aus sich und in sich sich begibt, so auch im Bereich der Erlösung, in dem Gott verstattet und verlangt, daß seinem Wirken ein Wirken der Menschenperson unbegreiflich sich eintue. Nicht bloß auf die Vollendung hin, auch in sich selber ist der erlöserische Augenblick wirklich; sie summieren sich nicht, wohl reihen sie sich aneinander, aber doch rührt jeder eine unmittelbar an das Geheimnis der Erfüllung; jeder nicht zielgetragen bloß, auch sinngetragen; jeder in die Zeitfolge, in den großen Weg der Welt an seinem Ort gefügt und da geltend, aber jeder auch in seinem Zeugnis versiegelt. Das bedeutet nicht ein mystisches Zeitloswerden des Nu, sondern dessen Zeitvollwerden: in dem verschwebenden Bruchteil der Zeit kündigt sich die Fülle der Zeit an, — Geschehen nicht an der Seele, leibhaftes Geschehen an der Welt, von der konkreten Begegnung zwischen Gott und Mensch aus. Es ist „das Niederfließen der Segnung".

Die chassidische Botschaft hat auch dieses in geheimer und in offenbarer Lehre überlieferte Wissen um den All-Tag der Erlösung ganz praktisch ausgespro-

chen. Und sie hat, entgegen dem ungeheuern Apparat der kabbalistischen Anweisungen, entgegen den gewaltsamen Anstrengungen der „Bedränger des Endes", auf das stärkste und deutlichste herausgehoben: es gibt nicht ein bestimmtes, aufzeigbares, lehrbares magisierendes Handeln in festgelegten Formeln und Gebärden, Seelenhaltungen und Seelenspannungen, das auf die Erlösung einwirkte; nur die unterschiedslose Heiligung alles Handelns, nur das Gottzutragen des gewohnten Lebens, wie es sich fügt und schickt, nur die Weihe der natürlichen Weltverbundenheit hat die erlöserische Kraft. Nur aus der Erlösung des Alltags wächst der All-Tag der Erlösung.

Darauf gründet sich die — nicht bloß in der Wahrheit der Geschichte, sondern auch in ihrer Wirklichkeit erfolgte — chassidische Erwiderung auf jene Katastrophe des jüdischen Messianismus, die unter dem Namen des Sabbatai Zwi steht.

Es ist ein Irrtum, den jüdischen Messianismus im Glauben an ein einmaliges endzeitliches Ereignis und an eine einzelne Menschengestalt als Mitte dieses Ereignisses erschöpft zu sehen. Die Gewißheit der mitwirkenden Kraft, welche dem Menschen, den Geschlechtern der Menschen zugeteilt ist, verband die Endzeit mit dem gegenwärtigen Leben. Schon in der Prophetie des ersten Exils[1] erscheint in geheimnisstarker Andeutung die Reihe der „Gottesknechte", die, von Geschlecht zu Geschlecht erstehend, in Niedrigkeit und Verschmähtheit den Makel der Welt tragen und durchläutern. Im spätern Schrifttum ergänzt sich der Hinweis zu einer heimlichen Perspektivik der Weltgeschichte, darin auch die großen Personen der biblischen Erzählung messianischen Charakter tragen: jeder von ihnen war

[1] Den Erweis muß ich meinem Buch über den biblischen Glauben vorbehalten, dessen zweiter Teil die prophetischen Schriften behandelt.

berufen, jeder versagte in irgendeinem Belang, eines jeden besondre Sünde bedeutete eben sein Versagen vor der messianischen Berufung. So harrt Gott in den Geschlechtern der Menschen des einen, in dem die unerläßliche Bewegung von der Kreatur aus ihre entscheidende Mächtigkeit gewinnt. Mit der Vertiefung des Weltexils, die sich durch das Exil Israels darstellt, sinken die in den Geschlechtern Erscheinenden aus der Offenbarkeit in die Verborgenheit, tun ihre Tat nicht mehr im Licht der kenntlichen Geschichte, sondern im Dunkel eines unzugänglichen persönlichen Leidenswerks, von dem keine oder nur eine entstellende Kunde nach außen gelangt. Aber je leidvoller das Schicksal der Welt wird, das in seiner Welteinwohnung Gott miterleidet, um so mehr wird auch das Leben dieser Menschen in sich sinnreich und wirkend. Sie sind nicht mehr bloß gleichsam Vorproben der messianischen Gestalt, sondern der endzeitlichen Messianität geht in ihnen eine allzeitliche, über die Zeiten ausgegoßne voraus, ohne die die Welt in ihrem Abgefallensein nicht bestehen könnte. Wohl sind sie Versuche von der Kreatur aus, wohl Vorläufer, doch aber ist die messianische Kraft selber in ihnen. „Messias Sohn Josefs erscheint von Geschlecht zu Geschlecht.“ Das ist der Leidensmessias, der immer wieder um Gottes willen die tödliche Pein erduldet.

Dieses messianische Mysterium steht auf der Verborgenheit; nicht auf einer Geheimhaltung, sondern auf einer echten, faktischen, in die innerste Existenz reichenden Verborgenheit. Die Menschen, durch die es geht, sind die, von denen der namenlose Prophet in der Ichrede sagt, daß Gott sie zum blanken Pfeil spitzt und dann in seinem Köcher versteckt. Ihre Verborgenheit gehört wesenhaft zu ihrem Leidenswerk. Jeder von ihnen kann der Erfüllende sein; keiner von ihnen darf in seinem Selbstwissen etwas anderes sein als ein Knecht Gottes. Mit dem Zer-

reißen der Verborgenheit würde nicht bloß das Werk aussetzen, ein Gegenwerk würde einsetzen. Messianische Selbstmitteilung ist Zersprengung der Messianität.

Man muß in die Tiefen dieses in keinem Bekenntnis zusammengeschloßnen, aber aus den Zeugnissen erweislichen Glaubens hinabsteigen, um das Verhältnis des Judentums zur Erscheinung Jesu wahrhaft zu verstehn. Was auch seine Erscheinung der Völkerwelt bedeutet (und ihre Bedeutung für die Völkerwelt bleibt für mich der eigentliche Ernst der abendländischen Geschichte), vom Judentum aus gesehn ist er der erste in der Reihe der Menschen, die, aus der Verborgenheit der Gottesknechte, dem wirklichen „Messiasgeheimnis", tretend, in ihrer Seele und in ihrem Wort sich die Messianität zuerkannten. Daß dieser Erste – wie ich immer wieder erfahre, wenn sich mir die personhaft klangechten Worte zu einer Einheit fügen, deren Sprecher mir schaubar wird – in der Reihe der unvergleichlich Reinste, Rechtmäßigste, mit wirklicher messianischer Kraft Begabteste war, ändert nichts an dem Faktum dieser Erstheit, ja es gehört wohl eben dazu, gehört zu dem furchtbar eindringlichen Wirklichkeitscharakter der ganzen automessianistischen Reihe.

Dazu gehört es auch wohl, daß der letzte in der Reihe – jener Sabbatai Zwi, der im gleichen Jahr wie Spinoza starb – der tiefsten Problematik verfiel, aus der redlichen Selbstgewißheit in eine gespielte hinüberglitt und im Abfall endete. Und eben diesem war nicht wie jedem der frühern eine kleine Schar, sondern die Judenheit zugefallen und hatte von ihm Äußerungen, die ihr einst unerträglich waren und ihr gegen die Wahrheit einer Berufung zeugten, als legitime Kundgebung entgegengenommen. Eine im Leidensabgrund zerrüttete Judenheit freilich, aber doch auch die Trägerin einer wirklichen Krisis: der

Selbstauflösung des Automessianismus. Immer bis dahin hatte das Volk den Proklamationen der „Meschichim“ und seinem eignen Erlösungsdurst widerstanden; nun da es das eine Mal den Widerstand aufgab, bereitete die Katastrophe nicht bloß diesem einen Ereignis das Ende, sondern der ganzen Ereignisform: dem Begegnen eines Menschen, der den verhängnisvollen Schritt aus der verborgnen Gottesknechtschaft zum messianischen Selbstbewußtsein gemacht hatte, mit einer Schar, die sich vermaß, das Reich Gottes zu beginnen.

Um zu verstehen, wovon geredet wird, ist zu erkennen nötig, daß es hier nicht, wie es unserm Zeitalter als selbstverständlich erscheint, um das Zusammentreffen zweier Selbsttäuschungen, einer persönlichen und einer gruppenhaften, geht, sondern um das zweier realen Überschreitungen einer realen Grenze, an der der Mensch nur im Magnetnadelzittern der bangsten Verantwortung sich zu bewegen vermag. Die Begebenheiten der automessianistischen Epoche des jüdischen Erlösungsglaubens (denen auf der christlichen Seite die des Täufertums in seinen verschiedenen Gestalten entsprachen) waren ein Fehlgeschehen, aber ein Fehlgeschehen in der Wirklichkeit zwischen Mensch und Gott.

Nach der Katastrophe, nach dem entscheidenden inneren Abfall Sabbatai Zwis von der Selbstwahrheit zur Selbstlüge, der dem äußeren voranging, gibt es keinen echten Automessianismus mehr im Sinn jenes realen Begegnens zwischen einem Einzelnen und einer Schar; er artet aus, in Literatur, wie bei dem genialischen Mose Chajim Luzzato, oder in Betrug, wie bei Jakob Frank, der noch einmal einen Teil der polnischen Judenheit in einen kurzen Taumel riß und dann, wie Sabbatai Zwi zum Islam, zum Christentum übertrat.

Das war schon zur Zeit des Baalschem. Eine von der Geschichtschreibung angestrittene Überlieferung

läßt den Baalschem im Jahr vor seinem Tod an der Disputation der polnischen Rabbinen gegen Frank teilnehmen. Aber größer und in seiner Wesenswahrheit unbestreitbar ist der Kampf in der einsamsten Stille, von dem die Legende erzählt. Hier wie anderswo sammelt diese die ganze Lebenshaltung in eine Begebenheit ein. Immer wieder sehen wir in der Legende den Baalschem gegen den entarteten Automessianismus aufstehen, lehrend, beeinflussend, das Blendwerk zerstreuend, am falschen Handeln hindernd, auch unmittelbar gegenwirkend. Aber das stärkste Zeugnis ist wohl die Versuchungsgeschichte.

Vermutlich gibt es im Leben jeder stifterischen Person eine zentrale Versuchungsgeschichte, wenn auch nicht alle erzählt worden sind. Kennzeichnend für die Art und Bestimmung des Einzelnen ist, wie, von wem, wodurch er versucht wird. Dem Baalschem erscheint als der Versucher der tote Sabbatai Zwi. Zuerst bittet er den Baalschem, ihn zu erlösen. Dergleichen kann aber nur so geschehen, daß man das eigne Wesen an das Wesen des Toten bindet, Seele an Seele, Geist an Geist. Das begann nun der Baalschem zu tun, doch behutsam und allmählich, daß nicht das Böse ihn selber versehre. Als im Gang dieses Erlösungswerks Sabbatai Zwi wieder einmal in den Traum des Baalschem trat, versuchte er ihn, aber der Baalschem stieß ihn hinweg, und er stürzte zurück in die Tiefe. „Ein heiliger Funke", hat der Meister später von Sabbatai Zwi gesagt, „wohnte in ihm, aber Sammael hat ihn in der Schlinge des Hochmuts gefangen."

Es ist unverkennbar, daß mit der Versuchung, von der die Legende so berichtet, die automessianistische gemeint ist. Der Widerstand gegen die Einflüsterung, der Messias zu sein, eröffnet einen neuen Vorgang.

Wohl haben nach dem Tod des Baalschem seine Schüler darauf hingedeutet, seine Seele würde im

Messias wiederkehren. Wohl ist im spätern Chassidismus sogar das „Bedrängen des Endes“ neuaufgelebt. Aber die Botschaft bleibt.

Im Zusammenhang mit der Lebenshaltung des Baalschem ist zu verstehen, was die chassidische Botschaft von der Erlösung sagt. Sie erhebt sich gegen die messianistische Selbstunterscheidung eines Menschen von den andern Menschen, einer Zeit von den andern Zeiten, einer Handlung von den andern Handlungen. Allem Menschentum ist die mitwirkende Kraft zugeteilt, alle Zeit ist erlösungsunmittelbar, alles Handeln um Gottes willen darf messianisches Handeln heißen. Aber nur absichtsloses Handeln kann ein Handeln um Gottes willen sein. Die Selbstunterscheidung, die Rückbiegung des Menschen auf einen messianistischen Vorzug dieser Person, dieser Stunde, dieser Handlung zersetzt die Absichtslosigkeit. Die Ganzheit seines Weltlebens Gott zuwenden und es dann in all seinen Augenblikken bis auf den letzten sich auftun und abfolgen lassen, das ist Wirken des Menschen an der Erlösung.

Wir leben in einer unerlösten Welt. Aber aus jedem willkürlos weltverbundnen Menschenleben fällt in sie ein Samen der Erlösung. Und die Ernte ist Gottes.

DIE GESCHICHTEN DES RABBI NACHMAN

Vorbemerkung

Ich habe die Geschichten des Rabbi Nachman nicht übersetzt, sondern ihm nacherzählt, in aller Freiheit, aber aus seinem Geist, wie er mir gegenwärtig ist.

Die Geschichten sind uns in einer Schülerniederschrift erhalten, die die ursprüngliche Erzählung offenbar maßlos entstellt und verzerrt hat. Wie sie uns vorliegen, sind sie verworren, weitschweifig und von unedler Form. Ich war bemüht, alle Elemente der originalen Fabel, die durch ihre Kraft und Farbigkeit als solche sich mir erwiesen, unberührt zu erhalten.

In dem einleitenden Teil habe ich versucht, die Atmosphäre des Buches darzustellen. Der Abschnitt, den ich „Die jüdische Mystik" überschrieben habe, ist demgemäß nur als eine erste und allgemeinste Einführung anzusehen.—

S. Dubnow, dem Historiker des Chassidismus, möchte ich auch hier für seine biographischen und bibliographischen Mitteilungen, und M. J. Berdyczewski, dem Erforscher der chassidischen Seele, für seine mannigfachen Anregungen danken.

Florenz, im Sommer 1906

Die jüdische Mystik

Rabbi Nachman von Bratzlaw, der 1772 geboren wurde und 1810 starb, ist vielleicht der letzte jüdische Mystiker. Er steht am Ende einer ununterbrochenen Überlieferung, deren Anfang wir nicht kennen. Man hat diese Überlieferung lange Zeit zu leugnen gesucht; sie kann heute nicht mehr angezweifelt werden. Man hat nachgewiesen, daß sie von persischen, dann von spätgriechischen, dann gar von albigensischen Quellen gespeist wurde; sie hat die Kraft des eigenen Stroms bewährt, der allen Zufluß aufnehmen konnte, ohne von ihm bezwungen zu werden. Freilich werden wir sie nicht mehr so ansehen dürfen, wie ihre alten Meister und Jünger es taten: als „Kabbala", das heißt: als Übergabe der Lehre von Mund zu Ohr und wieder von Mund zu Ohr, in solcher Weise, daß jedes Geschlecht sie empfinge, aber jedes in einer weiteren und reicheren Offenbarung und Ausdeutung, bis am Ende der Zeiten die restlose Wahrheit verkündet würde; doch werden wir ihre Einheit, ihre Besonderheit und ihr starkes Bedingtsein durch die Art und das Schicksal des Volkes, aus dem sie heraufwuchs, anerkennen müssen. Die jüdische Mystik mag recht ungleichmäßig erscheinen, oft trüb, zuweilen kleinlich, wenn wir sie an Eckhart, an Plotinos, an Laotse messen; sie wird ihre Brüchigkeit nicht verbergen können, wenn man sie neben den Upanischaden betrachten wollte. Sie bleibt die wunderbare Blüte eines uralten Baums, deren Farbe fast allzu grell, deren Duft fast allzu üppig wirkt, und die doch eines der wenigen Gewächse innerer Seelenweisheit und gesammelter Ekstase ist.

Die mystische Anlage ist den Juden von Urzeiten her eigen, und ihre Äußerungen sind nicht, wie es gewöhnlich geschieht, als eine zeitweilig auftretende bewußte Reaktion gegen die Herrschaft der Ver-

standesordnung aufzufassen. Es ist eine bedeutsame Eigentümlichkeit des Juden, die sich in den Jahrtausenden kaum gewandelt zu haben scheint, daß sich die Extreme bei ihm aneinander entzünden, schneller und mächtiger als bei irgendeinem anderen Menschen. So geschieht es, daß mitten in einem unsäglich begrenzten Dasein, ja gerade aus seiner Begrenztheit heraus plötzlich mit einer Gewalt, die nichts zu bändigen versucht, das Schrankenlose hervorbricht und nun die widerstandslos hingegebene Seele regiert.

Ein Anderes, Wesentlicheres kam hinzu. Wenn jede Seele sich ihre natürliche Substanz aus den kräftigen, wertbetonten Bildern formt, die sie mit ihren Sinnen aufgenommen und mit ihrem Gefühl gefaßt hat, so scheint die Seele des Juden an dieser natürlichen Substanz arm zu sein. Unvergleichlich mehr motorisch als sensorisch veranlagt, reagiert er auch in seinem ganz innerlichen geistigen Leben sehr viel intensiver, als er empfängt. Er gestaltet das Empfangene viel mehr zu Wortgedanken, Begriffen, als zu Bildgedanken, Vorstellungen, aus. Den vom Subjekt unabhängigen Gegenständen fremd, nur für die den Funktionen des Subjekts unterworfenen Gegenstände verständnisvoll (sogar für Spinoza ist die Natur more geometrico darlegbar), existiert der Jude weniger in Substanz als in Relation. Er hat den höchsten Sinn für die allgemeinen und offenbaren wie für die heimlichen und besonderen Beziehungen des Kosmos und der Psyche und weiß sie in mathematischen Formeln und in logischen Definitionen festzulegen oder in Rhythmen und Melodien auf das Meer der Ewigkeit auszuschicken. Aber er hat einen geringen Sinn für die ganze Wirklichkeit eines Baums, eines Vogels, eines Menschen, der für sich ein absolutes, unerschöpflich reiches, so und nicht anders geartetes Dasein einschließt. Und sehr selten vermag er schaffend Dinge, Gegenstände, Gestalten

sichtbar, greifbar, fühlbar hinzustellen. So verläuft denn auch sein Leben selbst mehr in der Beziehung als in dem Wesen: er opfert sich dem Nutzen hin, wenn er eine enge, er bringt sich einer Idee dar, wenn er eine weite Seele hat; niemals aber oder fast niemals lebt er mit den Dingen, sie ruhig pflegend und fördernd, liebreich zu der Welt und sicher in seinem Bestand. Es gibt jedoch ein Element, das all dies in gewisser Weise ersetzt, indem es der Seele des Juden einen Kern, eine Sicherheit, eine Substanz gibt, freilich keine sensorische, objektive, sondern eine motorische, subjektive. Das ist das Pathos. Ich vermag es nicht zu analysieren, noch auch in eine Definition zu fassen. Es ist ein eingeborenes Eigentum, das sich einst mit allen anderen Qualitäten des Stammes aus dessen Ort und dessen Geschicken heraus gebildet hat. Will man es immerhin umschreiben, so darf man es vielleicht als das Wollen des Unmöglichen bezeichnen. Es streckt die Arme aus, das Schrankenlose zu umfangen. Es trägt eine schlechthin unerfüllbare Forderung, wie das Pathos Mose und der Propheten die Forderung der absoluten Gerechtigkeit, wie das Pathos Jesu und Pauli die Forderung der absoluten Liebe; oder eine schlechthin unerfüllbare Absicht, wie das Pathos Spinozas die Absicht, das Sein zu formulieren; oder ein schlechthin unerfüllbares Verlangen, wie das Pathos Philons und der Kabbala das Verlangen nach der Vermählung mit Gott, die im Sohar „Siwwug" genannt wird. So wird die Seele, die in den wirklichen Dingen keinen Boden finden kann, von ihrer Leere und Unfruchtbarkeit erlöst, indem sie in dem Unmöglichen Wurzel schlägt.

Kommt demnach die Kraft der jüdischen Mystik aus einer ursprünglichen Eigenschaft des Volkes, das sie erzeugt hat, so hat sich ihr des weiteren auch das Schicksal dieses Volkes eingeprägt. Das Wandern und das Martyrium der Juden haben ihre Seelen immer wieder in die Schwingungen der letzten Ver-

zweiflung versetzt, aus denen so leicht der Blitz der Ekstase erwacht. Zugleich aber haben sie sie gehindert, den reinen Ausdruck der Ekstase auszubauen, und sie verleitet, Notwendiges, Erlebtes mit Überflüssigem, Aufgeklaubtem durcheinanderzuwerfen, und in dem Gefühl, das Eigene vor Pein nicht sagen zu können, am Fremden geschwätzig zu werden. So sind Schriften wie der „Sohar", das „Buch des Glanzes", entstanden, die ein Entzücken und ein Abscheu sind. Mitten unter rohen Anthropomorphismen, die durch die allegorische Ausdeutung nicht erträglicher werden, mitten unter öden und farblosen Spekulationen, die in einer verdunkelten, gespreizten Sprache einherstelzen, leuchten wieder und wieder Blicke der verschwiegenen Seelentiefen auf. Das Pathos erniedrigt sich oft genug zur Rhetorik; diesem Sündenfall waren die Juden von jeher ausgesetzt, und nicht immer bloß die mittelmäßigen. Aber immer wieder macht sich das Pathos frei und ist reiner und größer als zuvor. Am größten, wenn es die Gefahr erkennt, die ihm vom Worte droht. Sich mitteilend, weil es nicht anders kann, fühlt es doch die Unzulänglichkeit aller Mitteilung, fühlt die Unaussprechlichkeit des Erlebnisses, und glüht auf in Angst, von der eigenen Rede geschändet zu werden. „Komm und schau!" heißt es im „Sohar"; „Denken ist der Anfang von allem, was ist; aber also seiend ist es in sich beschlossen und unbekannt... Das wirkliche Denken ist mit dem Nichts verbunden und löst sich nicht von ihm."

In der Zeit des Talmuds war die mystische Lehre noch ein Geheimnis, das man nur einem „Meister in Künsten und kundig des Flüsterns" anvertrauen durfte, und von den Essäern wissen wir aus Josephus, wie sorgsam sie das Mysterium behüteten und die geheimen Schriften, die ihnen als uralt galten. Erst später greift die Lehre über das Gebiet der Sekte und der persönlichen Übergabe hinaus. Die erste uns er-

haltene Schrift, das pythagoreisierende „Buch der Schöpfung", ist wahrscheinlich zwischen dem siebenten und dem neunten Jahrhundert entstanden, und der „Sohar" stammt — jedenfalls in seiner jetzigen Redaktion — aus dem Ende des dreizehnten; zwischen beiden liegt die Zeit der eigentlichen Entwicklung der Kabbala. Aber noch lange bleibt die Beschäftigung mit ihr auf enge Kreise beschränkt, mochte sie sich auch über Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland bis nach Ägypten und Palästina erstrecken. All die Zeit bleibt auch die Lehre selbst dem Leben fremd: sie ist Theorie im neoplatonischen Sinn, Gottschauen, und verlangt nichts von der Wirklichkeit menschlichen Daseins; sie fordert nicht, daß man ihr nachlebe, sie hat keine Fühlung mit dem Handeln, das Reich der Wahl, das der späteren jüdischen Mystik, dem Chassidismus, alles bedeutete, ist ihr nicht unmittelbar lebendig; sie ist außermenschlich und berührt sich nur da, wo sie die Ekstase zum Gegenstand hat, mit der seelischen Realität. Sie steht zwei andern Mächten im Judentum gegenüber, der harten, um das „Gesetz" besorgten Strenggläubigkeit und dem von Aristoteles bestimmten, naturfernen Rationalismus, aber sie setzt dem Ethos der einen und dem des andern kein eignes entgegen, und so dringt sie nicht ins Volk.

Erst in den letzten Zeiten dieser Epoche werden neue Kräfte offenbar. Die Vertreibung der Juden aus Spanien gab der Kabbala den großen messianischen Zug. Der einzige energische Versuch der Diaspora, im Exil eine kulturschaffende Gemeinschaft und eine Heimat im Geiste zu begründen, hatte in Trümmern und Verzweiflung geendet. Der alte Abgrund tat sich wieder auf, und aus ihm stieg wieder, wie immer, der alte Erlösungstraum empor, ragend und gebieterisch wie nie zuvor seit den Tagen der Römer. Die Sehnsucht brennt: das Absolute m u ß Wirklichkeit werden. Auch der Messianismus der Juden war von

jeher ein Wollen des Unmöglichen. Die Kabbala konnte sich ihm nicht verschließen. Sie nannte das Reich Gottes auf Erden „die Welt der Vollendung". Sie nahm die Inbrunst des Volkes in sich auf. Und als sie es tat, zog sie im Volk ein wie der Messias selbst in seiner Stadt.

Die um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts beginnende neue Ära der jüdischen Mystik, die den ethisch-ekstatischen Akt des Einzelnen als Mitschaffen an der Erlösung verkündet, wird durch Isaak Lurja eröffnet. Er, der hundert Jahre vor Locke lehrte, alles Seiende bestehe aus Substanz und Erscheinung und es sei keine objektive Erkenntnis gegeben, war in seinen Gedanken über die Emanation der Welt aus Gott und die demiurgischen Zwischenpotenzen fast durchaus von der älteren Kabbala abhängig; aber in seiner Darstellung der unmittelbaren Wirkung der Menschenseele, die sich läutert und vollendet, auf Gott und Welterlösung gibt er den alten Weisheiten eine neue Gestalt und eine neue Folge.

Schon im Talmud heißt es, der Messias werde kommen, wenn alle Seelen in das leibliche Leben eingetreten sein würden. Die Kabbalisten des Mittelalters glaubten zu erkennen, ob die Seele eines Menschen, der vor ihnen stand, aus der Welt des Ungeborenen in ihn niedergestiegen oder mitten in ihrer Wanderung bei ihm eingekehrt sei. Der Sohar und die spätere Kabbala bauten die Lehre aus, die wir bei Lurja endgültig gefaßt finden. Es gibt danach zwei Formen der Metempsychose: den Kreisgang oder die Wanderung, Gilgul, und den Überschwang oder die Schwängerung, Ibbur. Gilgul ist das Eintreten von Seelen, die auf der Fahrt sind, in einen Menschen im Augenblick seiner Zeugung oder Geburt. Aber auch ein bereits mit einer Seele begabter Mensch kann in irgendeinem Moment seines Lebens eine oder mehrere Seelen empfangen, die sich

mit seiner vereinigen, wenn sie mit ihr verwandt, das heißt, aus derselben Ausstrahlung des Urmenschen entstanden sind. Die Seele eines Toten verbindet sich der eines Lebenden, um ein unvollendetes Werk, das sie im Sterben lassen mußte, vollbringen zu können. Ein hoher abgeschiedener Geist steigt in ganzer Lichtfülle oder in einzelnen Strahlen zu einem unfertigen hinab, um bei ihm zu wohnen und ihm zur Vollendung beizustehn. So wird Prophetie geboren. Oder zwei unvollkommene Seelen vereinigen sich, um einander zu ergänzen und zu läutern. Kommt über eine dieser Seelen Schwäche und Hilflosigkeit, dann wird die andre ihre Mutter, trägt sie in ihrem Schoß und nährt sie mit dem eigenen Wesen. Auf allen diesen Wegen vollzieht sich die Reinigung der Seelen von der Urtrübung und die Erlösung der Welt aus der ersten Verwirrung. Ist dieses getan, haben alle die Wegreise vollzogen, dann erst zerbricht die Zeit, und das Gottesreich hebt an. Als letzte steigt die Seele des Messias ins Leben herab. Durch ihn geschieht die Vergöttlichung der Welt.

Lurjas eigentümliche Tat ist, daß er diesen Weltprozeß auf die Haltung einiger Menschen stellen wollte. Er verkündete, eine unbedingte Lebensführung derer, die sich der Erlösung weihen, in Tauchbädern und Nachtwachen, in ekstatischer Betrachtung und absoluter Liebe gegen alles und alle, würde die Seelen in einem Sturm läutern und das messianische Reich herbeirufen.

Das Grundgefühl, dessen ideelle Äußerung diese Lehre war, fand nahezu hundert Jahre später seinen elementaren Ausdruck in der großen messianischen Bewegung, die den Namen Sabbatai Zwis trägt. Sie war eine Entladung der unbekannten Volkskräfte und eine Offenbarung der verborgenen Wirklichkeit der Volksseele. Die scheinbar unmittelbaren Werte, das heile Leben und der Besitz, wa-

ren plötzlich schal und nichtswürdig geworden, und die Menge vermochte es, diesen zu verlassen wie ein überflüssiges Gerät und jenes nur noch mit leichter Hand zu halten wie ein Gewand, das dem Laufenden entgleitet und das er, wenn es ihn allzusehr hemmt, die Finger öffnend fahren läßt, um nackt und frei das Ziel zu ereilen. Der vermeintlich von der Vernunft regierte Stamm entbrannte im Eifer um die Botschaft.

Auch diese Erhebung brach zusammen, jämmerlicher und entsetzlicher zugleich als irgendeine der früheren. Und nun verinnerlicht sich der Messianismus wieder. Das eigentliche Zeitalter der Mortifikation beginnt. Der Glaube, durch mystische Übung die oberen Welten zwingen zu können, dringt immer tiefer ins Volk ein. Um das Jahr 1700 vollzieht sich jener asketische Zug der Fünfzehnhundert in das Heilige Land, der in Tod und Elend aufgeht. Aber auch Einzelne bereiten sich in rücksichtsloser Entäußerung. In Polen namentlich reift in vielen der Wille, sich und die Welt zu entsühnen. Manche von ihnen ziehen, da keine einzelne Kasteiung ihnen genugtun kann, auf die Wanderung, „in die Verbannung", wie sie es nennen, nehmen nirgends Speise oder Trank an, und wandern so, von ihrem Willen getragen, bis mit ihrer Kraft auch ihr Leben erlischt und sie auf fremdem Ort unter Fremden tot hinfallen.

Diese Märtyrer des Willens sind die Vorläufer der letzten und höchsten Entwicklung der jüdischen Mystik, des um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entstandenen Chassidismus, der sie zugleich fortsetzte und widerlegte. Der Chassidismus ist die Ethos gewordene Kabbala. Aber das Leben, das er lehrt, ist nicht Askese, sondern Freude in Gott. Chassid bedeutet: der Fromme; aber der Chassidismus ist kein Pietismus. Er entbehrt aller Sentimentalität und Gefühlsostentation. Er nimmt das Jenseits ins Diesseits herüber und läßt es in ihm walten

und es formen, wie die Seele den Körper formt. Sein Kern ist eine höchst gotterfüllte und höchst realistische Anleitung zur Ekstase, als zu dem Sinn und dem Gipfel des Daseins. Aber die Ekstase ist hier nicht, wie etwa bei der deutschen Mystik, ein „Entwerden" der Seele, sondern deren Entfaltung; nicht die sich beschränkende und entäußernde, sondern die sich vollendende Seele mündet ins Unbedingte. In der Askese schrumpft das geistige Wesen, die Neschama, zusammen, sie erschlafft, wird leer und trüb; nur in der Freude kann sie wachsen und sich erfüllen, bis sie, alles Mangels ledig, zum Göttlichen heranreift. Niemals hat eine Lehre das Gottfinden mit einer solchen Kraft und in einer solchen Reinheit auf das Selbstsein gestellt.

Wieder war es Polen, das sich schöpferisch erwies, und vor allem die steppenreiche Ebene der Ukraine. Polen hatte eine feste, durch die fremde, verachtende Umwelt in sich gestärkte jüdische Gemeinschaft, und zum erstenmal seit der spanischen Blüte entwickelte sich hier ein eigenes Leben in Werken und Werten, eine dürftige und gebrechliche, aber selbständige Kultur. Waren so die Voraussetzungen für geistiges Wirken überhaupt gegeben, so konnte eine mystische Lehre doch nur auf dem Boden der Ukraine emporwachsen. Hier herrschte seit den kosakischen Judenmetzeleien unter Chmielnicki ein ähnlicher Zustand der tiefsten Unsicherheit und Verzweiflung, wie jener, der einst nach der Vertreibung aus Spanien die Kabbala verjüngte. Und dann war der Jude hier nicht, wie in den übrigen polnischen Ländern, ein Städter, der in dem engen rabbinischen Studium vertrocknete oder in der Atmosphäre der geschäftigen Masse verflachte, sondern zumeist ein Dörfler, einsamer und sich selbst näher, begrenzt im Wissen, aber ursprünglich im Glauben und stark in seinem Traum von Gott.

Der Begründer des Chassidismus war Israel aus

Mesbiż (Miedzyborz), der „Baal-schem-tow", das ist Meister des guten Namens, geheißen wurde, eine Bezeichnung, die zweierlei vereinigt, das mächtige Wissen um den Gottesnamen, wie es den früheren wundertätigen „Baal-schems" zugeschrieben wurde, und den Besitz des „guten Namens" im menschlichen Sinn, des Volksvertrauens. Um ihn und seine Jünger spann sich eine farbenreiche und innige Legende. Er war ein schlichter, wahrhaftiger Mann, unerschöpflich an Inbrunst und lenkender Gewalt.

Die Lehre des Baalschem ist uns sehr unvollkommen erhalten. Er selbst schrieb sie nicht nieder; und auch mündlich teilte er, wie er einmal sagte, nur das mit, was ihn wie ein allzu volles Gefäß überquellen machte. Unter seinen Schülern scheint er keinen würdig erfunden zu haben, seinen Gedanken restlos aufzunehmen; ein Gebet von ihm wird überliefert: „Herr, dir ist bewußt und offenbar, wie vieles in mir an Erkennen und Vermögen ruht, und da ist kein Mensch, dem ich es kundtun könnte." Von dem aber, was er lehrte, scheint das meiste unzulänglich niedergeschrieben worden zu sein, oft gänzlich entstellt. Beim Durchblicken einer solchen Niederschrift soll er einmal ausgerufen haben: „Hier ist nicht ein Wort, das ich gesagt hätte."

Dennoch ist der wirkliche Sinn seiner Grundlehren unverkennbar.

Gott, so lehrt der Baalschem, ist in jedem Ding als dessen Wesen. Gott spricht aber nicht aus den Dingen, sondern er denkt in den Dingen; und so kann er nur mit der innersten Kraft der Seele empfangen werden. Ist diese Kraft freigemacht, dann ist es dem Menschen an jedem Ort und zu jeder Zeit gegeben, das Göttliche aufzunehmen. Jede Handlung, die in sich geweiht ist, mag sie noch so niedrig und sinnlos erscheinen dem von außen Herankommenden, ist der Weg zum Herzen der Welt. In allen Dingen, auch in den scheinbar völlig toten,

wohnen Funken des Lebens, die in die bereite Seele fallen. Was wir das Böse nennen, ist kein Wesen, sondern ein Mangel; es ist „Gottes Exil", die unterste Stufe des Guten, der Thron des Guten; es ist — in der Sprache der alten Kabbala — die „Schale", die das Wesen der Dinge umgibt und verhüllt.

Es gibt kein Ding, das böse und der Liebe unwürdig wäre. Auch die Triebe des Menschen sind nicht böse; „je größer der Mensch, desto größer ist sein Trieb"; aber der Reine und Geheiligte macht aus seinem Trieb „einen Wagen für Gott", er löst ihn von aller Schale ab und läßt seine Seele sich daran vollenden. Der Mensch soll seine Triebe in ihren Tiefen fühlen und sie besitzen. „Er soll den Stolz lernen und nicht stolz sein, den Zorn kennen und nicht zürnen. Und so ist es mit allen Eigenschaften. Denn der Mensch soll in allen Eigenschaften ganz sein, wie auch bei Gott beides ist, Gericht und Erbarmen... Der weise Mensch vermag alles Gute zu genießen und sich mit den Wonnen zu kasteien. Er vermag zu blicken nach welchem Orte er will und sich nicht über seine vier Ellen hinaus zu verlieren."

Das Schicksal des Menschen ist nur der Ausdruck seiner Seele: wessen Gedanken an unreinen Dingen umherstreifen, erlebt Unreines, wer sich ins Heilige versenkt, erfährt das Heil. Des Menschen Denken ist sein Sein: wer an die obere Welt denkt, ist in ihr. Alles äußere Gesetz ist nur ein Aufstieg zum innern; der letzte Zweck des Einzelnen ist, selbst ein Gesetz zu werden. In Wahrheit ist die obere Welt kein Außen, sondern ein Innen; es ist „die Welt des Gedankens".

Ist demnach das Leben des Menschen in jedem Punkt und in jeder Tätigkeit dem Unbedingten geöffnet, so soll er es auch in Weihe leben. Jeder Morgen ist eine neue Berufung. „Er erhebe sich im Eifer von seinem Schlaf, denn er ist geheiligt und ein anderer Mensch worden und ist würdig zu zeugen und ist

worden nach der Eigenschaft Gottes, da er seine Welt zeugte." Auf allen Wegen findet der Mensch Gott, und alle Wege sind voll der Einung. Aber der reinste und vollkommene ist der Weg des Gebets. Wer in seinem Feuer betet, in dessen Kehle redet Gott selbst das innere Wort. Dieses ist das Erlebnis; das äußere Wort ist nur sein Gewand. „Wie von brennenden Hölzern der Rauch emporsteigt, aber die schweren Teile am Boden haften und zu Asche werden, so steigt vom Gebet nur der Wille und die Inbrunst empor, aber die äußeren Worte zerfallen zu Asche." Je höher die Inbrunst, je gewaltiger die Intentionskraft, Kawwana, desto unbedingter ist die Vereinigung. „Es ist eine große Gnade von Gott, daß der Mensch nach dem Gebet am Leben bleibt, denn nach der Natur müßte er sterben, weil er seine Kraft begraben und in sein Gebet eingetan hat, wegen der Kawwana, die er hegt . . . Er denke vor dem Gebet, daß er bereit ist zu sterben um der Kawwana willen." Aber das Gebet soll nicht in Pein und Buße, sondern in großer Freude geschehen. Freude allein ist wahrhafter Gottesdienst.

Die Lehre des Baalschem fand bald Eingang im Volk, das ihrer Idee nicht gewachsen war, aber ihr Gottesgefühl mitschwingend empfing. Die Frömmigkeit dieses Volkes hatte von jeher einen Hang zum mystisch Unmittelbaren; sie nahm die neue Botschaft auf wie einen erhobenen Ausdruck ihrer selbst. Die Verkündigung der Freude in Gott wirkte nach einem Jahrtausend freudenarmer, freudenfeindlicher Gesetzesherrschaft wie eine Befreiung. Dazu kam, daß das Volk sich bisher einer durchaus unfruchtbaren, wirklichkeitsfremden, tatenlosen, aber nie angezweifelten „geistigen Aristokratie" von Talmudgelehrten gegenüber gesehen hatte. Nun wurde es mit einem Schlage von diesem Gegensatz erlöst und auf den eigenen Wert gestellt. Nun wurde ihm gesagt, nicht das Wissen entscheide über den Rang

eines Menschen, sondern die Reinheit und Weihe seiner Seele, das ist: seine Gottnähe. Die neue Lehre kam wie eine Offenbarung dessen, was man bisher nicht zu ahnen wagte. Sie wurde wie eine Offenbarung aufgenommen.

Natürlich sagte die Orthodoxie der neuen Ketzerei den Krieg an und führte ihn mit allen Mitteln, Bannspruch, Synagogenschließung und Bücherverbrennung, Gefangennahme und öffentlicher Mißhandlung der Führer, schrak auch vor Denunziationen an die Regierung nicht zurück. Dennoch konnte hier der Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft sein: die religiöse Starrheit konnte der religiösen Erneuerung nicht standhalten. Ein gefährlicherer Gegner erstand dieser später in der Haskala, der jüdischen Aufklärungsbewegung, die im Namen des Wissens, der Zivilisation und Europas gegen den „Aberglauben" auftrat. Aber auch sie, die die Gottessehnsucht des Volkes widerlegen wollte, hätte der Bewegung, die diese Sehnsucht stillte, nicht einen Fußbreit Bodens abzuringen vermocht, wenn nicht im Chassidismus selbst eine Zersetzung begonnen hätte, die zu der Entartung führte, in die er heute versunken ist. Ihre erste Ursache bestand darin, daß der Chassidismus auch nach außen hin eine Forderung des Unmöglichen war: daß er vom Volk eine seelische Intensität und Sammlung verlangte, die es nicht besaß. Er gab ihm die Erlösung, aber um einen Preis, den es nicht zahlen konnte. Als die Brücke zu Gott wies er eine Reinheit und Geklärtheit des Blickes, eine Spannung und Konzentration des geistigen Lebens, deren immer nur wenige fähig sind; er aber sprach zu vielen. Und so entstand aus der Seelennot des Volkes eine Institution von Mittlern, welche Zaddikim, das ist Gerechte, genannt wurden. Die Theorie des Mittlers, der in beiden Welten lebt und das Bindeglied zwischen ihnen ist, durch den das Gebet emporgetragen und der Segen herabgebracht wird,

entwickelte sich immer üppiger und überwucherte zuletzt alle andere Lehre. Der Zaddik machte die chassidische Gemeinde reicher an Gottessicherheit, aber ärmer an dem einzig Wertvollen: dem eigenen Suchen und Eifern. Dazu kam der wachsende äußere Mißbrauch. Zuerst wurden nur wirklich Würdige, meist Schüler und Schülersschüler des Baalschem, zu Zaddikim erhoben. Aber weil der Zaddik von seiner Gemeinde reichlichen Lebensunterhalt bekam, um sich ganz seinem Dienst ergeben zu können, drängten sich bald niedrige Menschen zur Pfründe, und weil sie nichts anderes bieten konnten, verschafften sie sich durch allerlei Wundertuerei ein Anrecht. Allmählich entstanden richtige Dynastien von Zaddikim. Mochte deren Prachtliebe auch zuweilen der Größe nicht ermangeln, so riß doch gleichzeitig eine Gaukelei und Heuchelei ein, die die Reineren abstieß, die Bestimmbaren erniedrigte und die dunkelste Menge herbeizog. So artete der Chassidismus zuletzt in wüstes Sektenwesen aus.

Rabbi Nachman von Bratzlaw

Von einer tiefen Tragik ist die Zeit der beginnenden Entartung des Chassidismus getragen. Da stehen Männer auf, die den Verfall kommen sehen und ihn aufhalten wollen, aber sie vermögen es nicht. Von denen, die abseits vom Zaddikglauben den reinen Gedanken der Lehre wiederherzustellen versuchen, sei der große Denker Schnëur Salman genannt, der die panentheistischen Elemente der chassidischen Idee zu einem System von monumentaler Kraft und Einheit ausgestaltete. Aber es konnte nicht so volkstümlich werden, daß es der Zersetzung in Wahrheit entgegengewirkt hätte. Neben ihm und den ihm Nacheifernden jedoch gab es auch solche, die die Verkehrtheiten des Zaddiktums wohl erkannten, aber es nicht vernichten, sondern heilen

wollten, indem sie an Stelle des selbstgewissen Wundertuers den geweihten und in der Hingabe lebenden Mittler forderten. Diese zerbrachen an der Kleinheit der Menschen. Wie die Propheten Israels, so waren auch diese seine späten Söhne keine Reformer, sondern Revolutionäre; sie forderten nicht das Bessere, sondern das Unbedingte; sie wollten nicht erziehen, sondern erlösen. Unter ihnen der Größte, der Reinste, der Tragischste ist Rabbi Nachman ben Ssimcha, der nach dem Hauptorte seines Wirkens Rabbi Nachman von Bratzlaw genannt wird. Er sann darauf, „der Krone den alten Glanz wiederzugeben". Der Zorn wider die Tempelschänder brannte in ihm: „Dem bösen Geist", pflegte er zu sagen, „kommt es schwer an, sich mit der ganzen Welt zu mühen, um sie vom wahren Weg abzuleiten; darum setzt er einen Zaddik dahin und einen Zaddik dorthin." Er wollte nicht „ein Führer sein wie die Führer, zu denen die Frommen fahren und wissen nicht, warum sie fahren". Er hatte einen großen Traum vom Zaddik, der „die Seele des Volkes" ist. Diesem Traum opferte er alles Glück und alle Hoffnung seines persönlichen Lebens hin. In ihn legte er all sein Ringen und alle seine Gewalten. Um seiner willen verlor er seine liebsten Menschen. Durch ihn war er arm und von Feinden umgeben bis an sein Ende. Aus ihm fand er, jung und vor dem Vollbringen, seinen Tod. Und weil er so ganz in seinem Traum lebte, verschmähte er es, seine Lehre niederzuschreiben, so daß wir, wie von dem ersten Meister des Chassidismus, auch von dem letzten keine wahrhafte und unmittelbare Botschaft besitzen und uns nur aus den fragmentarischen Berichten seiner Schüler, die seine Reden, Gespräche und Erzählungen aufzeichneten und sein Leben schilderten, nach mancherlei Ausscheidung, Vergleichung und Ergänzung ein unvollständiges Bild seiner Wirklichkeit zu machen vermögen.

Rabbi Nachman war ein Urenkel des Baalschem und wurde in der Stadt des Baalschem, Miedzyborz, geboren. Seine Kindheit wird als ein angespanntes Suchen und Streiten geschildert. Er achtete des Gebotes nicht, in Freude zu dienen, quälte sich ab, fastete und mied die Ruhe, um der Gesichte teilhaftig zu werden. Die Tradition des ekstatischen Lebens, die in seinem Hause mächtig war, beherrschte den Knaben, und er konnte den langsamen, schweren, von Tag und Nacht gegliederten Gang des Daseins nicht ertragen. Auch der Gottesdienst der Gemeinde brachte ihm keine Offenbarung. Durch das wohl von der alten Starrheit gelöste, aber in freierer Form weiterbestehende Ritual fühlte er sich wie gefesselt im Angesicht Gottes. So lief er in den Nächten an irgendeinen menschenleeren Ort und redete zu Gott in der Volkssprache, in jenem zärtlich derben, schwermütigen und bitteren Idiom, das der Europäer Jargon nennt. Aber Gott antwortete ihm nicht. Da schien es ihm, „man achte seiner nicht, ja man entferne ihn vom Dienst, man wolle ihn ganz und gar nicht", und der Sturm der Verzweiflung kam über ihn und schüttelte ihn, bis an der tiefsten Verzweiflung die Ekstase sich entzündete und der Knabe die ersten Schauer der Verzückung empfand. Er selbst erzählte einmal in späten Jahren von einem solchen Erlebnis. Er hatte den Sabbat in großer Weihe empfangen wollen, war nach Mitternacht in das Tauchbad gegangen und hatte sich in Bereitschaft der Seele zur Heiligung in das Wasser getaucht. Dann war er nach Hause gekehrt und hatte die Sabbatkleider angetan. So ging er nun in das Bethaus und wandelte in dem einsamen, dunkeln Raum hin und her, alle Kräfte gespannt im Willen, die obere Seele, die am Sabbat in den Menschen hinabsteigt, zu empfangen. Er band alle Sinne in einen und ballte alle Wucht seines Mutes zusammen, um etwas zu schauen, denn nun mußte ihm die Offenbarung

werden. Aber er sah nichts. Er wollte vergehen, um zu schauen, aber er sah nichts. Indessen kamen die ersten Beter in das Haus und begaben sich an ihre Plätze und begannen das Hohelied zu sprechen, ohne den Knaben zu bemerken. Da kroch er an einen Betständer, legte sich unter den Ständer hin und lehnte den Kopf an dessen Fuß, und die Tränen kamen ihm. So weinte er ganz leise, ohne innezuhalten und ohne aufzuschauen, Stunden und Stunden, bis seine Augen geschwollen waren von dem vielen Weinen und der Abend anbrach. Da öffnete er die Augen, die das Weinen geschlossen hatte, die Kerzenflammen des Bethauses schlugen ihm entgegen wie ein großes Licht, und seine Seele wurde ruhig an dem Licht. So litt er oft um Gott und wollte nicht ablassen. Aber vor den Leuten hielt er sein Leben und seinen Willen geheim; er stellte allerlei Listen an, um sein Fasten zu verbergen, und wenn er auf die Straße ging, trieb er alle Art von Kindereien, Scherze und Streiche, wie jener giullare di Dio, der große Franziskanerdichter Jacopone da Todi, bis es keinem Menschen in den Sinn kam, daß es den Knaben nach Gottes Dienste verlangte. Aber das Joch des Dienstes war ihm nicht immer leicht: er hatte ein fröhliches, starkes Gemüt und einen frischen Sinn für die Schönheit der Welt. Erst später gelang es ihm, gerade darauf die Weihe zu stellen und in Freude zu dienen. Damals aber schien ihm die Welt noch ein Außen, das ihn hinderte, zu Gott zu kommen. Um im Kampf zu bestehen, dachte er an jedem Morgen, nur dieser eine Tag sei ihm noch gegeben; und in der Nacht lief er auf das Grab des Urgroßvaters, daß er ihm beistehe. So flossen die Jahre dieser Kindheit dahin.

Mit vierzehn Jahren wurde er dem Brauch der damaligen Judenheit gemäß verheiratet und ließ sich in dem Dorf nieder, wo sein Schwiegervater wohnte. Hier kam er zum erstenmal der Natur nah, und

sie griff ihm ans innere Herz. Den Juden, der nach einer in der Enge der Stadt verlebten Kindheit in Jünglingsjahren in das freie Land hinauskommt, erfaßt eine namenlose, dem Nichtjuden unbekannte Gewalt. Ihm hat eine tausend Jahre lange Vererbung der Naturfremdheit die Seele in Banden gehalten. Und nun ihn, wie in einem zauberhaften Reich, statt des graugelben Tons der Gasse Waldgrün und Waldblüte umgibt, stürzen auf einmal die Mauern seines Geistesghettos nieder, die die Macht des Vegetativen berührt hat. Selten hat sich dieses Erleben in so eindringlichem Einfluß kundgegeben wie bei Nachman. Der Hang zur Askese weicht von ihm, der innere Streit endet, er braucht sich um die Offenbarung nicht mehr zu mühen, leicht und froh findet er seinen Gott in allen Dingen. Das Boot, auf dem er, des Ruderns unkundig aber vertrauensvoll, auf den Fluß hinausfährt, führt ihn zu Gott, dessen Stimme er im Schilf hört; und das Pferd, das ihn, ihm zu seinem Staunen gehorchend, in den Wald trägt, bringt ihn Gott näher, der von allen Bäumen ihn anblickt und mit dem jedes Kraut auf du und du ist. In allen Berghängen und in allen versteckten kleinen Tälern der Gegend ist er heimisch, und jedes ist ihm eine andere Art, zu Gott zu kommen. Damals bildete sich in ihm die Lehre von dem Dienst in der Natur aus, die er später immer wieder und in immer neuem Preisen seinen Schülern verkündete. „Wenn der Mensch gewürdigt wird," redete er zu ihnen, „die Gesänge der Kräuter zu vernehmen, wie jedes Kraut sein Lied zu Gott spricht ohne alles fremde Wollen und Denken, wie schön und süß ist es, ihr Singen zu hören. Und daher ist es gar gut, in ihrer Mitte Gott zu dienen in einsamem Wandeln über das Feld hin zwischen den Gewächsen der Erde und seine Rede auszuschütten vor Gott in Wahrhaftigkeit. Alle Rede des Feldes geht dann in deine ein und steigert ihre Kraft. Du trinkst mit jedem

Atemzug die Lüfte des Paradieses, und kehrst du heim, ist die Welt erneuert in deinen Augen." Die Liebe zu allem Lebendigen und Wachsenden war innig stark in ihm. Als er einmal, in der letzten Zeit seines Lebens, in einem Haus schlief, das aus jungen Bäumen gebaut war, träumte es ihm, er liege inmitten von Toten. Am Morgen klagte er es dem Besitzer und klagte ihn an. „Denn wenn man einen Baum abhaut vor seiner Zeit, ist es, als hätte man eine Seele gemordet."

Von dem Dorf kam er in ein Städtchen, wo er den einen und andern in der chassidischen Lehre zu unterweisen und unter den Frommen bekannt zu werden begann. Die Versuchung, wie die Zaddikim der Zeit zu sein, in Ruhm, Gewinn und Eitelkeit zu leben, trat an ihn heran. Er widerstand ihr. Der Niedergang des Chassidismus bedrückte seine Seele. Er vermißte den Fortgang der Lehre; die Fackel, die von Hand zu Hand gehen sollte, war in lässigen Fingern erloschen. So stieg in Nachman aus der Trauer der Wille auf, die Überlieferung zu erneuern und aus ihr „ein Ding zu machen, das ewigen Bestand hat". Was die Kabbala nie gewesen war, sollte werden: die Lehre sollte von Mund zu Ohr gehen und wieder von Mund zu Ohr, sich stetig aus dem Bereich der noch ungeborenen Worte erweiternd, getragen von einer unaufhörlich sich ergänzenden Schar der Boten, in jedem Geschlecht die Geister erweckend, die Welt verjüngend, „die Wildnis der Herzen in eine Wohnstätte Gottes wandelnd". Aber er erkannte, daß er zu solchem Lehren die Kraft nicht aus den Büchern, sondern nur aus wirklichem Leben mit den Menschen und in ihnen schöpfen konnte. So näherte er sich dem Volk, nahm all sein Leid und seine Sehnsucht in sich auf, mochte ganz mit ihm zusammenwachsen. „Im Anfang", erzählte er später, „begehrte ich von Gott, daß ich den Schmerz und die Nöte Israels leiden möge. Den zuzeiten kam einer zu mir

und sagte mir seinen Schmerz, und ich litt den Schmerz nicht. Und ich betete, daß ich den Schmerz Israels leide. Jetzt aber, wenn mir einer seinen Schmerz sagt, fühle ich seinen Schmerz mehr als er. Denn er kann andere Gedanken denken und den Schmerz vergessen, ich aber nicht." So lebte er mit dem Volk, wie der Baalschem und seine Jünger es getan hatten, und fand in ihm seine Weihe.

Aber bevor er viele zu lehren begann, wollte er den Segen des Heiligen Landes empfangen, des Schicksalslandes, das das Herz der Welt und der Gesang der Erde ist. Er wollte die Gräber Simons ben Jochai und Isaak Lurjas schauen und die Stimmen hören, die über der Stätte der Propheten schweben. Der Baalschem hatte nicht nach Palästina kommen können; Zeichen und Erscheinungen hatten ihn, wie die Legende erzählt, knapp vor dem Ziel umkehren heißen. Rabbi Nachman kam schon die Abreise schwer an; er war arm und wußte sich keine Hilfe, als seinen Hausstand aufzugeben, Frau und Kinder in Dienst oder in barmherzige Pflege zu Fremden zu tun und alles Gerät seiner Wohnung zu verkaufen, um die Kosten der Fahrt aufzubringen; doch erleichterten ihm die Frommen der Gegend, die von seinem Entschluß hörten, die Ausführung, indem sie einen Geldbetrag zusammenschossen und ihm übergaben. Die Seinen baten ihn, von der Reise abzulassen; aber er sagte immer nur: „Mein größerer Teil ist schon dort." So trat er mit einem der Frommen, der ihn zu bedienen sich erbötig machte, 1798 die Fahrt an. Sein Lieblingsschüler hat sie später in naiver und rührender Weise beschrieben. Wie der Rabbi keinem der Mitreisenden seinen Namen sagen will, wie er in Stambul, um sich an der Schwelle des Heiligen Landes zu demütigen, barfuß, ohne Gurt und Oberkleid auf der Straße umhergeht, wie er des „Franzosenkriegs" (des ägyptischen Feldzugs) wegen lange in Stambul zurückgehalten wird,

wie dann auf dem Meer ein Sturm sein Schiff überfällt, wie die Araber ihn für einen französischen Spion halten und nicht ans Land lassen wollen, wie er endlich doch den Boden Palästinas betritt und vor Freude „seine Seele von sich werfen" will, wie dann aber in der Höhle des Propheten Elija eine Schwermut ihn überkommt, all dies wird uns in einem abenteuerlich farbigen, glaubensvoll innigen Ton erzählt. Von dieser Reise an datierte Nachman sein eigentliches Leben. „Alles, was ich vor Erez Israel (dem Lande Israel) wußte, ist gar nichts", pflegte er zu sagen und verbot, irgendeine seiner früheren Lehren niedergeschrieben zu erhalten. Palästina wurde für ihn eine Vision, die ihn nicht verließ; „mein Ort", sagte er, „ist nur Erez Israel, und wohin ich auch fahre, ich fahre nach Erez Israel." Und noch in späten Tagen der Krankheit und Müdigkeit versicherte er: „Ich lebe nur noch davon, daß ich in Erez Israel war."

Bald nach seiner Rückkehr ließ er sich in Bratzlaw nieder. Aber schon bevor er hinkam, hatten einige Zaddikim, die ihn seiner Anschauungen wegen haßten, einen heftigen Kampf gegen ihn entfacht, der bis an sein Lebensende dauerte und wilde Feindseligkeiten erzeugte, auch nach seinem Tod bekriegten die Gemeinden der andern die seine und wollten von keinem Frieden wissen. Er selbst wunderte sich über den Streit nicht. „Wie sollen sie nicht wider uns streiten?" sagte er oft. „Wir sind gar nicht von der Welt des Jetzt, und deshalb kann uns die Welt nicht ertragen." Es fiel ihm nicht ein, die Feindschaft zu erwidern. „Die ganze Welt ist voll des Streites, jedes Land und jede Stadt und jedes Haus. Aber wer in sein Herz aufnimmt die Wirklichkeit, daß der Mensch an jedem Tage stirbt, denn er muß jeden Tag ein Stück von sich seinem Tode abgeben, wie soll der noch seine Tage mit Streit verbringen können?" Er wurde nicht müde, in seinen Widersachern

Gutes zu finden und sie zu rechtfertigen. „Bin ich es denn," fragte er, „den sie hassen? Sie haben sich einen Menschen ausgeschnitzt und streiten wider ihn." Und er wiederholte das Gleichnis des Baalschem: Einmal standen Spielleute da und spielten, und eine große Schar bewegte sich im Reigen nach der Stimme der Musik. Da kam ein Tauber heran, der nichts von Tanz und Klängen wußte, und verwunderte sich und dachte in seinem Herzen: „Wie närrisch sind doch diese Menschen: die einen schlagen mit ihren Fingern an allerlei Geräte, und die andern drehen sich hin und her." So rechtfertigte Rabbi Nachman seine Feinde. Ja, er sah ihren Zorn und ihr Wüten als einen Segen an: „Alle Worte des Lästerns und aller Grimm der Feindschaft wider den Echten und Schweigsamen sind wie Steine, die gegen ihn geworfen werden, und er baut aus ihnen sein Haus."

In Bratzlaw begann er viele zu lehren, und viele versammelten sich um ihn. Das Lehren war für ihn ein Mysterium und sein eigenes Tun voll des Geheimnisses. Die Mitteilung war ihm nicht ein gewöhnlicher Vorgang, über den man nicht nachzusinnen braucht, weil er einem so sehr vertraut und geläufig ist, sondern seltsam und wunderbar wie etwas Neuerschaffenes. Man fühlt sein Staunen über den Weg des Wortes, wenn er sagt: „Das Wort bewegt eine Luft und diese die nächste, bis es zum Menschen gelangt, der empfängt das Wort des Genossen und empfängt seine Seele darin und wird darin erweckt." Das Wort, das nur einen Sinneseindruck rasch und unzulänglich hersagt, verschmäht er, und die Frommen, „die sogleich kundgeben, was sie sehen, und können es nicht festhalten", gelten ihm weniger als jene, „deren Wurzel in der Weite ist und die bei sich fassen können, was sie sehen". Aber das Wort, das aus dem Seelengrund aufsteigt als die organische Ausformung eines reichen und tiefen Erlebens, ist ihm ein hohes Ding, in seiner wirkenden Lebendig-

keit nicht mehr das Werk der Seele, sondern die Seele selbst. Er sagt kein Wort der Belehrung, das nicht durch vieles Leiden gegangen ist; jedes ist „in Tränen gewaschen". Das Wort bildet sich spät in ihm; die Lehre ist bei ihm zuerst Erlebnis und wird dann erst Gedanke, das ist Wort; „ich habe in mir", sagte er, „Lehren ohne Kleider, und es ist mir gar schwer, bis sie sich einkleiden." Immer ist in ihm eine Bangigkeit des Wortes, die ihm die Kehle zusammenpreßt, und bevor er das erste Wort einer Lehre spricht, ist ihm, als müsse seine Seele ausgehn. Erst das Wirken seiner Worte beruhigt ihn. Er betrachtet es und verwundert sich darüber: „Zuweilen gehen meine Worte wie ein Schweigen in den Hörenden ein und ruhen in ihm und wirken spät, wie langsame Arznei; zuweilen wirken meine Worte erst gar nicht in dem Menschen, dem ich sie sage, aber wenn er sie dann zu einem andern spricht, kehren sie zu ihm zurück, gehen in sein Herz ein in große Tiefe und tun ihr Werk in Vollkommenheit." Dieses zweite Grundverhältnis, das Empfangen von dem eigenen Wort, das namentlich für den Juden und seine motorische Anlage charakteristisch ist, scheint Rabbi Nachman auch an sich selbst erlebt zu haben; er stellt es einmal im Bild des Lichtreflexes dar: „Wenn einer zu seinem Gefährten redet, entsteht ein einfaches Licht und ein wiederkehrendes Licht. Mitunter aber geschieht es, daß dieses ohne jenes wird, denn manchmal empfängt sein Gefährte nicht von ihm, er aber empfängt Erweckung von seinem Gefährten, wenn durch den Schlag der Worte, die aus seinem Munde gingen, das Licht zu ihm zurückkehrt und er erweckt wird." Das Entscheidende jedoch ist für Nachman, seiner Auffassung des Wortes gemäß, nicht die Wirkung auf den Sprechenden, sondern die auf den Hörenden. Diese Wirkung gipfelt darin, daß das Verhältnis sich wandelt und der Hörende zum Sprechenden wird, ja sogar so, daß

er das Letzte und Absolute ausspricht: die Seele des Schülers soll so in ihren Tiefen erweckt und berufen werden, daß aus ihr und nicht aus der des Meisters das Wort geboren wird, das den obersten Sinn der Lehre kündet und so das Gespräch in sich erfüllt. „Wenn ich mit einem zu reden beginne, will ich von ihm die höchsten Worte hören." So ist die Lehrweise des Rabbi Nachman ein eigentümliches Gegenstück zur sokratischen Maieutik.

Er war fünf Jahre in Bratzlaw, als er der Schwindsucht verfiel, wohl unter dem Einfluß der Kämpfe und Verfolgungen, von denen er in der Seele unberührt blieb, denen er aber im Körper nicht standhalten konnte. Es wurde ihm bald offenbar, daß er sterben müsse, aber sein Tod war nie ein Ding der Angst und überhaupt kein erhebliches Ereignis für ihn gewesen. „Wer das wahre Wissen erlangt, das Gottwissen, dem ist keine Scheidung zwischen Leben und Tod, denn er hangt an Gott und umfaßt ihn und lebt das ewige Leben wie Gott allein." Er empfand den Tod vielmehr als ein Aufsteigen zu einem neuen Stadium der großen Wanderung, zu einer vollkommeneren Form des Gesamtlebens, und weil er glaubte, in diesem Menschenkörper zu keiner höheren Stufe der Vollendung mehr kommen zu können als der, die er erreicht hatte, sehnte er sich nach dem Sterben und nach der dunkeln Schwelle. „Ich möchte schon gern das Hemdlein ausziehen," sagte er zu seinen Schülern in dem letzten Jahr, „denn ich kann es nicht ertragen, auf einer Stufe stehen zu bleiben." Als er nun erkannte, daß der Tod ihm nah kam, wollte er nicht mehr in Bratzlaw bleiben, wo er gelehrt und gewirkt hatte, sondern beschloß, nach Uman zu übersiedeln, um dort zu sterben und dort begraben zu werden. In Uman waren wenige Jahre vor seiner Geburt, 1768, die Banden der Hajdamaken eingedrungen, denen die von den Juden und den Polen gemeinsam verteidigte

Festung durch Hinterlist und Verrat zugefallen war, hatten die ganze Judenschaft hingemordet und die Leichen in Haufen über die Stadtmauer geworfen. Es war Rabbi Nachmans Glaube, eine Folge seiner von Lurja übernommenen und weiter ausgebildeten Seelenwanderungslehre, daß von den vielen Tausenden, die zu Uman vor ihrer Zeit erschlagen worden waren, eine große Schar von Seelen an den Ort ihres Todes gebunden sei und nicht emporsteigen könne, bis eine Seele zu ihnen käme, der die Macht gegeben sei, sie zu heben; er fühlte in sich die Berufung, die Harrenden zu erlösen, und wollte daher an ihrer Stätte sterben und sein Grab neben dem ihren haben, daß über den Gräbern das Werk sich vollziehe. Als er nach Uman kam, wohnte er in einem Haus, dessen Fenster auf den Friedhof, „das Haus des Lebens", wie die Juden ihn nennen, gingen; da stand er oft im Fenster und sah voll Freude auf den Gräbergarten nieder. Manchmal befiel ihn eine Schwermut, aber nicht vor dem Sterben, sondern ob der Arbeit seines Lebens, die die Frucht nicht trug, die er geträumt hatte. Er dachte, ob er nicht besser daran getan hätte, die Welt von sich zu entfernen und abzuwerfen und sich einen Ort zu erwählen, um da allein zu sitzen, daß das Joch der Welt nicht auf ihm sei. Wenn er einst nicht begonnen hätte mit dem Führen von Menschen, meinte er da, hätte er vielleicht seine Vollendung erreicht und seine wahre Tat getan. Das Lehren und Erziehen, das er so verherrlicht hatte, schien ihm in solchen Augenblicken wie ein Unrecht, fast wie eine Sünde. Denn das Wesen des Dienstes in jedem Ding sei doch, daß der Mensch seiner Wahl gelassen werde, daß das Ding auf seiner Einsicht bleibe und kein Gebot ihm gegeben sei und ihm nicht befohlen werde, so zu tun, sondern daß er tue nach seiner Wahl. Auch schien es ihm da, daß er wenig gewirkt hätte, und er empfand, wie schwer es sei, einen Menschen frei zu machen. Es

sei schwerer, einem Gerechten, solang er noch im Körper ist, beim Dienst zu helfen und ihn zu erheben, als tausend Tausenden von Bösen, die schon im Geiste sind, zu helfen und sie zu erheben, das ist ihre Seelen zu erlösen; denn bei einem Herrn der Wahl sei es gar schwer, etwas zu erwirken. In den letzten Tagen aber fiel alle Sorge und Bekümmerung von ihm ab. Er bereitete sich und lebte schon im Unbedingten. „Sieh," sagte er einmal, „uns entgegen kommt ein gar großer und erhabener Berg. Aber ich weiß nicht: gehen wir zum Berg, oder geht der Berg zu uns?" So starb er im Frieden. Ein Schüler schreibt: „Das Angesicht des Toten war wie das Angesicht des Lebenden, da er in seiner Stube umherging und dachte."

Rabbi Nachman hatte sein Werk nicht gewirkt. Er war der Zaddik gewesen, den er meinte: „die Seele des Volkes". Aber das Volk war nicht sein geworden. Er hatte den Niedergang der Lehre nicht aufhalten können. Sie war die Blüte der Exilseele; sie verdarb aber auch am Exil. Die Juden waren nicht stark und nicht rein genug, sie zu bewahren. Es ist uns nicht gegeben zu wissen, ob ihr eine Auferstehung gewährt ist. Aber das innere Schicksal des Judentums scheint mir daran zu hangen, ob — gleichviel, in dieser Gestalt oder einer andern — sein Pathos wieder zur Tat wird.

Worte des Rabbi Nachman

Die Welt

Die Welt ist wie ein kreisender Würfel, und alles kehrt sich, und es wandelt sich der Mensch zum Engel und der Engel zum Menschen und das Haupt zum Fuß und der Fuß zum Haupt, so kehren sich und kreisen alle Dinge und wandeln sich, dieses in jenes und jenes in dieses, das oberste zu unterst und das unterste zu oberst. Denn in der Wurzel ist alles

eines, und in dem Wandel und dem Wiederkehren der Dinge ist die Erlösung beschlossen.

Weltschauen

Wie die Hand, vors Auge gehalten, den größten Berg verdeckt, so deckt das kleine irdische Leben dem Blick die ungeheuern Lichter und Geheimnisse, deren die Welt voll ist, und wer es vor seinen Augen wegziehen kann, wie man eine Hand wegzieht, der schaut das große Leuchten des Welteninnern.

Gott und Mensch

Alle Nöte des Menschen kommen aus ihm selbst, denn das Licht Gottes ergießt sich ewig über ihn, aber der Mensch macht sich durch sein allzu körperliches Leben einen Schatten, so daß das Licht Gottes nicht zu ihm gelangen kann.

Glaube

Glaube ist ein gar starkes Ding, und durch den Glauben und die Einfalt ohne alles Klügeln wird einer gewürdigt, zur Stufe der Gnade zu kommen, die höher ist sogar als die heilige Weisheit: ihm wird überreiche und mächtige Gnade in Gott beschieden in sehr seligem Schweigen, bis er die Gewalt des Schweigens nicht mehr tragen kann und aufschreit aus der Fülle seiner Seele.

Das Gebet

Es schreie ein jeder zu Gott und erhebe sein Herz zu ihm, als hinge er an einem Haar und der Sturmwind brauste bis zum Herzen des Himmels, bis daß er nicht wüßte, was er tun solle, und beinahe keine Zeit mehr hätte zu schreien. Und in Wahrheit ist ihm kein Rat und keine Zuflucht als einsam zu werden und seine Augen und sein Herz zu Gott zu erheben und zu ihm zu schreien. Und dieses tue man zu jeder Zeit; denn der Mensch ist in der Welt in großer Gefahr.

Zwei Sprachen

Es gibt Menschen, die die Worte des Gebets zu sprechen vermögen in Wahrheit, also daß die Worte leuchten wie ein Edelstein, der aus sich selbst leuchtet. Und es gibt Menschen, deren Worte nur wie ein Fenster sind, das kein Licht aus sich selbst hat, das dem Licht nur Eingang gibt und aus ihm erstrahlt.

Innen und außen

Der Mensch ängstet sich vor Dingen, die ihm nichts antun können, und er weiß es; und er gelüstet nach Dingen, die ihm nicht fruchten können, und er weiß es; aber in Wahrheit ist es ein Ding im Menschen selbst, vor dem er sich ängstet, und es ist ein Ding im Menschen selbst, nach dem er gelüstet.

Zweierlei Menschengeist

Es gibt zweierlei Geist, der ist wie rückwärts und vorwärts. Es gibt einen Geist, den der Mensch erlangt im Gang der Zeiten. Aber es gibt einen Geist, der über den Menschen kommt in großer Fülle, in großer Eile, schneller als ein Augenblick, denn er ist über der Zeit, und es bedarf keiner Zeit zu diesem Geist.

Denken und Sprechen

Alle Gedanken des Menschen sind Worte und sprechende Bewegung, auch wenn er es nicht weiß.

Wahrheit und Dialektik

Der Sieg erträgt die Wahrheit nicht, und wenn man vor deinen Augen ein wahres Ding ausbreitet, verstößest du es wegen des Sieges. Wer da die Wahrheit in ihr selbst will, treibe den Geist des Siegs von dannen; dann erst bereite er sich, die Wahrheit zu schauen.

Zweck der Welt

Die Welt ist nur um der Wahl und des Wählenden willen geschaffen worden.

Der Mensch, der Herr der Wahl, soll sagen: Die ganze Welt ist nur um meiner willen erschaffen worden. Daher soll jeder Mensch achten und schauen, zu jeder Zeit und an jedem Ort die Welt zu erlösen und ihren Mangel zu füllen.

Freude

Durch die Freude wird der Sinn seßhaft, aber durch die Schwermut geht er ins Exil.

Vollendung

Sich zur Einheit vollenden, bis man vollendet ist nach der Schöpfung wie man vor der Schöpfung war, daß man ganz eins sei, ganz gut, ganz heilig, wie vor der Schöpfung.

Man muß sich an jedem Tag erneuern, um sich zu vollenden.

Der Trieb

Der böse Trieb ist wie einer, der unter den Menschen umherläuft, und seine Hand ist geschlossen, und niemand weiß, was in ihr ist. Und er geht zu jedem und fragt: „Was fasse ich wohl in meiner Hand?“ Und jeden dünkt, es sei das in der Hand, was er zu innerst begehrt. Und alle laufen jenem nach. Und dann öffnet er seine Hand, und es ist nichts darin.

Man kann Gott mit dem bösen Trieb dienen, wenn man sein Entbrennen und seine begehrende Glut zu Gott lenkt. Und ohne bösen Trieb ist kein vollkommener Dienst.

Der böse Trieb wandelt sich in dem Gerechten in einen heiligen Engel, ein Wesen der Macht und des Schicksals.

Aufstieg

Für des Menschen Aufstieg ist keine Grenze, und

jedem ist das Höchste offen. Hier waltet allein deine Wahl.

Sich selbst richten

Wenn ein Mensch sich selbst nicht richtet, richten ihn alle Dinge, und alle Dinge werden die Boten Gottes.

Wille und Hindernis

Es gibt kein Hindernis, das man nicht zerbrechen kann, denn das Hindernis ist nur des Willens wegen da, und in Wahrheit sind keine Hindernisse als nur im Geist.

Zwischen Menschen

Es gibt Menschen, die leiden furchtbare Not und können nicht erzählen, was in ihrem Herzen ist, und sie gehen einher, voll der Not. Kommt ihnen da einer entgegen mit lachendem Angesicht, er vermag sie zu beleben mit seiner Freude. Und das ist kein geringes Ding: einen Menschen beleben.

Im Verborgenen

Es gibt Menschen, die im Offenbaren gar keine Herrschaft haben, aber im Verborgenen regieren sie das Geschlecht.

Das Reich Gottes

Die nicht in der Einsamkeit wandeln, werden verwirrt sein, wenn der Messias kommt und man sie ruft; aber wir werden sein wie ein Mensch nach dem Schlaf, dessen Sinn ruhig und gelassen ist.

Die Wanderung der Seelen

Gott tut nicht zweimal das gleiche Ding. Und wenn eine Seele wiederkehrt, wird ein anderer Geist ihr Genosse.

Wenn eine Seele auf die Welt kommt, beginnt ihre Tat aus den heimlichen Welten emporzusteigen.

Es gibt nackte Seelen, die nicht in den Körper eingehen können, und über sie ist großes und mächtiges Erbarmen, mehr als über jene, die gelebt haben. Denn diese waren im Körper und haben gezeugt und gewirkt, jene aber können nicht nach oben steigen, und auch nach unten können sie nicht hin, sich mit dem Körper zu bekleiden. Es gibt Wanderungen auf der Welt, die sich noch nicht offenbart haben.

Die Gerechten müssen unstät und flüchtig sein, weil es vertriebene Seelen gibt, die nur dadurch emporsteigen können. Und wenn ein Gerechter sich wehrt und nicht wandern will, wird er unstät und flüchtig in seinem Haus.

Es gibt Steine wie Seelen, die sind hingeworfen auf den Straßen. Aber wenn einst die neuen Häuser gebaut werden, dann fügt man ihnen die heiligen Steine ein.

Der Erzähler

In den letzten Jahren seines Lebens erzählte Rabbi Nachman seinen Schülern mehrere Märchen und Geschichten. Es war immer irgendein äußerer Anlaß, der ihn zum Erzählen brachte. Einige dieser Anlässe sind uns überliefert. Einmal berichtete ihm einer seiner Schüler, was er gerade von dem Krieg der Franzosen gehört hatte, der in jener Zeit war. „Und wir waren erstaunt über die große Erhebung, mit der Jener (Napoleon) erhoben worden war und aus einem Niederen (wörtlich: Knecht) ein Kaiser wurde. Und wir sprachen mit ihm davon. Und er sagte: ‚Wer weiß, welche Seele sein ist, denn es kann sein, daß er vertauscht wurde. Denn in dem Quellschloss der Wandlungen werden zuweilen die Seelen vertauscht.‘ Und sogleich begann er uns die Geschichte zu erzählen von dem Königssohn und dem Sohn der Magd, die vertauscht wurden.“

Ein andermal kam ein Synagogen-Vorsänger zu ihm, und dessen Kleid war zerrissen. Da sprach er zu ihm: „Bist du denn nicht ein Meister des Gebets, durch das der Segen herniedergebracht wird? Und du sollst in zerrissenem Gewand gehen!“ Damals erzählte er die Geschichte von dem Meister des Gebetes.

Ein andermal wieder hatte ein Schüler einem andern geschrieben, er möge fröhlich sein. Als der Meister von dem Brief hörte, sagte er: „Was wißt ihr, wie man sich zu freuen vermag inmitten der Schwermut? Ich will euch erzählen, wie man sich einst gefreut hat.“ Und er begann die Geschichte von den sieben Bettlern, die letzte der Geschichten, die er nicht vollendet hat.

Der Antrieb zum Erzählen war für Rabbi Nachman jenes Gefühl, daß seine Lehren „keine Kleider haben“. Die Geschichten sollten die Kleider der Lehren sein. Sie sollten „erwecken“. Er wollte eine mystische Idee oder eine Lebenswahrheit in das Herz der Schüler pflanzen. Aber ohne daß er es im Sinn hatte, gestaltete sich die Erzählung in seinem Mund, wuchs über den Zweck hinaus und trieb ihr Blütengerank, bis sie keine Lehre mehr war, sondern ein Märchen oder eine Legende. Verloren haben die Geschichten ihren symbolischen Charakter deshalb nicht, aber er ist stiller und innerlicher geworden.

Rabbi Nachman fand eine Tradition jüdischer Volksmärchen vor und knüpfte an sie an. Aber er ist der erste und bisher einzige wirkliche Märchendichter unter den Juden. Alles Frühere war anonyme Schöpfung; hier zum erstenmal ist Person, persönliche Intention und persönliche Gestaltung.

Die Geschichten wurden von seinen Schülern, namentlich von seinem Lieblingsschüler Natan von Niemirow, der sein eigentlicher Apostel war, aus dem Gedächtnis niedergeschrieben, die meisten (insbesondre die nicht in die Sammlung aufgenomme-

nen) in verstümmelter und fragmentarischer Weise. Natan pflegte zwar die einzelnen Geschichten, damit er sie nicht vergesse, sogleich nach dem Hören zwei andern zu erzählen, bevor er nach Hause ging, um sie niederzuschreiben; doch scheint er mit der Niederschrift oft länger gewartet zu haben, denn von manchen Dingen gibt er selbst zu, daß er sie vergessen hat, von andern gar, daß er sie nicht „zu ihrer Zeit" niederschrieb. Bei den Lehrworten kann man erkennen, welche unmittelbar aufgezeichnet wurden; sie zeigen den Geist und die Sprache des Meisters. Von den Geschichten hingegen sind alle offenbar entstellt. Einen ebenbürtigen Schüler, der das Vergessene im Sinn des Erzählers hätte ergänzen können, besaß Rabbi Nachman nicht; und er selbst sah sich wohl hier und da einmal die Niederschrift der Lehrworte an, niemals aber die der Erzählungen. So gilt vor allem von ihnen, was zwei frühe Geschichtschreiber des Chassidismus von den Niederschriften der Schüler sagen. „Sie schrieben Dinge, die er nie gesagt hatte", meint der eine, und der andere urteilt: „Sie glichen das Wort, das er gesprochen hatte, dem an, was sie selbst dachten."

Dreizehn der Geschichten sind nach dem Tode des Meisters, 1815, in dem jüdischen Original mit hebräischer Übertragung veröffentlicht worden. Von diesen sind hier fünf nacherzählt.

DIE ERZÄHLUNGEN

Die Geschichte von dem Rabbi und seinem Sohn

Es war einmal ein Rabbi, der hatte sein Leben der Tora dargebracht, all seinen Geist hatte er angewandt, sie zu durchforschen, und mit all seinem Willen hütete er die Gebote, daß sie bis ins kleinste geachtet würden in der Gemeinde. Als ihm in späten Jahren der einzige Sohn geboren wurde, schien ihm dies ein Lohn und eine Zustimmung Gottes. Es war ihm, als ob ihm von oben eine Bestätigung seines Wegs zuteil würde, und er schwor sich zu, all seine Tage, die ihm noch blieben, darauf zu schauen, daß sein Sohn gleich ihm mit strengen Gedanken in die Tiefen der Lehre eindringe und nicht um eines Haares Breite von des Gesetzes letzter und kleinster Forderung abweiche. Daß er gleich ihm feind sei jenen Schwärmern, die es wagen, ihre schweifenden Träume an die urewige Macht der Tora zu knüpfen und das Herz da spielen zu lassen, wo nur der feste Gedanke walten darf. Der Sohn wuchs heran und wurde groß in der Weisheit der heiligen Bücher. Er hatte im Haus seines Vaters ein Stübchen, darin er sich mit gesammelten Sinnen in die Geheimnisse der Schrift zu versenken pflegte. Aber seine Seele konnte über den Büchern nicht verharren, und sein Blick hielt sich nicht auf der unendlichen Fläche der starren Lettern, sondern glitt immer wieder hinaus über die gelbe Flut der Ähren hin und bis zu dem dunkeln Strich der fernen Tannenwälder. Und mit seinem Blick glitt seine Seele hinaus und wiegte sich in der stillen Luft, scheu wie ein junger Vogel. Doch er zwang immer wieder Auge und Herz zurück in die enge Haft, denn er wollte wissen, und das Wissen war ja in den Büchern. Aber hielt er auch den Kopf mit beiden Händen über die zeichenbedeckten Blätter geneigt, so ließ sich die Seele doch nicht bannen.

Und konnte sie sich an der Fülle da draußen vor dem Fenster nicht nähren, so schaute sie innig und heiß in sich selber, über wunderbare Saaten hin und zu geheimnisvollen Himmelsstrichen, die in ein unbekanntes Land hinüberblauten. Dennoch wuchs das Lernen in ihm, und er wurde stark im Erkennen; aber nicht aus dem Gewirr der Worte vor ihm strömte ihm die Weisheit zu, sondern als käme sie aus ihm selbst. Zur gleichen Zeit wurde jene Kraft des Wesens groß in ihm, die Heiligkeit heißt; was er sprach, war lauter wie Kristall, und was er tat, geweiht; und wenn er durch sein Stübchen schritt, war es, als wandelte er auf den Wogen eines einsamen Meers. Weisheit und Heiligkeit aber vermählen sich zu jener unbegreiflichen Wandlung, die die Stufe des kleinen Lichtes genannt wird und von einer Zeit zur andern in einer einzigen Seele erscheint und dahingeht; dieses war die Stufe, zu der der Jüngling erhoben wurde, ohne es zu ahnen.

Wie einer, der sich unwissend wähnt, dieweil er im Innern die Welt umfängt, glaubte er, um der Wahrheit willen auch fernerhin die Schriften durchforschen zu müssen. Aber sowie er nur den Büchern nahte, war ihm, als trete er in eine Leere, ein rätselhafter Mangel legte sich schwer auf ihn, und er fühlte sich im Grenzenlosen verlassen. So kehrte er immer wieder zu sich selbst zurück und gab sich den Verzückungen des großen Schweigens hin. Aber auch sie gewährten ihm den Frieden nicht, nach dem er verlangte wie die ungeborenen Seelen nach dem Leben der Erde. Auch in der höchsten Erfüllung fehlte ihm etwas, und er wußte nicht, was das sei; auch in der gnadenvollen Stunde des Schauens schlug eine Bangigkeit in ihm, für die er keinen Namen hatte.

Er wagte nicht, davon zu sprechen, es war allzu gewaltig, und wenn er es versuchte, sagte das Wort, das auf seine Lippen kam, schon anderes, als ihm in der Seele geschah. Von allen Menschen aber hielt

er sich nur zu den Chassidim, zu jenen Schwärmern, die seinem Vater so verhaßt waren. Denn er fühlte, daß in ihrer Art, so unbändig sie war, etwas von dem lebte, was durch seine Träume ging. Sein Vater zürnte ihm, aber er konnte den Verkehr nicht lassen. Und so war er einmal mit zweien von jenen, zwei Jünglingen, zusammen. Da stärkte er sein Herz zum Reden, er rang mit den Worten, bis sie ihm gehorchten, und erzählte den beiden, wie ihn ein Mangel quäle und wie er verschmachte nach einem Unnennbaren. Da sprachen sie zu ihm: „Es gibt nur einen, der dir zu helfen vermag. Das ist der große Zaddik, der eine Tagereise von hier wohnt. Denn ihm ist die Kraft gegeben, die Seelen frei zu machen. Er geht durch die Reihen der Menschen, und von dem Leuchten seiner Augen fließt eine Segnung Gottes zu ihnen allen hin. Er streckt die Hand den Bedrückten entgegen, und sie atmen auf. Er wischt die Zeichen des Grams und der Mühsal von den Stirnen. Er löst den Krampf des Hasses und zeigt den Schwermütigen die Schönheit der Welt.“ „Ist er weise?“ fragte der Jüngling. „Wir wissen nicht, ob er weise ist,“ antworteten sie, „denn er liegt dem Lernen nicht ob und redet nie von den Dingen, von denen man sagt, man habe sie erkannt. Aber dieses wissen wir, daß er ins Nahe und ins Fernste wirkt, und ganz gewiß ist das sein, was man die Tat nennt.“ „Ist er heilig?“ fragte er weiter. „Wir wissen nicht, ob er heilig ist,“ sagten sie, „denn er hält sich nicht abseits und hütet sich nicht, die Sündigen anzurühren. Aber dieses wissen wir wohl, daß er keinen entläßt, ehe er ihm die schwerste Bürde von der Seele nahm. Und ganz gewiß ist die Erlösung sein Reich.“ „Ist es aber nicht so,“ fragte er, und er blickte mehr in sich als zu ihnen hin, „daß Tat und Erlösung sich einen zur höchsten Begnadung, welche die Stufe des großen Lichtes genannt wird und von vielen Zeiten zu vielen Zeiten in einer einzigen Seele

erscheint, um in Tausende zu strahlen und hinüberzuleben?“ Da schwiegen die Jünglinge und waren betroffen über das Ungestüm seiner Worte, wie sie solches an ihm nicht kannten. Er aber stand erschauernd da und wußte nicht, was ihm widerfahre.

Von dieser Stunde an aber war es in ihm beschlossen, daß er sich zu jenem Zaddik begeben und die Offenbarung seines Wesens von ihm empfangen müsse. Er ging zu seinem Vater, sagte ihm sein Vorhaben und bat ihn, er möge ihn ziehen lassen, wenn er anders wolle, daß das Leben nicht allen Wert für ihn einbüße. Der Vater aber achtete es für eine große Schande, daß sein Sohn den törichten Wundermann aufzusuchen begehre, und bot alle Gründe dagegen auf, die ihm geläufig waren. Als der Jüngling beharrte, stritt er heftig wider ihn und gab ihm zu bedenken, wie wenig es für den gelehrten Sohn eines strenggläubigen Geschlechts sich schicke, sein Heil bei solch einem Irrlehrer und ungewissen Wirrkopf zu suchen. So wies er ihn zurück, aber der Jüngling wiederholte sein Ansinnen oft und immer dringender. Alle im Haus wurden es gewahr, wie an dieser ungestillten Sehnsucht das Leben des Knaben matter wurde und einer schier verlöschenden Flamme gleich flackerte. Zu einer Stunde, als er seinen Wunsch wieder aussprach, neigte sich das Herz des Alten, von Erbarmen überwunden, ihm zu. Er versprach, seinem Begehren willfährig zu sein, und beschloß, seinen Sohn selbst zu dem Zaddik zu führen, denn die Hingabe an sein einziges Kind war mächtig in ihm, vielleicht auch hoffte er im verborgnen Herzen, daß es seiner Klugheit gelingen werde, den Fremden albern und nichtig erscheinen zu lassen. Indem er einwilligte, sprach er jedoch: „Eins aber möge uns Zeichen sein, daß unsere Fahrt im Willen des Himmels liege: daß im Verlauf der Reise nichts sich ereigne, was dem Gang des Alltags zuwiderläuft. Sollte sich aber etwas begeben, das uns den

Fuß hemmt, so mag dies ein Hinweis sein, daß dir der Weg nicht bestimmt ist; alsdann wollen wir umkehren." Am nächsten Tag begaben Vater und Sohn sich auf die Fahrt. Sie hatten sich bereits einige Stunden von ihrem Ort entfernt, als ihr Pferd auf einer Brücke stürzte und den Wagen zu Fall brachte. Wohl gingen die beiden unversehrt hervor, der Alte aber maß dem Unfall tiefere Bedeutung bei und wollte ihn nicht anders ansehen, denn als daß er eine Warnung darstelle, den Weg nicht fortzusetzen. So kehrten sie in die Heimat zurück. Aber von dieser Stunde an wurde der Jüngling von so unendlicher Traurigkeit befallen, daß der Vater bald, von seinem Flehen bezwungen, sichs aufs neue mit ihm auf den Weg begab. Sie hatten wohl schon eine halbe Tagereise hinter sich, als plötzlich die Achse des Wagens zerbrach und der Rabbi wiederum, geängstigt, von der Fahrt abstand und die Umkehr anordnete. Und wieder verzehrte sich der Knabe so, daß der Vater vor Herzeleid es nicht länger anzusehen vermochte, und zum dritten Mal traten sie die Reise an. Diesmal beschloß der Alte, nicht umzukehren und keines Unfalls zu achten, es sei denn, daß ganz und gar Ungewöhnliches ihre Bahn hemme. So fuhren sie bis zum Abend und suchten erst mit eintretender Dunkelheit eine Herberge auf. Während sie in der Wirtsstube Rast hielten, gesellte sich ihnen als dritter ein reisender Kaufmann zu, mit dem sie alsbald in ein Gespräch kamen. Der Rabbi hatte es sich vorgesetzt, im Reden seines Besuchs bei dem Zaddik nicht zu gedenken, denn es stand bei ihm fest, daß er sich dessen zu schämen habe. So sprachen sie über mancherlei Dinge der Welt, und der Alte erstaunte, wie wohlbewandert der Fremde auf jeglichem Gebiet sei, und wie gewandt er die Unterhaltung zu lenken wisse. Bald war der Rabbi wie Wachs in seinen Händen und der fremde Gast erfuhr so viel, als ihm zu wissen behagte. Indem sie

so von diesem und jenem sprachen, führte der Kaufmann von ungefähr die Rede auf die Zaddikim und wo man welche fände. Als der Rabbi mit einiger Wißbegier auf das Gespräch einging, erwähnte jener, daß unfern von hier ein Zaddik lebe, der viel von sich reden mache. Bei diesen Worten umfing er den Jüngling, der bis dahin ganz still und versunken dagesessen hatte, mit einem eigentümlich blitzenden und durchdringenden Blick. Der Knabe schreckte auf, wie wenn ihn ein schmerzhafter Stich aus dem Schlaf geweckt hätte, und hörte nun, wie sein Vater den Fremden fragte, ob er diesen Zaddik kenne. „Wohl kenne ich ihn", erwiderte der Kaufmann mit einem leichtfertigen und höhnischen Lächeln. —„So wißt Ihr ohne Zweifel, ob er in der Tat jener ehrwürdige und fromme Mann ist, als der er gilt?" Da lachte der Fremde wiederum hell auf und sprach: „Der Zaddik ein Frommer und Gerechter? Nie ist mir ein schlimmerer Weltmensch begegnet als er. Mit eigenen Augen habe ich sein sündhaftes Treiben gesehn, und ich, der ich zu ihm kam, Hilfe und Beistand zu suchen, zog enttäuscht und entsetzt von dannen." Der Alte wendete sich zu seinem Sohn und rief: „Ich habe geahnt, daß es so sei, wie dieser Mann in seiner Einfalt uns sagt. Wir wollen nach Hause kehren. Und nun du es selbst gehört hast, wirst du dein Herz von diesem Wahn befreien." Als sie aber heimkamen, legte sich der Sohn hin und verschied.

Uferlos war die Trauer, die der Tod über den alten Rabbi brachte. Einige Wochen aber nach dem Hinsterben des Sohns erschien der Tote dem Vater im Traum, schrecklich anzusehn und flammend gleich einer Säule des Zorns. Zitternd rief der Alte: „Warum sehe ich dich in solcher Gestalt, mein Sohn?" Da erwiderte dieser: „Mache dich auf den Weg zu jenem Zaddik, und du wirst es erfahren." Am Morgen gedachte der Rabbi zwar der Erscheinung, aber

er meinte, seine Sinne hätten ihn wohl genarrt, und dies sei ein Traum wie andre. Aber es kam wieder und kam zum dritten Mal, und da wagte der Alte nicht zu widerstehen und begab sich auf den Weg zu jenem Zaddik. Gegen Abend, als das Dunkel und die Müdigkeit ihn überwältigten, kehrte er in einer Herberge ein, und als er eine Weile in dem dämmrigen Wirtsraum gesessen hatte, sah er, daß es dieselbe Herberge war, in der er vor wenigen Wochen mit dem jetzt toten Sohn eingekehrt war. Der Gedanke schreckte ihn aus seinem Brüten auf, er blickte um sich und sah sich gegenüber die Gestalt jenes Kaufmanns sitzen, dem er auch damals begegnet war. Bei seinem Kommen war das Zimmer leer gewesen, und er hatte nicht bemerkt, daß jemand eingetreten wäre. Allein der Schmerz war zu heftig in ihm, als daß er der Verwunderung Raum gegeben hätte. Und so fragte er den Fremden nur: „Bist du nicht jener Kaufmann, mit dem ich vor kurzem hier gesprochen habe?“ Da brach jener in ein unbändiges Gelächter aus und antwortete: „Ich bin es, und was ich wollte, ist mir wohl gelungen. Besinne dich, wie du mit deinem Sohn zum Zaddik ziehen wolltest. Zuerst stürzte dein Pferd, und du kehrtest um. Dann zerbrach die Achse deines Wagens, und du kehrtest wieder um. Und zuletzt kamst du und fandest mich und hörtest auf meine Worte und kehrtest um zum drittenmal. Und nun, da ich deinen Sohn getötet habe, magst du schon fahren. Denn wisse, dein Sohn hatte die Stufe des kleinen Lichtes, jenem Zaddik aber ward die Stufe des großen Lichtes gegeben, und wären sie auf Erden zusammengekommen, so hätte sich das Wort erfüllt und der Messias wäre erschienen. Nun aber, da ich deinen Sohn getötet habe, magst du schon fahren.“ Und indem er dies gesagt hatte, entwich er von hinnen und war verschwunden, und der Rabbi starrte in die leere Luft. Er zog seines Wegs weiter und

kam zum Zaddik, er warf sich ihm zu Füßen und schrie: „Wehe, wehe um die, so verloren gehen und können nicht wiedergefunden werden.“

Die Geschichte von dem Klugen und dem Einfältigen

In einer Stadt im Osten lebten zwei reiche Männer, die besaßen vielerlei an Gütern, lange Häuserreihen, Felder so weit man sehen mochte, und blankes Geld in Fülle, und Kostbarkeiten, woran sich ihr Herz erfreuen konnte. Jeder von ihnen hatte einen Sohn, und die beiden Knaben waren einander gar gut, spielten von Kind auf einträchtig miteinander und hielten auch in der Schule zusammen. Der eine war sehr klug, sein Verstand war scharf und hell, und kein Ding war so vielgestaltig, daß er es nicht erfaßt hätte. Der andere aber war einfach von Art und Geist, er konnte begreifen, was schlicht und gerad war, nicht mehr und nicht weniger. Als die beiden Knaben eben dem Lernen entwachsen waren, begab es sich, daß die Väter mit einemmal verarmten, und es blieb jedem nichts als das Haus, in dem er wohnte. Da sprachen sie zu ihren Söhnen: „Seht zu, wie ihr euch durch die Welt helft. Wir können euch nicht mehr beistehen, da nun nichts unser eigen ist, als das Dach über unserem Haupt.“ Der Einfältige, den die Welt unüberwindlich dünkte, schickte sich an, bei einem armseligen Schuster das Handwerk zu erlernen. Der Kluge aber beschloß, sich die Welt zu erobern, kehrte der Heimat den Rücken und zog in die Fremde.

Wie er so auf der Landstraße dahinwanderte, begegnete er einem mächtigen Wagen, auf dem Ballen von Waren aufgetürmt waren und den vier Pferde eben noch mit Mühe zogen. Neben dem Wagen schritt der Kaufmann mit seinen Dienern einher. Als der Kluge ihrer ansichtig wurde, begrüßte er sie

und gesellte sich zu ihnen. Sie kamen ins Reden, und er erfuhr, daß der Kaufmann aus Warschau war und auf dem Weg nach Hause noch Geschäfte in Menge zu besorgen hatte. Und da er ihn fragte, ob er wohl noch eines anstelligen Dieners bedürfte, und sich ihm anbot, war der Kaufmann gleich willens, es mit ihm zu versuchen, denn er hatte schnell erkannt, daß er einen scharfsinnigen und gewandten Burschen vor sich hatte. Der Jüngling merkte auf die Gepflogenheiten beim Handel, und bald wußte er so flink Bescheid, wie nur irgendeiner. Als sie in Warschau ankamen, fragte er unter den Leuten der Stadt herum, welches Ansehen sein Kaufherr unter ihnen genösse. Er erfuhr, daß jener ein geachteter und rechtschaffener Mann sei, aber auch, daß sein Geschäft als schwer gelte, weil er viele Handelsreisen nach entlegenen Ländern unternehme. Als der Kluge so in der Stadt umherging, sah er die Diener in den Warengewölben, und ihre schmucke Tracht und ihr stattliches Aussehen stachen ihm sehr in die Augen. Da beschloß er seinen Dienst aufzugeben und verdingte sich einem Händler, der einen ansehnlichen Laden am Orte hielt. Und wie es der Brauch ist, mußte er zuerst mühselige Arbeit um geringen Lohn verrichten. Aber das verdroß ihn nicht, und bald gewann er das Vertrauen seines Herrn und hatte teil an der Führung des Geschäftes, bis er dessen völlig kundig war. Als er aber eines Tags merkte, daß hier für ihn nichts mehr zu lernen war, nahm er seinen Abschied und schloß sich einem Kaufmannszug an, der nach London ging. Er hielt die Augen wacker offen und ließ sich nichts entgehen, was er allerorts an klugen und schicklichen Gebräuchen sah, und worin immer sich ein Land vor den andern hervortat, das ließ er sich wohl gewiesen sein und nahm es auf. So bereiste er viele Reiche, England, Deutschland, Frankreich, Spanien, und zuletzt kam er nach Italien. Dort sah er gar feine und kunst-

reiche Geräte der Goldschmiedezunft, dergleichen er in keinem anderen Lande wahrgenommen hatte, und da Ort und Gelegenheit ihm günstig waren, setzte er Fertigkeit und Eifer darein, das Werk zu erlernen. Es bedurfte nicht langer Weile, da brachten seine Hände so Zierliches zutag, daß die ältesten Meister der Stadt eingestehen mußten, ihr Lebtag sei ihnen solches nicht gelungen. Da er es nun so weit gebracht hatte, daß keiner im Land es ihm mehr zuvortat, beschloß er, sich dieses Handwerks zu begeben und ein neues zu erlernen, das als ungemein schwierig galt und gleichfalls wohlangesehen war. Er ging zu einem Meister hin, der bislang unübertroffen war in der Kunst, Menschenköpfe und Tiergestalten und allerlei schöne und erfreuliche Dinge in edle Steine zu schneiden. Bald hatte sein Wille auch diese Kunst bezwungen, und es war keiner unter seinen Genossen, der sich mit ihm hätte messen können. Doch bestand auch das neue Tun vor seinen Augen nicht, und da er seine Hand nun so zu jeder kunstvollen Verrichtung geschickt wußte, gedachte er, seinen Geist zu üben und die Natur der Menschen und der Dinge zu ergründen. Er begab sich auf eine hohe Schule, wo ein berühmter Meister der Heilkunde Jünglinge, die aus allen Ländern ihm zuströmten, unterwies. Da erfaßte er die Weisheit seines Lehrers mit solcher Schärfe, daß er jegliches Ding in der Welt und in der Seele des Menschen von Grund aus durchschaute, so daß nichts vor ihm standhielt und alles gering in seinen Augen wurde. Am Ende trieb ihn ein heftiger Widerwille vor der Unvollkommenheit alles Lebens von Ort zu Ort, und er fand nirgends Ruhe. Da gedachte er seiner alten Heimat und beschloß, sich ihr wieder zuzuwenden.

Indessen war der Einfältige bei dem Schuster in die Lehre gegangen und hatte sich jahrelang gemüht, nur eben schlecht und recht das Handwerk zu erler-

nen, aber es war ihm nicht so gar gelungen. Als er ein Paar grober Stiefel halbwegs zustand brachte, tat er eine eigene Werkstatt auf, nahm sich ein Weib und schusterte drauf los. Da er aber sein Handwerk schlecht verstand, kamen nur die ärmsten Leute zu ihm, die wenig bezahlen konnten, und da er überdies sehr lang brauchte, bis er ein Stück fertig bekam, mußte er sich arg plagen, bis er das Wenige verdiente. Doch tat dies kärgliche und mühevolle Dasein seiner guten Laune keinen Eintrag, und obgleich er den ganzen Tag oft keinen freien Augenblick zum Essen fand, war er dennoch fröhlich und guter Dinge vom Morgen bis zum Abend. So geschah es zuweilen, daß er, während er den Faden durchs Pech zog, seiner Frau zurief: „Weib, stell mir sofort die Graupensuppe her!“ Da reichte sie ihm ein Stück trockenes Brot. Und indem er es munter verzehrte, sagte er: „Frau, so wie heute ist dir die Graupensuppe noch nie gelungen! So, nun gib mir ein schönes Stück vom Braten!“ Da reichte sie ihm abermals eine tüchtige Scheibe Brot. Als der Schuster auch diese aufgegessen hatte, rief er entzückt: „Frau, dies ist der saftigste Braten, den ich mein Lebtag genossen habe. Jetzt gib mir noch den Nachtisch.“ Und wieder erhielt er ein Stück Brot und pries es als den köstlichsten Kuchen. So würzte er sich jeden Tag den kargen Bissen mit den lustigsten Einfällen, und während er aß, schmeckte er wirklich alle die auserlesenen Leckereien, von denen er sprach. War er aber durstig, so rief er: „Weib, bring mir ein Glas Wein, aber von unserm besten!“ Sie stellte ihm ein Glas Wasser hin, und er hielt es gegen das Licht und sagte schmunzelnd: „Ich wette, klareren Wein trinkt auch der König nicht!“ Und es war ihm, als spürte er das allerbeste Getränk auf der Zunge. So erging es ihm auch mit seiner Kleidung. Der Schuster und sein Weib hatten zusammen einen ruppigen Schafspelz. War es kalt und er wollte über Land ge-

hen, so redete er zur Frau: „Meine Liebe, leg mir den Pelz um!“ Und dann streichelte er ihn und sprach: „Ist es nicht ein feines Pelzchen? Und wie schön warm es hält!“ Mußte er aber irgendwo in der Stadt vorsprechen, so meinte er: „Frau, tu mir den Tuchmantel her!“ Dann legte sie ihm wieder den Pelz um, und er sagte lächelnd: „Glänzt das Tuch nicht wie Atlas? Es geht doch nichts über mein Mäntelchen!“ Und so trug er den alten Pelz auch als Kaftan und als Joppe und war durchaus der Meinung, daß auf der ganzen Welt kein edleres Gewand sei. Hatte er aber mit vieler Mühe einen Schuh zustande gebracht—und sie gerieten ihm immer recht plump und ungeschlacht—, so rief er seine Frau herbei: „Sieh einmal, mein Herz, was für ein süßes und zierliches Schuhchen das ist! Hast du je ein hübscheres gesehen?“ „Na,“ sagte die Frau, „wenn deine Schuhe so vortrefflich geraten, warum nimmst du nur einen Taler für das Paar, während jeder andere Schuster hier am Ort das Doppelte verlangt?“ „Weib,“ lachte er da, „was willst du uns die Laune mit dem verderben, was andere tun? Denk lieber dran, was ich mit einem einzigen Paar Stiefel so von der einen Hand in die andere verdiene.“ Er zählte nun auf, was Leder und Pech und Faden ihn koste, fand, daß ihm bare fünf Groschen als reiner Verdienst blieben, und beteuerte der Frau, daß kein andres Los dem seinen vorzuziehen sei.

Die Leute der Stadt kannten den Schuster und seine närrischen Gebräuche wohl und trieben ihren Spott mit ihm. Oft geschah es, daß einer bei ihm eintrat, nur um ihn zu necken, aber er merkte es bald und gab dann keine Antwort als die, daß er beharrlich erwiderte: „Nur ohne Spott!“ Fragte ihn einer rechtschaffen und ohne Arg, so gab er schlecht und recht Bescheid, wie er's wußte. Wollte ihn jedoch jemand mit scheinbarem Ernst überlisten, um ihn zu närrischen Reden zu bringen und sich über

ihn lustig zu machen, sagte er ganz fröhlich: „Ei, Freund, sieh doch nur zu, wie ich gar so einfältig bin! Du kannst ein gut Stück klüger sein als ich und bist noch immer ein rechter Narr.“

Eines Tags aber verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, daß der Kluge, der inzwischen in der Fremde ein unmäßig reicher und weiser Herr geworden sei, in seinen Heimatsort einziehen werde. Als der Einfältige dies vernahm, schrie er eilend: „Weib, sofort gib mir das beste Festgewand her, damit ich meinem Jugendfreund entgegengehe und ihn begrüße.“ Die Frau tat ihm den zottigen Pelz um, und so lief er vor das Stadttor auf die Landstraße, als eben ein prächtiger Wagen dahergefahren kam, in dem der Kluge glanzreich und würdevoll saß. Der Einfältige hielt das Gefährt an und rief voller Freude: „Gesegnet sei Gott, der dich hierher geführt hat, mein Bruder!“ Und er sagte noch viele liebevolle und fröhliche Worte und gebärdete sich unbekümmert und treuherzig. Dem vielgelehrten Mann erschien dieses Gehaben töricht, doch gedachte er der einstigen Jugendfreundschaft, begrüßte den Schuster freundlich, nahm ihn in seinen Wagen auf und fuhr mit ihm in die Stadt. In der langen Zeit aber, die der Kluge fern von der Heimat verbracht hatte, war sein Vater gestorben, und das Haus, das er ihm hinterlassen hatte, war ungepflegt gänzlich verfallen, so daß er keinen Ort darin fand, wo er hätte wohnen können. Er mußte eine Herberge suchen, doch es fand sich in der ganzen Stadt keine, die zu seinem Ansehen und seinen Gewohnheiten gepaßt hätte. Der Einfältige aber war nach dem Tod seines Vaters in dessen Haus gezogen, und als er nun die Bedrängnis seines vornehmen Freundes vernahm, suchte er ihn schleunig auf und sprach zu ihm: „Mein Bruder, erweise mir die Ehre und kehre bei mir ein. Du wirst in meinem Hause Raums genug finden, denn mein Weib und ich bedürfen nur einer

einzigen Stube.“ Der Kluge willigte ein, der Einfältige aber eilte heim, raffte den besten Hausrat zusammen, trug ihn in die Stuben, die sein Jugendfreund bewohnen sollte, und hieß seine Frau alles blank scheuern und aufs beste vorbereiten. So kam der Kluge in das Haus des Einfältigen.

Der hohe Ruhm seiner Weisheit und seiner ungezählten Fertigkeiten verbreitete sich alsbald im ganzen Land. Die Großen und Vornehmen des Reiches eilten herbei, um sich an den Proben seines Wissens und seiner Kunst zu ergötzen. So gab ihm ein mächtiger Fürst den Auftrag, ihm einen Ring anzufertigen, so kunstvoll, wie er ihn nur zu ersinnen vermöchte. Der Kluge machte einen Ring und ritzte in ihn das Bildnis eines Baums mit tausendfältig verschlungenen Ästen und Zweigen, und das Werk geriet ihm so kühn und fein, daß er sicher war, selbst in Italien, wo man sich wie nirgends auf diese Kunst verstand, könnte nichts seiner Arbeit an die Seite gesetzt werden. Aber der Fürst war ein roher und unkundiger Mensch, der nur groben Prunk zu würdigen wußte, und der herrliche Gegenstand fand vor seinen Augen keine Gnade. Den Weisen erfüllte der Unverstand seines Auftraggebers mit heftigem Verdruß. Ein anderes Mal kam wieder ein Vornehmer des Reichs zu ihm, brachte ihm einen Edelstein, darein ein Bildnis geschnitten war, und verlangte von ihm, er möge die Zeichnung auf einen andern, in Form und Farbe gleichen Stein übertragen. Er machte sich an die Arbeit, und sie gelang ihm so sehr, daß nach ihrer Vollendung keiner das Urbild von der Nachahmung zu unterscheiden vermochte. Alle waren des höchsten Lobes voll; nur sein eigenes Herz schwoll in Bitterkeit, denn er erkannte den winzigen, schier nicht sichtbaren Mangel an einer Stelle, die ihm nicht völlig mit der Vorlage übereinstimmend geraten war. Und wiewohl keiner imstande war, ihm diesen Fehler nachzuweisen, nagte die

einsame Erkenntnis wie ein Wurm an seiner Seele. Nicht minder unglückselige Erfahrungen trug ihm seine Heilkunst ein. Kranke strömten ihm in Scharen zu. Da kam es einmal vor, daß ein Schwerkranker zu ihm gebracht wurde, dessen Leiden kein Arzt des Landes Einhalt zu tun vermocht hatte. Nun besaß der Weise eine wunderbar wirksame Arznei, von der er sicher wußte, daß sie die Heilung bewirken würde. Aber die Angehörigen des Kranken wendeten das Mittel auf eine verkehrte Weise an, so daß er daran verstarb. Nun erhoben sie ein Geschrei und einen großen Widerwillen gegen den Arzt und warfen ihm vor, er hätte den Kranken getötet. In einem andern Fall tat das gleiche Mittel bei der gleichen Krankheit die erwünschte Wirkung, aber da rühmte sich der Genesene, nicht der fremde Weise und seine Tränklein, sondern seine eigene feste Natur hätte ihn gerettet. Und so brachte dem Klugen seine Heilkunst nur eitel Mühsal und Ärger. Aber auch um sein tägliches Leben war es nicht besser bestellt. So schickte es sich eines Tags, daß er ein Gewand brauchte, und er ließ sich den besten Schneider des Ortes kommen, dem er bis aufs kleinste auseinandersetzte, wie die Tracht beschaffen sein müsse. Der Meister gab sich viele Mühe, so daß der Anzug ihm wohl geriet und überaus prächtig ausfiel. Bloß der Aufschlag am Ärmel war nicht ganz so geworden, wie der Kluge dies für schicklich erachtet und gewünscht hatte, und dieser Umstand brachte den gelehrten Mann außer sich, denn es machte ihm Sorge, daß man ihn in Spanien wegen dieser verkehrt aufgenähten Ärmelstulpe vielleicht ausgelacht hätte, wenn auch hierzuland die Leute von angemessener Kleidung wenig verstanden.

Der Einfältige aber war allzeit guter Dinge und lief mit Scherzen und Gelächter bei dem Klugen aus und ein, was den zuweilen arg verdroß. Es blieb dem Schuster jedoch nicht lange verborgen, wie trüb-

sinnig sein reicher Freund dahinlebte, und so sprach er eines Tags zu ihm: „Wie ist es nur möglich, daß du bei deiner Weisheit und deinem Reichtum immerzu mit Ungemach im Streit liegst, während ich armer und einfältiger Mann fröhlich meine Tage lebe? Vielleicht würdest du glücklicher sein, wenn du mit geringem Verstand und arglos wie ich in der Welt stündest.“ „Guter Freund,“ lachte da der Kluge, „das möchte mir immerhin etwa beschieden sein, daß mich eines Tags Krankheit befiele und meinen Verstand zerstörte, so daß ich würde wie du. Du aber kannst ohne Sorge sein, daß dich jemals meine Weisheit überkäme und du gar leben müßtest wie ich; denn solches kann niemals geschehn.“

Indessen war es in der ganzen Stadt üblich, den armen Schuster nicht anders als den Einfältigen und seinen reichen Genossen nicht anders als den Klugen zu nennen, und mit diesen Beinamen standen sie auch in dem Buch eingetragen, in dem man sämtliche Insassen des Ortes nach Namen und Art verzeichnet hatte. Nun fügte es sich einmal, daß der König des Reichs in diesem Buch blätterte und so erfuhr, daß es in einer Stadt seines Landes zwei Männer gab, von denen der eine schlechtweg der Kluge und der andre schlechtweg der Einfältige geheißen wurde. Da erwachte in ihm die Lust, die beiden kennen zu lernen, und er äußerte vor seinem Gefolge den Wunsch, man möge diese Männer zu ihm einladen. Alsbald aber fragte er sich: „Werden die beiden nicht erschrecken, wenn sie plötzlich eine Botschaft ihres Königs trifft? Der Weise wird vor Ehrfurcht nicht wissen, was er zu antworten hat, und der Einfältige am Ende gar ganz zum Narren werden. Es wird deshalb wohlgetan sein, ich wähle zwei meiner Hofleute, einen Klugen zur Botschaft an den Klugen, und einen Einfältigen, daß er mit dem Einfältigen umzugehen verstehe, und sende sie zum Statthalter. Diesen lasse ich mein Vorhaben wissen,

damit er auf schickliche Art Boten zu den beiden weise. Auch sage man ihnen nicht, der König befehle ihnen zu kommen, sondern sie würden ihn erfreuen, wenn sie es täten." Ein Kluger ward zu diesem Behuf leicht gefunden, aber schwer war's, einen Einfältigen herbeizuschaffen, denn wo in aller Welt würde solch einer in des Königs Nähe geduldet? Ja in der ganzen Königsstadt war kaum einer zu ermitteln. Dem Herrscher und seinen Beratern war das Nachforschen schon sauer geworden, als ihnen gerade noch beifiel, daß doch ein Einfältiger unter ihnen lebe, des Königs Schatzmeister nämlich, denn unter allen Ämtern am Hof war seines das einzige, das einem Klugen nicht wohl hätte anvertraut werden mögen, da er ihm leichtlich mehr zu seinem eignen Nutz und Frommen als zu dem des Reichs hätte vorstehen können. So wurden also des Königs Schatzmeister und einer von seinen weisen Räten als Boten abgesandt.

Sie kamen zum Statthalter, ließen ihn des Königs Willen wissen und fragten nach den beiden Leuten. Der Statthalter verwunderte sich und sagte ihnen: „Ja, den sie den Klugen nennen, der ist in Wahrheit ein großmächtig weiser, reicher und erfahrener Mann, und der mit Namen der Einfältige heißt, ist der armseligste Tor, den es je gegeben hat." Zugleich kam ihm die Geschichte von dem Pelz in den Sinn, die jedermann kannte; er erzählte sie den Boten, damit sie ein Ansehn von dem geringen Verstand des Schusters bekämen. Dann ließ er ein festliches Gewand holen, um es dem Einfältigen zu überschicken, damit sein schlechtes Kleid des Königs Auge nicht verletze.

Der Schatzmeister fuhr zum Ort des Schuhmachers, suchte dessen Haus auf, trat ein und überreichte ihm den königlichen Brief. Der Einfältige aber gab ihm das Schreiben zurück und sagte: „Wisse, daß ich des Lesens nicht kundig bin. Du mußt mir schon

berichten, was hier geschrieben steht, wenn du willst, daß ich es erfahre.“ Da antwortete ihm der Schatzmeister: „Der Sinn der Schrift ist dieser, daß dich der König einlädt, zu ihm zu kommen, denn er hat von dir gehört und ist begierig, dich kennen zu lernen.“ Das dünkte den Schuster verwunderlich, und er war bang, es möchte ihn einer zum besten halten. Darum sagte er ganz treuherzig: „Nur ohne Spott!“ Der Bote versicherte ihm: „Wahrhaftig, ohne Spott!“ Da war die Freude des Einfältigen gewaltig. Er tanzte in der Stube herum und rief: „Weib, denke, der König ruft mich zu sich!“ Fröhlich bestieg er den Wagen. Als ihm jedoch die köstlichen Kleider gereicht wurden, wehrte er sich dagegen und ließ sie sich nicht antun, denn er wollte in seinem geliebten wunderschönen Pelz vor den König treten.

Während die beiden aber sich auf der Fahrt zur Residenz befanden, liefen beim König mannigfaltige Beschwerden über das Wesen und Treiben des Statthalters ein, der sein Amt mißbraucht und durch allerlei Hinterlist das Land schwer zu Schaden gebracht hatte. Da ergrimmte der Fürst sehr über den Übeltäter, und mehr noch über seine eigenen Berater, die ihm diesen Mann als ein Muster von Weisheit und umsichtiger Führung gepriesen hatten, und er rief: „Allzu klug seid ihr mir, und über die Maßen habt ihr mir mit eurer Klugheit Leid angetan.“ Und als die Räte murrten, erboste sich der König nur noch mehr und schrie: „Den einfältigsten Mann will ich zum Statthalter machen, denn seine Torheit kann nicht Schaden tun, wenn er nur redlich ist und einen geraden Sinn hat.“ Wie er so sprach, entsann er sich, daß jener Einfältige, den er zu sich beschieden hatte, schon auf dem Weg zu dem Ort, wo der Statthalter lebte, sein müsse, und er beschloß, gerade ihm diese Würde zu verleihen. Er sandte daher in jene Stadt und befahl, daß man den Einfältigen mit großen Ehren empfange, und

daß die weisesten und angesehensten Bürger ihn als ihren Obersten begrüßen sollten. Als der Schuster mit seinem Begleiter des Weges gefahren kam, geschah es, wie der König befohlen hatte. Der Einfältige geriet ob all des Gepränges und der Festlichkeit, mit der man ihm begegnete, in großes Staunen, und er rief wie gewöhnlich: „Nur ohne Spott!“ Bald überzeugte er sich, daß ihm die Würde wirklich zugedacht war, doch hielt er sich einfach und redlich wie zur Zeit, als er ein armer Schuster gewesen war, und da er sein Leben selbst ohne Ränke verbracht hatte, wußte er Recht und Unrecht zu durchschauen, und sein Richtspruch war allenthalben geachtet. All sein Volk und seine Helfer gewannen Liebe zu ihm, und sein Ruhm drang bald zum König, der nun wünschte, einen Mann von so strenger Tugend und schlichter Weisheit an seiner Seite zu haben. So kam es, daß er den Einfältigen zum obersten Minister ernannte und ihm unweit seiner Residenz einen Palast erbauen ließ.

Als der andre Königsbote aber zum Klugen kam und seine Nachricht überbrachte, sprach der zu ihm: „Laß uns als vernünftige Leute nichts übereilen und bleibe daher diese Nacht bei mir, damit wir alles wohl überdenken und beratschlagen.“ Nachdem er beim Mahl viele scharfsinnige Dinge vorgetragen hatte, kam er auf die Botschaft des Königs und sprach folgendermaßen: „Wer bin ich, daß ein mächtiger König meiner begehrt? Was gilt mein unbedeutender Verstand gegen die glorreiche Weisheit eines Herrschers? Hat er nicht genug der edeln Vasallen und der tiefsinnigen Berater an seinem Hof, daß er mich kleinen und unwürdigen Mann zu sich bescheiden sollte?“ Nun sann er lang über seine eigenen Worte nach und rief endlich: „Unmöglich ist es, lasse dir sagen, daß ein König dergleichen täte. Übelgesinnte Menschen haben dich betört, als sie dich mit dieser Botschaft zu mir gehen hießen. Die Wahr-

heit ist, daß es überhaupt keinen König gibt. Oder hast du etwa das Schreiben, das du mir brachtest, aus seiner Hand empfangen?" Da sprach der Bote: „Nein, ich muß dir gestehen, daß ich es nicht vom König selbst, sondern von einem seiner Beamten erhalten habe." „Hast du den König denn je zu Gesicht bekommen?" fragte der Kluge weiter. „Du scheinst mit den Sitten der Könige wenig vertraut zu sein," antwortete der Abgesandte, „sonst wüßtest du, daß sie sich selten dem Volke zeigen, und wenn es geschieht, sind sie von so zahlreichem Gefolge umgeben, daß es schwer ist, des Königs ansichtig zu werden." „Wenn du es recht bedenkst," sprach da der Kluge, „wirst du gewahr werden, wie deine eigenen Worte beweisen, daß ich im Recht bin. Denn wenn du, der du einem wichtigen Amte vorstehst, den König nicht gesehen hast, wer sollte es dann wohl?" „Wer aber führt denn das Land?" fragte jener. Darauf erwiderte der Kluge: „Merke, was ich dir sage, denn ich bin vielgereist und wohlerfahren. Sieh, im Lande Italia regieren siebzig edle Männer das Reich, sie werden vom Volk erwählt und teilen sich in die Führung der Staatsgeschäfte. Da kann jeder würdige und verdienstvolle Bürger zur Herrschaft gelangen. Hier aber regieren gewiß die hohen Beamten und Höflinge, sie machen die Gesetze und tun, was ihnen beliebt. Fragt aber das Volk: Wer verlangt das von uns? so antworten sie: Ei, euer König, und an euch ist es, ihm zu gehorchen. Sieh, so gebieten sie nach ihrem Willen, und der König ist nichts als ein leerer Name, den sie ersonnen haben, um das Volk zu schrecken und zu bändigen." Die Rede begann in die Ohren des Boten einzugehn, und der Zweifel wurde stark in ihm. Sein gelehrter Wirt aber redete weiter: „Vieles der Art könnte ich noch vorbringen, aber warte bis morgen, dann hoffe ich dich zu überzeugen."

Am nächsten Morgen erhoben sie sich zeitig und

gingen selbander auf den Marktplatz. Dort trafen sie auf einen Soldaten, und der Kluge redete ihn also an: „Mein lieber Freund, sage mir, wem dienst du?“ „Nun,“ antwortete der, „wem dient wohl ein Soldat? Dem König, sollte ich denken!“ „Dienst du schon lang?“ fragte der Weise. „Wohl,“ sprach der, „ich habe in mancher Schlacht treu für meinen Herrn gestanden und achte keinen Beruf mehr als den meinen, des Königs Fahne hochzuhalten.“ „Du kennst deinen König wohl gut,“ sagte der Kluge, „da du ihn so liebst?“ „Ich habe ihn nie gesehn,“ erwiderte jener traurig, „ob es gleich meines Lebens bester Wunsch war.“ Der Kluge sprach zu seinem Begleiter: „Gibt es eine größere Narrheit, als daß einer sein Blut läßt für einen, den es nicht gibt? Und glaube mir, in solchem Irrtum ist das ganze Volk befangen.“ Da ließ sich der Bote von seinem Genossen überzeugen, und als dieser ihm sagte: „Bist du willens, mit mir in die Welt zu ziehen, so will ich dir der Menschen kurzen Sinn und verkehrte Meinung allerorten aufdecken,“ war er gleich bereit, und die beiden zogen von dannen.

Wohin sie kamen, vermochten sie nichts andres zu sehen als Wahn und Verblendung. Die Entdeckung, daß es keinen König geben könne, war ihnen zum Sprichwort und Maßstab für jegliches Ding geworden, und sie pflegten zu sagen: „Dies ist ebenso wahr, wie daß es einen König gibt.“ Indem sie nun aller Herren Länder durchzogen und für nichts einen Sinn hatten als für Fehl des Menschengeistes, ließen sie ihre äußern Glücksumstände so völlig außer acht, daß sie bald des Lebens Nöte bitterlich erfahren mußten, so daß sie ihre Pferde und was sie sonst an Habe mit sich führten, hingaben, um nur dürftigen Unterhalt zu gewinnen. So jeder Unbill armer Wanderer ausgesetzt, zogen sie unverdrossen weiter umher und sammelten einen immer größeren Vorrat an trübseligen Erfahrungen. Endlich aber beschlossen sie, in

die Heimat zurückzukehren, um den gewonnenen Erkenntnisschatz zu verwerten und unter die Leute zu bringen.

So kamen sie in die Stadt, wo der arme Schuster nunmehr als oberster Minister residierte. Als sie durch die Gassen dahinzogen, gewahrten sie vor einem unscheinbaren Häuschen eine große Menschenmenge, die sich um eine Reihe von Wagen gesammelt hatte, fürstliche Karossen und elende Dorfkarren untereinander, und als sie näher hinzutraten, erblickten sie in jedem Gefährt einen Siechen oder Kranken, der begierig darauf harrte, durch die niedere Tür des Häuschens Eingang zu finden. Andere Menschen traten heraus mit strahlenden Mienen und fröhlichen Lobpreisungen für den hilfreichen Mann, der durch seinen lauteren Zuspruch und die gute Kraft seines gesegneten Wesens den Kranken tröstliche Erleichterung in ihren Leiden und manchem völlige Genesung brächte. Der Kluge meinte zuerst, hier wohne ein berühmter Arzt, erfuhr aber zu seiner Verwunderung, daß dieser heilende Mann weder gelehrt, noch der ärztlichen Wissenschaft kundig sei, vielmehr im Munde des Volkes den Ruf eines Wundertäters genieße. Da brach er in ein zorniges Gelächter aus und sprach zu seinem Begleiter: „Haben wir deshalb die ganze Welt durchzogen, um der Narrheiten allergrößte an der Schwelle der Heimat zu finden? Bruder, lasse dir sagen, dies ist ein arger Betrüger, der den unwissenden Leuten das Geld aus der Tasche zieht.“ Sie wandten sich ab und gingen weiter, und da sie seit langem nichts gegessen hatten und Hunger verspürten, suchten sie die letzten Groschen in ihren Taschen zusammen und traten in die nächste Garküche ein, um dort Mahlzeit zu halten. Während sie speisten, verhöhnten sie das Unterfangen des Wundertäters auf laute und unziemliche Weise, so daß der Wirt hinter dem Schanktisch auf sie aufmerksam wurde und verdrießlich ihren Reden

lauschte. Da es um die Mittagszeit war, füllte sich die Speisestube alsbald mit Gästen, die die Worte der beiden mit Unwillen vernahmen, und als noch der Sohn des Wundertäters eintrat und Zeuge ihrer Spottreden werden mußte, ergrimmte der Wirt und warf die beiden vor die Tür, die Leute fielen über sie her und prügelten sie weidlich durch. Die zwei Klugen flohen zur Stadtwache, um dort Schutz zu suchen. Als der Hauptmann vernommen hatte, aus welcher Ursache die beiden mißhandelt worden waren, fuhr er sie streng an und hieß sie gehn. Denn auch er glaubte an den Wundertäter, der ihm sein schwerkrankes Kind gerettet hatte. Die beiden zogen nun von Gericht zu Gericht und hoben überall ihre Klage an, aber allerorten war der Wundertäter verehrt, sie wurden einmal ums andre abgewiesen und bekamen nur bittere Worte und Püffe auf den Weg. Endlich kamen sie vor den Palast des Ministers und baten die Wachen, man möge sie vorlassen, denn ihnen sei großes Unrecht geschehen. Sie wurden vor das Angesicht des Ministers gebracht, und dieser, der einstmals der Einfältige geheißen war, erkannte sogleich in dem armseligen und verhetzten Wanderer seinen Jugendgenossen. Der aber erkannte in dem Minister den dürftigen Schuster nicht wieder, denn er trug seine Würde gar stattlich. Der einstige Freund gab sich ihm zu erkennen, begrüßte ihn mit herzlicher Miene und fragte ihn nach seinem Begehren. Da erzählte der Kluge, daß man ihn jämmerlich geschlagen habe, um solch eines Betrügers willen, wie dieser Wundertäter sei, der die ganze Stadt am Narrenseil führe. Der Minister lächelte, sprach ihm zu und forderte ihn auf, zunächst mit seinem Begleiter in das Bad zu gehen, wo Diener ihrer harren und ihnen schickliche Gewänder reichen würden. Danach lud er sie ein, sich mit ihm zum Mahl zu setzen. Bei Tisch fragte der Kluge, der in großer Verwunderung ob des Wesens und der Umstände

seines Freundes war: „Sag mir, mein Lieber, wie kamst du nur zu dieser Würde?“ „Mein Herr, der König, hat sie mir verliehen“, erwiderte der Minister. „Wie,“ sagte der Kluge, „auch du bist von diesem Wahnsinn ergriffen und glaubst an einen König! Ich sage dir, es gibt keinen König.“ „Wie magst du mir so Ungeheuerliches vorbringen?“ rief der Minister, „schaue ich doch täglich des Königs Angesicht!“ „Wer sagt dir,“ höhnte der Kluge, „daß der, mit dem du sprichst, in Wahrheit der König ist? Warst du von Kindheit an mit ihm vertraut? Hast du seinen Vater und Großvater gekannt, daß sie Könige waren? Menschen haben dir gesagt, daß dies der König sei. Sie haben dich genarrt.“ Da sprach der Minister zu ihm: „So lebst du denn immer noch in deiner Klügelei und siehst das Leben nicht? Du sagtest einst, es würde dir eher möglich sein, zu meiner Einfalt zu kommen, als mir zu deiner Klugheit. Nein, nie wirst du bei der Einfalt einkehren und ihre Gaben empfangen.“

Die Geschichte von dem Königssohn und dem Sohn der Magd

Es war vor vielhundert Jahren, da herrschte fern von hier ein großer König, der regierte gütig über ein weites und fruchtbares Land. In seinem Palast war eine Magd, die tat der Königin treue Dienste, und deren Herz war ihr hold. Es war der Königin Gürtelmagd, sie hatte nur leichte Verrichtung und diente ihrer Frau im Hause des Königs.

Da kam der Tag, da die Königin einen Sohn gebären sollte, und zur selben Stunde sollte solches auch der Magd widerfahren. Die Diener holten eine weise Frau herbei, die genoß um ihrer Klugheit und ihrer geheimen Künste willen ein großes Ansehn rings im Land. Sie hob den Sohn des Königs ans Licht und hob auch den Sohn der Magd. Dann

hüllte sie das Königskind in grobes Linnen und legte es neben die schlafende Magd, das Kind aber, das die Magd als eines Knechtes Sohn geboren hatte, wickelte sie in weiche Seide und bettete es auf das Lager der Königin. Als die Mütter erwachten, herzte jede das Kind in ihrem Arm.

Die Knaben wuchsen schön und kraftvoll heran. Der Sohn des Knechtes wurde im Palast geehrt und erhoben über alle Söhne des Landes. Er war der nächste unter dem König und saß auf silbernem Sessel neben dem Thron. Er wurde unterwiesen in allem, worin die Weisen des Landes und die Räte des Königs kundig waren. Der Sohn des Königs aber blühte unter dem niedern Dach eines Knechtes auf, und der Grund seines Herzens und sein helles Auge waren die einzigen Quellen seiner Weisheit. Wiewohl er einen niederen Mann Vater nannte, erfand man an ihm stolze Art und ein freies Wesen. Über alles liebte er die einsamen Pfade des Gebirges und mied es, Genosse der Lärmenden zu sein. Dem aber, der im Palast weilte, war fremd und kalt zumut in dem blanken Schimmer der Königshalle, er blickte oft hinaus, wo zwei Säulen sich öffnen und des Himmels Farbe hineinscheint, und sein Herz zog ihn zu dem Ackersmann, der mit dem Pflug die schwarze Erde durchschneidet.

Die weise Frau aber hauste draußen vor der Stadt, wo der Wald anhebt, in einem Hüttlein. Sie war gar grau, trug die Last vieler Jahrzehnte und fühlte ihren Tod nahen. Da bedrückte sie das Geheimnis sehr, daß sie des Königs Sohn mit dem Sohn der Magd vertauscht hatte. Und ob sie gleich weise und verborgener Kräfte kundig war, verursachte es ihr doch nach der Weiber Art Pein, ihr Geheimnis in ewige Weile zu verschweigen. So trat sie an das Fenster ihrer Hütte und redete es behutsam vor sich hin, daß es keiner vernehme als nur der Wind, der die Blätter der Birke regt. Der Wind jedoch trug es

eilends den Weibern und Kindern zu, die im Wald Schatten und süße Beeren suchten. Die Frauen erzählten es daheim ihren Männern, und jeder Mann vertraute es beim Abendtrunk seinem liebsten Freund. Die Männer der Stadt aber redeten so untereinander: „Lasst uns das Geheimnis wohl vor dem König bewahren, auf daß Unheil und Zweifel seine alten Tage nicht heimsuchen! Denn was sich ereignet hat, ist nicht zu bessern. Sollen wir den Jüngling, der in niederm Haus großwuchs, dereinst als König über uns setzen? Und kann nicht auch alles Lüge sein und eine müßige Mär?“

Dennoch war einer in ihrer Mitte, der ging hin und verriet es dem falschen Königssohn. Er sprach: „Wisse, daß viele im Volke sind, die dich als den Sohn der Magd erachten, und leicht, denke ich, möchte einst die Zeit kommen, da sich das Land wider dich empört und jenen an deine Stelle hebt, trägst du nicht beizeiten Sorge, daß er verderbe.“ Als der falsche Königssohn dies vernahm, ging er in die dunkelste Kammer seines Schlosses und sann Böses. Von Stund an verließ ihn der Unmut nimmer. Er ritt im Morgengrauen mit seinen Genossen aus und zertrat die Saat auf den Feldern des Mannes, der in Wahrheit sein Vater war. Und fortan tat er ihm Schaden an, wo er konnte.

Es kam die Zeit, da der König alt ward und starb, der falsche Königssohn bestieg den Thron und regierte das Land. Nun bedrückte er den Knecht immer grausamer. Der aber verstand wohl, warum ihm so geschah; er sprach nun zu seinem Pflegling, der in Wahrheit der Königssohn war, und erzählte ihm, was die Leute von ihm redeten, und wie der König einen Haß auf ihn geworfen habe. Und er fuhr fort: „Sieh, ich habe ein großes Erbarmen über dich. Bist du mein Sohn, wie sollte ich nicht trauern, da jener dich vernichten will? Bist du aber der Königssohn, wie sie sagen, dann gebührt dir ein sol-

ches Schicksal fürwahr nicht. Darum flieh aus dem Land.“ Da versank der Jüngling in Schwermut und fand keinen Rat bei sich. Der König aber verfolgte ihn mit Unbill aller Art, und sein Haß wuchs mit jeder Morgenröte. Endlich wurde jener willens zu fliehen. Sein Pflegevater gab ihm, was er an Gold besaß, und ließ ihm reiche Gewänder anfertigen. Und der Jüngling zog traurig aus dem Land.

In der Fremde verbrachte er seine Tage müßig, vertrank seine Goldstücke des Abends mit den jungen Leuten in den Schänken und warf sie den Tänzerinnen zu. Sein Herz blieb aber schwer.

Der falsche König regierte indessen sein Land hart und ohne Gnade. Wenn er mit düsterm Angesicht durch die Straßen seiner Stadt hinging und alle neigten sich vor ihm, glaubte er allemal ein Flüstern aus der Menge zu vernehmen, das ihn Sohn des Knechtes schalt. Er wandte sich finster ab und verhängte neue Pein über sein Volk.

Eines Tags zog er mit seinem Gefolge auf die Jagd, und sie kamen an einen Ort, wo es den König lieblich dünkte zu weilen. Er legte sich unter einem Baum zur Ruhe. Der Baum stand in Blüte und neigte seine Zweige über ein helles Wasser. Da überkam es den König, daß er ein Unrecht verübt und einen Unschuldigen vertrieben habe. Dies verstörte ihn und nahm alle Lust von ihm, so daß er seine Leute umkehren hieß. Als er aber im Palast weilte, wich die Sorge von ihm, und er tat wie vordem.

In derselben Zeit hatte der wahre Königssohn eines Nachts einen wunderlichen Traum. Er sah einen Markt vor sich, und es wurde ihm im Schlaf befohlen, auf diesen Markt zu gehen, dort würde einer auf ihn zukommen und ihm Arbeit weisen, die solle er auf sich nehmen, auch wenn sie ihm beschwerlich und niedrig schiene. Er erwachte, und der Traum war ihm in die Seele gedrungen. Dennoch schlug er sich ihn aus den Gedanken und lebte bei

Spiel und Gelage wie zuvor. Aber der Traum überkam ihn zum andern Mal, er kam wieder und immer wieder und lastete schwer auf seinem Gemüt. In einer Nacht hatte er den Traum abermals, und er hörte die Stimme sagen: „Willst du dich deiner erbarmen, so versäume dich nicht und tue alsbald, wie dir befohlen ist.“ Da erhob er sich beim Tagesgrauen vom Lager, hüllte sich in das schlichte Gewand eines Dieners, verschenkte, was er noch an Gold und kostbaren Kleidern besaß, an die Leute in der Herberge und zog zur Stadt hinaus, den Weg, den ihm die Stimme gewiesen hatte. Nachdem er eine gute Weile unterwegs war, sah er in der Ferne einen Markt und erkannte den Ort wieder, den er im Traum gesehen hatte. Gleich als er den Markt betrat, kam ihm ein Kaufmann entgegen und sprach ihn so an: „Begehrst du Arbeit, so verdinge dich bei mir als Viehtreiber, ich brauche noch einen.“ Dem Jüngling schien es hart, aber der Traum beherrschte ihn, und er willigte ein. Der Kaufmann hieß ihn nun hierhin und dorthin und gebot ihm nach der Art eines rauhen Herrn. Er ritt neben den Herden und strafte die unachtsamen Treiber mit grausamen Stockschlägen. So zogen sie durch einen dichten, dunkeln Wald. Da wichen zwei Tiere von der Herde des Jünglings vom Weg ab und verschwanden zwischen den Bäumen, die so eng nebeneinander standen, daß es schien, sie hätten ihr Geäst zu einer einzigen großen Krone verflochten. Der Kaufmann fuhr auf ihn los und drohte ihn zu töten. Der Jüngling eilte den Tieren nach, und da sie sich im Dickicht stets von neuem seinen Blicken zeigten und verschwanden, geriet er immer tiefer in den Wald. Als er endlich erschöpft innehielt, gewahrte er, daß die Nacht im Walde eingekehrt war. Das Grausen der Wildnis überfiel ihn; schauervoll drang das Brüllen des Getiers zu ihm. Er stieg auf einen Baum und verbrachte die Nacht in dem starken und dichten Gezweig.

Als er am Morgen um sich blickte, standen seine beiden Tiere friedlich unter dem Baum. Er stieg hinab, um sie zu greifen, aber als er Hand an sie legen wollte, flohen sie wieder, und wieder jagte er ihnen nach. Zuweilen verweilten sie in einer Lichtung, um etwas Gras zu fressen; kam er aber heran, so lockten sie ihn wieder tiefer in den Wald. Er folgte ihnen bis in die dichteste Mitte des Waldes, wo die wilden Tiere hausen, die die Furcht nicht kennen, weil sie fern von den Wohnstätten der Menschen sind. Wieder brach die Nacht an, und der Schrei der Wildnis drang gräßlich an sein Ohr. Er bestieg einen sehr hohen Baum, und sieh, da lag ein Mensch. Er erschrak; aber da er gewahrte, daß es ein Wesen war wie er, machte es ihn froh, nicht mehr allein zu sein, und er fragte den andern: „Wer bist du, Mensch?“ Der andere aber fragte ihn zurück: „Wer bist du, Mensch, und woher bist du gekommen?“ Der Jüngling gab ihm Bescheid: „Zwei Tiere, die sich von der Herde entfernten, haben mich hierher verlockt; aber sage mir, wie bist du hierher gekommen?“ Da antwortete ihm jener: „Mich hat mein Pferd an diesen Ort gebracht: ich stieg ab, um zu ruhen, da entlief das Tier, ich jagte ihm nach, vermochte nicht, es einzuholen, und kam endlich hierher.“ Nun besprachen sie sich und kamen überein, daß sie zueinander halten wollten.

Als aber die Nacht der Dämmerung zu weichen begann, erscholl die Stimme eines gewaltigen Lachens dröhnend über den Wald hin und machte ihn erzittern; wie der Sturmwind ergriff sie den Baum, auf dem die beiden lagen, bog ihn zur Erde nieder und schnellte ihn wieder in die Luft, daß den Jüngling das Grauen überkam. Da sprach sein Genosse zu ihm: „Ich habe jetzt keine Furcht mehr, denn ich bin schon mehrere Tage und Nächte an diesem Ort, und jedesmal, wenn die Finsternis zu schwinden beginnt, braust dieses Lachen über den Wald.“

Der Jüngling antwortete ihm: „Offenbar ist dieses ein Ort der Geister, denn nie, solang die Welt besteht, ist im Reich der Menschen eine Stimme gehört worden wie diese.“ Bald darauf wurde es lichter Tag, und sieh, da standen die Tiere des Jünglings unter dem Baum, und auch das Pferd seines Gefährten hatte sich eingefunden. Sie stiegen zu Boden, die Tiere entwichen wieder, jeder folgte den seinen in den Wald, und so entfernten sie sich voneinander. Wie der Jüngling dahinlief, sah er plötzlich etwas zu seinen Füßen liegen, und da er sich niederbeugte, war es ein Sack, mit schönem frischen Brote gefüllt. Er stillte seinen Hunger und war voller Freude, denn was hätte er Besseres finden können in der Wildnis? Als er sich gesättigt hatte, nahm er den Sack auf seine Schultern und folgte den Tieren weiter.

Aber wo der Wald ins tiefste Dunkel mündet und unentwirrbar wird, trat ihm auf seinem Weg ein Mann entgegen, fast nach Menschenart, jedoch so seltsam, wie er noch nie ein Wesen gesehen hatte. Wirre braunrote Haare wehten wie Flammen um sein erdgraues Gesicht, in dem tief eingebettet zwei grüne Augen wie große Malachitkugeln lagen. Sein Gewand schien aus der Haut von tausend Eidechsen gefertigt zu sein. Er blitzte den Jüngling mit den Augen so durchdringend an, daß der gebannt nicht von der Stelle weichen konnte. Das Waldwesen aber sprach ihn so an: „Wie bist du hierhergekommen?“ „Und wie bist du hierhergekommen?“ fragte der Jüngling zurück. Da antwortete es: „Ich bin hier von Uranbeginn, aber du, wie kommst du hierher? Denn niemals noch gelangte einer aus dem Reich der Menschen an diese Stätte.“ Da merkte der Jüngling, daß sein Begleiter kein Mensch war. Der Waldgeist aber fragte noch einmal: „Was suchst du hier?“ Darauf erwiderte jener: „Ich jage zwei Tieren nach, die sich von meiner Herde entfernt haben.“ Der

Waldgeist sprach: „Genug: nun komm mit mir.“ Der Jüngling ging hinter ihm her und wagte nicht, ihn anzusprechen. Unterwegs traf er auf seinen Genossen der Nacht, und er gab ihm ein Zeichen, daß er mitkommen möge. Da bemerkte der den Sack mit Brot auf seinen Schultern und begann ihn anzuflehn: „Mein Bruder, ich habe so viele Tage nicht gegessen, gib mir Brot.“ Er antwortete: „Wie kann ich dir mein Brot geben? Bedenk, womit werde ich mein eigenes Leben fristen in dieser Wildnis?“ Der andere aber bat und drängte weiter und sprach: „Ich will dir mich selbst völlig zu eigen geben als deinen Knecht, wenn du mir von dem Brot gibst.“ Da nahm ihn der Jüngling an als seinen Knecht, und jener schwur mit Eiden, daß er ihn nie verlassen wolle; und der Jüngling teilte ihm von dem Brot mit, soviel er essen mochte.

Sie folgten nun gemeinsam dem Waldgeist. Endlich kamen sie aus dem Wald in ein düsteres Tal. Der Boden war von Schlangen und Salamandern bedeckt, die ihre feuchten glatten Leiber übereinander wälzten. Der Jüngling fragte den Waldgeist: „Wie werden wir hier durchkommen?“ Der aber zeigte ihnen sein Haus, das hoch über ihren Köpfen in der Luft stand. Sodann ergriff er sie bei den Händen, hob sich mit ihnen in die Luft und brachte sie unbeschädigt in sein Haus. Dieses war angefüllt mit absonderlichen Geräten, deren Bedeutung der Jüngling nicht kannte; aber es fand sich auch alles darin, was ein menschliches Wesen zu seinem Unterhalt gebraucht. Der Waldgeist stellte ihnen gute Dinge zum Essen und zum Trinken im Überfluß auf den Tisch und verließ das Haus, wie er gekommen war. Jene aber blieben und sättigten sich. Da verdroß es den Knecht sehr, daß er sich verkauft hatte um einer Stunde willen, denn nun hatte er ja Speise in Fülle. Er seufzte und stöhnte laut: „Wie komme ich zu einem solchen Leben? Wie komme ich dazu,

Knecht zu sein?" Da fragte ihn der Jüngling: „Von was für einer Größe kommst du denn her, daß es dich dergestalt verdrießt, zu dienen?" Darauf antwortete ihm jener und erzählte ihm, wie er ein mächtiger König gewesen sei im Reich der Menschen, und wie sie im Volke geraunt hätten, daß der wahre König als Kind nach der Geburt entfernt worden sei und im Haus eines Knechtes als dessen Sohn lebe, indessen er, des Knechtes Sohn, auf dem Thron sitze; und wie er jenem seither des Bösen viel angetan habe, bis daß er das Land verließ. Und weiter erzählte er, eines Nachts sei ein Traum über ihn gekommen, und die Stimme des Traums habe ihm befohlen: „Wirf dein Königtum von dir und geh hin, wohin deine Augen dich führen, denn du mußt deine Schuld sühnen"; und er habe des Traums nicht geachtet; der aber sei immer wiedergekehrt, und keine Nacht habe er Ruhe gefunden, bis er endlich tat, wie ihm geheißen war, und das Königtum von sich warf und dahinging; und nun sei er ein Knecht geworden. Alles dies vernahm der Jüngling und schwieg; und er verstand, wer sein Genosse war. In der Abenddämmerung aber kam der Waldgeist, reichte ihnen Speise und Trank und bereitete ihnen ein Lager. Gegen Morgen erscholl wieder die Stimme des gewaltigen Lachens über den Wald hin. Der Knecht redete dem Jüngling zu, den Waldgeist zu fragen, was das sei. So fragte er ihn: „Was ist diese Stimme, die in der Morgenfrühe über den Wald braust?" Der Geist sprach: „Das ist das Lachen, mit dem der Tag die Nacht auslacht, wenn sie beim Nahen der Dämmerung ihn fragt: ‚Warum habe ich keinen Namen mehr, wenn du kommst?' und da bricht der Tag in ein Gelächter aus und nimmt Besitz von der Erde." Nachdem er dies gesagt hatte, verließ sie der Waldgeist wie vordem, und er kehrte erst am Abend zurück. In der Nacht aber hörten sie in einem mächtigen Anschwellen die Stimmen

aller Waldtiere; sie erkannten das Brüllen des Löwen, das schaurige Geheul des schweifenden Pardeltiers, das süße Gurren der Waldtaube und den Schrei des Hirsches, und immer neue Stimmen mengten sich darein. Und erst klang ihnen alles wie ein großes Gewirr; je mehr sie aber ihr Ohr hinneigten, empfanden sie, daß es die Weise eines Liedes war, von solcher Art, daß alles Glück der Erde sie eitel dünkte gegen die starke Wonne dieses Gesangs. Der Knecht beredete den Herrn, den Waldgeist zu fragen, was das sei, und er tat es. Da antwortete ihm der Geist: „Die Tiere des Waldes haben vernommen, daß die Sonne dem Mond ein neues Silbergewand beschert hat. Und da der Mond ihr großer Wohltäter ist und sein Licht über ihre nächtlichen Wege streut, denn die Tiere des Waldes bergen sich am Tag und wachen des Nachts, so haben sie beschlossen, ihn zu ehren mit einem neuen Lied, und haben die Weise erdacht, die ihr gehört habt.“ Und da sie sich des verwunderten, fuhr er fort: „Erscheint euch dieses schon seltsam, um wieviel mehr werdet ihr erstaunt sein, wenn ihr meinen wunderwirkenden Stab seht, in dem die Kraft lebt, daß jedes Tier, das man damit berührt, diese Weise singen muß!“

Am dritten Morgen aber führte sie der Waldgeist aus seinem Haus durch die Luft auf den Waldweg, wo er sie gefunden hatte, und er sprach zu ihnen: „Kehrt nun in das Reich der Menschen zurück!“ „Wohin sollen wir uns wenden?“ fragte ihn der Jüngling. Der Waldgeist sagte: „Forschet nach dem Lande, das genannt wird das närrische Land mit dem weisen König!“ Und er wies ihnen die Richtung des Wegs. Zum Abschied aber reichte er dem Jüngling den wunderbaren Stab, von dem er gesprochen hatte, als Gabe, hieß ihn guter Dinge sein und verschwand.

So machten sie sich denn auf den Weg. Sie kamen

in den Bereich der Menschen und gingen weiter, bis sie zu dem Land gelangten, das genannt wurde das närrische Land mit dem weisen König. Das Land war von einer Mauer umgeben, und sie mußten sie mehrere Meilen umgehen, bis sie an das Tor kamen. Als sie eintreten wollten, verweigerte ihnen der Torwart den Einlaß. Da rief der Jüngling: „Das ist fürwahr ein närrisches Land, das keinen Wanderer einläßt!“ Der Mann am Tor erwiderte ihm: „Bislang nannte man unser Land das närrische Land mit dem weisen König, aber nun ist unser König gestorben, und er hat bei seinem Tod befohlen, daß man nach ihm das Land nenne das weise Land mit dem närrischen König, bis einer kommen würde, der es durch seine Weisheit unternähme, den ersten Namen wiederherzustellen, und der solle König werden an seiner Statt. Daher lassen wir keinen ein, er erkühnte sich denn solcher Tat. Bist du dazu bereit, so tritt ein.“ Das wagte der Jüngling nicht und trat gesenkten Hauptes zurück. Der Knecht sprach ihm zu, sie sollten nach einem andern Lande ziehen, denn hier sei doch ihres Bleibens nicht. Er aber wollte es nicht, denn er gedachte der Worte des Waldgeistes. Inzwischen gesellte sich noch ein Mensch zu ihnen im schwarzen Kleide, der auf einem ganz schwarzen Pferd saß. Er ritt auf sie zu und blickte den Jüngling an, dem zumute ward, als sei er von dem Blick angefaßt und gezwungen, mit seinem Stabe das Pferd zu berühren. Er tat es, und das Pferd begann die Mondweise zu singen mit einer köstlichen Stimme. Da lachte der schwarze Mann und sagte höhnisch: „Willst du in Ewigkeit nur Spiel und Schabernack treiben mit deinem Stab? Und ist dir nicht in den Sinn gekommen, daß er dir zu Besserem verliehen ist? Du Tor! Ist dir nicht offenbar worden, daß dies Gerät aus jedem Wesen die eigene Stimme seines Herzens lockt und daß du, solang du es besitzest, jedes Ding aus dem Herzen des Dinges

verstehen kannst?“ Nach diesen Worten wendete der Fremde sein Pferd und ritt davon.
Da verstand der Jüngling, warum ihn der Waldgeist hierher gewiesen hatte; er kehrte zum Tor zurück, begehrte Einlaß und vermaß sich, die Tat zu vollbringen. Die Wache führte ihn zu der Versammlung der Fürsten. Die saßen im Königssaal rings im Kreis, waren in großen Nöten und wußten sich keinen Rat. Und die Fürsten sprachen zu ihm: „Wisse, daß auch wir keine Narren sind, aber der verstorbene König war ein großmächtiger Weiser, so daß wir alle gegen ihn nur als Narren geachtet sind; darum nannte man das Land das närrische Land mit dem weisen König. Und der König hinterließ einen Sohn; auch er ist weise, aber nur so viel, daß er gegen uns ein Narr ist; und deswegen hat der alte König sterbend befohlen, daß der Name des Landes umgekehrt werde, bis einer käme, der ihm an Weisheit gleich wäre und den ersten Namen wiederherstellte. Dem, der das vermag, solle sein Sohn die Herrschaft übergeben. Wisse also, Jüngling, wessen du dich unterfängst, und daß die Prüfung schwer ist. In unserer Stadt ist ein wundersamer und furchtbarer Garten, der in uralter Zeit von einem Riesengeschlecht gepflanzt wurde. Darin wachsen gewaltige Waffen von Stahl und silbernes Kriegsgerät und goldenes Kriegsgerät auf weitem Feld wie Bäume aus der schwarzen Erde hervor. Betritt jedoch ein Mensch den Garten, dann erheben sich die Geister des vergangenen Riesengeschlechts, das ihn gepflanzt hat, und verfolgen ihn, und er wird von unsichtbaren Mächten gejagt, bis er aus dem Garten flieht. Nun wollen wir sehn, ob du ein Weiser bist und die Geister zu bezwingen vermagst.“ Der Jüngling ließ sich den Weg zum Garten zeigen. Ringsum war eine Mauer gezogen, ein verrostetes Tor hing offen in den Angeln, kein Wächter war zu erblicken. In einer Vertiefung der Mauer neben dem Tor stand hinter silbernem

Gitter die Bildsäule eines Menschen mit goldener Krone und goldenem Königsmantel, aber das Antlitz und die Hände waren aus Elfenbein. Über dem Bild war eine alabasterne Tafel in die Mauer eingelassen, darauf waren in leuchtenden Zeichen die Worte zu lesen: „Der hier steht, war ein König dieses Landes in alter Zeit, und vor ihm und nach ihm war ewiger Krieg, aber zu seinen Tagen war Friede.“ Der Jüngling berührte das Gitter, und alsbald sprang es auf. Da verstand er, daß ihm geboten war, durch diesen König die Geister zu bannen und den Garten zu erlösen. Er ergriff die Bildsäule, betrat mit ihr den Garten und stellte sie in der Mitte des Gartens auf. Nichts regte sich, und er kam in Frieden heraus. Da ging er hin und sagte es den Fürsten an. Sie kamen herbei, und er führte sie in den Garten in Frieden.

Dann sprachen die Fürsten zu ihm: „Wiewohl wir dies gesehen haben, können wir doch das Königreich um der einen Tat willen noch nicht geben. Du mußt eine zweite Prüfung bestehen. Von alter Zeit her ist in unserm Lande ein hoher geschnitzter Thronsessel in einer marmornen Säulenhalle auf einem Hügel in der Mitte des Reichs errichtet. Der Stuhl ist aus dem Holz eines heiligen Baums geschnitzt und wunderbar verziert mit den Gestalten aller Tiere und Gewächse, die es im Lande gibt. Vor ihm steht ein Tisch, und auf dem Tisch steht ein Leuchter mit sieben Armen. Ehedem war es so, daß jeder, der auf dem Thronsessel saß, das ganze Land überschaute, und es blieb ihm keine Tat geheim, die darin geschah. Und wer die sieben Arme des Leuchters entzündete, erkannte alle Gedanken, die rings im Lande gedacht wurden. Aber seit dem Tod des alten Königs trüben sich dem auf dem Stuhl die Augen, und er sieht nicht mehr, was ihn umgibt; und der Leuchter brennt nicht mehr, wenn man ihn entzünden will. Vom Thronsessel aus aber gehen viele

Wege, gleich den Strahlen eines Sterns, nach allen Richtungen durchs ganze Land. Und inmitten jedes Wegs steht ein geflügeltes, goldenes Tier. Ehedem sangen alle Tiere um Mitternacht eine wunderbare Weise. Aber seit dem Tod des alten Königs verharren sie in Schweigen, und wenn ein Mensch ihnen naht, reißen sie den Rachen auf und verschlingen ihn. So lebt das ganze Volk in Angst und Bestürzung, und niemand ist, der verstünde, wie all dies gekommen ist. Nun wollen wir sehn, ob du ein Weiser bist und es wiederherzustellen imstand, wie es gewesen ist." Sie führten ihn in die Halle zu dem Stuhl. Als er ihn ansah, wußte er, daß er aus demselben Holz geschnitzt war wie der wunderbare Stab, den ihm der Waldgeist geschenkt hatte. Er ging hinzu und betrachtete ihn genau, um zu sehen, was damit geschehen sei, daß er seine Kraft verloren habe. Da bemerkte er, daß an der Spitze des Sessels ein winziges geschnitztes Röslein fehlte. Er ging umher und suchte; bald fand er es verborgen unter einem Stein der Halle und fügte es dem Thron ein. Dann betrachtete er den Leuchter und fand, daß er von der Mitte des Tisches um ein weniges abgerückt war, und er brachte ihn an seine rechte Stelle. Hierauf bestieg er den Stuhl und entzündete den Leuchter. Nun überschaute er das ganze Land und alle Gedanken und Taten, die vergangenen und die gegenwärtigen. Und er begriff, daß der alte König vor seinem Tod alles mit Absicht so verwirrt hatte, auf daß der Weise gefunden werde, der es wiederherstellen und jedes Ding an seinen rechten Ort bringen könnte. Er sah die Tiere auf den Wegen stehen und bemerkte, daß auch sie um ein weniges von ihrer Stelle gerückt waren. So ließ er alle Tiere an ihren alten Ort rücken, und die Tiere ließen die Menschen an sich herankommen. Und als das letzte Tier an seine Stelle kam, da war es Mitternacht, und alle stimmten die große Weise an.

Da gaben die Fürsten dem Jüngling das Königtum. Er aber sprach zu seinem Knecht: „Nun verstehe ich, daß ich in Wahrheit der Königssohn bin und du in Wahrheit der Sohn der Magd."

Die Geschichte vom Meister des Gebets

Es lebte einst ein Mann, welcher der Meister des Gebets geheißen wurde. Er diente Gott alle Tage seines Lebens mit Lobpreisungen und besaß in diesem Tun eine Kraft, wie sie nie noch in einer Seele erstanden war. Fern von den Wohnungen der Menschen hatte er seinen Ort erwählt an einem stillen, umschatteten See. Zuweilen aber machte er sich auf, verließ die Stätte seiner Sammlung und suchte die Welt der irdischen Geschlechter heim. Da schloß er sich an diesen und jenen, der ihm von ungefähr begegnete, begann zu ihm zu reden, erhob, von Gesprächen über die Dinge der Erde mit dem zutraulich werdenden Gefährten emporsteigend, dessen Seele und führte sie allgemach dem letzten Sinn alles Seins zu. Manches Mal ereignete es sich, daß Ohr und Herz des andern sich ganz ihm auftaten und seine Rede eingehen ließen, und dieser Mensch tat eilig alle Bande und alle Lust des Weltlebens von sich ab gleich einem hemmenden Gewand und folgte ihm. So wuchs eine Siedlung an den Ufern des Sees und festigte sich. Der Meister aber verstand in seinem wissenden Herzen gar wohl, was einem jeden aus seiner Gefolgschaft not tat, um ihm Antrieb zum heiligen Flug zu geben, und so ließ er den Reichen dürftig und entbehrend leben, daß der schlichte Sinn in ihm wach sei, dem aber, der ein Bettler gewesen war, warf er goldgestickte Kleider über zur Feier seiner Seele.

Indessen schwoll in den Gebieten der Menschen die Klage um die Verschwundnen, und bald wurde dem fremden Mann auf allen Wegen nachgestellt. Nie-

mals aber vermochte ihn einer zu erreichen. Unberührt wirkte er mit seinem Wort und führte, die sein geworden waren, hinweg.

Zu der gleichen Zeit gab es in dem Bereich der Welt ein Land, das wurde nach der Art seiner Bewohner das Land des Reichtums genannt. Die suchten und sahen das Ziel ihres Lebens einzig im Geld und wollten kein andres Verdienst und keine andre Vollkommenheit anerkennen als den Besitz. So waren alle Würden und Stufen bei ihnen nach dieser Geltung angeordnet. Es bedurfte eines bestimmten Maßes an Eigentum, um ein bloßer Mensch zu sein; wer nicht so viel besaß, stand tiefer und war in ihrer Schätzung dem Rang nach ein menschenähnliches Tier oder ein kahles Vogelwesen und so, Tier oder Vogel, wurde er gerufen. Wem mehr als jenes Mindestmaß zu eigen geworden war, wurde in der Würde erhoben, und ein sehr Reicher stand den Sternen nah, denn er habe, so meinten sie, die Gewalt der Sterne, die das Gold im Schoß der Erde wachsen lassen. Die Allerreichsten aber, die das Ihre nimmer umfassen oder auch nur überschauen konnten, die erhoben sie zu Göttern über sich und dienten ihnen im Staub. Es war geboten, daß jeder alljährlich seinen Besitz nachweise, auf daß er sich in seiner Würde erhalte oder steige oder falle, und da konnte denn zuweilen aus einem Menschen ein Tier werden und aus einem Tier ein Mensch. Weil sie nun dergestalt Ordnung, Gesetz und Herrschaft nach dem Willen ihres Glaubens bestimmt hatten und in diesem den einzigen Sinn und das wahre Wesen des Daseins gefunden zu haben wähnten, wuchs und schwoll ihr Stolz ins Ungemessene, und endlich fanden sie, daß es ihrer Erhabenheit nimmer gezieme, innerhalb der Grenzen der Welt, unter den gewöhnlichen Menschen zu weilen, und sie zogen allesamt in ein Gebirg an dem Rand der Erde, denn sie meinten, daß es ihnen auch äußerlich

anstehe, höher zu wohnen als die übrigen Erdenvölker und auf sie hinabzusehn. So bevölkerten sie in einzelnen Scharen die Höhen des Gebirgs, verschütteten die Wege, die von ihnen in die Welt hineinführten, und ließen jedem Berg nur einen einzigen heimlichen Zugang. Diese verborgenen Pfade besetzten sie mit Wächtern, die sie unter den Ärmsten und Besitzlosen wählten, denn diese vergaben ihrer Würde nicht allzuviel, wenn sie sich auf dem Weg zu dem verachteten Weltbezirk verweilen mußten. Im Land jedoch ging es immer wilder und wüster zu. Raub und Mord herrschte überall als das große Mittel zur Vollkommenheit; Barmherzigkeit aber und hilfreiche Darbietung wurde für schändlichen Wahnsinn erachtet. Man brachte den Reichsten, die als Götter galten, Menschentiere zum Opfer, und mancher zögerte nicht, jenen selbeigen sein Leben zu opfern, denn hierdurch hoffte er bei der nächsten Wiederkehr ins Dasein gleichfalls als Reicher und Gott zu erscheinen.

Es fügte sich aber, daß dem Meister des Gebets Kunde ward von diesem Land, sogleich überkam ihn ein abgründiges Mitleid mit den armen Toren, und er beschloß aus all seiner Kraft, sie zurecht zu führen. So begab er sich hin, suchte die Wächter auf und redete ihnen aus dem Quell seines gütigen Herzens zu, sprach zu ihnen von der Eitelkeit des Geldes und dem wahren Sinn der Welt. Aber sie achteten seiner nicht, denn waren sie gleich bitter arm und würdelos und standen nur auf dem Weg, der zu den gewöhnlichen Menschen führte, so war ihnen die Lehre von der Göttlichkeit des Goldes doch tief im Herzen eingewachsen. So ließ der Meister sie denn, wandelte seine Erscheinung und gelangte heimlich in das Land. Da versuchte er alsbald in die erstarrten Seelen der Leute zu dringen, aber all seine innerliche Gewalt war ohnmächtig, und er mußte ohne Werk von hinnen gehen, ge-

dachte aber, bald zu neuem Streiten wiederzukehren.
In jenen Tagen weilte auf Erden ein gewaltiger Held, seine Tat war die Eroberung, und er begehrte, alle Länder sich zu unterwerfen. Viele Reiche waren ihm schon untertan, und ihre Bewohner lebten friedlich unter seiner schutzreichen Hand. Wer sich ihm ergab, erlitt nicht Schaden an Besitz und Leben, aber er vernichtete jeden, der ihm zu widerstehen wagte. Er pflegte in jedes Land, dem er auf seinem Zug sich nahte, Boten zu senden und Unterwerfung zu heischen, und erst wenn sie ihm verweigert wurde, kam er mit seinen Waffen über das Volk und machte es sich untertan.
Nun geschah es, daß die Menschen im Lande des Reichtums durch Kaufleute, die von ihnen ausgezogen waren in die verachteten übrigen Gebiete der Welt, um dort für ihre Großen neue Schätze zu sammeln, vernahmen, daß jener große Eroberer sich auf dem Weg zu ihrem Reich befinde und es zu bezwingen gedenke. Eine ungeheuerliche Angst überkam sie. Nicht die neue Herrschaft fürchteten sie dermaßen. Aber sie hatten erfahren, daß der Held das Gold gering schätze, ja mißachte, und nicht dulde, daß man seinen Besitz ehre. Und so war es ihr Glaube und ihre Lebensordnung, die sich des Angriffs zu erwehren hatten. Daher hielt das Volk einen großen Rat; und wieder waren es die Kaufleute, die Umschau in allen Breiten der Erde getan hatten und von einem Lande wußten, dessen Reichtum den des ihren, ja jede Menschenvorstellung weit übertreffe, so daß alle seine Bewohner Götter an Macht durch ihren Besitz seien. Diese, vermeinten sie nun, hielten sicherlich die Hilfe in ihren goldstrotzenden Händen.
Während aber der Rat tagte, hatte der Meister des Gebets wiederum einen Gang in dieses seltsame Land getan. Wie das erstemal begann er mit den

Wächtern zu reden, und sie erzählten ihm, wie ein unbesiegbarer Held ihr Gebiet bedrohe und wie ihre Großen gedächten, in das Land der Götter um Hilfe gegen den Heranziehenden zu senden. Lachend verwies er ihnen solche Narretei und sprach ihnen von Gott, dem Quell und Stromziel alles inneren Lebens. Diesmal folgten die Wächter mit halbem Ohr seiner Rede, und zum Ende sagte einer: „Und was soll ich da tun, bin ich doch ein Einzelner und ein Machtloser!“ Da schien es dem Meister, als habe sich schon ein Großes ereignet mit dieser Antwort, und er ging weiter in die Stadt, wo er überall von dem Kriegsmann reden hörte und von der drohenden Not um den Glauben. Er mischte sich unter allerlei Leute, lauschte ihnen und versuchte, ihnen die Nichtigkeit ihres Sinns zu erweisen. Während sie ihm aber von dem Helden und seinen Taten berichteten, sagte er einmal zu sich selbst: „Sollte er dies sein?“ — und es war, als ob er jenen kenne. Das hatten einige bemerkt, die schon über ihn erbost waren, weil er ihr Gesetz verspottete; die nahmen ihn auf der Stelle fest und brachten ihn vor die Ältesten, auf daß sie ihn richten sollten als einen Lästerer des Glaubens und als einen, der mit ihrem Widersacher im Bunde sei. Die Richter begehrten nun von ihm zu wissen, ob er jenen Eroberer kenne. Der Meister antwortete: „Ich diente vorzeiten einem König. An seinem Hof lebte ein Held. Ist es dieser, wie ich glaube, der euer Land bedroht, dann kenne ich ihn. Weiter aber sollt ihr wissen, daß dieses Götterland, von dem ihr Hilfe erwartet, euer Verderben birgt.“ Da hielten sie ihn für einen Narren. Aber gleichwohl fragten sie ihn: „Woher nur stammt dir solche Wissenschaft?“ Worauf er anhob und erzählte:

„Der König, von dem ich euch sprach, besaß ein wunderbares Gebild, das lieh seine Form von einer Hand mit all ihren Falten und Furchen. Dieses war

die Landkarte aller Welten zu allen Zeiten, und was irgend je geschah und geschehen wird, steht auf ihr verzeichnet zu lesen, die Schicksale der Länder und Städte und Menschen und alle Wege auf dieser Welt und die verborgenen Wege zu fernen Welten in fernen Zeiten. Und die Wege aus dem Irdischen zum Himmel: da ist der Weg Henochs und der Weg Mosches und der Weg Elijahus, auf denen sie zum Himmel aufgestiegen sind. Da steht jegliches Ding, wie es gewesen ist zur Stunde, da die Welt erschaffen ward, wie es heute ist und wie es dereinst sein wird. So ist da Sodom aufgezeichnet in seinem Stolz vor der Vernichtung, und da ist Sodom, wie es heute ist, vom Finger des Herrn berührt. Aber nur der König allein vermag in der Hand zu lesen."

So sprach der Meister, und alle horchten auf, und der Klang der Wahrheit, der in seiner Rede tönte, pochte an ihre Herzen. Sie fragten weiter: „Nun sage uns, wo ist dein König?" Einige aber wurden sogleich von ihrer alten Sucht nach dem Gold ergriffen und forschten gierig: „Sieh, wenn er im Besitz solcher Weisheit ist, möchte es wohl sein, daß er uns Wege zeigen kann, die in den Erdenschoß zum Ort des Goldes führen?" Da ward jener zornig und rief: „Denkt ihr noch immer an das Erraffen? Davon redet mir nimmer!" „Ei," antworteten sie, „sag uns immerhin, wo dein König sich verweilen mag." Er sagte: „Heute weiß auch ich nicht zu sagen, wo er ist. Aber ich will euch erzählen, was sich zugetragen hat." Und er sprach:

„Es waren ein König und eine Königin, die hatten eine einzige Tochter.

An dem Hof des Königs waren Meister mancher Künste und Kräfte. Und der König, welcher der Herr der Hand, der Landkarte aller Welten und Zeiten, war, wußte den Ort jeder Kunst und Kraft, wo sie ihren Urquell hat, der aus den Tiefen der Ewigkeit

fließt; und er wußte die Wege zu den Orten. Und fühlte einmal ein Meister, wie die Gnade in ihm ermattete und die Dinge sich seinem Gebot nicht mehr fügten, dann sandte ihn der König an seinen Ort, seine Macht zu erneuen. So war da ein Sänger, der hatte die Gabe, bezaubernde Töne und Worte zu finden und mit ihnen allen Sinn zu ergreifen und alles Herz zu bewegen. Dem wies der König den Ort des unerschöpflichen Lieds, das aus sich selbst in sich zurück klingt und in dem das Blut aller Wesen rauscht. Und da war ein Weiser, den führte der König zum Ort des Lichts, wo sich die letzten Gründe auftun und keine Schicht dem Auge widerstehen kann. Mir wies er den Ort der Seele, wo der Born des Feuers mir entgegenschlug und die Gewalt meines Gebets sich in seiner Flut verjüngte. Und gleichermaßen verdankt jener Eroberer, vor dem ihr bangt, dem König die Vollendung seiner Unbezwingbarkeit. Denn ihn leitete er den Pfad zu der Stätte, wo das Schwert des Siegs in der Erde stand, dessen Anblick alles Lebendige niederwirft, das ihm den Weg versperrt. Und der König gab ihm das Schwert. Aber von einer Zeit zur andern mußte er an seinen Ort zurückkehren und das Schwert in die Erde pflanzen, die es zu neuen Kriegen nährte und weihte.

Da nun die Königstochter heranwuchs, berief ihr Vater alle die Seinen, daß sie Rat hielten, wer ihr Gatte werden sollte. Mein Rat war, man solle sie dem Helden geben. So geschah es, und der Held und die Prinzessin hielten Hochzeit. Über eine Weile gebar die Königstochter ein Kind, das war ein lichtes Wunder der Schönheit, und ein Strahlen ging von ihm aus. Es kam mit vollendetem Wissen zur Welt, und nur die Sprache ermangelte ihm noch. Aber aus seinen Mienen war zu lesen, daß es den innern Sinn jeglicher Rede verstand, und auch die stummen Dinge blickte es an, als erzählten sie ihm etwas, und lachte sie an, nicht dem Augenblick er-

liegend, sondern wie aus großer und heimlicher Kunde.

Da begab es sich aber einmal, daß alle Leute des Königs zugleich gegangen waren, jeder nach seinem Ort, um seine Gabe zu erneuen. Um jene Zeit kam ein großer Sturmwind über die Welt und vermengte in seinem Toben die Elemente miteinander, machte das Meer zum Festland und das Festland zum Meere und fruchtbare Menschenstätten zur öden Wüstenei. Brausend kehrte er auch in den Königspalast ein, hob das wunderschöne Kind der Königstochter auf seine Flügel und trug es in wirbelnder Eile von hinnen. Der König, die Königin, die Königstochter, alle eilten wehklagend ihm nach, aber in der ungeheuern Umwälzung der Elemente fand keiner den Weg, den das Kind hinweggeführt worden war, und so zerstreuten sie sich ziellos und irregeführt in alle Winde. Indessen kehrte jeder von uns von seinem Ort zum Haus des Königs heim, einer nach dem andern, und jeder fand es verlassen, und jeder machte sich in seinem Schmerz auf, die Verlorenen zu suchen, und wartete nicht auf die Genossen. So sind wir alle voneinander gekommen und suchen einander in allen Weiten."

Dieses sprach der Meister des Gebetes, und die Leute hörten seine Worte mit großer Verwunderung. Sie berieten sich seinetwegen und beschlossen, ihn nicht aus der Stadt zu lassen, damit er, wenn jener Held sich wahrhaftig als sein Freund erweise, bei ihm Fürsprache für sie tue. Denn schon waren dessen Boten ins Land gekommen und begehrten Unterwerfung. Auch der große Held selbst war mit seinen Scharen dem Land des Reichtums näher und näher gezogen, und während seine Boten noch mit den Mächtigsten Zwiesprache hielten, lag er schon mit den Seinen vor den Mauern und harrte des Entschlusses. Als sich nun die Reichen an den Meister um Schutz wandten, sprach er, er wolle in das

Lager des Helden gehen, ob er in ihm seinen einstigen Freund erkenne. Er tat so, traf auf einen der Kriegsleute und begann ein Gespräch. Er fragte: „Welches sind eure Gepflogenheiten und wie ging es zu, daß ihr euch diesem Manne untertan gemacht habt?“ Da berichtete der Soldat, wie das große Ereignis jenes Sturmwinds über die Kinder der Welt hereingebrochen war.

„Als die Gewalt des Unholds sich gesänftigt hatte“, sprach er, „und die Menschen ihren gewohnten Heimstätten entfremdet und zerstreut hilflos dastanden, erwogen sie, daß sie eines Lenkers bedürften, und sannen, wen sie zu ihrem König erheben möchten. Alle wurden sie einig, daß der, der dem Zweck des Lebens am nächsten stünde, ihrer aller Herr sein solle. Was aber der wahre Zweck des Lebens sei, darüber waren der Meinungen viele und unterschiedne. Sie konnten zu keinem Frieden und zu keinem Beschluß kommen. Die einen meinten, in der Weisheit das Ziel zu finden; denn was können einem, so sagten sie, alle Dinge Besseres geben, als von ihm erkannt zu werden? Andre aber warfen dagegen auf, die Weisheit sei eitles Spiel ohne das Wort und verzehre sich in ihren eigenen Kreisen, wenn sich zu ihr die Rede nicht geselle, die sie in das Reich des Wirkens und Geschehens führe; das Wort sei des Lebens Sinn. Da gab es nun wieder eine Schar, die erklärte, alles Wissen und Sagen komme vom Anderen oder gehe zum Anderen; aber ganz im Eigenen, von keinem Fremden berührt, walte nur die Schönheit, die ewig in sich selber ruhe; sie allein sei zu suchen, ihr allein zu dienen, der allzeit sich erneuernden Blüte der Welt. Aber andre riefen dazwischen, die Schönheit sei gar nicht wirklich da ohne einen, der sich ihrer freue; und sie sei ganz und gar nichts als ein Ding und Gebilde der Freude, geheimnisvoll aus Freude geboren, wundersam Freude zeugend allerorten, von Freude umschlossen; Freude

sei die Sonne, in deren warmem Licht sich das Leben vollende. Doch waren da wieder einige, die hörten dem verächtlich und mit gepreßten Lippen zu; und alsbald ließen sie sich vernehmen, es sei töricht, solchen flüchtigen und bestandlosen Eitelkeiten zuzustreben; das wahre Ziel des Lebens sei der Tod, und in seiner Luft zu atmen alle Erdentage die einzige Würdigkeit des Daseins. Ihnen jedoch erwiderten welche, der Tod setze nur dem Tatenlosen die Schranke seiner Bahn; wer aber sein Werk schaffe und Ehre gewinne, der könne nicht vernichtet werden, denn er stelle sich fernen Geschlechtern als Bild in die reinsten Stunden ihres Lebens ein und mache sich zum nie verlöschenden Stern urkünftiger Menschenzeiten; Ehre sei der Zweck des Seins, weil sie es an die Ewigkeit binde. Solchermaßen stritten sie alle um das Ziel, sieben Tage und sieben Nächte lang, bis ihnen offenbar wurde, daß da kein Band und keine Brücke war von den einen zu den andern. Und jede Schar machte sich auf, eine nach der andern, und jede zog ihres Wegs, sich ein Land und einen Fürsten nach ihrem Sinn zu erwählen."

„Ich aber", so sprach der Kriegsmann zum Meister des Gebetes „und meine Gefährten, eine große Schar, wir waren starke Männer, aber des Redens ungeübt, und wir hatten nicht teil an dem Streit. Doch konnten wir uns an keins der Völker schließen, denn wir fühlten es in unserem Blut und im Schlag unsrer Herzen, wie ohne die Kraft das Leben des Sinns ermangeln würde, wie sie allein es uns wert macht, da zu sein, und über sie hinaus war für uns nichts zu sehen, als sie zu üben und in ihr zu wirken und sie zur Herrin über die Erde zu erheben. Als die andern nun aufbrachen, machten auch wir uns auf und zogen dahin, und jede Kreatur trat zur Seite und verbarg sich, wenn wir kamen. Eines Tags aber trat uns ein junger Held entgegen und forderte Unterwerfung. Als wir uns dessen weiger-

ten, erhob er ein Schwert und hielt es uns entgegen, und der Anblick allein beugte uns zur Erde. Wir gelobten ihm Treue, er trat die Herrschaft über uns an, und seitdem ziehen wir ihm siegend nach von Land zu Land. Aber seltsam, unser Herr sagt, nicht Kraft und Eroberung bedeute ihm den Zweck der Welt; der sei ein andrer, und sein Weg leite zu einem andern Ziel. Uns jedoch ist seine Meinung und sein Wille dunkel, wiewohl in dieser Zeit eine Liebe zu unserm Herrn unsre Herzen berührt und sehend gemacht hat, so daß wir in manches blicken, was uns ehedem verschlossen war, und die Welt uns weiter und heller erscheint."

Als der Meister alles vernommen hatte, begehrte er, vor den Helden geführt zu werden, und so geschah es, und sie erkannten einer den andern und umfaßten einander. Aber der Schmerz um die Verlorenen war über ihnen. Der Held begann von seinem Schicksal zu reden und sprach:

„Als ich damals, nachdem der Sturm die Welt verwüstet hatte, von meinem Zug zurückkehrte, fand ich mein Haus verwaist und alle meine Nahen waren mir verschollen. Da gebot ich meinen Schritten nicht mehr den Weg, sondern irrte im Zufall umher. Wie ich so schweifte, kam ich an einen Ort, da wurde meinem Herzen aus sich selbst die Gewißheit, hier müsse der König weilen, und ich suchte, aber ich konnte ihn nicht finden. Da zog ich weiter. Ein andermal fühlte ich die Nähe der Königin. Und so habe ich auf meinen Wegen die Stätten aller Teuren betreten, ohne einen zu finden. Deinen Ort aber habe ich nicht gesehen, und meine Schritte haben die deinen nicht gekreuzt."

Der Meister antwortete: „Auch ich bin über all die Orte gegangen, an denen die Unsern sich verweilt hatten, um zu klagen, und an jedem Ort war die Klage in das Gezweig der Bäume und in die Kehlen der Vögel eingezogen, und so rauschte und sang sie

zu mir hernieder. Und auch über deinen Ort bin ich gegangen.
Denn auf einem Hügel lag ein goldner Glanz gebreitet und wich auch in der Dämmerung nicht, und der Glanz malte auf die steinige Hügelspitze die Gestalt einer Krone. Da wußte ich, hier hat der König gewohnt und hier seine Krone neben ihm gelegen, die an keinem Ort weilen kann, ohne ihm ihr Bild zu lassen. Und von ringsumher kam aus der Luft die hohe Klage zu mir, mächtig und einsam wie das Tönen einer erzenen Glocke. Aber des Königs Spur konnte ich nicht finden.
Und weiter ging ich über eine weite Sandlände. Da gewahrte ich am Boden große blutige Tropfen, die standen auf dem Boden und versickerten nicht und trockneten nicht, und in ihnen war es wie der Blick zweier Augen, der drang zu mir empor. Ich wußte, daß dies die Tränen der Königin waren, die sie aus ihrem Blute geweint hat. Durch den Sand wisperte die Klage, leise und gebrochen. Aber die Königin war nirgends in der weiten, offenen Fläche zu erschauen.
Ich ging von hinnen, und an einem Morgen traf ich auf einen Bach, über dem floß ein dünner, milchiger Streifen, der sich mit dem Wasser nicht vermischte. Und aus dem Bach summte es hervor, still und zärtlich voll, ein weiches, klagendes Wiegenlied, das niemals endete und scheinbar ohne Wandel in gleichem Maße dahinfliegend doch immer neue Klänge aus sich gebar. Und ich wußte, die Milch war der Brust der Königstochter entsprungen, als sie dastand und sich um ihr Kind härmte. Aber sie selbst war nicht da.
Und später kam ich in einer Heide an einen riesigen Stein. Ich ließ mich neben ihm nieder und gewahrte, daß er mit Zeichen bedeckt war, und erkannte Linien und Wege, ähnlich jenen, die in der geheimnisvollen Hand des Königs eingeritzt waren. Hier war der

Weise des Königs gewesen und hatte versucht, die Tafel der Welten nachzubilden. Und aus dem stummen Stein sprach die Klage mit gewaltiger tonloser Stimme, aus allen Furchen wehevoll hervorbrechend.

Ein andermal gelangte ich auf steilem Grat zu einem Ort, wo der Abgrund sich blicklos in das Dunkel hin auftat. Aber das Dunkel war nicht leer, sondern ein Klingen schwebte darin wie von einer Harfe, schwang dahin in den Raum, verfing sich im Schrankenlosen, kehrte wieder, und war wie eines Herzens Pochen und wiederkehrender Schlag, ein großes Saitenspiel im Dunkel, ein Gesang der Klage. Hier hatte der Sänger des Königs gestanden, und sein Lied hatte den Abgrund gefüllt.

Dann kam ich an eine Wiese, in der ein einziger weitgedehnter Baum stand. Darunter war die Erde aufgewühlt, wie von dem Stoß eines ungeheuern Schwertes. Und aus der Öffnung stieg ein fernes Raunen der Klage. Da erkannte ich deine Gegenwart.

Aber an einem andern Tag führten mich meine Schritte in ein Waldtal. Da sah ich auf grauem Moos ein Löckchen sonnenblonder Haare liegen, und es war ein Licht an ihnen, als hätten sie die Sonne in sich getrunken. Und rings um mich zwischen den Büschen war ein sanftes Wandeln von nackten Kinderfüßen, und das Gras neigte sich zu beiden Seiten des Wandelns. Aber es war keine Gestalt dazwischen. Und in den Büschen war eine Rede, nicht wie Klage, sondern wie das klare und friedliche Sagen eines Kindes, das aller Zukunft sicher ist. Aber die Rede kam von keinem Mund, sondern hing und flatterte über den Büschen wie Sommerfäden."

Der Held erwiderte: „Über all diese Orte bin auch ich gegangen, aber bei den goldenen Haaren meines Kindes habe ich geweilt und habe geweint, und sieben von ihnen habe ich mit mir genommen. Sie

leuchten in den sieben Farben des Regenbogens und sind mein Trost auf allen meinen Wegen.
Als ich mich erhob und weiterzog, traf ich auf eine Schar starker Leute, die habe ich bezwungen und mich an ihre Spitze gestellt, um die Welt für meinen König zu erobern."
Da entsann sich der Meister der Leute im Lande des Reichtums, und er erzählte dem Helden von dem Wahn, der sie befallen habe, und wie tief sie von ihrer Sucht besessen seien. Er klagte ihm, es dünke ihn ein schier unmögliches Beginnen, ihren Sinn zu wenden. „Denn", so sagte er, „wo immer der Mensch sich daran hängt, etwas zu sein oder etwas zu wirken, da bleibt seine Wurzel im Menschlichen, und aus seiner Wurzel kann er heil werden, und worin immer er sich bindet, im Wissen und im Wort, in Schönheit oder in Freude, in Tod oder in ewiger Ehre, er vermag durch sich selbst gelöst zu werden und sein Leben zu gründen; wo aber der Mensch sich an den Trug hängt, etwas zu haben, da reißt er seine Wurzel aus dem Menschlichen, und sie saugt ihm kein Heil mehr aus der Menschenerde, und ich weiß ihm keine Hilfe."
Der Held sprach: „Ich habe einstens von unserm König gehört, daß es möglich sei, Menschen aus allen Irrungen zu befreien, nur aus der Irrung des Goldes nicht. Die der verfallen sind, für die gebe es nur ein Heil: sie müssen den Weg des Ortes geführt werden, von dem das Zauberschwert seine Kräfte leiht."
Da mußten sie beide wieder denken, wie mit dem König und den Seinen auch die Hand verschollen sei, die Tafel der Welten und Zeiten, und wie der Sturmwind die Wege zu den Orten verschüttet habe, an denen die Kräfte sich erneuen, und die Hand ist nicht da, und der König ist nicht da, die neuen Wege zu verkünden. Und der Schmerz überkam sie mächtiger als je vordem.

Dann bat der Meister um Frist und Aufschub für das belagerte Land, dessen sein Herz sich erbarmt hatte, und der Held gewährte sie. Die beiden vereinbarten noch Zeichen, mit denen sie einander Kunde geben wollten, wenn etwas geschähe, was der eine den andern möchte wissen lassen. Sodann schieden sie, und der Meister zog seines Wegs.

Indessen hatten die Leute im Lande des Reichtums, um die Gefahr zu wenden, mehrere von denen, die nicht so viel besaßen, daß sie in ihren Augen die Würde eines Menschen erreicht hätten, ergriffen und sie den Reichen, die ihnen Götter dünkten, als blutiges Opfer geschlachtet. Als sich aber auch dieses Tun als fruchtlos erwies und sie nach wie vor Morgen für Morgen am Fuß ihrer Befestigungen die Schar des Helden in gewaltiger Ruhe gelagert erblickten, beschlossen sie, die gewährte Frist auszunützen und nunmehr Boten in jenes Land zu entsenden, dessen Reichtum so unendlich war, daß seine Bewohner für sie allesamt als Götter galten.

Die Boten zogen aus, wichen aber versehentlich vom rechten Weg ab und verirrten sich. Indem sie suchend in der Welt umherstreiften, begegneten sie eines Tags einem Menschen, der trug in seinen Händen einen goldenen Stab, über und über bedeckt mit funkelnden Steinen, von denen ein Strahlen ausging wie von einem der großen Sternbilder. Sein Hut war mit Perlenschnüren umwunden, die die Schätze aller Meere in sich zu sammeln schienen. Alle Reichtümer ihrer Götter zusammengenommen waren wie ein Kinderspiel gegen den unermeßlichen Wert der Kleinodien, die der Fremde an sich trug. Bei seinem Anblick sanken sie mit den Gesichtern in den Staub und stammelten Worte der Anbetung, denn was konnte ihnen die Erscheinung andres bedeuten als den Gott über alle Götter? In Wahrheit aber war es der Schatzmeister des Königs, der damals, als der Sturmwind das Angesicht der Erde

verwandelte, die Schätze seines Herrn geborgen und sie seither bewacht hatte. Er ließ sie aufstehn, und als sie ihn angstvoll fragten, wer er sei, gab er ihnen Bescheid. Da flehten sie ihn an, er möge ihnen den Königsschatz zeigen. Er führte sie in die Berghöhle, wo die Schätze unübersehbar aneinandergereiht lagen. Da redeten die Boten zueinander: „Wozu sollen wir noch zu jenen Göttern gehen? Laßt uns diesen bitten, daß er mit uns ziehe, denn sicherlich ist er mächtiger als alle Götter, die wir kennen." Als sie solche Bitte vor ihn brachten, war er bereit, mit ihnen zu gehen. Er befahl ihnen, die Schätze zu nehmen und auf ihre Gefährte zu laden. „Aber achtet wohl darauf," rief er ihnen zu, „dieser Dinge, die der Schmuck der Erde und ein zartes Gewand des Lebens sind, nicht nach Geldesart zu begehren, denn wo einer nach ihrem Besitz verlangt und das edle Gut, das geschaffen ist, Schönheit zu sein und Freude zu wirken, zu eitlem Haben mißbrauchen will, zerfallen sie zu Staub vor den gierigen Augen." Das vernahmen die Boten mit Staunen, und es währte lang, bis sie den Sinn der Worte erfaßt hatten; dann nahmen sie die Schätze auf und traten mit jenem den Heimweg an. Auf der ganzen Fahrt betrachteten sie die auf den Wagen ausgebreiteten Reichtümer nur verstohlen, mit scheuem und angstvollem Blick, und wenn eins der Juwele sich verschob, wagten sie kaum, es zurechtzulegen.

Im Land des Reichtums wurden sie mit rauschendem Jubel empfangen, denn nun wähnten dessen Insassen, vor dem Helden geborgen und sicher zu sein, da sie den Gott aller Götter in ihren Mauern bargen. Der Schatzmeister, der das Irren des Landes erkannt hatte, erließ nun Gesetze, um ihm zu steuern, er verbot den Götterdienst und die Opfer und die Erniederung der Besitzlosen; doch was er auch unternahm und wie er die Leute beredete, es gelang ihm nicht. Da sie ihm aber unablässig von dem Helden

sprachen und baten, er möge sie von der Gefahr befreien, ging er in das Lager hinaus und ließ sich vor den Feldherrn führen. Alsbald erkannten sie einander in großer Freude. Nach einer stillen Weile begann der Held zu reden und erzählte ihm von allen Dingen, die geschehen waren, und auch von dem Meister des Gebets erzählte er ihm. Dann sprachen sie von dem Land des Reichtums, und der Held tat seinem Freund den einzigen Befreiungsweg kund. Da bat der Schatzmeister ihn um neuen Aufschub, und er gewährte ihn. Auch sie setzten noch Zeichen der Botschaft fest, dann trennten sie sich. Der Schatzmeister kehrte in das Land des Reichtums zurück und sprach zum Volk: „Nehmt von mir den Rat, wie ihr vor dem Helden bestehen könnt! Fern über Fernen, hinter weiten verschollenen Pfaden liegt in dämmerndem Zauber der Ort, von dem das Schwert des Helden seine Kraft und sein Geheimnis nimmt. Diesen Ort müssen wir suchen, und ihr sollt an ihm frei werden in großer Macht und ewige Gewalt empfangen, in der alle Wehr und aller Sieg beschlossen ist.“ Des waren die Leute wohl zufrieden, und sie erbaten von ihren vielgelobten Göttern, den Reichsten des Landes, daß sie selbst den Schatzmeister begleiten sollten. Der aber ließ den Helden seinen Willen und seine Absicht wissen, und im Ergrauen des nächsten Morgens kam der Held verkleidet zu ihm und schloß sich ihm an. Auch dem Meister des Gebets sandten sie Botschaft, und auch er kam, um mit ihnen zu gehen, er begrüßte den neugefundenen Genossen in lichter Freude, und nun zogen sie mit den Boten des törichten Landes dahin. Da aber von der Zeit des Sturmwinds her die Erde mit all ihren Wegen verwandelt war, beschlossen sie, so lange von Reich zu Reich zu gehen, bis sie an den rechten Ort kämen.

Nach manchem Wandertag sahen sie weithingestreckt die Mauer eines Landes vor sich. Sie hielten

einen Mann an und fragten ihn, welches Land dies sei. Der Mann erzählte: „Als das große Wetter die Erde heimgesucht und ihre Essenzen vermischt hatte, veruneinigten sich die Scharen der Menschen und kamen in Streit miteinander um den Sinn des Lebens. Jede Schar ging nun ihres Wegs, ein Volk zu sein für sich und sich einen König nach ihrer Meinung zu erwählen. Und auch wir, die wir erkannt hatten, daß einzig die Weisheit Ziel und Grund alles Bestandes ist, taten so und zogen über die Fläche der Erde, um den Weisen und Wissenden zu suchen, der unser Herr sein sollte. So trafen wir auf einen, der saß da mit zurückgeworfenem Haupt und schaute nach den Sternen. Da fragten wir ihn: ‚Bist du der Weise, der die Welt weiß, daß seinem Auge kein dunkler Rest standhält, vor seinem Forschen keine Bahn sich verliert, seinem Gedanken die Elemente zulaufen wie die Schafe dem Ruf des Hirten?‘ Er antwortete: ‚Ich weiß um das Leben der Sterne. So weiß ich die Welt.‘ Aber wir sprachen weiter: ‚Und wenn das Beben über die Sterne kommt am Tag der Verwandlung und sie in Stücke schlägt, was weißt du dann?‘ Da schwieg er und gab uns keine Antwort. Und weiter trafen wir auf einen, der lag am Strand und schaute in das Meer, und wir taten unsere Frage. Er sagte: ‚Ich weiß um das Leben des Meers. So weiß ich die Welt.‘ Da fragten wir ihn: ‚Und wenn die Sonne das Meer trinkt am Tag der Wende, was weißt du dann?‘ Darauf schwieg auch er, und wir zogen weiter. So trafen wir manchen Weisen in seinem Schauen, und eines jeden Weisheit zerschellte an unsrer Frage. Einmal aber erblickten wir auf unserm Weg einen alten Mann, der saß auf einem Stein, und seine Augen waren weit und schauend offen, aber auf kein Ding oder Wesen im Raum vor ihm gerichtet, sondern es war ein Schauen, das in sich selbst beschlossen und umfriedet war. Ihn fragten wir: ‚Bist du der Weise,

der die Welt weiß?' Da sah er auf zu uns und sprach: ‚Ich weiß um meine Seele. Sie ist das Firmament, das niemand zerbrechen kann. Sie ist die See, die niemand verschlingen kann.' So neigten wir uns vor ihm und baten ihn, unser Fürst zu sein. Da sah er uns wieder an, und dann ging er mit uns, und wir nahmen uns dieses Land zu eigen."

Da wußten der Meister und seine Leute, daß jener Weise der verlorene Ratgeber des Königs sein müsse. Sie ließen sich ihm melden, und er kam ihnen entgegen und begrüßte sie in Freuden. Und sie besprachen sich mit ihm über alle Dinge, die geschehen waren und geschehen sollten. Als sie ihm von dem Land des Reichtums erzählten, sagte er zum Meister: „Es ist wahr, daß die vom Gold Betörten durch den Weg zu heilen sind, der zum Ort des Schwerts führt. Aber du mußt sie über diesen Ort hinausführen, bis du an einen hohen dunkeln Berg gerätst. Wenn du ihn mit wachsamen Augen umschreitest, wirst du eine schmale Spalte gewahren, eben so weit, daß ein Mensch durch sie Eingang finden kann. Über dieser Tür wirst du riesenhafte Vögel in den Lüften ruhen oder sich bewegen sehen, und daran magst du die rechte Stätte erkennen. Die Tür führt zu einer Höhle. In dieser Höhle ist eine Küche, darin in erzenen Kesseln seit Urbeginn die wahre Speise des Menschengeschlechts bereitet wird. Feuer wirst du nicht gewahren: es strömt aus den Feuerbergen der Erde in tiefen, unsichtbaren Gängen dem Orte zu; die Vögel in den Lüften fachen es mit ihren Schwingen an oder sänftigen es, je nachdem es nottut. Die Speise, die das Feuer kocht, ist es, die den Wahn löst. Doch wisse: nur wer aus eigenem Willen den Ort betritt, wird an ihm heil." Das Wort war dem Meister schwer, und er und der Weise sprachen zu den Reichen, um den Willen in ihnen zu wecken; der Weise sprach in großer Klarheit von der Nichtigkeit des Geldes, das nur ein lee-

res Gebilde des Tausches zwischen Menschen sei und in sich keinen Wert und keine Würde habe, sondern Wert und Würde einzig von den schönen und erfreulichen Dingen empfange, die es zusammenbringe oder voneinander trage; und der Meister sprach in heiliger Kraft und Glut, wie alles Eigentum an Dingen eitel und bestandlos sei und allein die Seele, die alles Haben von sich abtue, das wirkliche Leben besitze. Diesen Worten lauschten sie achtsamer als in früherer Zeit, aber wie einer Nachricht in einer fremden Sprache, aus deren Dunkel nur hier und da ein verständliches Wort hervorklingt, und sie waren zum Willen nicht zu bewegen. Da war der Meister tief betrübt, und es war ihm nah, umzukehren. Aber der Weise sagte: „Laß es dich nicht verdrießen. Ich weiß, der Morgen ist nicht fern, da der Wahn der Erde von ihr gehoben wird wie ein Alptraum der Dämmerung. Wenn uns auch der Weg nicht bekannt ist und wir ihn kaum so in den Weiten suchen können, wie ein Blinder sich seinen ertastet, laß es dich dennoch nicht verdrießen weiterzugehn, und der Weg wird dir gegeben werden. Und auch mich laß mit euch gehen. Wisse aber, daß ich die Hand, die Tafel der Welten, aus dem Sturm gerettet habe, doch habe ich sie verhüllt, und nie begehrte ich sie anzusehen, denn dies ziemt dem König, dem allein die Kraft gegeben ist, in ihr zu lesen. Auch sie will ich mit mir nehmen, daß sie in meinem Schutz bleibe.“ So zogen sie denn alle vereint von dannen.

Nach einer Zeit kamen sie wieder an ein Land, und wieder befragten sie einen Mann, dem sie an der Mauer begegneten. Er erzählte: „Als das Wirrsal um den Sinn des Lebens die Menschen auseinander trieb, waren ich und mein Volk die, denen das Wort über alles teuer und bedeutend erschien. Und wir zogen von Stätte zu Stätte, um den Herrn des Wortes zu suchen, der unser König sein sollte. So ka-

men wir an einen Markt, da stand auf der Rednerbühne ein Mann, der redete zur Menge, und sein Wort schien auf den bloßen Herzen zu liegen wie die Berührung einer Hand. Und wir sprachen zueinander: ‚Nun werden sie hingehn wie eine große Welle und nach seinem Willen tun!‘ Aber als er vollendet hatte, verließen ihn die Leute gemächlich und gingen ihren Geschäften nach wie vordem, und sein Wort schwebte kaum noch über ihrer Haut. Ein andermal kamen wir an einen Garten, da saßen viele Jünglinge um einen Mann im Kreis, und er lehrte sie und erklärte ihnen die Dinge des Himmels und der Erde, und sein Wort war wie ein Feuerstrom. Und wir sprachen zueinander: ‚Nun wird sein Wort in sie dringen und Wogen brennender Wahrheit zeugen.‘ Aber als er geendet hatte, legte einer dem andern Fragen vor, und der gab Antwort nach der Antwort des Meisters, denn das Wort war in ihren Sinnen starr und lahm geworden und lag wie schwere Schlacken da. Und so geschah es uns noch manches Mal. Aber an einem Morgen kamen wir an eine Waldlichtung, da lehnte an einem Baum ein Mann und sang vor sich hin, in einer sonderlichen Weise; denn er sang und sang, und dann schwieg er, da rauschten die Bäume ihm ein Schwesterlied, und als es erlosch, kamen große Stimmen von den Felsen her, und wieder begann er, und da schwiegen die Dinge und lauschten, aber wie er innehielt, wurde ein Vogel gehört und bald ein Chor von Vögeln, und ihrem Verstummen antwortete der Bach und sang. So war das Lied des Mannes um ihn und lebte allerorten und war doch stets anders und neu, denn jedes der Dinge hatte seine eigne gute Art. Die Dinge und Wesen gaben den Sang weiter, und die Luft selbst wurde zu einem singenden Mund und trug das Lied in die Welten. Auch uns erfaßte Lust, es zu singen, und es kam auf unsere Lippen, und unser Herz war voll davon. Es war noch in uns, als

wir uns vor ihm neigten und ihn baten, als unser Fürst mit uns zu kommen."
Da wußten der Meister des Gebets und die Seinen, dies konnte kein anderer sein als der Sänger des Königs, und sie ließen sich zu ihm führen. Und sie begrüßten einander in Freuden. Als er die Absicht ihres Weges erfahren hatte, zog auch er mit ihnen.
Mitsammen kamen sie nach langer Fahrt wieder an die Grenze eines Landes, und wieder befragten sie einen seiner Bewohner. Er sprach: „Wir sind die, denen in jenen Tagen des Widerstreits offenbarer als je ward, daß nichts der Schönheit gleicht, die in den Wirbeln beharrt und allen Ansturm wandellos überwindet. So beschlossen wir, die Erde zu durchziehen und ein Wesen der Schönheit zu suchen, um in seine Hände die Herrschaft über uns zu legen. Aber die Zeiten gingen dahin, und noch irrten wir herrenlos umher. Denn allüberall war der Friede der Stirnen versengt von der Gier und der Wohlklang der Hände zerstört durch den Kampf, und die Angst der Seele hatte die Haltung zerrissen, und die Augen waren trüb von sinnlosen Bildern. So waren wir schon nah daran, an unserm Ziel zu verzweifeln, als wir in menschenleerer Wildnis auf eine Frau stießen. Sie saß allein in der Wildnis, und ihr Angesicht war weiß und regungslos. Nie hatten wir solche Schönheit geschaut und nie einen solchen Schmerz, wie er über ihr war, so daß sie ganz und gar ein Ding des Schmerzes schien. Aber er rührte nicht an ihre Schönheit, die aufrecht und unbewegt weiterblühte. Wir knieten vor der Frau nieder und sprachen unsre Bitte aus, sie möge unser Herr und König werden. Dreimal mußten wir unsre Bitte sprechen, ehe sie uns hörte. Beim dritten Mal neigte sie ihr Haupt, mehr ihrem Schmerz gehörend als irgendeinem Ding der Welt. Und so ist sie geblieben, huldvoll uns gebietend, huldvoll Rat gewährend, verharrend in unbezwingbarer Ferne."

So wurde die Königstochter gefunden, und wie einen wundersamen Trost empfing sie den Gruß der Getreuen. Auch sie zog nun mit den Leuten ihres Vaters dahin, denn über aller Absicht des Wegs ward in ihr wie in ihnen das Gefühl der Bestimmung ihrer Schritte und der Wiederbringung alles Verlorenen mächtig.

Es währte eine Zeit, da kamen sie an ein Land, das lag in Schweigen, und nur mit Mühe konnten sie von einem der Insassen Bescheid erlangen. Er sprach: „Dieses hier ist das Land des Todes, und wir, die wir hier leben, leben unter den Flügeln des Todes. Denn als die anderen Menschen die Gewalt des Endes nicht erkennen wollten, sagten wir uns von ihnen los und zogen aus, den Gesalbten des Todes zu suchen. Aber es war uns lang nicht gewährt, ihn zu finden. Denn wie von uns selbst, ob wir uns auch schon seit Jahren geweiht und bereitet hatten, keiner so vollkommen war, daß er nicht in dieser oder jener Weile einen Augenblick lang den Arm des Lebens um seinen Nacken fühlte, so war überall in der Welt nicht einer, der ganz in den Händen des stummen Herrn gestanden hätte. Die er erfaßt hatte, wehrten sich wie Ertrinkende, und die sich selbst ihm hingaben, waren wie arme betäubte Motten vor dem Licht; keiner aber wußte mit aller Seele in seinem Dienst zu leben und allen Sinn des Lebendigseins von ihm zu empfangen. Doch einmal trafen wir am Rand einer Felsenhöhle ein Weib in weißem Haar, das stand starr und ragend, und wir sahen, daß sie in den Händen des Todes stand. Auch schien sie nicht zu atmen, und so erscheint, wer die Luft des Todes atmet. Und von ihren Augen fielen blutige Tränen auf das Gras vor der Höhle, die töteten alle Halme und drangen in das Herz der in der Erde umhertastenden Keime und töteten sie, und alles Lebendige vor den Füßen des Weibes war verzehrt. So nahmen wir sie auf unsern Königswa-

gen, brachten sie hierher und gründeten unser Land."

Der Meister und die Seinen ließen sich vor die Königin führen und neigten sich über ihre Hände, und die Königstochter legte ihre Arme um ihren Hals. Doch sie erwachte aus ihrer Starrheit nicht. Als aber der Meister von dem Weg sprach, den sie gingen, und wie das Ziel ihnen heller werde von Pfad zu Pfad, erhob sie sich, um mit ihnen zu gehen.

Mitsammen kamen sie wieder an ein Land, da erzählte ihnen einer, an den sie sich mit ihrer Frage wandten: „Wir sind die Diener der Ehre. Als wir uns von der übrigen Welt getrennt hatten, wollten wir einen Sohn und Erwählten der Ehre zu unserm König machen. Wir forschten, wer so rein und gerad auf seinem Recht throne und sein Haus errichtet habe auf dem Sinn künftiger Zeiten, daß er würdig wäre, unser Herr und der Priester unseres Gottes zu sein. Aber da war niemand, dem solches zukam in unsern Augen, denn jedes Pfeils Scheibe und jedes Pflugmessers Acker war die grelle, klirrende Gegenwart. Bis die Sterne uns zu unserm König führten. Er saß auf einem Hügel, und seine Krone lag neben ihm, aber sein Haupt leuchtete im Glanz einer größeren und unsichtbaren Krone. Sein Blick war hoch über den Dingen und tauchte in die künftige Zeit. Und die Dinge huldigten ihm ringsum in ihrem Schweigen. Der Wind ehrte die grauen Strähnen seines Barts und das Geröll die Fläche seiner Sohlen. In seinen Augen spiegelten sich die Augen der Herrin Ehre, und auf seiner Stirn war der Kuß ihres Mundes. So ehrten wir zur Erde gebeugt den Staub zu seinen Füßen und erhoben ihn zu unserm Fürsten."

An der Schwelle des Palastes trat der König den Seinen entgegen, und vor seinem Gruß schmolz alle Starrheit. In aller Herzen entbrannte die Gnade des Augenblicks. Aber auch jetzt verließ sie das Bild des

verlorenen Kindes nicht, und über der Flamme der Gnade schwebte die Wolke der Trauer. Da sprach der König: „Die Zeiten sind erfüllt und die Wege erschlossen, das Irren vollendet sich zum Wissen und der Mangel zur Fülle. So laßt uns nach dem Land des Kindes ziehen." Sie zogen mit dem König dahin, festen Fußes und geraden Blicks, und kamen auf dem Weg, den er ihnen wies, in ein Land, das war das Land der Freude. Sie wurden von dem Volk des Landes in Freuden empfangen. Dieses war das Volk, das in den Tagen des Widerstreits sich der Freude angelobt hatte und in die Welt gegangen war, sich den Frohen der Frohen zum König zu erwählen. Doch da war nirgends ein Lachen, auf dem eine Seele einherfuhr, denn jedes war brüchig und der Bitterkeit offen. Und so suchten sie eine lange Zeit. Aber an einem Morgen kam ihnen auf der Landstraße ein Kind entgegengelaufen, das lief allein und lachend, mit strahlenden Locken, und breitete die festen kleinen Arme im Morgenwind. Es blickte all die stummen Dinge auf der Landstraße an, die Bäume und die Kieselsteine, als erzählten sie ihm etwas, und lachte sie an, nicht dem Augenblick erliegend, sondern wie aus großer und heimlicher Kunde. Da sprachen die wandernden Leute zueinander: „Wo ist auf Erden eine Freude wie diese? Alle Menschen lachen über irgendein Geschehn, und ihr Lachen zerschellt an irgendeinem andern Geschehn. Aber dieses Kind lacht seinem Leben zu, als trüge es in sicherm Sinn alles, was geschehen wird, und seine Freude nährt sich vom Glanz der künftigen Dinge." Und sie erkoren das Kind zu ihrem Herrn.

Das erzählten sie nun dem König und den Seinen. Und während sie noch sprachen, kam das Kind selbst einhergelaufen, lachend, mit strahlenden Locken, und breitete seine Arme dem König entgegen.

Dieses war die Stunde der Freude. Die närrischen Götter aus dem Lande des Reichtums standen da und

gafften und konnten ganz und gar nicht verstehn, welches Glück ihre Begleiter überkam, da sie doch nirgends Gold oder Goldeswert empfangen hatten. Doch auch ihrer wurde gedacht. Der Weg zum Ort der Höhle, in der die heilende Speise bereitet wird, war nun erschlossen, denn die Hand, die Tafel der Welten, war enthüllt, und der König las in ihr wieder wie vordem. Aber der König bestätigte das Wort des Weisen, nur wer aus eignem Willen den Ort betrete, werde an ihm heil. Und so redeten all die seligen Genossen zu den Männern aus dem Land des Reichtums, um den Willen in ihnen zu wecken. Jedoch keins ihrer Worte vermochte in den starren Herzen Wurzel zu fassen. Da geschah es aber, daß von den Reichen einer etliche der Goldmünzen, die er bei sich trug, zu Boden fallen ließ. Das Kind richtete seine Augen darauf, und die glitzernden Scheiben gefielen ihm, es nahm sie auf und warf sie in die Luft und lachte. Da fiel der Same des Lachens in die starren Herzen und keimte in ihnen auf. Die Männer sprachen zueinander: „Wie geht das zu, daß unsere Seele auf diese blanken Dinger gestellt ist?“ Eine große Angst vor dem Innern ihres Lebens beschlich sie, plötzlich erschien es ihnen toll und ohne Sinn. Aber sie konnten sich nicht losmachen. Da riefen sie zum Meister des Gebets mit lauter und flehender Stimme: „Bring uns heraus!“ So nahm der Meister die Leute aus dem besessenen Land mit sich, er beschritt mit ihnen den Weg, führte sie in die Höhle und gab ihnen von der Speise zu essen. Da erst wurde die ganze Scham des Geldes in ihnen wach, sie warfen alles Gold, das sie bei sich trugen, wie etwas Schmachvolles von sich, und so groß war ihre Scham, daß sie sich auf der Stelle, wo sie standen, mit ihren Händen hätten in die Erde wühlen mögen, um sich zu bergen. Aber der Meister richtete sie durch seinen Zuspruch auf. Er hieß sie von der Speise nehmen und in ihr Land bringen, daß

alle davon kosteten und geheilt würden. Und so geschah es, und die Scham entbrannte im Lande des Reichtums. Auch die kleinen Leute, die Tiere und Vögel geheißen hatten, schämten sich dessen, daß sie bisher in den eignen Augen so klein gewesen waren, weil sie kein Geld hatten.

Da aber die Wege erschlossen waren, ging jeder von den Leuten des Königs an seinen Ort, seine Kraft zu erneuen. Und da dies geschehen war und sie wieder Macht hatten über die Seelen des Menschengeschlechts, sandte sie der König in alle Länder aus, allen Wahn zu heilen, alles Irren zu klären und alle Verwirrung zu lösen. Die Völker wurden geläutert, alle wendeten sich dem wahren Sinn des Lebens zu und gaben sich Gott zu eigen.

Die Geschichte von den sieben Bettlern

Es geschah vorzeiten, daß ein Land von dem Fluch des Kriegs überfallen wurde. Während die waffentüchtigen Männer dem Feind entgegenzogen, brach er vom Rücken her in das Land ein, traf Weiber und Kinder unbewehrt, riß ihr Gut an sich und trieb sie in die Flucht. So von Not und Schrecken getrieben, eilten die Verjagten durch die Wälder. In der Hast und Verwirrung fügte es sich, daß zwei Mütter je eines ihrer Kinder verloren: es waren ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen, die zusammen gespielt hatten und nun in ihrer Verlassenheit vereint waren. Nachdem sie einen halben Tag weiter gescherzt und sich mit Moos und Steinen vergnügt hatten, begann sie der Hunger zu quälen, sie faßten einander an den Händen und gingen weinend immer tiefer in den Wald. Schließlich gerieten sie auf einen Weg. Nachdem sie ihm eine Weile gefolgt waren, kam ihnen ein Bettler entgegen, der eine gefüllte Tasche an seiner Seite hängen hatte. Sie liefen auf ihn zu, klammerten und schmiegten

sich an ihn und baten ihn, er möge sie nicht allein lassen. Da reichte er ihnen Brot und Speise und ließ sie sich sättigen, dann aber hieß er sie getrost und guten Muts weitergehen, denn er könne sie nicht geleiten. Während er so sprach, sahen ihm die Kinder ins Angesicht und gewahrten, daß er blind war; und sie verwunderten sich sehr, wie er so sicher seines Wegs dahergezogen war. Der Blinde aber entließ sie und segnete sie mit dem Spruch: „Möget ihr sein wie ich." Die Kinder wanderten weiter. Die Nacht brach über sie herein, sie fanden einen hohlen Baum und legten sich darin zur Ruhe. Als sie am Morgen erwachten, erhoben sie sich und gingen weiter. Nach einer Weile verlangte es sie von neuem nach Nahrung, und sie begannen zu klagen. Da trat ihnen auf ihrem Weg wieder ein Bettler entgegen, den baten sie, wie sie tags vorher den Blinden gebeten hatten. Er bedeutete sie, daß er taub sei und sie nicht hören könne, aber er sah, daß sie hungrig und verlassen waren, und speiste und tränkte sie. Als er sich wandte, merkte er, daß sie ihm folgen wollten. Da wies er sie an, ihres Wegs weiterzugehn und nicht zu verzagen; und auch er segnete sie mit den Worten: „Möget ihr sein wie ich." Des folgenden Tags, als der Hunger sie wieder zu peinigen begann, begegneten sie abermals einem Bettler, dem sie ihre Not klagten. Er hörte ihnen zu und antwortete, aber sie konnten ihn nicht verstehn, denn er hatte eine schwere Zunge und stotterte. Er reichte ihnen Speise und Trank und tröstete sie, wollte sie aber nicht mit sich nehmen, sondern schied mit demselben Segenswunsch wie die frühern. Am vierten Tag fanden sie einen Bettler mit einem schiefen Hals, am fünften Tag einen Buckligen, am sechsten einen Mann mit lahmen Händen und am siebenten einen mit lahmen Füßen. Jeder spendete ihnen Nahrung und Zuversicht und segnete sie in der gleichen Weise.

Am achten Tag verließen sie den großen Wald und sahen freundlich und glänzend vor sich im Tal ein Dorf liegen. Sie traten in das erste Haus und baten um Brot, und man gab ihnen reichlich. So gingen sie von Tür zu Tür, und als sie das Dorf verließen, hatten sie mehr, als ihre Hände fassen konnten. Da beschlossen sie, von nun an einander nimmer zu verlassen und zu zweit von der Menschen Güte zu leben, und sie nähten sich große Taschen, um die Gaben darin aufzunehmen. So durchstreiften sie fortan das Land, man sah sie auf jedem Markt in der Schar der Bettler, und bei jedem Fest und bei jeder Hochzeit stellten sie sich ein. Bald gewannen sich die zierlichen jungen Gestalten die Liebe der Genossen, wenn sie so, zart und einfältig, mit dem Teller in den kleinen Händen zwischen den verwitterten Alten auf den Schwellen saßen. Jeder Bettler im Land kannte die verlorenen Kinder und beschützte sie wie sein eigen Blut, wo er sie traf.

So vergingen die Zeiten, und die Kinder wuchsen heran. Einmal im Jahr war in der Hauptstadt des Landes ein großer Markt, zu dem viele Menschen aus allen Gegenden sich versammelten. Da gab es mancherlei Spiel und Lustbarkeit, alle Hände waren mild und offen, reichlich floßen die Gaben den Bettlern zu, von denen keiner fehlte, und auch sie wurden aufgeräumt und guter Dinge. Sie sahen voller Freude auf die beiden jungen Leute in ihrer Mitte, und in der heitern Laune des Festes gerieten sie auf den Einfall, die beiden, die von früher Kindheit an stets beisammen geblieben waren, miteinander zu verheiraten. Der Knabe und das Mädchen waren es wohl zufrieden, und es war nur die eine Sorge, wie man den Ort zur Hochzeit und das Festmahl bereiten könne. Doch war auch dafür bald Rat gefunden. Einer der Bettler schlug vor, man möge bis zum Geburtsfest des Königs warten, da würde es der Speisen und Getränke für das Bettel-

volk in Fülle geben; alles, was sie an Braten, Kuchen und Wein bekämen, möge man sammeln und die Hochzeit damit ausrichten. So geschah es. Am Vorabend des Festes aber hatten die Bettler eine Höhle vor der Stadt mit grünen Reisern und Feldblumen ausgeziert, große Steine zu Tischen zusammengeschoben und einen Baldachin aus blühendem Buschwerk bereitet.

Die Bettler kamen zur Hochzeit und brachten ihre Gaben, und alle waren voller Freude. Inmitten des Glücks aber gedachte das Brautpaar des Tags, da sie als kleine Kinder im Wald verloren gegangen waren, und des blinden Bettlers, der ihren Hunger liebreich gestillt und sie getröstet hatte. Ihre Herzen wurden bang vor Verlangen, den Alten wiederzusehen. Während sie so saßen und ihrer Sehnsucht nachsannen, beschattete sich der Eingang der Höhle, und in der Öffnung erschien eine gebeugte Gestalt, dunkel gegen den lichten Himmel. Eine Stimme sprach: „Seht, hier bin ich", und sie erkannten den ersten Bettler, der ihnen im Wald begegnet war. Er sprach weiter: „Ich bin gekommen, um euch meine Gabe zur Hochzeit darzubringen. Einst, da ihr Kinder wart, habe ich euch gesegnet, ihr möget sein wie ich. Heute schenke ich es euch als vollendetes Geschehn, daß ihr ein so langes Leben haben mögt wie ich. Ihr meint, ich sei blind. Aber ich bin nicht blind. Sondern so ist es, daß alle irdischen Zeiten zu mir nicht aufsteigen und mir nicht für einen Augen-Blick gelten. Ich bin sehr alt und noch gar jung, und ich habe noch nicht angefangen zu leben. Und das ist nicht mein eigen Wähnen, sondern der große Adler hat es mir eröffnet und zugesprochen. Und so hat sich dies ereignet:

Es geschah einst, daß eine Schar von Männern auf wohlausgerüsteten Schiffen eine Fahrt aufs Meer unternahm. Da aber gerieten sie in einen großen Sturm und unterlagen ihm dermaßen, daß sie nichts

als das Leben retten konnten, indem sie schwimmend ein Eiland erreichten, das sich ihnen unverhofft geboten hatte. Wie sie die kleine Insel durchstreiften, sahen sie in ihrer Mitte einen Turm sich erheben, sie betraten ihn und stießen in ihm zwar auf keine lebendigen Wesen, fanden aber gleichwohl alles, was der Notdurft des Lebens dient. Als der Abend anbrach, hatten sie durch eine Rast die Müdigkeit der Körper besiegt und sich um ein heiteres Licht versammelt. Einer unter ihnen kam mit dem Vorschlag, man möge erzählen. Jeder möchte die älteste Begebenheit, deren er sich entsinne, und den ersten Ursprung seines Gedenkens vorbringen. Da ihrer aber Greise sowohl als Jünglinge waren, erwiesen sie dem Ältesten die Ehre und baten ihn, zuerst zu erzählen. Der war ein meeralter Mann und sprach mit einer Stimme, die wie aus der Ferne kam: ‚Was soll ich euch erzählen? Ich erinnere mich des Tags, da man den Apfel vom Zweig schnitt.' Da erhob sich der Zweitälteste und sprach: ‚Ich aber denke noch der Zeit, da das Licht brannte.' Und der dritte, der noch jünger war, rief: ‚Ich weiß mich zu entsinnen der Tage, da die Frucht sich zu formen begann.' ‚Mein Gedenken aber', fügte der vierte ein, ‚reicht bis zu der Stunde, da der Same in den Blütenkelch fiel.' ‚Und mir ist noch gegenwärtig,' sagte ein fünfter, ‚wie der Geschmack der Frucht in den Samen einging.' ‚Und mir,' setzte der sechste ein, ‚wie der Geruch der Frucht in den Samen einging.' ‚Und mir ist noch inne,' sprach der siebente, ‚wie die Gestalt der Frucht sich dem Keim verband.' Ich aber — so redete der blinde Bettler weiter —, der ich damals noch ein Knabe war, bin auch mit ihnen gewesen. Und ich sagte zu ihnen: ‚Ich entsinne mich aller dieser Begebenheiten, und ich entsinne mich des Garnichts.' Und sie waren alle voller Staunen, daß die Jüngsten das früheste Gedenken hatten und das Kind von dem urältesten Geschehen wußte. Da

kam der große Adler und pochte an den Turm und hieß sie alle heraustreten nach ihrem Alter: den Knaben hieß er vor allen gehen, denn er war in Wahrheit der Älteste im Gedenken, und den Ältesten führte er zuletzt hinaus, denn er war in Wahrheit der Jüngste. Und der große Adler sprach: ‚Möget ihr euch erinnern, wie ihr vom Mutterleib gelöst wurdet, oder wie ihr wuchset im Mutterleib zur Zeit, da ein Licht auf dem Haupt des Kindes brennt, oder wie sich eure Glieder zu formen begannen im Mutterleib; möget ihr euch der Stunde entsinnen, da der Same in den Mutterschoß fiel; möget ihr gedenken eures Geistes, ehe er in den Samen einging, oder eurer Seele, oder euers Lebens, ehe es in den Samen einging: — dieser Knabe ist über euch allen, denn ihm weben noch im innern Sinn die Schatten des Uranfangs, der Flügelschlag an der Schwelle des Werdens tönt noch in ihm nach, und der Anhauch des großen Nichts ist von ihm nicht gewichen. So steht er auf den Abgründen der Ewigkeit wie auf heimatlichem Boden.‘ Und weiter sprach der große Adler zu ihnen: ‚Hört auf, arm zu sein und euch an fremdem Tisch zu nähren! wendet euch den Schätzen zu, die euch gegeben sind, sie zu nützen! Geister, eure Körper sind zerschlagen, die Schiffe, auf denen ihr gekommen seid; sie werden wieder erbaut werden und wiederkehren.‘ Zu mir aber sprach er, und seine Stimme kam aus den Wolken und war wie die Stimme eines Bruders: ‚Du komm mit mir und sei mit mir, wo immer du wandelst, denn du bist wie ich, du bist alt und gar jung, und hast noch nicht angefangen zu leben, und so bin ich, alt und gar jung, und die Zeiten der Zeiten sind vor mir. Und so mögest du bleiben.‘ Das sprach der große Adler zu mir. Und dieses, ihr Kinder, schenke ich euch heute als hochzeitliche Gabe, ihr möget sein wie ich.“ Mit diesen Worten des blinden Bettlers ging ein Rauschen großer Freude durch die

Höhle, dem Bräutigam aber und der Braut stand das Herz still vor der Berührung des Wunders.

Am zweiten Tag der Hochzeit saß das Brautpaar schweigsam in der Reihe der Fröhlichen und gedachte voller Wehmut des zweiten Bettlers, des Tauben, der sie gespeist hatte, als sie in dem großen Wald umherirrten. Während sie ihn herbeiwünschten, sahen sie ihn schon vor sich stehn, ohne daß sie sein Kommen gemerkt hätten. Und er redete zu ihnen: „Hier bin ich, da ihr nach mir verlangt, und bin gekommen, daß ihr durch mich besitzen mögt, was ich einst als Segen über euch sprach, ihr sollet sein wie ich. Ihr wähnt, ich sei taub. Ich bin nicht taub. Mein Ohr vermag nur dem großen Schrei der Not, der aus der Welt aufsteigt, keinen Eingang zu bieten. Denn die Stimme jeglicher Kreatur ist aus der Not geboren. Zu mir aber dringt all ihr Rufen nicht hin, und mein Herz wird von der Angst der Schöpfung nicht erfaßt. Und mit dem Brot, das ich esse, und dem Wasser, das ich trinke, lebe ich ein gutes Leben ohne Not und Gier. Des habe ich ein Zeugnis aus dem Mund der Leute, die in dem Reich des Überflusses leben. Deren war einst eine Schar versammelt, und sie rühmten sich hoch und mit großen Worten des herrlichen Lebens, das sie in ihrer Heimat lebten, wo alles in Fülle gedieh. Da sprach ich, der zugegen war: ‚Euer Leben ist eitel und ein unseliges Spiel vor dem meinen.‘ Da maßen sie meine graue Tracht und meine Betteltasche und lächelten über mich als über einen Toren. Ich aber sprach zu ihnen: ‚Nun wohl, so wollen wir prüfen, wes Leben das bessere sei. Ich weiß ein Land, das war einst ein großer, wunderbarer Garten, wo in unerhörter Üppigkeit die köstlichsten Früchte der Erde gediehen, deren Anblick, Duft und Genuß alle Sinne der Bewohner dermaßen erfreuten und erquickten, daß es ihnen dünkte, nimmer und nirgends könnte die Wonne ihres Lebens übertroffen werden. Über all

ihr Gebiet war ein Gärtner gesetzt, der mit Weisheit hegte und pflanzte und die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes jedes Jahr von neuem schuf. Aber es geschah eines Nachts, daß der Gärtner entschwand, und niemand wußte seinen Ort. Da verging der Segen von Jahr zu Jahr, die blinden Triebe wucherten in Menge, die Wildnis überzog das Land, und von Ernte zu Ernte minderte sich der Ertrag. Dennoch hätten die Insassen von dem reichen Nachwuchs sich nähren und in Freuden leben können, wäre nicht ein andres Unheil über sie hereingebrochen. Ein fremder, grausamer König kam mit seinen Scharen gezogen und machte sich das Land zu eigen. Er vermochte ihren Garten nicht, wie er es gern gewollt hätte, in seiner unverwüstlichen Triebkraft zu vernichten; so beschloß er, die Reinheit der Sinne seiner Einwohner zu zerstören, und ließ, während er auf seinem Eroberungszug weitereilte, die drei zügellosesten und verderbtesten Scharen seiner Knechte zurück. Diese lebten von nun an unter den Leuten des Landes, steckten sie mit ihren Lastern an und brachten Bestechung und Verleumdung und Buhlerei unter sie. Da verdunkelten sich den Leuten die einst von der freien Unschuld des Gartens genährten Sinne, ihre Augen sahen nur Trübe und Finsternis, ihr Mund schmeckte nur Bitterkeit, und ihr Geruch nahm nichts wahr als den Gestank der Fäulnis, so daß es sie vor der Nahrung, die der Garten bot, ekelte, daß seine Düfte sie betäubten und sein Anblick ihnen zum Grauen wurde. Nun also geht hin, ihr Söhne des Überflusses, und helft jenen aus der Fülle euers guten Lebens.' Da machten sich die Leute auf und zogen mit mir in das Land des Gartens. Als sie aber dort anlangten, waren die Greuel der Verderbnis so groß, daß ihr Anblick den Reichen selbst die Sinne verwirrte und der Geschmack ihres Mundes ihnen widerlich wurde. Da sprach ich zu ihnen: ‚Nun seid ihr es wohl inne ge-

worden, daß all euer gutes Leben diesen nicht zu helfen vermag.' Ich versammelte die Leute des Gartens, ich bot ihnen von dem Brot und dem Wasser, das ich in meiner Tasche trug, und verteilte es unter sie alle. Und sieh, die Güte meines Lebens überkam sie, und sie schmeckten in meinem Brot und in meinem Wasser alle Wohlgerüche und jeglichen Wohlgeschmack aller Speisen der Welt. Ihre Sinne gewannen ihre Helle und Reinheit wieder, sie verabscheuten ihr verirrtes Leben, sie erhoben sich und jagten die Knechte des grausamen Königs aus dem Land. Und alsbald stand der verlorene Gärtner in ihrer Mitte, und jeder sah und fühlte den alten Segen wiederkehren. Die Leute aus dem Reich des Überflusses aber schauten, wie durch mich jene erlöst worden sind, und sie erkannten die Macht und Fülle meines guten Lebens. Euch nun, ihr Kinder, schenke ich es heute als hochzeitliche Gabe, ihr möget sein wie ich." Wie der taube Bettler dies gesprochen hatte, zog wieder der Jubel durch die Höhle, und der zweite Tag des Festes verging in strahlender Freude.

Aber als der dritte Morgen anbrach, überkam das Brautpaar wiederum Bangnis, und übermächtig wuchs in ihnen die Sehnsucht nach dem dritten Bettler, dem Stammler, der sie im Wald gespeist und gesegnet hatte. Und wie sie zueinander redeten: „Daß man doch wüßte, wo er weilt, ihn zu rufen und zu laden!", da stand er vor ihnen, wunderbar, als käme er aus dem Herzen der Erde. Er nahm sie in seine Arme und sprach mit klarer und lauter Stimme: „Einst habe ich euch gesegnet, ihr möget sein wie ich; und heute soll mein Segen auf euch herabkommen und an euch offenbar werden. Ihr wähntet, Stammeln sei meine einzige Rede, aber nicht so ist es, sondern die Laute der Welt, die nicht Gottessinn und Gottesweihe tragen, sind nur unwürdige Trümmer des wahren Wortes und klingen

wie Scherben in meinem Mund. Mir ist große Macht der Sprache geschenkt, und das edelste Lied ist mir beschieden als dem Herrn der Sänger, und da ist kein Geschaffener, der mir nicht lauschte, bis mein Ton durch seine Seele zittert wie der Ton der reinsten Glocke durch die klare Luft. Und in dem Lied ist eine Weisheit, die über aller Weisheit der Welt ist. Dieses ist mir gewiß aus dem Mund des gewaltigen Mannes, der da heißt der Mann der wahren Gnade. Denn ich gehe über die Erde und sammle alle Guttaten und alle Werke der Gnade und bringe sie jenem Mann. Und aus den Guttaten und den Werken der Gnade wird die Zeit geboren und erneuert sich in ewigem Strom. Denn die Zeit ist kein festes Ding und kein Sein von jeher, sie ist ein Ding, das geschaffen wird, und aus dem Tun der Seelen wird sie geschaffen. Ich will euch erzählen die Sage der Sagen, welche die urtiefe Wahrheit ist. An dem letzten Abgrund des Raums steht ein Berg, und auf dem Berg lagert ein Fels, und dem Felsen entströmt ein Quell. Aber wisset, daß jegliches Ding der Welt ein Herz hat, und auch die Welt selbst hat ein Herz. Und jener Berg mit dem Fels und dem Quell steht an dem einen Ende des Raums, wo der letzte Abgrund beginnt, und das Herz der Welt steht an dem andern Ende des Raums, wo der erste Abgrund endet. Und das Herz der Welt steht da dem Quell gegenüber, und es schaut aus nach ihm über die Fülle des Raums und über alle Dinge hin, die im Raum sind, und es bangt nach dem Quell mit großer Bangigkeit, zu ihm zu kommen. Und das Herz schreit nach dem Quell immerdar. Ist es aber ermattet und will ein Weilchen ruhen und aufatmen aus seiner Not, dann kommt ein großer Vogel und spreitet seine Flügel über ihm aus, und dann ruht es eine Weile in ihrem Schatten, aber auch in der Ruhe noch weiß es den Quell und schaut ihm entgegen. Und nach der Ruhe hebt es sich auf, zu dem Quell zu ge-

hen. Aber wie es nur sich ihm entgegenregt, sieht es den Hang des Berges nicht mehr, den es bislang sah, und es vermag nicht mehr dem Quell entgegenzuschauen. Und würde sein Schauen zum Quell ganz und gar enden, dann müßte es vergehn, denn sein Leben ruht in dem Quell und in der Bangigkeit nach ihm. Und mit dem Herzen müßte die Welt vergehn, denn ihr Leben und das Leben jeglichen Dinges ruht in ihm, und nur aus ihm hat alles seinen Bestand. Aber wie es den Hang des Bergs nicht mehr sieht, da wird die Bangigkeit, den Quell zu schauen, größer als die Bangigkeit, zu ihm zu kommen, und das Herz der Welt kehrt zurück an seinen Ort. Dem Quell aber ist nicht Dauer gegeben, denn er ist jenseits der Zeit und kann aus sich selbst kein zeitliches Leben gewinnen. Und so müßte er ewig im Zeitlosen verborgen bleiben und könnte nie dem Herzen offenbar werden. Aber er empfängt von dem Herzen ein zeitliches Leben. Denn das Herz schenkt ihm Einen Tag, es bringt ihm den als Gabe dar, und so dauert der Quell. Und wenn der Tag sich neigt und in den Abend mündet, dann sprechen sie zueinander Worte des Abschieds und des letzten Segens, und das Lied des ewigen Bangens steigt auf. Und das Herz steht in großem Bangen und will vergehn, denn es hat nicht mehr zu geben als Einen Tag, und die Angst ist über ihm, daß der Quell ihm entrückt werde über die Schranke der Zeit. Aber der Mann der wahren Gnade wacht mit wissenden Augen über Herz und Quell. Und da der Abend sich zur Nacht weitet und das bange Lied durch die Nacht tönt, schenkt er dem Herzen einen neuen Tag, und das Herz schenkt den Tag dem Quell. Aber wisset: die Zeit, die der Mann der Gnade vergibt, hat er aus meiner Hand. Denn ich gehe über die Erde und sammle alle Guttaten und alle Werke der Gnade. Sodann spreche ich über ihnen die Worte der Einung, und sie werden selbst zur Melodie, und die-

se bringe ich dem Mann der wahren Gnade, und er schafft aus ihr die Zeit; denn Zeit wird aus Melodie geboren und Melodie aus Gnade. Und so entströmen dem Liede die Tage und kommen zum Herzen und vom Herzen zum Quell, und so dauert die Welt und besteht in ihrer Bangigkeit. Mir aber füllen ewiglich Wort und Lied die Seele. Und dies schenke ich heute euch, ihr Kinder, als hochzeitliche Gabe, ihr möget sein wie ich." Schweigend, die Stirn geneigt vor dem neuen Glück, empfingen die beiden die Rede des Bettlers. Der dritte Tag verging ihnen still, aber im Innern seligen Liedes voll.

Am vierten Morgen kam wieder eine Sehnsucht zu ihnen nach dem Bettler mit dem schiefen Hals, der ihnen einst so viel Güte erwiesen hatte. Und wieder stand er, wie von ihrem Verlangen gerufen, unversehens vor ihnen und sprach: „Ich bin gekommen, meinen Segen vom Wald her, da ihr Kinder wart, in reiner Erfüllung zu erneuern. Meinet ihr nicht, ich hätte einen schiefen Hals und vermöchte nicht geraden Antlitzes euch ins Auge zu schauen? Seht, ich habe einen aufrechten Hals wie ihr. Aber ich wende immerdar mein Angesicht von den Eitelkeiten der Menschen und mag meinen Atem nicht mit ihrem Atem mischen. Mein Hals und meine Kehle jedoch sind derart wohlgebaut, daß ich alle Stimmen der Welt, die nicht Rede und Wortgebärde sind, aus meiner Kehle erzeugen kann, und es gibt keinen so fremden Klang, daß ich ihn nicht in seiner vollen Art bilden könnte. Und das ist mir bestätigt von den Leuten im Land der Musik. Denn es gibt ein Land, da sind sie alle der Flöte und des Saitenspiels kundig, die Weisen schallen tausendfältig und doch verschwistert durch die Straßen, und noch das Lallen der Kinder ist dort ein wundersamer Gesang. Jeder fühlt in seiner Kehle mannigfaltige Stimmenfülle, die Stimmen drängen sich in ihm und gebieten, sie zu singen und frei zu machen. Einmal erzählten sich

die Meister jenes Landes von den Stimmen, die in ihnen lebten, wie nicht bloß der lebenden Dinge Ton zu ihnen komme und sie bitte, ihm durch ihren Mund zur Freiheit und Vollkommenheit zu helfen, sondern wie auch die Seele der Harfe und der Laute und der Geige sich ihrer Seele vermählten und aus ihr redeten. Da rief ich, der ich mit ihnen war, sie an und sprach: ‚Meine Stimme faßt all der euern vielfältigen Beruf in sich und mehr als dies; denn sie ist aller Klänge teilhaftig, die nie zu euch gelangten. Denn von Uranbeginn haben alle Wesen, denen das Wort nicht gegeben ist, nach meinem Kommen verlangt, sie zur reinen Stimme zu bringen und das im Ton zu heben, was in ihrem Herzen zuinnerst lag. Und wollt ihr meine Macht schauen und eure an ihr messen, wohlan! Es gibt zwei Menschenreiche, die sind tausend Meilen fern voneinander. Und kommt die Nacht, dann ist den Menschen jener Reiche kein Schlaf gegeben, sondern sie stehen umher, das Gesicht an die Mauer gepreßt, oder wandeln umher, mit müden Händen die Schläfen umfassend, und klagen eine bittere Klage, alle, Männer, Weiber und Kinder. Die Tiere winseln, und die Bäume seufzen, und die Wasser rauschen traurig, und noch von den Steinen steigt eine starre Wehklage auf. Wohlan, ihr Meister, helft jenen Reichen, besiegt die klagende Stimme mit euern Stimmen!‘ Da begehrten sie, ich möge sie zu dem einen der Reiche führen, und ich führte sie und brachte sie dahin. Es war Abend, als wir an die Grenze jenes Reichs kamen. Wie wir aber an der Grenze waren, begannen sie selber alle zu klagen, eine gar bittere Klage, und ihre Stimme einte sich dem großen Klagechor, der aus dem Lande aufstieg. Da sprach ich zu ihnen: ‚Ihr seht nun, wie eure Macht erliegt und hilflos von einer größern mitgerissen wird. Ich will euch aber erzählen, wie es mit diesem Ding beschaffen ist. Es gibt zwei Vögel, ein Männchen und ein

Weibchen, die sind ein einziges Paar, und keine andern ihrer Art gibt es in der Welt. Eines Tags fügte es sich, daß sie voneinander kamen und einander nicht wiederfinden konnten. Da gerieten sie in Angst, und indem sie suchend einander sich zu nähern wähnten, flogen sie immer weiter auseinander und flatterten und riefen, bis sie endlich ermattet niedersanken und nimmer hofften, einander wiederzufinden. Da ließ sich jedes in dem Geäst des nächsten Baums nieder. Und es traf sich, daß das eine in dem einen und das andre in dem andern der zwei Reiche war, und die tausend Meilen lagen zwischen ihnen. Da klagen sie nun die Klage ihrer Sehnsucht, jedes an seinem Ort in die Ferne hin. Am Tag kommen alle Vögel aus den Wäldern ringsum zu jedem der beiden, trösten es mit tausend zwitschernden und gurrenden Rufen und sprechen ihm zu, es werde sein Gemahl wiederfinden; und so schweigt das Herz der beiden am Tag, wiewohl es zittert und voller Trauer ist, und sucht sich Frieden im Trost. Aber wenn der Abend kommt und die Scharen verflogen und die Laute verstummt sind, dann fühlt jedes wieder, wie allein es in der Welt ist, und hebt seine Klage an. Und da die Klage ertönt, ist sie laut und weithin hallend, und keiner, der sie hört, kann ihr widerstehn, alle zwingt sie einzustimmen und greift von Mund zu Mund, und erfaßt immer neue Stimmen, und zieht wie gewaltige Flut durch das Land. Und da die Klage so durch das Land geht, ist aller Wesen inneres Weh in ihr, denn jedes Dings heimlicher Schmerz hat sich an seinem Erbarmen entzündet. So stehen die zwei Reiche in Klage Nacht für Nacht.‘ Da sprachen die Meister zu mir: ‚Wohlan, und du, vermagst du ihnen zu helfen?‘ Und ich sprach zu ihnen: ‚Fürwahr, ich vermag es. Denn da die Stimmen aller Dinge in mir lebendig sind und jede Stimme mir ihr Leid verkündet hat, bin ich des Leidens aller Dinge voll. Und so, dieweil euch euer Er-

barmen übermannt und zu einer Beute der Klage macht, ist mein Erbarmen der inneren Herzen kundig und ist gesammelt zur Tat.' Ich führte die Meister hinweg, um sie von der Klage zu befreien, und kam mit ihnen in ihr Land zurück, das zwischen den zwei Reichen lag. Und da ich nicht bloß die Stimmen aller Dinge erzeugen kann, sondern sie auch zu werfen vermag, wohin ich will, so daß die Stimme, die ich bilde, nur an dem Ort gehört wird, an den ich sie werfe, wie fern er auch sein mag, schuf ich in meiner Kehle die Stimme des Männchens und warf sie zum Weibchen hin, und schuf die Stimme des Weibchens und warf sie zum Männchen hin. Und so hörten die zwei Vögel einander in meiner Stimme, und sie zitterten und saßen still auf ihren Zweigen und konnten sich nicht regen. Dann aber flogen sie auf und flogen mit steter Gewalt dem Ruf zu. Und sie fanden einander an dem Ort, wo ich mit den Meistern saß. So wurde die Klage gelöst. Euch aber, ihr Kinder, schenke ich dies heute als hochzeitliche Gabe, ihr möget sein wie ich." Da zogen das große Erbarmen und die helfende Kraft in die Herzen der beiden ein.

Am fünften Tag drang in ihre Freude die Erinnerung an den fünften Bettler, den Buckligen, und sie sehnten sich sehr nach ihm, daß er an ihrem Fest teilhabe. Da stand er schon vor ihnen, faßte ihre Hände und sagte: „Hier bin ich, zu eurer Hochzeit gekommen, meinen einstigen Segen zum Geschenk zu wandeln. Ich sprach es über eurer Kindheit, ihr möget sein wie ich. Euch dünkt, ich sei bucklig; das ist ein Schein und eitel Trugwerk und kommt daher, weil ich alle Lasten der Welt auf meinem Rücken trage, aber mein Rücken ist gerade und stark, und er hat die Gabe des Kleinen, das das Große bezwingt. Denn ich trage auf meinem Rücken alle Lasten der Welt, Angst und Elend und Überdruß, alle nehme ich sie auf meine Schultern und trage sie.

Einst versammelten sich die Weisen und sprachen davon, wer wohl in Wahrheit das Kleine habe, das das Große bezwingt. Einer sprach: ‚Mein Hirn ist das Kleine, das das Große bezwingt, denn in meinem Hirn trage ich das Bedürfen von tausend und tausend Menschen, die an mir hangen, und aus meinem Hirn speise ich sie und gebe jedem das Seine.‘ Da lachten sie seiner und schüttelten die Häupter. Und ein andrer sprach: ‚Mein Wort ist das Kleine, das das Große bezwingt. Denn ich bin von dem großen König eingesetzt, alle Lobpreisung und alle Bitten und allen Dank und alle laute oder stammelnde oder stumme Rede zu empfangen und in meinem Wort vor ihn zu bringen. Und mein Wort hebt sie alle und faßt und sagt sie.‘ Da schüttelten sie wieder die Häupter, und ein dritter sprach: ‚Mein Schweigen ist das Kleine, das das Große bezwingt. Denn allerorten stehen Widersacher und Herren der bösen Sprache gegen mich auf, die streiten wider mich und erbosen sich sehr und bewerfen mich mit ihren Reden, mich zu schänden. Ich aber schweige ihnen zu, und das ist meine Antwort auf alles.‘ Da schüttelten sie wieder die Häupter, und ein vierter sprach: ‚Mein Sehen ist das Kleine, das das Große bezwingt. Denn ich fasse in meinem Auge den Reigen der Welt und alle ihre Wirbel. Und sehend führe ich den großen Blinden, die Welt, ein Kleiner das Ungeheure. Ihr untertan ganz und gar, führe ich sie doch mit meinem Auge, das ihren Reigen faßt.‘ Da waren sie still und blickten auf ihn, der gesprochen hatte. Ich aber redete zu ihnen und sagte: ‚Dieser hier ist der Größte von euch, aber ich bin über ihm, und ich habe die Gabe des Kleinen, das das Große bezwingt. Denn ich trage auf meinem Rücken alle Lasten der Welt. Ich will euch ein Ding offenbaren. Es ist euch bekannt, daß jedes Tier einen Schatten weiß, in dem allein es ruhen mag, und jeder Vogel weiß einen Zweig, auf dem allein er ruhen mag. Aber wißt ihr auch,

daß es einen Baum gibt, dessen Schatten alle Tiere des Feldes und dessen Zweige alle Vögel des Himmels sich zur Ruhestatt erwählen?' Da antworteten sie: ‚Wir wissen es wohl von den Urvätern her, und wir wissen, daß alles Glück des Lebens nichtig ist gegen das große Glück, bei dem Baum zu weilen, denn alle Wesen sind dort verschwistert und spielen miteinander. Aber uns ist keine Kunde, wie wir zu dem Baum kommen könnten, denn die einen sagen, man müsse nach Osten gehen, und die andern meinen, nach Westen führe die Bahn, und wir vermögen es nicht zu erkunden.' Da sprach ich zu ihnen: ‚Warum forscht ihr, auf welchem Weg ihr zu dem Baum zu gelangen vermöchtet? Forschet vorerst, wer und wer und welcher Art die Menschen sind, die zu dem Baum kommen können. Denn nicht jedem ist dieses zugeteilt und keinem als dem, der die Gaben des Baums hat. Der Baum aber hat drei Wurzeln, aus denen seine Gaben sind; die eine Wurzel heißt Glaube, die andre Wurzel heißt Treue, die dritte Wurzel heißt Demut, und Wahrheit ist der Stamm des Baums; und nur wer alle diese hat, kann zu dem Baum kommen.' Da nahmen sie meine Worte auf, und weil nicht alle jene Gaben hatten, beschlossen sie zu warten, bis alle würdig wären. Und die der Vollendung ermangelten, strebten und rangen, sie zu erwerben. In dem Augenblick aber, da endlich allen die Gaben gleichermaßen beschieden waren, wußten sie auch alle plötzlich erleuchtet den Weg und machten sich bereit und brachen auf. Und ich ging mit ihnen. Wir gingen eine lange Zeit, bis wir von der Ferne den Baum erblickten. Sie schauten und sahen, da stand der Baum an keinem Ort, er stand da und hatte doch keinen Ort, und kein Raum war um ihn, und er war abgetrennt von allem Raum. Und sie verzweifelten, zu ihm zu kommen. Aber ich sprach zu ihnen: ‚Ich kann euch zu dem Baum bringen. Denn er steht über dem Raum; und

weil ich alle Lasten der Welt trage in der Weise des Kleinsten, das das Größte bezwingt, habe ich den Raum in mir überwunden und seine Seelenspur vernichtet, und da, wo ich bin, ist seine Herrschaft zu Ende und ist nur Ein Schritt dahin, wo der Raum nicht ist. So will ich euch nun zu dem Baum bringen.' Und ich tat es. Euch aber, ihr Kinder, sei meine Kraft des Tragens beschieden, und dies schenke ich euch heute als hochzeitliche Gabe, ihr möget sein wie ich."

So wuchs von Tag zu Tag die Fülle der Wundergaben und die Freude. Aber am sechsten Tag saßen die beiden wieder in Bangen da und gedachten des Bettlers mit den lahmen Händen, und sie wünschten ihn innig herbei. Und wieder stand auch er vor ihnen, begrüßte sie und sprach: „Mein einstiger Segen soll nunmehr an euch wahr werden. Ihr vermeint, meine Hände seien untüchtig, und ich könne sie nicht regen. Aber in Wahrheit mag ich sie nur nicht nützen zu irgendeinem Ding, das die Gefesselten nicht frei macht und die Gebannten nicht löst. Meine Hände sind stark und wirken in die Tiefe und in die Weite. Einst versammelten sich die Starken, und jeder berühmte sich der Kraft seiner Hände. Der eine sprach: ‚Ich kann Pfeile in ihrem Flug greifen und zu ihrem Ausgang heimsenden, und den Pfeil, der sein Ziel gefunden hat, vermag ich so zu greifen, daß seine Tat zunichte wird.' Da fragte ich ihn: ‚Über welche Pfeile ist dir solche Macht gegeben? Denn es gibt zehn Arten von Pfeilen, in zehnerlei Gifte getaucht.' Er antwortete, diese und diese Art der Pfeile sei seiner Kraft untertan. Da sagte ich zu ihm: ‚Dann wirst du die Königstochter nicht heilen. Denn du wirst die zehn Pfeile nicht aus ihrem Herzen ziehen.' Nun sprach ein andrer: ‚Ich vermag mit meinen Händen die Kerker zu öffnen, und ihre Tore springen auf, wenn mein Finger sie berührt.' Da fragte ich ihn: ‚Welche Kerker erschlie-

ßest du? Denn es gibt zehn Arten von Kerkern, und die Bande ihrer Tore sind von zehnerlei Form.' Er antwortete, diese und diese Art könne ihm nicht widerstehn. Da sagte ich zu ihm: ‚Dann wirst du die Königstochter nicht heilen. Denn du kannst nicht frei eingehen über die zehn Wassermauern, die ihr Schloß umgeben. Denn nur wer die ganze Freiheit schafft, wandelt frei.' Und ein dritter sprach: ‚Ich vermag mit meinen Händen Weisheit zu geben, und ich teile jedem Weisheit zu, auf den ich meine Hände lege.' Da fragte ich ihn: ‚Welche Weisheit ist es, die du austeilst? Denn es gibt zehn Arten von Weisheit, und jede gibt nur ein Stück des wahren Wesens.' Er antwortete, diese und diese Art der Weisheit besitze er in solcher Fülle. Da sagte ich zu ihm: ‚Dann wirst du die Königstochter nicht heilen. Denn du kannst ihre zehn Leiden nicht erkennen. Denn nur wer die ganze Weisheit spendet, erkennt das Verborgene.' Und ein vierter berühmte sich: ‚Ich vermag mit meinen Händen die Flügel des Sturmwinds zu fassen und zu lenken.' Da fragte ich ihn: ‚Welchem Sturmwind gebietest du? Denn es gibt zehn Sturmwinde, und jeder singt sein Lied, und er lehrt es dich, wenn du sein Herr wirst.' Er antwortete, diesen und diesen Sturmwind könne er bezwingen. Da sprach ich zu ihm: ‚Dann wirst du die Königstochter nicht heilen. Denn du kannst vor ihr die zehn Lieder nicht singen, die ihr Heil sind. Und die Lieder sind in der Macht der Stürme.' Sie aber fragten mich: ‚Und was vermagst du, der du uns richtest?' Ich sprach: ‚Ich vermag all das Eure, und ich vermag all dies, was ihr nicht vermögt. Ich habe die Kerker der Erde geöffnet, diese und jene, und ich vermag frei zu wandeln auf den Wogen. Ich habe Macht über alle fliegenden Geschosse, und aus allen Wunden ziehe ich die Giftpfeile und vernichte ihr Wirken. Ich habe aller Weisheiten Schätze gespendet aus meiner Fülle, und mir ward Kraft

gegeben, alles Geheimnis zu ergründen. Ich habe die Sturmwinde an meinen Wagen gespannt, und im Sausen erfuhr ich ihre Melodien. Und ich vermag die Königstochter zu heilen. Wisset aber, einst begehrte ein Fürst eine Königstochter, er stellte Ränke an, sie zu fangen, und es gelang ihm, sie in seine Hand zu bekommen. Aber eine kurze Zeit darauf kam dem Fürsten der Traum, sie stehe über seinem Lager, und ihre Hände seien um seine Kehle gelegt und würgten ihn. Da erwachte er, und der Traum war in sein Herz eingezogen. Er berief die Deuter, und sie deuteten, es werde geschehen nach dem Geschehn des Traums, daß er durch die Königstochter werde sterben müssen. Da wußte der Fürst seiner Seele keinen Rat zu geben, denn es war ihm leid, sie zu töten, weil sie so schön war, und es war ihm leid, sie zu verbannen, weil er es nicht ertragen mochte, sie eines andern Eigen zu wissen, und leid war ihm, sie in seiner Nähe zu lassen, denn er hing am Leben und wollte es nicht verlieren, ehe er sein müde würde. Indessen begann seine Furcht in die Blicke einzudringen, mit denen er die Königstochter anschaute, und in die Worte, die er zu ihr redete. Und wie sie ihn so düster und zweifelsüchtig einhergehen sah, verdarb die Liebe, die sie zu ihm gewonnen hatte, Mal für Mal. Endlich konnte sie seinen Anblick nicht länger ertragen und floh von dannen. Fliehend kam sie zu dem Wasserschloß, das hinter den zehn Wellenmauern auf den Fluten steht: all dies, Schloß und Mauern und ihr Ort, alles ist aus Wasser, und niemand kann über die Schwelle treten, denn er stürzt in die Wogen. Als die Königstochter vor den Mauern stand, schaute sie um sich, da sah sie, daß der Fürst mit seinen Leuten ihr nachgesetzt hatte, und nirgends war ein Weg, ihm zu entfliehn. So stand sie, wandte ihr Gesicht wieder dem Wasser zu und schloß die Augen. Sie hörte hinter sich das Stampfen von tausend Hufen, vor sich das

Rauschen der großen Gewässer, und lieber dünkte ihr irgendein Sein oder irgendein Tod, als zurückzukehren in das Elend. Da hob sie die Arme um den Nacken, warf den Kopf zurück und lief in die Flut. Aber die Flut trug sie, offen waren die Mauern, und sie lief durch die zehn Tore in das Schloß. Der König jedoch hatte sie in das Wasser tauchen gesehn, der Grimm hatte ihn ergriffen, und er hatte seinen Schützen zugeschrien, auf sie zu schießen. Die Schützen spannten die Bogen, und die Pfeile schwirrten, doch sie erreichten sie nicht. Aber als sie am Eingang des Schlosses stand, wandte sie sich, und ihre Augen öffneten sich und sahen den Fürsten an. Da kamen die letzten zehn Pfeile und durchbohrten ihr Herz, und sie fiel an der Schwelle hin; aber die Wellen trugen sie in das Schloß und betteten sie. Der Fürst und seine Leute setzten ihr nach, da versanken sie in der Flut. Nun aber will ich hingehn und die Königstochter heilen; denn die Zeit ist erfüllt, und ich höre den Befehl.' Und ich ging hin und heilte die Königstochter. Euch aber, ihr Kinder, schenke ich heute als hochzeitliche Gabe die Kraft meiner Hände und dies, ihr möget sein wie ich." Da stieg von neuem die Freude auf, und sie feierten ihr Fest in hoher Freude.

*

„Das Ende dieser Geschichte, das ist von dem siebenten Bettler, und ihren Abschluß zu hören, sind wir nicht gewürdigt worden. Und Er sprach, er werde sie nicht weiter erzählen. Dieses ist ein großer Verlust. Denn wir werden nicht gewürdigt werden, sie zu hören, bis daß der Messias kommt. Dies möge geschehen in Bälde, in unsern Tagen. Amen."

DIE LEGENDE DES BAALSCHEM

Einführung

Dieses Buch besteht aus einer Nachricht und einundzwanzig Geschichten. Die Nachricht sagt das Leben der Chassidim, einer ostjüdischen Sekte, die gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entstand und noch in unseren Tagen entartet fortbesteht. Die Geschichten erzählen das Leben des Stifters dieser Sekte, des Rabbi Israel ben Elieser, der Baal-schem, das ist Meister des wundersamen Gottesnamens, genannt wurde und von etwa 1700 bis 1760, zumeist in Podolien und Wolhynien, lebte.

Aber das Leben, von dem hier Kunde gegeben wird, ist nicht das, das man das wirkliche zu nennen pflegt. Ich berichte nicht die Entwicklung und den Verfall der Sekte, ich beschreibe nicht ihre Gebräuche. Ich will nur das Verhältnis zu Gott und zur Welt mitteilen, das diese Menschen meinten, wollten und zu leben versuchten. Ich zähle auch nicht die Daten und Tatsachen auf, deren Zusammenfassung die Biographie des Baalschem zu nennen wäre. Ich baue sein Leben aus seiner Legende auf, in der der Traum und die Sehnsucht eines Volkes sind.

Die chassidische Legende hat nicht die strenge Macht, in der die Buddhalegende redet, und nicht die innige, welche die Sprache der Franziskuslegende ist. Nicht im Schatten uralter Haine und nicht an silbergrünen Olivenhängen erwuchs sie, in engen Gassen und dumpfen Kammern ging sie von ungelenken Lippen zu bange lauschenden Ohren, ein Stammeln gebar sie und ein Stammeln trug sie weiter — von Geschlecht zu Geschlecht.

Ich habe sie aus den Volksbüchern, aus Heften und Flugblättern empfangen, zuweilen auch aus lebendigem Mund, aus dem Mund von Leuten, die noch das Stammeln gehört hatten. Ich habe sie empfangen und neu erzählt. Ich habe sie nicht übertragen,

wie irgend ein Stück Literatur, ich habe sie nicht bearbeitet, wie irgend einen Fabelstoff, ich habe sie neu erzählt als ein Nachgeborener. Ich trage in mir das Blut und den Geist derer, die sie schufen, und aus Blut und Geist ist sie in mir neu geworden. Ich stehe in der Kette der Erzähler, ein Ring zwischen Ringen, ich sage noch einmal die alte Geschichte, und wenn sie neu klingt, so schlief das Neue in ihr schon damals, als sie zum erstenmal gesagt wurde.

Mein Erzählen der chassidischen Legende geht ebensowenig wie auf das „wirkliche" Leben darauf, was man die Lokalfarbe zu nennen pflegt. Es ist etwas Zartes und Ehrwürdiges, etwas Heimliches und Geheimnisvolles, etwas Ausgelassenes und Paradiesisches um die Atmosphäre des „Stübels", in dem der chassidische Rabbi, der „Zaddik", der „Gerechte", der Heilige, der Mittler zwischen Gott und Mensch, mit weisem und lächelndem Mund das Mysterium und das Märchen austeilt. Aber mein Gegenstand ist nicht die Darstellung dieser Atmosphäre. Meine Erzählung steht auf der Erde des jüdischen Mythos, und der Himmel des jüdischen Mythos ist über ihr.

Die Juden sind vielleicht das einzige Volk, das nie aufgehört hat, Mythos zu erzeugen. Im Anfang ihrer großen Urkunde ist das reinste aller mythischen Symbole, der Pluralsingular Elohim, und die stolzeste aller mythischen Sagen, die vom Kampfe Jakobs mit dem Elohim. In jener Urzeit entspringt der Strom mythengebärender Kraft, der — vorläufig — im Chassidismus mündet; von dem die Religion Israels zu allen Zeiten sich gefährdet fühlte, von dem aber in Wahrheit die jüdische Religiosität zu allen Zeiten ihr inneres Leben empfing.

Alle positive Religion ruht auf einer ungeheuren Vereinfachung des in Welt und Seele so vielfältig, so wildverschlungen auf uns Eindringenden: sie ist Bändigung, Vergewaltigung der Daseinsfülle. Aller Mythos hingegen ist Ausdruck der Daseinsfülle, ihr

Bild, ihr Zeichen; unablässig trinkt er von den stürzenden Quellen des Lebens. Deshalb sieht die Religion im Mythos ihren Erzfeind und bekämpft ihn, wo sie ihn nicht aufzusaugen, ihn sich nicht einzuverleiben vermag. Die Geschichte der jüdischen Religion ist die Geschichte ihres Kampfes gegen den Mythos.

Seltsam und wunderbar ist es zu beobachten, wie in diesem Kampf die Religion immer wieder den scheinbaren, der Mythos immer wieder den wirklichen Sieg gewinnt. Die Propheten streiten durch das Wort wider die Vielheit der Volkstriebe; aber in ihren Visionen lebt die ekstatische Phantasie der Juden und erwählt sie wider ihr Wissen zu Mythendichtern. Die Essäer wollen das Ziel der Propheten durch eine Vereinfachung der Lebensformen erreichen: und aus ihnen wird der Menschenkreis geboren, der den großen Nazarener trägt und seine Legende schafft: den größten aller Triumphe des Mythos. Die Meister des Talmuds gedenken in dem zyklopischen Werk einer Kodifizierung des Religionsgesetzes einen ewigen Damm wider die Leidenschaft des Volkes zu erbauen; und unter ihnen erstehen die Urheber der beiden Mächte, die im Mittelalter die Schützerinnen und Verweserinnen des jüdischen Mythos werden: durch die Geheimlehre die Urheber der Kabbala, durch die Aggada die Urheber der Volkssage.

Je weiter das Exil fortschritt, je grausamer es wurde, desto mehr erschien die Erhaltung der Religion zur Erhaltung des Volkstums notwendig; desto stärker wurde die Position des Gesetzes. Der Mythos mußte flüchten. Er flüchtete in die Kabbala und in die Volkssage. Die Kabbala hielt sich wohl für dem Gesetz überlegen, für eine höhere Stufe des Erkennens; aber sie war die Domäne Weniger, dem Leben des Volkes unüberbrückbar fern und fremd. Die Sage hingegen lebte wohl im Volk und füllte sein Dasein mit Farbe und Wohllaut, mit Lichteswellen

und heimlicher Melodie; aber sie erachtete sich für ein armseliges Ding, das kaum ein Recht auf Existenz habe, sie hielt sich vergraben im letzten Winkel und wagte nie, dem Gesetz ins Auge zu sehen, geschweige denn eine Macht neben ihm sein zu wollen, sie war stolz und froh, wenn sie da und dort berufen wurde, das Gesetz zu illustrieren.

Und plötzlich wächst unter polnischen und kleinrussischen Dorfjuden eine Bewegung empor, in der der Mythos sich reinigt und erhebt: der Chassidismus. In ihm strömen Mystik und Sage zur Einheit zusammen. Die Mystik wird Besitz des Volkes, und zugleich nimmt sie die ganze Erzählerglut der Sage in sich auf. Und in dem dunklen verachteten Osten, unter schlichten unwissenden Dörflern wird dem Kind der Jahrtausende der Thron bereitet.

Im Chassidismus siegt für eine Weile das unterirdische Judentum über das offizielle, — über das allbekannte, übersichtliche Judentum, dessen Geschichte man erzählt und dessen Wesen man in gemeinverständliche Formeln faßt.

Für eine Weile nur. Es gibt in unseren Tagen noch Hunderttausende von Chassidim; der Chassidismus ist verdorben. Aber die chassidischen Schriften haben uns seine Lehre und seine Legende übergeben.

Die chassidische Lehre ist das Stärkste und Eigenste, was die Diaspora geschaffen hat. Sie ist die Verkündigung der Wiedergeburt. Es wird keine Erneuerung des Judentums möglich sein, die nicht ihre Elemente in sich trüge.

Die chassidische Legende ist der Körper der Lehre, ihr Bote, ihr Zeichen auf dem Wege der Welt. Sie ist die letzte Gestalt des jüdischen Mythos, die wir kennen.

Die Legende ist der Mythos der Berufung. Das bedeutet: die ursprüngliche Personalität des Mythos ist in ihr gespalten. In dem reinen Mythos gibt es keine Verschiedenheit des Wesens. Er kennt die

Vielheit, aber nicht die Zweiheit. Auch der Heros steht nur auf einer anderen Stufe als der Gott, nicht ihm gegenüber: sie sind nicht das Ich und das Du. Der Heros hat eine Sendung, nicht eine Berufung. Er steigt empor, aber er wandelt sich nicht. Der Gott hat Sonderheit wie er und wie er Grenze. Der Gott des reinen Mythos beruft nicht, er zeugt; er sendet den Gezeugten, den Heros. Der Gott der Legende beruft den Menschensohn: den Propheten, den Heiligen. Zuweilen mag, wo sich Mythos und Legende durchdringen, ein Gott stehen, der zeugt und beruft.

Die Legende ist der Mythos des Ich und Du, des Berufenen und des Berufenden, des Endlichen, der ins Unendliche eingeht, und des Unendlichen, der des Endlichen bedarf.

Die Legende des Baalschem ist nicht die Geschichte eines Menschen, sondern die Geschichte einer Berufung. Sie erzählt kein Schicksal, sondern eine Bestimmung. Sie bewegt sich nicht in der Zeitfolge, sondern in den drei Kreisen der Weihung. Ihr Ende ist schon in ihrem Anfang, und ein neuer Anfang in ihrem Ende.

Ravenna, im Herbst 1907

Hitlahawut: von der Inbrunst

Hitlahawut ist „das Brennen"; die Inbrunst der Ekstase. Sie ist der Becher der Gnade und der ewige Schlüssel.

Ein feuriges Schwert hütet den Weg zum Baum des Lebens. Es zersprüht vor der Berührung der Hitlahawut. Ihr leichter Finger ist ihm übermächtig. Ihr ist die Bahn offen, und alle Schranke versinkt vor ihrem schrankenlosen Schritt. Die Welt ist nicht mehr ihr Ort: sie ist der Ort der Welt.

Hitlahawut erschließt dem Leben seinen Sinn. Ohne sie hat auch der Himmel keinen Sinn und kein Wesen. „Wenn ein Mensch die ganze Lehre und alle Gebote erfüllt hat, aber die Wonne und das Brennen hat er nicht gehabt: wenn der stirbt und hinübergeht, öffnet man ihm das Paradies, aber weil er in der Welt die Wonne nicht gefühlt hat, fühlt er auch die Wonne des Paradieses nicht."

Allerorten und allezeit kann Hitlahawut erscheinen. Jede Stunde ist ihr Schemel und jede Tat ihre Thronlehne. Nichts kann sich ihr entgegenstemmen, nichts sie herabdrücken; nichts kann sich ihrer Macht erwehren, die allen Körper zu seinem Geist erhebt. Wer in ihr ist, ist in der Heiligkeit. „Er vermag eitle Worte mit seinem Munde zu reden, und die Lehre des Herrn ist in seinem Innern zu dieser Stunde; flüsternd zu beten, und sein Herz schreit in seiner Brust; in einer Gemeinschaft von Menschen zu sitzen, und er wandelt mit Gott: vermischt mit den Kreaturen und abgeschieden von der Welt." Jedes Ding und jedes Tun wird so geheiligt. „Wenn der Mensch sich an Gott schließt, kann er seinen Mund reden lassen, was er reden mag, und sein Ohr hören lassen, was es hören mag, und er wird die Dinge binden an ihre obere Wurzel."

Die Gewalt, die so vieles im Menschenleben schwächt

und entfärbt, die Wiederholung, ist ohnmächtig vor der Ekstase, die sich gerade an den regelmäßigsten, gleichförmigsten Ereignissen wieder und wieder entzündet. Über einen Zaddik geriet Hitlahawut jedesmal, wenn im Vortrage der Schrift die Worte kamen: „Und Gott sprach". Ein chassidischer Weiser, der dies seinen Schülern erzählte, fügte hinzu: „Aber auch ich meine: wenn einer in Wahrheit redet und einer in Wahrheit empfängt, dann ist es genug an einem Worte, die ganze Welt zu erheben und die ganze Welt zu entsühnen." Ewig neu ist dem Inbrünstigen das Allgewohnte. Ein Zaddik stand im ersten Morgendämmer am Fenster und rief zitternd: „Vor einer kleinen Stunde war noch Nacht und jetzt ist Tag — Gott bringt den Tag herauf!" Und er war voll der Angst und des Zitterns. Auch sprach er: „Jeder Geschaffene soll sich vor dem Schöpfer schämen: wäre er vollkommen, wie ihm bestimmt war, dann müßte er erstaunen und erwachen und entbrennen über die Erneuerung der Kreatur zu jeder Zeit und in jedem Augenblick."

Aber nicht ein plötzliches Versinken in die Ewigkeit ist Hitlahawut, sondern ein Aufstieg zum Unendlichen von Stufe zu Stufe. Gott finden heißt den Weg finden, der ohne Grenze ist. Im Bilde dieses Wegs sahen die Chassidim die „kommende Welt", die sie niemals ein Jenseits nannten. Ein Frommer schaute einen toten Meister im Traum. Der erzählte ihm, von der Stunde seines Todes an gehe er an jedem Tag von Welt zu Welt. Und die Welt, die gestern als Himmel über seinen Blicken ausgespannt war, die ist heute die Erde unter seinem Fuß; und der Himmel von heute ist die Erde von morgen. Und jede Welt ist reiner und schöner und tiefer, als die vor ihr war.

Die Engel ruhen in Gott, aber die heiligen Geister schreiten in Gott vor. „Der Engel ist ein Stehender, und der Heilige ist ein Wandelnder. Darum ist der Heilige über dem Engel."

Solch ein Weg ist die Ekstase. Wenn sie ein Ende zu bieten scheint, ein Erreichen, Erlangen, Ergreifen, ist es nur ein endgültiges Nein, kein endgültiges Ja: es ist das Ende der Gebundenheit, das Abschütteln der letzten Kette, die Auflösung, die allem Irdischen enthoben ist. „Wenn der Mensch von Kraft zu Kraft wandelt und nur empor und empor, bis er zur Wurzel aller Lehre und alles Gebots kommt, zu Gottes Ich, der einfachen Einheit und Schrankenlosigkeit, — wenn er da steht, dann sinken alle Flügel der Gebote und Gesetze nieder, und alle sind sie vernichtet. Denn vernichtet ist der Trieb, da er darüber steht."

„Über der Natur und über der Zeit und über dem Denken" — so wird der genannt, der in der Inbrunst ist. Er hat alles Leid und alle Schwere abgetan. „Süße Leiden, ich empfange euch in Liebe", sagt ein sterbender Zaddik, und Rabbi Sußja ruft, da seine Hand sich aus dem Feuer schleicht, in das er sie gelegt hat, verwundert aus: „Wie grob ist Sußjas Körper geworden, daß er sich vor dem Feuer fürchtet." Der Inbrünstige regiert das Leben, und kein äußeres Geschehen, das in sein Reich eindringt, vermag seine Weihe zu stören. Von einem Zaddik wird erzählt, er habe, als sich das heilige Mahl der Lehre bis zum Morgen hinzog, zu seinen Jüngern gesprochen: „Wir sind nicht in die Grenzen des Tags eingeschritten, sondern der Tag ist in unsere Grenzen eingeschritten, und wir brauchen vor ihm nicht zu weichen."

In der Ekstase rückt alles Vergangene und alles Zukünftige zur Gegenwart zusammen. Die Zeit verschrumpft, die Linie zwischen den Ewigkeiten verschwindet, einzig der Augenblick lebt, und der Augenblick ist die Ewigkeit. In seinem unzersplitterten Licht erscheint alles was war und was sein wird, einfach und gesammelt. Es ist da, wie ein Herzschlag da ist, und wird offenbar wie er.

Die chassidische Legende weiß viel von den Wunderbaren zu erzählen, die sich ihrer früheren Daseinsformen erinnerten, der Zukunft wie der eigenen Atemzüge gewahr wurden, von einem Ende der Erde zum andern blickten und alle Wandlungen, die sich in den Welten ereigneten, wie etwas verspürten, was ihrem Körper geschah. All dies ist nicht jener Zustand, in dem Hitlahawut die Welt des Raums und der Zeit überwunden hat. Wohl aber deuten uns etwas davon zwei naive, einander verwandte und einander ergänzende Anekdoten. Von einem Meister wird erzählt, er habe in Stunden der Entrückung auf die Uhr sehen müssen, um sich in dieser Welt zu erhalten; und von einem andern, er habe, wenn er die Einzeldinge betrachten wollte, eine Brille aufsetzen müssen, um sein geistiges Sehen zu bezwingen; „denn sonst sah er alle Einzeldinge der Welt als eines".

Aber die höchste Stufe, von der berichtet wird, ist die, auf der der Entrückte der eigenen Inbrunst entgleitet. Als ein Schüler einmal eines Zaddiks „Erkalten" bemerkte und tadelte, wurde er von einem andern belehrt: „Es gibt ein sehr hohes Heiligtum; wenn man dahin kommt, wird man alles Wesens los und kann nicht mehr entbrennen." So vollendet sich die Inbrunst in der eigenen Aufhebnng.

Zuweilen äußert sie sich in einem Tun, das sie weiht und mit heiliger Bedeutung füllt. Die reinste Form, die, in der der ganze Körper der erregten Seele dient und jeder ihrer Hebungen und Neigungen das sichtbare Geschwister erschafft, aus tausend Fluten der Bewegung das eine Bild des verzückten Sinns auftauchen läßt, ist der Tanz. Von dem Tanz eines Zaddiks wird erzählt: „Sein Fuß war leicht wie eines vierjährigen Kindes. Und alle, die sein heiliges Tanzen sahen, — da war nicht einer, in dem sich nicht die heilige Umkehr vollzog, denn er wirkte im Herzen aller, die es sahen, beides, Weinen und Wonne, in

einem." Oder die Seele erfaßt die Stimme des Menschen und macht sie singen, was sie in den Höhen erfahren hat; und die Stimme weiß nicht, was sie tut. So stand ein Zaddik in den „furchtbaren Tagen" (Neujahr und Versöhnungstag) im Gebet und sang neue Melodien, „Wunder der Wunder, die er nie gehört hatte und die kein Menschenohr je gehört hatte, und er wußte gar nicht, was er singt und welche Weise er singt, denn er war an die obere Welt gebunden".

Aber das eigentliche Leben des Inbrünstigen ist nicht unter den Menschen. Es wird von einem Meister gesagt, er habe sich wie ein Fremdling geführt, nach den Worten Davids des Königs: Ein Gastsasse bin ich im Land. „Wie ein Mann, der aus der Ferne kam, aus der Stadt seiner Geburt. Er sinnt nicht auf Ehre und nicht auf irgend ein Ding zu seinem Wohl, nur darauf sinnt er, heimzukehren zur Stadt seiner Geburt. Nichts kann er besitzen, denn er weiß: Das ist Fremdes und ich muß heim." Mancher geht in die Einsamkeit, in „das Wandeln". Rabbi Sußja pflegte in Wäldern umherzustreifen und Lobgesänge zu singen, mit so großer Glut, „daß man schier von ihm gesagt hat, er sei nicht bei Verstand". Ein anderer war nur in Gassen und Gärten und Hainen zu finden. Als ihn sein Schwiegervater darob ermahnte, antwortete er ihm mit dem Gleichnis von der Henne, die Gänseeier ausgebrütet hatte: „und als sie ihre Kinder auf der Wasserfläche umherschwimmen sah, lief sie bestürzt hin und her, Hilfe zu suchen für die Unglücklichen; und verstand nicht, daß dies jenen all ihr Leben war: dahinzustreifen über die Wasserfläche".

Doch gibt es tiefer Abgeschiedene, deren Hitlahawut in alledem noch nicht erfüllt ist. Die werden „unstät und flüchtig". Sie gehen in die „Verbannung", um „das Exil mit der Schechina zu tragen". Es ist eine Urvorstellung der Kabbala, daß die Schechina, die

Glorie oder Herrlichkeit Gottes, verbannt durch die Unendlichkeit irrt, von ihrem „Herrn“ getrennt, und daß sie erst in der Stunde der Erlösung sich mit ihm wieder vereinigen wird. So wandern diese Ekstatiker über die Erde, wohnend in den stummen Fernen des Gottes-Exils, Genossen des heiligen Allgeschehens, wissend um das Rauschen im Blut des Weltenherzens. Der dergestalt Abgelöste ist Gottes Freund, „wie ein Fremdling eines andern Fremdlings Freund ist, ihrer Fremdheit auf Erden wegen“. Ihm widerfahren Augenblicke, in denen er die Schechina im Menschenbild schaut, von Angesicht zu Angesicht, wie jener Zaddik sie im Heiligen Lande sah, „in der Gestalt einer Frau, die über den Gemahl ihrer Jugend weint und klagt“.

Aber nicht bloß in Gesichten aus dem Dunkel und nicht bloß im Schweigen der Wanderschaft gibt Gott sich dem um ihn Entbrannten, sondern aus allen Dingen der Erde blickt sein Auge in das suchende, und jedes Wesen ist die Frucht, in der er sich der verlangenden Seele darbietet. Schleierlos ist das Sein in des Heiligen Hand. „Wer eine Frau sehr begehrt und ihre buntfarbnen Gewänder betrachtet, dessen Sinn geht nicht auf das Prunkzeug und die Farben, sondern auf die Herrlichkeit der begehrten Frau, die in sie gehüllt ist. Aber die andern sehen nur die Gewänder und nichts mehr. So schaut, wer Gott in Wahrheit begehrt und umfängt, in allen Dingen der Welt nur die Kraft und den Stolz des Bildners des Urbeginns, der in den Dingen lebt. Wer aber nicht auf dieser Stufe ist, sieht die Dinge von Gott getrennt.“

Dies ist das Erdenleben der Hitlahawut, die sich über alle Grenzen schwingt. Sie ist die Tochter eines Menschenwillens und die Herrin der Heerscharen, das Fünklein eines Wesens, das sterben muß, und die Flamme, die Raum und Zeit verzehrt. Sie erweitert die Seele zum All. Sie verengert das All zu

Nichts. Von ihr redet ein chassidischer Meister in Worten des Geheimnisses: „Die Schöpfung des Himmels und der Erde ist die Entfaltung des Etwas aus dem Nichts, das Hinabsteigen des Oberen in das Untere. Aber die Heiligen, die sich vom Sein ablösen und Gott immerdar anhangen, die sehen und erfassen ihn in Wahrheit, als wäre das Nichts wie vor der Schöpfung. Sie wandeln das Etwas in Nichts zurück. Und dies ist das Wunderbarere: das Untere emporzubringen. Wie es geschrieben steht in der Gemara: Größer ist das letzte Wunder als das erste."

Awoda: von dem Dienst

Hitlahawut ist das Gottumfangen ohne Zeit und Raum. Awoda ist das Gottdienen in der Zeit und im Raum.

Hitlahawut ist das mystische Mahl. Awoda ist das mystische Opfer.

Es sind die Pole, zwischen denen das Leben der Heiligen schwingt.

Hitlahawut schweigt, da sie an Gottes Herzen liegt. Awoda redet: „Was bin ich und was ist mein Leben, daß ich mein Blut und mein Feuer dir darbringen will?"

Alles ist Gott. Und alles dient Gott. Das ist die urgegebene Zweiheit, zusammengefaltet im Dasein der Welt, entwickelt im Leben des Heiligen. Das Mysterium, von dem man sich entfernt, wenn man von ihm redet, und das in der Wirklichkeit der Gott habenden, Gott suchenden Seele lebendig da ist: bewußt in ihrer Sehnsucht, keimhaft schlummernd in ihrer Ekstase, allsichtbar gegliedert im Rhythmus ihrer Taten.

Hitlahawut ist so fern von Awoda wie Erfüllung von Verlangen. Und doch strömt Hitlahawut aus Awoda wie Gottfinden aus Gottsuchen.

Der Baalschem erzählte: Ein König baute einst einen

großen und herrlichen Palast mit zahllosen Gemächern, aber nur ein Tor war geöffnet. Als der Bau vollendet war, wurde verkündet, es sollten alle Fürsten erscheinen vor dem König, der in dem letzten der Gemächer throne. Aber als sie eintraten, sahen sie: da waren Türen offen nach allen Seiten, von denen führten gewundene Gänge in die Fernen, und da waren wieder Türen und wieder Gänge, und kein Ziel erstand vor dem verwirrten Auge. Da kam der Sohn des Königs und sah, daß all die Irre eine Spiegelung war, und sah seinen Vater sitzen in der Halle vor seinem Angesicht.

Das Geheimnis der Gnade ist nicht zu deuten. Zwischen Suchen und Finden liegt die Spannung eines Menschenlebens, ja tausendfacher Wiederkehr der bangen wandernden Seele. Und doch ist der Flug des Augenblicks langsamer als die Erfüllung. Denn Gott will gesucht sein, und wie könnte er nicht gefunden sein wollen?

Wenn der Heilige ewig neues Feuer heranbringt, daß die Glut auf dem Altar seiner Seele nicht verlösche, redet Gott selbst den Opferspruch.

Gott waltet im Menschen, wie er im Chaos waltete zur Zeit der werdenden Welt. „Und wie als die Welt sich zu entfalten begann und er sah: wenn es weiter auseinander fließt, wird es nicht mehr zu seinen Wurzeln heimkehren können, da sprach er: Genug! — so ist es, wenn die Seele des Menschen im Leiden zerflutet und das Übel so mächtig wird in ihr, daß sie bald nicht mehr heimkehren könnte, da erweckt sich sein Erbarmen und er spricht: Genug!“

Aber auch der Mensch kann „Genug!“ sagen: zu der Vielfältigkeit in sich. Wenn er sich sammelt und vereint, nähert er sich der Einheit Gottes, dient er seinem Herrn. Dies ist Awoda.

Von einem Zaddik wurde gesagt: „Bei ihm ist Lehre und Gebet und Essen und Schlafen, alles eines, und er kann die Seele zu ihrer Wurzel erheben.“

Alles Tun in eines gebunden, und das unendliche Leben in jeder Tat getragen: dies ist Awoda. „In alle Taten des Menschen, Sprechen und Schauen und Horchen und Gehen und Stehenbleiben und Sichlegen, sei das Schrankenlose eingekleidet."

Aus jeder Tat wird ein Engel geboren, ein guter oder ein böser. Aber aus den halben und wirren Taten, die ohne den Sinn oder ohne die Kraft sind, werden Engel geboren mit verrenkten Gliedern oder ohne Haupt oder ohne Hände oder ohne Füße.

In allem Tun durchstrahlt von den Wellen der Allsonne und gesammelten Lichtes in allem Tun, dies ist der Dienst. Aber keine Handlung ist zu ihm auserwählt. Gott will, daß man ihm auf alle Arten diene.

„Es gibt zwei Arten von Liebe: die Liebe eines Mannes zu seinem Weibe, der geziemt es, im Geheimen zu sein und nicht am Ort der Zuschauenden, da diese Liebe sich nur an einer von den Wesen geschiedenen Stätte vollenden kann; und die Liebe zu den Geschwistern und den Kindern, die keiner Verborgenheit bedarf. Und so gibt es in der Liebe zu Gott zwei Arten: die Liebe durch die Lehre und das Gebet und die Erfüllung des Gebotenen, der geziemt es, in der Stille zu wandeln und nicht im Offenbaren, damit sie nicht zu Ruhm und Stolz verführe; und die Liebe in der Zeit, da man mit den Geschöpfen vermischt ist, redet und hört, gibt und nimmt mit ihnen, und in dem Geheimnis seines Herzens hangt man an Gott und läßt nicht ab, ihm zuzusinnen. Und dies ist eine höhere Stufe als jene, und von ihr ist gesagt: Wer gäbe dich mir zum Bruder, der an den Brüsten meiner Mutter sog, ich würde dich in der Gasse finden und dich küssen, und nicht dürften sie mich darob verachten."

Dies ist aber nicht so zu verstehen, als sei in dem solcherart Dienenden eine Spaltung zwischen der irdischen und der himmlischen Tat. Vielmehr ist je-

de Bewegung des Hingegebenen ein Gefäß der Weihe und der Macht. Von einem Zaddik wird erzählt, er habe alle seine Glieder so geheiligt, daß jeder Schritt seiner Füße Welten miteinander vermählte. „Der Mensch ist eine Leiter, gestellt auf die Erde, und ihr Haupt an den Himmel rührend. Und alle seine Gebärden und Geschäfte und Reden ziehen Spuren in der oberen Welt."

Hier ist der innere Sinn der Awoda angedeutet, der aus der Tiefe der altjüdischen Geheimlehre kommt und das Geheimnis jener Zweiheit von Inbrunst und Dienst, von Haben und Suchen erleuchtet.

In Zweiheit ist durch die erschaffene Welt und ihre Tat der Gott zerfallen: in das Gotteswesen, Elohut, das den Kreaturen entrückt ist, und die Gottesglorie, Schechina, die in den Dingen wohnt, wandernd, irrend, verstreut. Erst die Erlösung wird beide in die Ewigkeit vereinigen. Aber es ist der Besitz des Menschengeistes, durch seinen Dienst die Schechina ihrem Quell nähern, in ihn eintreten lassen zu können. Und in diesem Augenblick der Heimkehr, ehe sie wieder niedersteigen muß in das Sein der Dinge, verstummen die Wirbel, die durch das Leben der Gestirne sausen, erlöschen die Fackeln der großen Verheerung, entsinkt die Geißel der Hand des Geschicks, hält die Weltenpein inne und lauscht: die Gnade der Gnaden ist erschienen, der Segen träuft nieder auf die Unendlichkeit. Bis die Macht der Verstrickung die Gottesglorie herabzuzerren beginnt und alles wird wie zuvor.

Das ist der Sinn des Dienstes. Nur das Gebet, das um der Schechina willen geschieht, lebt wahrhaft. „Durch seine Not und seinen Mangel kennt er den Mangel der Schechina, zu beten, daß der Mangel der Schechina gefüllt werde und daß durch ihn, den Betenden, die Einung Gottes mit seiner Herrlichkeit geschehe." Der Mensch soll wissen, daß sein Leid aus dem Leid der Schechina kommt. Er ist „eines

von ihren Gliedern", und die Stillung ihres Entbehrens ist allein die echte Stillung des seinen. „Er sinne nicht auf seine Lösung zugleich im untern und im obern Bedürfen, daß er nicht sei, wie der die ewige Pflanzung zerhaut und Trennung schafft; sondern alles tue er um des Mangels der Herrlichkeit willen, und aus sich selber wird alles gelöst werden, und auch sein eignes Leid wird gestillt werden aus der Stillung der obern Wurzel. Denn alles, Oben und Unten, ist eine Einheit." „Ich bin das Gebet", spricht die Schechina. Ein Zaddik sagte: „Die Menschen meinen, sie beten vor Gott, aber es ist nicht so, denn das Gebet selber ist Gottheit."

In der Enge des Selbst kann kein Beten gedeihen. „Wer in Leid betet ob der Schwermut, die ihn regiert, und denkt, er bete in der Furcht vor Gott, oder wer in Freude betet ob der Helle seines Gemütes, und denkt, er bete in der Liebe zu Gott, dessen Gebet ist gar nichts. Denn diese Furcht ist nur Schwermut, und diese Liebe ist nur leere Freude."

Es wird erzählt, der Baalschem sei einmal an der Schwelle eines Bethauses stehen geblieben, habe nicht eintreten wollen und habe im Widerwillen gesprochen: „Da kann ich nicht hinein. Das Haus ist randvoll von Lehre und Gebet." Und als sich die Begleiter verwunderten, weil ihnen schien, es könne kein größeres Lob geben als dieses, deutete er es ihnen: „Die Worte, die hier von den Leuten tagsüber ohne die wahre Andacht, ohne Liebe und Barmherzigkeit gesprochen werden, haben keine Flügel. Sie bleiben zwischen den Mauern, sie hocken am Boden, sie breiten sich Schicht auf Schicht wie moderndes Laub, bis der Mulm das Haus vollgepropft hat und für mich darin kein Platz mehr ist."

Zweierlei vermag die Gebete festzuhalten: wenn sie ohne die Intention gesprochen werden, und wenn die früheren Taten des Betenden sich zwischen ihm und dem Himmel wie eine harte Wolke breiten. Die

Hinderung kann nur bezwungen werden, wenn der Mensch in die Sphäre der Inbrunst emporwächst und sich in ihren Gnaden reinigt, oder wenn eine andere Seele, die in der Inbrunst ist, die gefesselten Worte frei macht und mit dem ihren nach oben trägt. So wird von einem Zaddik erzählt, er sei beim Beten der Gemeinde eine lange Zeit stumm und ohne Bewegung dagestanden und habe dann erst selbst zu beten begonnen, „gleichwie der Stamm Dan am Ende des Lagers zog und alles Verlorene sammelte"; sein Wort sei ein Gewand gewesen, in dessen Falten hätten sich die niedergehaltenen Gebete geschmiegt und seien emporgetragen worden. Dieser Zaddik pflegte vor dem Beten zu sagen: „Ich binde mich mit ganz Israel, mit denen, die größer sind als ich, daß durch sie mein Gedanke aufsteige, und mit denen, die kleiner sind als ich, daß sie durch mich gehoben werden."

Aber dies ist das Geheimnis der Gemeinschaft, daß nicht bloß der Niedere des Höheren bedarf, sondern auch der Hohe des Niedern. Hier ruht ein weiterer Unterschied zwischen dem Zustand der Ekstase und dem Zustand des Dienstes. Hitlahawut ist des Einzelnen Weg und Ziel; ein Seil gespannt über den Abgrund, an zwei schlanke Bäume gebunden, die der Sturm bewegt; in Einsamkeit und Grauen betritt es der Fuß des Wagenden. Hier gibt es keine Menschengemeinschaft, nicht im Zweifel und nicht im Besitz. Der Dienst aber ist vielen Seelen in ihrer Vereinigung erschlossen. Er gewährt die letzten Schauer nicht, aber er ist frei von den dunkelsten Ängsten. Er ist nicht ein Seil, sondern eine Brücke. Den auf dem Seil Kommenden umfängt drüben der Arm des Geliebten; den Wanderern der Brücke öffnet sich die Halle des Königs. Die Ekstase will nichts als ihre Vollendung in Gott, sie gibt sich dahin. Im Dienste lebt eine Absicht, eine „Kawwana". Die Wollenden binden sich aneinander zu größerer Ein-

heit und Macht. Es gibt einen Dienst, den nur die Gemeinde vollbringen kann.

Der Baalschem sagte ein Gleichnis: Menschen standen unter einem sehr hohen Baum. Und einer von den Menschen hatte Augen zu sehen. Er sah: im Wipfel des Baumes stand ein Vogel, herrlich in wesenhafter Schönheit. Aber die andern sahen den Anblick nicht. Und über jenen Mann fiel ein großes Bangen, zu dem Vogel zu kommen und ihn zu nehmen; und er konnte nicht von dannen ohne den Vogel. Aber wegen der Höhe des Baums war es nicht in seinem Vermögen, und auch eine Leiter war nicht zu finden. Doch aus dem großen und mächtigen Bangen gab er seiner Seele den Rat. Er nahm die Menschen, die umherstanden, und stellte sie aufeinander, jeden auf die Schultern eines Gefährten. Er aber stieg zu oberst, so daß er zum Vogel kam, und nahm ihn. Und die Menschen, wiewohl sie dem einen geholfen hatten, wußten nichts von dem Vogel und sahen ihn nicht. Er aber, der von ihm wußte und ihn sah, hätte ohne sie nicht zu ihm kommen können. Würde jedoch der unterste von ihnen seinen Ort verlassen, dann müßte der oben zur Erde niederfallen. „Und der Tempel des Messias wird im Buche Sohar das Vogelnest genannt."

Es ist aber nicht etwa so, als werde nur des Zaddiks Gebet von Gott empfangen und als sei nur dieses lieblich in seinen Augen. Kein Beten ist gnadenstärker und dringt in geraderem Flug durch alle Himmelswelten, als das des Einfältigen, der nichts zu sagen und nur das ungebrochene Müssen seines Herzens Gott darzubringen weiß. Gott nimmt es an, wie ein König das Singen der Nachtigall in der Nacht seines Gartens, das ihm süßer klingt als die Huldigung der Fürsten im Thronsaal. Die chassidische Legende weiß sich nicht genug der Beispiele für die Gunst, die dem Ungeschiedenen leuchtet, und für die Macht seines Dienstes. Eines sei hier mitgeteilt.

Ein Dorfmann, der Jahr für Jahr an den „furchtbaren Tagen“ im Bethaus des Baalschem war, hatte einen Knaben. Der war stumpfen Verstandes und konnte nicht einmal die Gestalt der Buchstaben empfangen, geschweige denn die heiligen Worte erkennen. Der Vater nahm ihn an den furchtbaren Tagen nicht mit sich in die Stadt, weil er nichts wußte. Doch als er dreizehn Jahre war und mündig vor Gottes Gesetzen, nahm ihn der Vater am Versöhnungstag mit, damit er nicht etwa esse am Tag der Kasteiung aus Mangel seines Wissens und Verstehens. Der Knabe aber hatte ein Pfeifchen, darauf pfiff er immer in der Zeit, da er im Felde saß, die Schafe und Kälber zu weiden. Das hatte er nun in der Tasche seines Kleides mitgenommen, ohne daß sein Vater es wußte. Der Knabe saß in den heiligen Stunden im Bethaus und wußte nichts zu sagen. Als aber das Mußafgebet angehoben wurde, sprach er zu seinem Vater: „Vater, ich habe mein Pfeifchen bei mir, und ich will darauf singen.“ Da war sein Vater sehr bestürzt und fuhr ihn an: „Hüte dich, daß du dies nicht tuest.“ Und er mußte es in sich bewahren. Aber als das Minchagebet kam, sprach er wieder: „Vater, erlaube mir doch, mein Pfeifchen zu nehmen.“ Wie der Vater sah, daß seine Seele bangte zu pfeifen, wurde er zornig und fragte ihn: „Wo hast du es?“ und da er ihm den Ort zeigte, legte er die Hand auf die Tasche und hielt sie fortan darauf, um das Pfeifchen zu hüten. Aber das Neïlagebet begann, und die Lichter brannten zitternd in den Abend, und die Herzen brannten wie die Lichter, unerschöpft vom langen Harren, und durch das Haus schritten noch einmal müde und aufrecht die achtzehn Segenssprüche, und das große Bekenntnis kehrte zum letztenmal wieder und lag vor der Lade des Herrn, die Stirn auf der Diele und die Hände gebreitet, noch einmal, ehe der Abend sich neigt und Gott entscheidet. Da konnte der Knabe seine

Inbrunst nicht länger niederhalten, er riß das Pfeifchen aus der Tasche und ließ dessen Stimme mächtig schallen. Alle standen erschreckt und verwirrt. Doch der Baalschem erhob sich über ihnen und sprach: „Das Verhängnis ist durchbrochen und der Zorn zerstreut vom Angesicht der Erde."
So ist jeder Dienst, der aus einer schlichten oder geschlichteten zwiespaltlosen Seele kommt, zureichend und vollkommen. Noch aber ist ein höherer. Denn wer von Awoda zu Hitlahawut aufgestiegen ist, seinen Willen in sie getaucht hat und seine Tat einzig aus ihr empfängt, der hat jeden besonderen Dienst überstiegen. „Jeder Zaddik hat seine besondere Art des Dienstes. Wenn aber die Zaddikim ihre Wurzel betrachten und zum Nichts gelangen, dann können sie Gott auf allen Stufen dienen." So sprach einer von ihnen: „Ich stehe vor Gott wie ein Botenknabe." Denn er war zur Vollendung und zum Nichts gekommen, bis er keine besondere Art mehr hatte, „sondern er stand bereit für alle Arten, die Gott ihm weisen würde, wie ein Botenknabe dasteht, bereit für alles, was ihm sein Herr befehlen wird". Wer so in der Vollendung dient, der hat die urgegebene Zweiheit besiegt und hat Hitlahawut in das Herz der Awoda eingetan. Er wohnt in den Reichen des Lebens, und doch sind alle Mauern gefallen, alle Grenzsteine ausgerissen, alle Scheidung ist vernichtet. Er ist der Bruder der Geschöpfe und fühlt ihren Blick, als wäre es sein eigner, ihren Schritt, als gingen ihn seine Füße, ihr Blut, als flösse es in seinem Leib. Er ist der Sohn Gottes und legt bang und sicher seine Seele in die große Hand zu all den Himmeln und Erden und ungewußten Welten, und steht auf den Fluten des Meers, in das alle seine Gedanken und aller Wesen Wanderschaften münden. „Er macht seinen Körper zum Thron des Lebens und das Leben zum Thron des Geistes und den Geist zum Thron der Seele und die Seele zum Thron des

Lichtes der Gottesherrlichkeit, und das Licht umströmt ihn ringsum, und er sitzt inmitten des Lichtes, und zittert, und frohlockt."

Kawwana: von der Ausrichtung

Kawwana ist das Mysterium der auf ein Ziel gerichteten Seele.

Kawwana ist nicht der Wille. Sie sinnt nicht darauf, ein Bild in die Welt der wirklichen Dinge zu versetzen; nicht, einen Traum zum Gegenstand festzumachen, daß er bei der Hand sei, beliebig oft empfunden zu werden in satter Wiederholung. Auch darauf nicht, den Stein der Tat in die Wellen des Geschehens zu werfen, daß sie eine Weile unruhig werden und sich verwundern, um sodann zurückzukehren zu den tiefen Befehlen ihres Lebens; einen Funken zu legen an die Zündschnur, die durch die Reihe der Geschlechter geht, daß eine Flamme hüpfe aus Zeit zu Zeit, bis sie in einer ohne Abschied und Zeichen erlischt. Nicht dies ist Kawwanas Meinen, daß die Pferde an dem großen Wagen einen Antrieb mehr verspüren, oder daß ein Bau mehr aufgerichtet werde vor dem übervollen Blick der Sterne. Kawwana meint nicht den Zweck, sondern das Ziel.

Es gibt aber keine Ziele, sondern das Ziel. Nur ein Ziel ist, das nicht lügt, das sich in keinen neuen Weg verfängt, in das alle Wege münden, vor dem kein Abweg ewig flüchten kann: die Erlösung.

Kawwana ist ein Strahl der Gottesglorie, der in jedem Menschen wohnt und die Erlösung meint.

Dies aber ist die Erlösung, daß die Schechina aus der Verbannung heimkehre. „Daß alle Schalen von der Gottesherrlichkeit weichen und sie sich reinige und sich eine ihrem Eigner in vollkommener Einung." Des zum Zeichen erscheint der Messias und macht alle Wesen frei.

Manchem ist sein Leben lang, als müsse es hier und heute geschehn. Denn er hört die Stimmen des Werdens in den Schluchten brausen und fühlt das Keimen der Ewigkeit auf dem Acker der Zeit, wie wenn es in seinem Blute wäre, und so kann er es nimmer anders denken, als dies und dies sei der erwählte Augenblick. Und immer noch heißer zwingt ihn sein Wähnen, weil immer noch gebieterischer die Stimmen reden und noch heischender das Keimen schwillt.

Von einem Zaddik wird erzählt, daß er so sehr der Erlösung harrte: wenn er auf der Gasse ein Getümmel hörte, sogleich wurde er erregt zu fragen, was dies wolle und ob nicht der Bote gekommen sei; und jedesmal, wenn er zum Schlafen ging, befahl er seinem Diener, wenn der Bote käme, solle er ihn im gleichen Augenblick wecken. „Denn so sehr war in seinem Herzen das Kommen des Erlösers eingefaßt, wie wenn ein Vater den einzigen Sohn aus dem fremden Lande erwartet und steht auf der Turmwarte mit Sehnsucht der Augen und lugt durch alle Fenster aus, und wenn man die Tür öffnet, eilt er hinaus, um zu sehen, ob sein Sohn nicht gekommen ist.“ Andere aber sind des Schreitens kundig in seinem Maß, sehen Ort und Stunde der Bahn und wissen die Ferne des Kommenden. In allem stellt sich ihnen das Unvollendete dar, die Gebrechen der Wesen reden zu ihnen, und der Atem der Winde trägt ihnen Bitterkeit zu. Wie eine unreife Frucht ist die Welt vor ihren Augen. In sich sind sie der Glorie teilhaftig — da schauen sie hinaus: alles liegt im Kampf.

Als der große Zaddik Rabbi Menachem in Jerusalem war, ereignete es sich, daß ein törichter Mann den Ölberg bestieg und in die Schofarposaune stieß. Keiner hatte ihn gesehn. Da war ein Gerücht im Volk, dies sei das Schofarblasen, das die Erlösung verkündigt. Als dies an die Ohren des Rabbis kam, öffnete er ein Fenster und sah in die Luft der Welt

hinaus. Und sogleich sprach er: „Da ist keine Erneuerung.“

Dies aber ist der Weg der Erlösung: daß alle Seelen und Seelenfunken, die der Urseele entsprossen und in der Urtrübung der Welt oder durch die Schuld der Zeiten gesunken und hinausgestreut sind in alle Kreaturen, die Wanderschaft beschließen und geläutert heimkehren. Die Chassidim reden davon im Gleichnis des Fürsten, der das Mahl erst anheben läßt, wenn der letzte der Gäste eingezogen ist.

Alle Menschen sind die Stätten wandernder Seelen. In vielen Wesen wohnen sie und streben von Gestalt zu Gestalt nach der Vollendung. Die sich aber nicht zu läutern vermögen, werden von der „Welt des Wirrsals“ befangen und hausen in Wasserlachen, in Steinen, in Gewächsen, in Tieren, der erlösenden Stunde entgegenharrend.

Doch nicht bloß Seelen sind überall verschlossen: auch Seelenfunken. Dieser ist kein Ding leer. Sie leben in allem, was ist. Jede Form ist ihr Kerker.

Und dies ist der Sinn und die Bestimmung der Kawwana: daß es dem Menschen gegeben ist, die Gefallenen zu heben und die Gefangenen zu befreien. Nicht bloß warten, nicht bloß ausschauen: wirken kann der Mensch an der Erlösung der Welt.

Das eben ist Kawwana: das Mysterium der Seele, die darauf gerichtet ist, die Welt zu erlösen.

Es wird von Heiligen berichtet, die es im Sturm und in der Gewalt zu vollbringen vermeinten. In dieser Welt; wenn sie von der Gnade der Inbrunst so durchglüht waren, daß ihnen nichts mehr unerreichbar schien, die sie doch Gott umfangen hatten. Oder in der kommenden Welt; ein Zaddik sprach im Sterben: „Die Freunde sind hingegangen und wollten den Messias bringen, und haben es in der Wonne vergessen. Aber ich werde nicht vergessen.“

In Wahrheit jedoch kann jeder nur in seinem Bereiche wirken. Jeder hat eine weit in Raum und Zeit

ausgespannte Sphäre des Seins, die ihm zugeteilt ist, durch ihn erlöst zu werden. Orte, die von Ungehobenem beschwert und in ihrer Seele gefesselt sind, warten auf den Menschen, der zu ihnen kommen wird mit dem Wort der Freiheit. Wenn ein Chassid an einem Ort nicht beten kann und an einen anderen geht, dann fordert der erste Ort von ihm: „Warum wolltest du nicht auf mir die heiligen Worte sprechen? Und wenn Böses an mir ist, so ist es an dir, mich zu erlösen." Aber auch alle Reisen haben heimliche Bestimmung, die der Reisende nicht ahnt. Von einigen Zaddikim wird gesagt, sie hätten die helfende Macht über die wandernden Seelen gehabt. In allen Zeiten, sonderlich aber, wenn sie im Gebete standen, seien die Irrfahrer der Ewigkeit bittend vor ihnen erschienen und hätten das Heil aus ihren Händen empfangen. Doch auch aus eigenem Trieb hätten sie die Stummen unter den Gebannten im Exil eines müden Leibes oder im Dunkel des Elements zu finden und sie emporzuretten gewußt.

Diese Hilfe ist als ein ungeheures Wagen inmitten von andringenden Gefahren dargestellt, zu dem nur der Heilige sich spannen kann, ohne niedergeworfen zu werden. „Wer eine Seele hat, der mag sich in den Abgrund hinablassen, festgebunden durch seinen Gedanken wie durch ein starkes Seil am oberen Rand, und wird zurückkehren. Aber wer nur Leben hat, oder nur Leben und Geist, der hat die Artung des Gedankens noch nicht, das Band wird nicht standhalten, und er wird in die Tiefe fallen."

Kann also nur der Begnadete geruhigen Muts in die Finsternis tauchen, um einer Seele beizustehn, die den Wirbeln der Wanderschaft überliefert ist, so ist auch dem Geringsten nicht versagt, die verlorenen Funken aus ihrem Gewahrsam zu heben und heimzusenden.

Überall sind die Funken eingetan. Sie hängen in den Dingen wie in versiegelten Brunnen, sie ducken sich

in den Wesen wie in zugemauerten Höhlen, sie atmen Dunkel ein und Bangigkeit aus, sie warten; und die im Raume wohnen, schwirren wie lichttolle Falter um die Bewegungen der Welt umher, schauend, in welche sie einkehren könnten, durch sie gelöst zu werden. Alle harren sie der Freiheit.

„Der Funke in einem Gestein oder Gewächs oder einer andern Kreatur ist wie eine völlige Gestalt, die in der Mitte des Dinges wie in einem Block sitzt, daß Hände und Füße sich nicht strecken können und der Kopf auf den Knien liegt. Wer den heiligen Funken zu heben vermag, der führt ihn in die Freiheit, und keine Lösung Gefangener ist größer als diese. Wie wer einen Königssohn aus der Gefangenschaft errettet und zu seinem Vater bringt."

Aber nicht durch Beschwörungsformeln und nicht durch irgendein vorgeschriebenes sonderbares Tun geschieht die Befreiung. All dies wächst auf dem Grunde der Anderheit, der nicht der Grund der Kawwana ist. Es bedarf keines Sprungs aus dem Gewohnten ins Wunder. „Mit jeder Tat kann der Mensch an der Gestalt der Gottesherrlichkeit arbeiten, daß sie aus dem Verborgenen trete." Nicht die Materie der Handlung, nur ihre Weihung entscheidet. Eben dies, was du im Gleichmaß der Wiederkehr oder in der Fügung der Ereignisse tust, eben diese aus Übung erworbene oder aus Eingebung gewonnene Antwort des Handelnden auf das vielfältige Begehren der Stunden, eben diese Stetigkeit des lebendigen Stroms wird, in der Weihe vollzogen, zum Erlösen. Wer in Heiligkeit betet und singt, in Heiligkeit ißt und redet, in Heiligkeit des gebotenen Tauchbads und in Heiligkeit der Geschäfte bedacht ist, durch den werden die gefallenen Funken erhoben und die gefallenen Welten erlöst und erneuert.

Um jeden Menschen ist — in die weite Sphäre sei-

nes Wirkens eingebaut – ein natürlicher Bezirk von Dingen gelegt, die vor allem zu befreien er bestimmt ist. Es sind die Wesen und Gegenstände, die der Besitz des Einzelnen genannt werden: seine Tiere und seine Wände, sein Garten und sein Anger, sein Gerät und seine Speise. Indem er sie in Heiligkeit hegt und genießt, macht er ihre Seelen los. „Daher soll der Mensch sich immerdar seiner Geräte und all seines Besitzes erbarmen."

Aber auch in der Seele selbst erscheinen die der Lösung Bedürftigen. Die meisten sind die Funken, die durch die Schuld dieser Seele in einem ihrer früheren Leben in die Niederung geraten sind. Sie sind die fremden, störenden Gedanken, die oft den Betenden befallen. „Wenn der Mensch im Gebet steht und begehrt, sich an das Ewige zu schließen, und die fremden Gedanken kommen und fallen; heilige Funken sind es, die gesunken sind und von ihm erhoben und erlöst werden wollen; und die Funken sind ihm zugehörig, der Wurzel seiner Seele verschwistert: seine Kräfte sind es, die er erlösen soll." Er erlöst sie, wenn er jeden trüben Gedanken seiner reinen Quelle wiedergibt, jeden auf Sonderheit sinnenden Trieb in den göttlichen Alltrieb ergießt, alles Fremde in der Eigenheit untergehen läßt.

Dies ist die Kawwana des Empfangens: daß man die Funken in den umgebenden Dingen und die Funken, die aus dem Unsichtbaren nahen, erlöse. Aber es gibt noch eine andere Kawwana, das ist die Kawwana des Gebens. Sie trägt keine verirrten Seelenstrahlen in hilfreichen Händen; sie bindet Welten aneinander und herrscht in den Geheimnissen, sie schüttet sich in die durstige Ferne, sie schenkt sich der Unendlichkeit. Auch sie bedarf der Wunderhandlung nicht. Ihre Bahn ist das Schaffen, und das Wort vor aller anderen Gestalt des Schaffens.

Die Sprache war für die jüdische Mystik von je ein

seltsamer und schauererweckender Gegenstand. Eine eigentümliche Theorie der Buchstaben als der Weltelemente liegt vor, die von ihren Vermischungen als von dem Innern der Wirklichkeit handelt. Das Wort ist ein Abgrund, durch den der Redende schreitet. „Man soll die Worte sprechen, als seien die Himmel geöffnet in ihnen. Und als wäre es nicht so, daß du das Wort in deinen Mund nimmst, sondern als gingest du in das Wort ein." Wer des heimlichen Liedes kundig ist, das das Innen ins Außen trägt, des heiligen Reigens, der einsame spröde Worte zum Gesang der Fernen verschmilzt, der wird der Gottesmacht voll, „und es ist, als schüfe er Himmel und Erde und alle Welten von neuem". Er findet sein Reich nicht vor wie der Seelenbefreier, er spannt es aus vom Firmament zu den schweigenden Tiefen. Aber auch er wirkt an der Erlösung. „Denn in jedem Zeichen sind die Drei: Welt, Seele und Gottheit. Sie steigen auf und verbinden sich und vereinen sich mit einander, und danach vereinen sich die Zeichen, und es wird das Wort, und die Worte einen sich in Gott in wahrhafter Einung, da ein Mensch seine Seele in sie eingefaßt hat, und alle Welten einen sich und steigen auf, und die große Wonne wird geboren." So bereitet der Wirkende die letzte All-Einung vor.

Und wie uns Awoda in Hitlahawut, das Urprinzip des chassidischen Lebens, mündete, so mündet hier Kawwana in Hitlahawut. Denn Schaffen ist Geschaffenwerden: das Göttliche bewegt und bewältigt uns. Und Geschaffenwerden ist Ekstase: nur wer sich in das Nichts des Absoluten einsenkt, empfängt die formende Hand des Geistes. Dies wird im Gleichnis dargestellt. Es ist keinem Ding der Welt gegeben, in sich umgeschaffen zu werden und in neue Gestalt zu kommen, es komme denn vordem zum Nichts, das ist zur „Gestalt des Dazwischen". Kein Wesen kann auf ihr bestehen, sie ist die Kraft vor

der Schöpfung und heißt das Chaos. So ist das Vergehen des Eis zum Küchlein und so der Same, der nicht keimt, ehe er in der Erde aufgegangen und verwest ist. „Und dies wird Weisheit genannt, das heißt: ein Gedanke, der keine Offenbarung hat. Und so ist es: wenn der Mensch will, daß eine neue Schöpfung aus ihm komme, dann muß er mit aller seiner Möglichkeit zur Eigenschaft des Nichts kommen, und dann schafft Gott in ihm eine neue Schöpfung, und er ist wie ein Quell der nicht versiegt und wie ein Strom der nicht aufhört."
So ist zwiefach der Wille der chassidischen Lehre von der Kawwana: daß der Genuß, die Verinnerung des Außen, in Heiligkeit geschehe; daß das Schaffen, die Veräußerung des Innen, in Heiligkeit geschehe. Durch heiliges Schaffen und heiligen Genuß vollzieht sich die Erlösung der Welt.

Schiflut: von der Demut

Gott tut nicht zweimal das gleiche Ding, sagt Rabbi Nachman von Bratzlaw.
Einzig und einmalig ist das Seiende. Neu und ungewesen taucht es aus der Flut der Wiederkünfte auf, geschehen und unwiederholbar taucht es in sie zurück. Jegliches erscheint zum andern Mal, aber jegliches gewandelt. Und die Würfe und Stürze, die über den großen Weltgebilden walten, und die Wasser und Feuer, welche die Gestalt der Erde bauen, und die Mischungen und Entmischungen, die das Leben der Lebendigen kochen, und der Geist des Menschen mit all seinem Versuchen und Vergreifen an der weichen Fülle des Möglichen, sie alle können nicht ein Gleiches schaffen und nicht wiederbringen eins der Dinge, das da besiegelt ist, gewesen zu sein. Die Einmaligkeit ist eine Ewigkeit des Einzelnen. Denn mit seiner Einzigkeit ist er unverlöschbar in das Herz der Allheit eingegraben und liegt im Schoß

des Zeitlosen immerdar als der so und nicht anders Beschaffene.

So ist die Einzigkeit das wesentliche Gut des Menschen, das ihm gegeben ist, es zu entfalten. Und dies eben ist der Sinn der Wiederkehr, daß sich die Einzigkeit in ihr immer mehr reinige und vollkommen werde; und daß in jedem neuen Leben der Wiederkehrende in ungetrübterer und ungestörterer Unvergleichbarkeit stehe. Denn reine Einzigkeit und reine Vollkommenheit sind eins, und wer so ganz und gar einzig geworden ist, daß keine Anderheit mehr Macht über ihn und Ort in ihm hat, der hat die Reise vollbracht und ist erlöst und kehrt in Gott ein.

„Jedermann soll wissen und bedenken, daß er in der Welt einzig ist in seiner Beschaffenheit, und kein ihm Gleicher war je im Leben, denn wäre je ein ihm Gleicher gewesen, dann brauchte er nicht zu sein. Aber in Wahrheit ist jeglicher ein neues Ding in der Welt, und er soll seine Eigenschaft vollkommen machen, denn weil sie nicht vollkommen ist, zögert das Kommen des Messias."

Nur aus seiner eigenen Art, aus keiner fremden kann sich der Strebende vollenden. „Wer die Stufe des Gefährten erfaßt und seine Stufe fahren läßt, diese und jene wird durch ihn nicht verwirklicht werden Viele taten wie Rabbi Simon ben Jochai und es geriet nicht in ihrer Hand, weil sie nicht in dieser Beschaffenheit waren, sondern nur wie er taten, da sie ihn in dieser Beschaffenheit sahen."

Aber wie der Mensch in einsamer Inbrunst Gott sucht und es doch einen hohen Dienst gibt, den nur die Gemeinde vollziehen kann, und wie der Mensch mit dem Tun seines Alltags Ungeheures wirkt, aber nicht allein, sondern der Welt und der Dinge bedarf er zu solchem Tun, so bewährt sich die Einzigkeit des Menschen in seinem Leben mit den andern. Denn je einziger einer in Wahrheit ist, desto mehr

kann er den andern geben, und desto mehr will er ihnen geben. Und dies eine ist seine Not, daß sein Geben eingeschränkt ist durch den Nehmenden. Denn „der Schenkende ist von Seiten der Gnade und der Empfangende ist von Seiten des Gerichts. Und so ist es mit jedem Ding. Wie wenn man aus einem großen Gefäß in einen Becher gießt: das Gefäß schüttet sich in Fülle aus, aber der Becher setzt seiner Gabe die Grenze."

Der Einzige schaut Gott und umschlingt ihn. Der Einzige erlöst die gefallenen Welten. Und doch ist der Einzige kein Ganzes, sondern ein Teil. Und je reiner und vollkommner er ist, desto inniger weiß er es, daß er ein Teil ist, und desto wacher regt sich in ihm die Gemeinschaft der Wesen. Das ist das Mysterium der Demut.

„Der Mensch hat ein Licht über sich, und wenn zwei Menschen einander mit den Seelen begegnen, gesellen sich ihre Lichter zu einander, und aus ihnen geht ein Licht hervor. Und dies wird Zeugung genannt." Allzeugung fühlen wie ein Meer und sich darin wie eine Welle, das ist das Mysterium der Demut.

Nicht das ist Demut, wenn einer „sich übersehr erniedrigt und vergißt, daß der Mensch durch sein Wort und seine Gebärde über alle Welten den überfließenden Segen herabzubringen vermag". Dies wird unreine Demut genannt. „Das größte Böse ist, wenn du vergissest, daß du ein Königssohn bist." In Wahrheit demütig aber ist, wer die andern wie sich fühlt und sich in den andern.

Hochmut heißt: sich gegenüberstellen. Nicht wer sich weiß, nur wer sich mit andern vergleicht, ist der Hochmütige. Kein Mensch kann sich überheben, wenn er auf sich ruht: sind ihm doch alle Himmel offen und alle Welten ergeben; der überhebt sich, der sich dem andern gegenüber fühlt, sich höher sieht als das allergeringste der Dinge, der mit Elle und Gewichten schaltet und Urteil spricht.

Ein Zaddik sprach: „Wenn heute Messias kommt und sagt: ‚Du bist besser als die andern‘, dann sage ich ihm: ‚Du bist nicht Messias‘.“

Ohne Werk und Wesen lebt die Seele des Hochmütigen, flattert und müht sich und wird nicht gesegnet. Die Gedanken, die nicht das Gedachte, sondern sich und ihren Glanz meinen, sind Schatten. Die Tat, die nicht auf das Ziel, sondern auf die Geltung sinnt, hat nicht Körper, nur Fläche, nicht Bestand, nur Erscheinung. Wer mißt und wägt, wird leer und unwirklich wie Maß und Gewicht. „Wer seiner voll ist, in dem hat Gott keinen Raum.“

Von einem Jüngling wird erzählt, der die Abgeschiedenheit auf sich nahm und sich von den Dingen der Welt löste, allein der Lehre und dem Dienst anzuhangen, und saß in der Einsamkeit, fastend von Sabbat zu Sabbat und lernend und betend. Aber in seinem Sinn hatte er über aller Absicht den Stolz seines Tuns, es strahlte vor seinen Augen, und seine Finger brannten, es auf seine Stirn zu legen wie den Reif des Gesalbten. Und so fiel all sein Werk der „anderen Seite“ anheim, und das Heilige hatte kein Teil daran. Aber immer stärker trieb sich sein Herz auf und fühlte das Sinken nicht, indes die Dämonen mit seinen Taten spielten, und dünkte sich ganz von Gott besessen. Da kam es einst, daß er sich aus sich hinauslehnte und die Dinge ringsum stumm und abgewandt gewahrte: da ergriff ihn das Erkennen, und er schaute sein Tun, aufgeschichtet zu Füßen eines riesenhaften Götzen, und sich selbst schaute er in schwindelnder Leere, preisgegeben dem Namenlosen. Dies wird erzählt und nicht weiter.

Der Demütige aber hat die „ziehende Kraft“. Alle Zeit, die der Mensch sich über andern und vor andern sieht, hat er eine Grenze, „und Gott kann seine Heiligkeit nicht in ihn gießen, da Gott ohne Grenze ist“. Aber wenn der Mensch in sich ruht wie im

Nichts, ist er durch kein Andres begrenzt und ist grenzenlos und Gott gießt seine Glorie in ihn.
Die Demut, die hier gemeint ist, ist keine gewollte und geübte Tugend. Sie ist nichts als innerliches Sein, Fühlen und Aussagen. Nirgends ist ein Zwang an ihr, nirgends ein Sichbeugen, Sichbeherrschen, Sichbestimmen. Sie ist zwiespaltbar wie eines Kindes Blick und schlicht wie eines Kindes Rede.
Der Demütige lebt in jedem Wesen und weiß jedes Wesens Art und Tugend. Weil keiner ihm „der Andere" ist, weiß er aus dem inneren Grunde, daß keiner des verhüllten Wertes ermangelt; weiß, daß da „kein Mensch ist, der nicht seine Stunde hätte". Nicht fließen ihm die Farben der Welt ineinander, sondern jede Seele steht in der Herrlichkeit ihres Eigendaseins vor ihm. „In jedem Menschen ist Köstliches, das in keinem anderen ist. Daher soll man jeden ehren nach seinem Verborgenen, das nur er hat und keiner der Gefährten."
„Gott schaut nicht auf den bösen Teil," sagte ein Zaddik, „wie dürfte ich es tun?"
Wer in den Wesen lebt nach dem Mysterium der Demut, kann keines verdammen. „Wer über einen Menschen das Urteil spricht, hat es über sich gesprochen."
Wer sich vom Sünder sondert, geht in der Schuld von dannen. Der Heilige aber vermag an der Sünde eines Menschen als an seiner eigenen zu leiden. Mitleben allein ist Gerechtigkeit.
Mitleben als Erkennen ist Gerechtigkeit. Mitleben als Sein ist Liebe. Denn jenes Gefühl der Nähe und jenes Wollen der Nähe zu wenigen, das unter den Menschen Liebe heißt, ist nichts als Erinnerung aus einem Himmelsleben: „Die im Paradies beieinander saßen und Nachbarn und Verwandte waren, die sind einander nah auch in dieser Welt." In Wahrheit aber ist Liebe ein Urweites und Tragendes und ohne alle Wahl und Scheidung hingebreitet zu den

Lebendigen. Ein Zaddik sprach: „Wie könnt ihr von mir sagen, ich sei ein Führer des Zeitalters, da ich noch in mir die Liebe zu den Nahen und zu meinem Samen stärker fühle als zu allen Menschensöhnen?“ Daß sich dieses Meinen auch auf die Tiere erstreckt, sagen die Erzählungen von Rabbi Wolf, der nie ein Pferd anzuschreien vermochte, von Rabbi Mosche Leib, der die vernachlässigten Kälber auf den Märkten tränkte, von Rabbi Sußja, der keinen Käfig sehen konnte „und die Unseligkeit der Vögel und ihr Bangen nach dem Fluge in der Luft der Welt, gemäß ihrer Natur, freie Wanderer zu sein“, ohne ihn zu öffnen. Aber nicht nur die Wesen, denen der kurze Blick der Menge den Namen der Lebendigen zuspricht, gehören der Liebe des Liebenden zu: „Dir ist kein Ding in der Welt, in dem nicht Leben wäre, und von seinem Leben hat jedes die Gestalt, in der es vor deinen Augen steht. Und sieh, dieses Leben ist das Leben Gottes.“

So ist es gemeint: die Liebe zu den Lebendigen ist die Liebe zu Gott, und sie ist höher als irgend ein Dienst. Ein Meister fragte einen Schüler: „Du weißt, daß nicht zwei Kräfte zur gleichen Zeit im Menschensinn Fassung haben. Wenn du dich nun am Morgen von deinem Lager hebst und zwei Wege sind vor dir: Liebe zu Gott und Liebe zu den Menschen, welcher ist der erste?“ Jener antwortete: „Ich weiß es nicht.“ Da sprach der Meister: „Es steht geschrieben in dem Gebetbuch, das in den Händen des Volks ist: ‚Ehe du betest, sage das Wort: Liebe deinen Genossen dir gleich.‘ Meinst du, das hätten die Ehrwürdigen ohne Absicht befohlen? Wenn einer dir sagt, er trage Liebe zu Gott und trage nicht Liebe zu den Lebendigen, Falsches redet er und Unmögliches gibt er vor zu besitzen.“

Darum ist, wo einer sich von Gott entfernt, die Liebe eines Menschen das einzige Heil. Als ein Vater dem Baalschem klagte: „Mein Sohn ist von Gott

gewichen — was soll ich tun?", erwiderte er: „Ihn mehr lieben."

Eines der chassidischen Grundworte ist dieses: mehr lieben. Seine Wurzeln graben sich tief ein und strekken sich weit hin. Der mag die Kategorie Judentum neu verstehen lernen, der es verstanden hat. Es ist eine große Bewegung darin.

Eine große Bewegung, und doch wieder nur ein verlorener Klang. Es ist ein verlorener Klang, wenn irgendwo — in jener dunkeln, fensterlosen Stube — und irgendwann — in jenen Tagen ohne Kraft der Botschaft — die Lippen eines namenlosen, dauerlosen Menschen, des Zaddiks Rabbi Rafael, diese Worte bilden: „Wenn ein Mensch sieht, daß sein Gefährte ihn haßt, soll er ihn mehr lieben. Denn die Gemeinschaft der Lebendigen ist der Wagen der Gottesherrlichkeit, und wo ein Riß im Wagen ist, muß man ihn füllen, und wo der Liebe wenig ist, daß die Fügung sich löst, muß man Liebe mehren an seiner Seite, den Mangel zu zwingen."

Dieser Rabbi Rafael rief einst vor einer Fahrt einem Schüler zu, er solle sich zu ihm in den Wagen setzen. Darauf jener: „Ich fürchte, ich könnte es Euch eng machen." Und er mit erhobener Stimme: „So wollen wir einander mehr lieben: dann wird uns weit sein."

Sie sollen hier stehen als Zeugen, das Sinnbild und die Wirklichkeit, verschieden und eines, untrennbar, der Wagen der Schechina und der Wagen der Freunde.

Es ist die Liebe ein Wesen, das in einem Reich lebt, größer als das Reich des Einzelnen, und aus einem Wissen redet, tiefer als das Wissen des Einzelnen. Sie ist in Wahrheit zwischen den Kreaturen, das heißt: sie ist in Gott. Leben durch Leben gedeckt und gebürgt, Leben sich gießend in Leben, so erst schaut ihr die Seele der Welt. Wessen das eine ermangelt, des wird das andre ihm entgegenschwellen.

Wenn eines zu wenig liebt, wird das andre mehr lieben.

Die Dinge helfen einander. Helfen aber ist: selbst in einem gesammelten Willen das Seine aus sich selbst tun. Wie der, der mehr liebt, dem andern nicht Liebe predigt, sondern selbst liebt und sich also gewissermaßen nicht um ihn kümmert, so kümmert sich der Helfende gewissermaßen nicht um den andern, sondern tut das Seine aus sich selbst im Gedanken der Hilfe. Das bedeutet: das Eigentliche, was zwischen den Wesen geschieht, geschieht nicht durch ihren Verkehr, sondern durch eines jeden scheinbar einsames, scheinbar unbekümmertes, scheinbar brückenloses Tun aus sich selbst. Dies wird im Gleichnis gesagt: „Wenn ein Mensch singt und kann die Stimme nicht erheben, und einer kommt ihm zu helfen und hebt an zu singen, dann kann auch jener wieder die Stimme erheben. Und das ist das Geheimnis der Verbindung."

Das Einanderhelfen ist keine Aufgabe, sondern das Selbstverständliche und die Wirklichkeit, auf die das Zusammenleben der Chassidim gegründet ist. Die Hilfe ist keine Tugend, sondern eine Ader des Daseins. Das ist der neue Sinn des alten jüdischen Wortes, das Wohltun rette vom Tode. Geboten wird, daß der Helfende sich nicht auf die anderen besinne, die mithelfen können, auf Gott und die Menschen, und nicht vermeine, eine Teilkraft zu sein, die nur beizutragen habe, sondern daß jeder als Ganzheit antworte und einstehe. Und noch eins, und dies ist wieder nichts als ein Ausdruck des Mysteriums der Schiflut: helfen nicht aus Mitleid, das heißt aus einem scharfen, raschen Schmerz, den man bannen will, sondern aus Liebe, das heißt aus Mitleben. Der Mitleidige lebt nicht das Leid des Leidenden mit, er trägt es nicht im Herzen, wie man das Leben eines Baums trägt mit allem Saugen und Treiben und mit dem Traum der Wurzeln und dem Begehren des

Stammes und den tausend Fahrten der Zweige, oder wie man das Leben eines Tieres trägt, mit allem Gleiten und Strecken und Greifen und allem Glück der Sehnen und Gelenke und der dumpfen Spannung des Gehirns; er trägt dieses sonderliche Wesen, das Leid des andern, nicht im Herzen, sondern er empfängt von dieses Leides äußerlichster Gebärde einen scharfen, raschen Schmerz, dem Urschmerz des Leidenden abgrundweit unähnlich, und so wird er bewegt. Es soll aber der Helfende mitleben, und nur Hilfe aus Mitleben besteht vor den Augen Gottes. So wird von einem Zaddik erzählt, der, wenn ein Armer sein Mitleid erregte, erst ihn mit aller Notdurft versorgte, dann aber, da er in sich verspürte, daß die Wunde des Mitleids geheilt war, sich mit großer, ruhevoll hingegebener Liebe in das Leben und Bedürfen des andern versenkte, es in sich als sein eigenes Leben und Bedürfen faßte und in Wahrheit zu helfen begann.

Wer solcherweise mitlebt, der verwirklicht mit seinem Tun die Wahrheit, daß alle Seelen eine sind, denn jede ist ein Funken aus der Urseele, und sie ist ganz in ihnen allen.

So lebt der Demütige, der der Gerechte und der Liebende und der Helfer ist: vermischt mit allen und allen unberührbar, der Vielheit ergeben und gesammelt in seiner Einzigkeit, vollziehend auf den Felskuppen der Einsamkeit den Bund mit dem Unendlichen und im Tal des Lebens den Bund mit den Irdischen, blühend aus tiefem Gelübde und allem Willen der Wollenden entzogen. Er weiß, daß alles in Gott ist, und grüßt die Boten wie vertraute Freunde. Ihn schreckt nicht das Vorher und Nachher, nicht das Oben und Unten, nicht das Diesseits und Jenseits. Er ist zu Haus und kann nie verstoßen werden. Die Erde kann nicht umhin, seine Wiege, und der Himmel kann nicht umhin, sein Spiegel und sein Echo zu sein.

Der Werwolf

Als über den alten Rabbi Elieser, den Vater des Kindes Israel, das Sterben kam, gab er ohne Widerstreit dem Tod die Seele hin, die in vielen Erdenjahren der Wanderung und der Drangsal müde geworden war und nach dem Feuerquell der Erneuerung verlangte. Aber seine trüben Augen suchten doch noch wieder und wieder das blonde Haupt des Knaben; und als ihm die lösende Stunde erschien, hob er ihn noch einmal auf seine Arme und hielt ihn mit inniger Kraft: das selige Licht seiner letzten Wege, das ihm und seinem alternden Weibe so spät noch aufgegangen war. Er sah ihn eindringlich an, als wolle er hinter der hellen Stirn einen Geist aufrufen, der jetzt noch schlief, und sprach: „Mein Kind, er wird dir entgegentreten, der Widersacher, am Anfang, an der Wende, an der Vollbringung; im Schatten des Traums und im lebendigen Fleisch. Er ist der Abgrund, den du überfliegen sollst. Er ist der Rest von dir. Er schließt deinen Kreis, und du schließest seinen Kreis. Es werden Zeiten sein, da du wie ein Blitz in seine letzte Verborgenheit niederfahren wirst, und er wird zerstieben vor deiner Gewalt wie eine dünne Wolke; und es werden Zeiten sein, da er dich umringen wird mit Fluten zäher Finsternis, und du wirst einsam auf deinem Riff stehen mitten im Meer seiner Nacht. Aber jene Zeiten werden zerreißen, und diese Zeiten werden zerreißen, und du wirst Sieger sein in deiner Seele. Denn wisse, deine Seele ist ein Erz, das keiner zermalmen und nur Gott verschmelzen kann. Darum fürchte den Widersacher nicht, fürchte nichts und niemals!“

Das Kind las von dem welken Mund die Worte mit offenen staunenden Augen. Die Worte senkten sich ein und blieben.

Als Rabbi Elieser verschieden war, nahmen die frommen Leute der Gemeinde die Sorge um den Knaben auf sich, um der Liebe willen, mit der sie den Vater geliebt hatten. Und da es an der Zeit war, taten sie ihn in die Schule. Allein es begab sich, daß er der lärmenden Enge abhold war; immer wieder entwich er und lief in den Wald, wo er sich zwischen Bäumen und Tieren vergnügte und in dem grünen Geheg ohne Scheu vor Nacht und Wetter sich vertraut bewegte. Wenn sie ihn dann mit eifrigem Ermahnen zurückbrachten, hielt er wohl einige Tage unter dem einförmigen Sprechgesang des Lehrers still, dann aber lief er wieder davon, entglitt leis wie ein Kätzchen und warf sich in den Wald. Nach einiger Weile fanden die Männer, die um ihn sorgten, sie hätten des Betreuens genug getan und ihre Mühen um das verwilderte Geschöpf wären ganz vergeblich. So ließen sie ab, und er blieb ungefragt in der Wildnis und wuchs unter dem stummen Werden der Kreaturen.

Mit zwölf Jahren verdingte er sich dem Lehrer als Behelfer, die Knaben aus dem Hause zur Schule und wieder heimwärts zu führen. Da sahen die Leute in dem stumpfen Städtchen eine merkwürdige Verwandlung geschehen. Israel führte Tag für Tag einen singenden Kinderzug durch die Straßen zur Schule und führte ihn auf einem weiten Umweg über Wiese und Wald wieder nach Haus. Die Knaben senkten nicht mehr wie vordem die blassen, schweren Köpfe. Sie jubelten und trugen Blumen und grüne Zweige in den Händen.

Die Andacht entbrannte in ihren Herzen. So groß war die steigende Flamme, daß sie durch den Qualm des Elends und der Verwirrung, der sich um die Erde preßt, brach und in die Himmel loderte. Und sieh, oben erglänzte ein blühender Widerschein. Die verlassene Gottesherrlichkeit hielt in der Irrfahrt inne und hob ihr schmerzensreiches Angesicht dem

Licht entgegen, das wie die morgenrote Dämmerung eines kommenden Reiches war.
Der Widersacher aber schwoll auf in Haß und Bangigkeit und stieg bis in die Himmel. Da erhob er Klage über das, was unten sich zu ereignen begann und ihn um sein Werk betrügen wollte. Er begehrte niedersteigen zu dürfen, daß er sich messe mit dem allzufrühen Boten, und fand Gewährung.
So ließ er sich nieder und mischte sich unter die Geschöpfe der Erde. Er bewegte sich unter ihnen, belauschte sie, prüfte und wog, aber lange war da keins, das zu seinem Unterfangen bestanden hätte.
Zuletzt fand er in dem Wald, in dem Israel die Tage seiner Kindheit verlebt hatte, einen Köhler, einen scheuen Gesellen, der Gut nicht von Böse schied und den Menschen auswich. Er mußte sich zu Zeiten des Nachts in einen Werwolf verwandeln und strich auf entlegner Straße von fern um die Höfe, fiel wohl ein Tier an und jagte einem späten Wanderer Furcht ein, doch hatte er keinem je Leids getan. Sein einfältiges Herz wand sich unter dem bittern Zwang, zitternd und widerstrebend lag er im Gebüsch verkrochen, wenn die Sucht ihn ankam, und konnte ihr nicht entfliehn. So fand der Widersacher eines Nachts ihn schlafend, schon dumpf und zuckend vor der nahen Verwandlung, und erachtete ihn geeignet und gerecht zu seinem Werkzeug. Er griff ihm in die Brust und entnahm ihr das Herz, barg es in der Erde und legte der Kreatur sein eignes in den Busen, Kern aus dem Kern der Finsternis.
Als Israel um Sonnenaufgang die singenden Kinder im weiten Bogen über die Wiese rings um das Städtchen führte, brach der Werwolf aus dem noch nächtigen Wald und fuhr in seiner fahlen Ungestalt mit schaumtriefendem Mund unter die Schar. Die Kinder stoben nach allen Richtungen auseinander, einige fielen besinnungslos zur Erde, andre klammerten sich jammernd an ihren Führer. Das Tier ent-

schwand indes und kein Ungemach geschah. Israel sammelte und tröstete die Kleinen, doch brachte der Vorfall große Verwirrung und Bangigkeit über die Stadt, zumal mehrere der Kinder vom Schrecken in ein heftiges Fieber verfielen, in angstvollen Träumen glühten und in die verdunkelten Stuben stöhnten. Keine Mutter entließ ihr Kind mehr auf die Gasse und niemand wußte sich Rats.

Da kamen die Worte des sterbenden Vaters über den jungen Israel und gewannen jetzt erst ihren Sinn in seinem Herzen. So zog er von Haus zu Haus und beschwor die verzagten Eltern, sie möchten ihm die Kleinen wieder anvertrauen, denn er sei gewiß, sie vor dem Unhold zu bewahren. In seiner Rede war eine so hohe Kraft und ein so heller Schein der Treue auf seiner Stirn, daß keiner ihm widerstehen konnte.

Nun scharte er die Kinder um sich und sprach zu ihnen wie zu den Großen, und mächtiger noch, und die scheuen Seelen gingen ihm weit auf. Er führte sie wiederum zu früher Stunde auf die Wiese, hieß sie da seiner warten und ging allein dem starren Wald zu. Eben da er herantrat, brach das Tier hervor, stand vor den Bäumen und wuchs riesenhaft vor seinem Auge, wuchs in den Himmel, deckte den Wald mit seinem Leib und die Flur mit seinen Tatzen, und der blutige Geifer aus seinem Mund floß um die aufgehende Sonne. Israel aber wich nicht, denn das Wort der Todesstunde war mit ihm. Und ihm geschah, als gehe er weiter und weiter und dringe in den Leib des Werwolfs ein, denn da war kein Halt und Hindernis seinem Schritt, bis er vor das dunkle und glühende Herz kam. Es war rund und brennend vor ihm, in seinem düstern Spiegelrund war alles Wesen der Welt aufgesogen und alles Wesen der Welt wurde von ihm zurückgeworfen, gefärbt von einem so inbrünstigen Haß, daß dem Knaben Israel nur die Tiefe der Gottesliebe in den Sinn

kam, als er nach einem Gleichnis suchte, um von dem Übermaß nicht bezwungen zu werden. Und da war es in seine Hand gegeben. Er stand, hielt das Herz in seinen Händen und schloß seine Finger fest darum. Da aber fühlte er es zucken, sah Tropfen niederrinnen und spürte das unendliche Leid, das darin war, von je und für immer. Jetzt gab er es frei, legte es sacht auf die Erde, die es alsogleich einschlang, fand sich ganz allein am Waldesrand, atmete auf und kehrte zu den Kindern zurück.

Unterwegs fand man den einsamen Köhler tot am Waldrand liegen. Die ihn antrafen, staunten über die Friedseligkeit in seinem Angesicht und verstanden die Scheu nicht mehr, die sie vor ihm getragen hatten, denn im Tod war er wie ein großes ungeschlachtes Kind anzusehen.

Die Knaben aber vergaßen ihr Singen von dem Tag an und begannen ihren Vätern und den Vätern ihrer Väter sehr zu gleichen, als sie heranwuchsen, und gingen sie über Land, so beugten sie das Haupt zwischen den Schultern, wie jene getan hatten.

Der Fürst des Feuers

Als Rabbi Adam, der Zauberkundige, in hohen Jahren stand, fiel auf ihn die letzte Sorge, wem er seine Schriften nach seinem Tode anheimgebe. Denn in ihnen war der Weg zu jenen Gewalten verzeichnet, mit denen er zuweilen in das Triebwerk der Geschicke gegriffen und den Gang der Räder nach seinem Sinn befohlen hatte. Wohl war dem Meister ein Sohn geboren, allein der war nur seines Leibes Erbe. Das war dem Rabbi in langen Jahren schmerzliche Erkenntnis geworden, und zwiespältig dünkte ihn die hohe Kunst seines Willens, da dieses zu wenden ihr verwehrt blieb. Zu der Zeit, da sein Leben im Sommer seiner Kraft stand, reckte er allnachts die Fäuste gegen den Himmel und haderte mit dem

Unnennbaren, der auf all sein verwegenes Spiel niedersah wie ein Mann auf eines Knaben keckes Unterfangen. Dann kamen die Jahre der Müdigkeit, da der Körper widerspenstig wurde und die Seele einsam zu ihren steilen Wanderungen aufstieg, während der Leib dem Schlaf verfiel. Damals wurde sein Sinn gesänftigt, und er blickte um Versöhnung in die ewigen Augen. Da hob er sich Nacht um Nacht im Traum und tat die Frage: „Wem, o Herr, lasse ich die Quellen meiner Mächte?“ Oftmals fragte er vergebens, und das Dunkel seines Traums blieb wortlos. Aber in einer Nacht kam die Antwort: „Du sollst sie senden und zuteilen dem Rabbi Israel, dem Sohn des Elieser, der in der Stadt Okop weilt.“

In den Tagen, die danach kamen, fühlte er, wie die Schleier des leiblichen Vergehens ihn umspannen. Er berief den Sohn in die Abgeschiedenheit seiner Kammer und öffnete die Lade, die die geheimnisvollen Blätter barg. Indem der Alte zu sprechen begann, erhob sich der Schmerz der vergangnen Tage noch einmal. Aber wie ein Ding, das dem Scheidenden nimmermehr ziemen will, tat er das Leid ab und gab dem Sohn die Weisung: „Bringe sie dem Israel, ihm gehören sie zu. Achte es für eine hohe Gnade, wenn er sich bereit weist, mit dir zu lernen, und halte dich zu aller Zeit in Demut, dieweil du nur der arme Bote bist, erwählt, dem Helden das Schwert zuzutragen, das schweigsame Geister unter der Erde in vielen Gezeiten ihm geschmiedet und geschliffen haben.“

Nach einer kleinen Frist verschied der Alte. Der Sohn, nachdem er des Vaters abgestorbnen Teil der Erde überliefert hatte, trug getreulich das letzte Geheiß, bestellte sein irdisches Gut und trat mit den Schriften des Toten die Reise nach Okop an. Er war allezeit ein fügsames Werkzeug in des Vaters Händen gewesen, hatte des eigenen Willens ermangelt und seine Seele zum Zug nach oben der väter-

lichen überlassen, wie man wohl Nachen an Nachen kettet zur Fahrt den Strom entlang. Nun fristete sein Geist sich führerlos in Bangigkeit dahin, und unter manchem Zagen bedachte er unterwegs, wie er es wohl anstellen müsse, in Okop jenen Israel zu finden, der seines Vaters Erbe und sein eigner Hort zu werden bestimmt war. Als er sodann die Stadt erreichte, begegneten ihm die Leute, da er sie wissen ließ, daß er des Wundertätigen Sohn sei, mit Ehren, und er fand es leicht, unter ihnen offnen Auges zu leben, um den Erwählten zu suchen. Aber wie er sich auch umtat, bot sich keiner seinem forschenden Sinn dar, als der Knabe Israel, der vierzehn Jahre war und im Bethaus kleinen Dienst tat. Denn obwohl sich der Knabe so einfältig als es seinem Alter anstand unter den Augen aller bewegte, erriet der Forschende doch alsbald, daß dieser Unmündige in seinem kindischen Wesen eine heimliche Gnade vor der Neugier der Welt verberge. Daher beschloß er, sich ihm zu nähern. Er begab sich zum Vorsteher der Gemeinde und erbat sich von ihm einen stillen Raum im Bethaus, darin er der heiligen Weisheit in Frieden pflegen möchte, und daß man ihm den Knaben Israel zum Diener gewähre. Der Vorsteher und die andern waren es zufrieden und erachteten es als eine Ehre für den jungen Israel, dem Sohn des Gewaltigen gesellt zu sein.

Der aber gab sich nunmehr den Anschein, als sei er in das Wesen der hohen Bücher versunken, und achte seiner Umgebung nicht. Darüber war der Knabe von Herzen froh, und so konnte er sich nach seiner Gewohnheit in jeder Nacht, wenn man ihn im tiefen Schlaf wähnte, von seinem Lager erheben und sich der Lehre ergeben. Bald jedoch hatte der junge Rabbi dies erlauscht und war nur noch des rechten Augenblicks gewärtig, ihn zu prüfen. Eines Nachts, als der Jüngling sich auf sein Lager geworfen hatte und sogleich dem Schlaf verfallen war, erhob der

andre sich, nahm ein Blatt aus den Zauberschriften und legte es ihm auf die Brust. Darauf eilte er auf sein eigenes Bett zurück und hielt sich still. Nach einer Stunde etwa sah er, wie der Knabe erst unruhig sich wendete, dann noch schlummerbefangen nach dem Blatt griff, endlich, wie von mächtigen Händen erfaßt, sich aus dem Schlaf erhob und beim Schein eines kleinen Öllichts sich in die Schrift vertiefte. Dem Beschauer war, als würde der Raum heller und größer, während der Knabe las. Endlich barg Israel das Blatt in seinem Gewand und taumelte seinem Lager zu.

Der Rabbi versäumte seither niemals, seiner zu achten, und als er die Gewißheit erlangt hatte, zögerte er nicht länger, rief den Knaben zu sich und eröffnete ihm die Sendung. „Ich gebe dir ein Ding, das wenige Male im Gang unsres Sterns in vergänglichen Händen lag", sprach er. „Wenige nur hatten es vor dir zu eigen. Jahrhunderte versank es, dann stieg es wieder auf, mit dem Urstrom der Kraft einen menschlichen Geist zu tränken. Mein Vater war der letzte jener kurzen Reihe. Jetzt, nach geheimer Bestimmung, gehört es dir an, und willst du mir gnädig sein, so laß, wenn du über den Schriften verweilst, meine arme Seele die Luft sein, die dein Wort aufsaugt, das sonst ins Wesenlose entflöge." Israel antwortete: „Es soll so sein, wie du sagst. Doch hüte das Schweigen, daß keiner um das Ding wisse als du und ich." Der Rabbi stimmte ihm bei. Damit aber ihre Heimlichkeit gesichert sei, beschlossen sie, das Bethaus zu lassen, und zogen in ein entlegnes Häuschen vor der Stadt. Die Juden von Okop achteten es für eine unvermutete Huld, daß der Sohn des Rabbi Adam den Israel in seinen Schutz genommen hatte und ihn der Lehre teilhaftig werden ließ, und da sie es nicht anders zu deuten wußten, schrieben sie es dem Verdienst seines Vaters Elieser zu.

So begab es sich, daß die beiden in eine Einsamkeit

sanken, vor der die Stimmen der Erde verstummten. Aus den Büchern des Rabbi Adam stieg ihnen ein Glanz tiefer Welten auf und eine nie verspürte Süßigkeit des Geistes.
Der junge Israel gab sich lauter und ohne Hinterhalt den wunderbaren Schriften hin und nahm ihr Wesen auf, wie ein Schwamm im Wasser sich vollsaugt oder ein Stein sich an der Sonnenglut erhitzt. Der Sohn des Rabbi Adam aber hegte seinen scharfen Verstand und bedurfte eines Dings, ihn alltäglich daran zu wetzen. Es gefiel ihm auf die Dauer nicht. in der goldnen Luft der Entzückung zu verharren, Er begehrte die Kunde zu drehen und zu erwägen, die seltsam aus den alten Büchern aufstieg, und endlich die Macht zu schmecken, die in den Zauberformeln lag. In der Entbehrung dieser Dinge zog sich seine Seele zusammen und schaute ihm kümmerlich aus den trüben Augen. Des ward der junge Israel inne und sagte: „Was heischen deine Blicke, mein Bruder? Was kannst du missen in diesen Tagen?“ Da seufzte der Rabbi und gab ihm zurück: „Knabe, wäre meine Seele so unversehrt wie die deine! Aber was dir eingeht wie Honig und deinen Sinn stillt, mir frißt es gleich Lauge an den Wunden. In mir gehen Zweifel hin und wider, die nimmer schweigen. Es ist nur einer, der mir Hilfe geben kann, und wenn du willst, der du nun des Wortes mächtig bist, laß ihn uns rufen, den Fürsten der Tora.“ Der Knabe Israel erschrak. „Durchbrich die Demut unsres Harrens nicht“, rief er. „Noch ist die Stunde nicht, die Waffen zu brauchen.“ Der Rabbi versank enttäuscht in sich. Sein Aussehn wurde scheel und gelb, so daß Israel im heftigen Erbarmen die eigene Scheu besiegte und den Rabbi sich rüsten hieß, daß sie gemeinsam sich zu dem Wagnis bereiteten.
Um die Kawwana der Seele zu erlangen, deren es bedurfte, den Wächter der Tora zu zwingen, war

es geboten, von Sabbat Abend zu Sabbat Abend nicht Speise noch Trank zu genießen noch irgend einer irdischen Botschaft Zutritt zu verstatten, vielmehr in völliger Abgeschiedenheit und Reinheit zu verweilen. So rüsteten sie denn das Haus und versperrten Tür und Fenster. Sie tauchten in das heilige Bad, hernach fasteten sie von Sabbat Abend zu Sabbat Abend und endlich am Eingang der beschließenden Nacht spannten sie ihre Seelen zur letzten Inbrunst, und Israel rief erhobnen Arms den Bann in das Dunkel hinauf. Als er aber geendet hatte, stürzte er wie geschlagen zur Erde und schrie: „Weh, mein Bruder! Du hast ein Irren in unsre Kawwana fließen lassen. So ist aus dem Mund des Zürnens ein Verhängnis ausgegangen, und schon sehe ich ihn, des Wächters Bruder und Nachbarn, den Fürsten des Feuers, wie er sich erhebt und die Schwingen zum Niedersteigen spannt. Wir sind in des Todes Hand gegeben. Wenn unser Lid sich senkt, verfallen wir der feurigen Tiefe. Es gibt nur eine Rettung: daß wir wachen und streiten ohne Unterlaß bis zum Morgen.“ Sie warfen sich nieder und riefen den Geist zum Sturm auf, auf daß sie dem Schlaf nicht verfielen. Glut umlagerte ihr Haus wie Sommermittags Atmen, und aus ihr stiegen süße Lockungen der Ruhe auf. Gegen Morgen verließ den Rabbi die Kraft des Widerstands und er lehnte sein Haupt gegen die Mauer. Der Knabe rief ihn auf, aber der schon versagende Arm des Rabbis hob sich wider Israel, ein Stammeln dunkler Lästerung brach aus seinem Mund. Da zuckte ihm die Flamme ins Herz und er sank zu Boden.

Die Offenbarung

Am letzten Osthang der Karpaten stand eine dunkle gebeugte Bauernschänke. Ihr schmaler Vorgarten mit den roten Beeten atmete der Macht der Berge

zu, aber auf der Rückseite blinzelten die schiefen Dachluken zur weiten gelben Ebene hinüber, die im Licht wie in einem nährenden Segen lag.
Das kleine Wirtshaus war recht einsam. An den Markttagen kam wohl einiges Volk des Wegs, Landleute und jüdische Händler aus den Bergdörfern, die eine Stunde verweilten und einander zu glücklichem Kauf oder Verkauf zutranken; sonst aber kehrte nur selten ein Jäger oder ein Wanderer ein. Wenn ein Gast kam, wurde er von einer schlanken braunäugigen Frau begrüßt und zum Sitzen eingeladen. Dann trat die Frau vors Haus, hob die Finger über den Mund und rief mit heller Stimme einen Namen zu den Felsen hinüber: „Israel!"
Im vordersten Felsen, einen Steinwurf weit vom Haus, war ein Gewölbe ausgehauen. Viel Sonne lag in der Tür und schweres Düster im Grunde. Nach den Seiten zogen sich gesenkte Gänge in die Finsternis, in eines Menschen Höhe und Breite, als träte hier einer in Stunden der Nacht an das Reich der inneren Erde, Zwiesprache zu halten mit namenlosen Dingen. Die Stube war stumm und verschloß sich den Geräuschen; kam aber der helle Ruf der Frau herüber, dann trug ihn die Luft wie eine treue Dienerin zu dem, dem er galt. Und wo immer er war und ob er dem Dunkel des Grundes nahe lag oder dem Sonnenhimmel, auf den Ruf machte er sich auf, schritt zum Hof und stand alsbald vor dem Gast, ihn zu bedienen. Dem Gast aber, dem er nahte, griff ein Schauer ans Herz; und noch die Bauern und Händler, die den Mann von manchem Jahr kannten, erfuhren jedesmal von neuem eine Ehrfurcht bei seinem Anblick, so sanft auch sein Gruß und seine dienende Gebärde war.
Er war dreißig oder mehr: die Jahre waren ihm gekommen, schwer beladen mit Geheimnis, und waren vorübergezogen. Er sah ihnen nicht nach, er sah den kommenden nicht entgegen. Um ihn war das

Warten: die Gipfel schauten auf ihn nieder und warteten, die Quellen blickten wartend zu ihm hinauf; er aber wartete nicht. Von diesen Jahren ist nichts erzählt, als daß er mit seinem Weibe, mit dem er lange im Elend gewandert war, am Osthang des Gebirges wohnte und den Wanderern diente. Aber die Höhle im Berg ist noch unzerstört: da kannst du die wilde Wölbung und die gesenkten Gänge lesen.

Doch ein Morgen erschien, da wurde ihm das Auge der Gipfel, das Auge der Quellen offenbar. Er erkannte, daß er in einem Warten stand und durch ein Warten ging. Die Erde seiner Höhle brannte, vom Eingang war die Stille, von den Wänden das Flüstern genommen: die Stimmen riefen ihn. Aus der Wölbung donnerte ein Befehl, in den Gängen hallte sein Echo, die Stimmen waren irgendwo in einer Stimme gebunden wie die Strahlen in der Sonne.

Diesem Morgen folgte der Tag, und ihm viele Tage; der Befehl wuchs über dem Haupt des Mannes. Er fühlte die Stunde kommen, er hörte ihren Schritt in der Ferne.

Und wieder erschien ein Morgen, da hellte es sich ringsum auf, und das Wissen kam leise zu ihm. Der Befehl verstummte, und der Baalschem schaute in die Welt.

*

An diesem Morgen fuhr Rabbi Naftali der Ebene zu. Er hatte südlich des Gebirges einen Freund besucht, und ob die Rückfahrt auch schon Tage währte, er war noch voll des Gesprächs, das er mit ihm gepflogen hatte. In seinem Gedanken wiederholten sich Rede und Widerrede, aber reiner und mächtiger, als sie gesprochen worden waren. Und Rabbi Naftali wußte nichts andres als das Gespräch in ihm. Es schlug in Zeichen durch die Wolken, in der Stimme des Windes waren seine Laute verstreut.

So kam der Wagen zu der kleinen Bauernschänke am letzten Hang. Da zerriß das Wort in Rabbi Naftali. Er erschrak und blickte auf. Da sah er das Haus mit dem hellen Vorgarten, und es überkam ihn plötzlich, er sei müde, ja er müsse wohl müde sein, da das Wort in ihm zerrissen sei. Er stieg vom Wagen und trat in das Haus. Die Frau begrüßte ihn, hieß ihn sich setzen, stand hoch, die Finger überm Mund, und rief zu den Felsen hinüber: „Israel!“ Nach einem Augenblick sah Rabbi Naftali den Wirt in langen, festen Schritten herankommen und sich ihm mit einem gütigen Lächeln verneigen. Es war an Stirn und Augen zu sehen, daß der Mann ein Jude war; aber er trug Bauerntracht, den kurzen Schafspelz mit dem dicken bunten Gurt und die erdfarbnen Schaftstiefel, und sein langes helles Haar preßte kein Käppchen ein. Das verdroß den Rabbi, und nicht gar freundlich sagte er ihm seinen Wunsch. Aber der Mann wahrte das Lächeln und die Demut der Haltung und diente dem Rabbi so fein, daß es fast seltsam schien, wie zart sich der große und offenbar starke Mensch bewegte.

Als Rabbi Naftali eine Weile geruht hatte, rief er: „Israel, bereite mir den Wagen, denn ich will weiter fahren.“ Der Wirt trat hinaus, um den Befehl zu vollziehn, aber im Gehen wendete er sich halb und sagte lächelnden Angesichts: „Sechs Tage führen vom Anfang zum Sabbat — warum solltet Ihr nicht noch sechs Tage bleiben und bei mir Sabbat halten?“ Da fuhr ihn der Rabbi an und hieß ihn schweigen, denn leichtfertige Rede war ihm widerlich. Der Mann schwieg und bereitete den Wagen.

Als aber Rabbi Naftali weiter fuhr, war es ihm unmöglich, das Gespräch in seinem Geist wieder anzuheben, sondern es erschien ihm wie ein zerrissenes Gespinst, das niemand ganz machen kann. Als er sich jedoch mühte und nicht ablassen wollte,

geschah es, daß sich seinem Auge alle Dinge verwirrten, und ein großer Wirbel umfing ihn, so daß er im Wirbel dahinfuhr, inmitten verwirrter und durcheinander kreisender Dinge. Bislang aber hatte Rabbi Naftali niemals in seinem Leben die Dinge betrachtet, sondern es war ihm genug, ihre Gegenwart zu kennen und zu ertragen. Und nun zwang ihn der Wirbel, aufzuschauen, und er sah die Dinge der Welt, aber verscheucht von ihren Orten und verloren im Wirrsal. Es war ihm, als bräche unter ihm eine wilde Tiefe auf, gierig, Erde und Himmel einzuschlürfen. Der Rabbi fühlte im eigenen Herzen den Wirbel schwellen, und er erfuhr die Finsternis. In dem gleichen Augenblick aber sah er einen riesenhaften Mann im Schafspelz und erdfarbnen Schaftstiefeln auf den Wagen zuschreiten. Der Mann ging leichten Fußes durch die Verwirrung und schob ihre jagenden Kreise sacht zur Seite, wie ein Schwimmer die Wellen. Dann nahm er die Zügel und wandte mit einem starken Ruck die Pferde, die sogleich den Weg, den sie gekommen waren, mit verdreifachter Schnelligkeit zurückzulaufen begannen, so daß sie nach kurzer Zeit wieder an der Bauernschänke standen. Dem Rabbi Naftali waren Angst und Qual mitsamt der Verwirrung im Nu verschwunden, als sei all dies nie gewesen. Er verstand nicht, was ihm widerfuhr, aber keine Frage löste sich aus seinem Sinn. Als er vom Wagen stieg und wieder in den Vorgarten trat, in dessen Mitte jetzt der zum Mahl gerüstete Tisch stand, begrüßte ihn wieder die schlanke Frau mit freundlichem und unbewegtem Angesicht, wieder rief sie zu den Felsen hinüber, und wieder stand der bäurische Mann vor ihm und verneigte sich, nicht anders, als wenn er ihn zum erstenmal sähe.

Eine lange Zeit war der Bann des Unbegreiflichen auf der Seele des Rabbis. Als er aber Stunde für Stunde um sich die Dinge in der gewohnten Art und

im geordneten Treiben aller Tage sah, und den Wirt damit beschäftigt, die Wanderer zu bedienen und ihre Pferde zu tränken, edleren Gebarens wohl, aber sonst ganz so wie irgend ein kleiner Schankpächter des Landes, begann er den Geschehnissen nachzusinnen. Und wie stets vor diesem Tag, so waren ihm nun auch wieder seine Gedanken zu Willen, so daß er bald in sich die Einsicht geformt und gefestigt hatte, hier habe nichts als ein Trug seiner in der scharfen Luft der Berge ermatteten Augen gewaltet. So beschloß er, über Nacht in der Herberge zu bleiben und alle Müdigkeit auszuschlafen, am Morgen aber weiter zu ziehen.

Als der Rabbi am nächsten Tag wieder auf der Fahrt war, mußte er über die gestrige Torheit auflachen. Schön und stark geflochten lag der Kranz der Kreaturen um ihn her, jede an ihrem Orte wachsend und gesichert. Er meinte, er sehe sie nun zum erstenmal in ihrer Wahrheit, war dessen froh und verwunderte sich über sich selber. Wie glückselig war diese Freiheit und Zuversicht der Wesen im Raum! Aber während er staunte und sich freute, geschah es, daß er den Blick zum Himmel hob, und er entsetzte sich, und ein Grauen erschlug seine Freude. Denn statt des leichten, vieltönig blauen oder von mannigfaltigem Grau durchzognen Gewölbs, das ihm von gleichgültiger Gewohnheit des Sehens vertraut war, spannte sich eine erzene Feste hart, schwer, aller Fugen und Lücken bar, über der Erde. Und als er erbebend niederblickte, merkte er, daß keins der Dinge in Freiheit und Zuversicht stand, sondern gefangen und siech wuchsen sie an ihren Plätzen, und die sich regten, schlichen wie in einem weiten, aber dumpfen Käfig umher. Und es erschien Rabbi Naftali, auch er selber sei gefangen, in einen ewig unentrinnbaren Kerker gebannt, und er verfiel einer Trauer, aus der ihn nicht sein Gedanke und nicht seine Gewißheit Gottes emporzu-

trösten vermochte. Aber da er im tiefsten Schacht der Trauer lag, wurde sein Blick wach, und als er aufsah, war am Firmament das Wandeln eines Mannes. In erdfarbnen Schaftstiefeln ging er am Himmelsrund hin und rührte hier und hier leis an die eherne Decke. Und wo sein Finger sie traf, da lokkerte und löste sie sich. Der Finger schlug Bresche um Bresche in die Feste, und das leichte Blau strömte herein. Zuletzt zerschmolz die ganze starre Wölbung, und das flüssige Licht breitete sich wieder über dem Gesichtskreis, wie es sich den Menschenaugen an allen Tagen zeigt. Und darunter atmeten alle Kreaturen tief auf, und noch das verschlafene Gewürm schüttelte sich, als würfe es Fesseln ab. Mit den andern allen atmete Rabbi Naftali auf und atmete die Freiheit ein wie die Luft des Lebens. Er sah zum Himmel empor und suchte den Wundermann, aber der war verschwunden. Da faßte den Rabbi das Geheimnis an, er wandte den Wagen und trieb die Pferde, bis er wieder an der Bauernschänke stand. An der Schwelle trat ihm der, den er suchte, mit dem alten Gruß entgegen, ohne Frage in Wort und Gebärde; aber der Gruß dünkte den Rabbi liebreicher als am Tag zuvor. Darum scheuchte er alles Bedenken und sprach: „Israel, was ist dies für ein Ding mit dir, daß ich dir in seltsamer Weise auf meinen Wegen begegne?“ Da hob der andere den Blick und lächelte. Und das Lächeln war nicht nach Menschenart, sondern wie eines Sees, der zwischen Felsen ruht, schmerzliches und nachsichtiges Lächeln aus seinem Grunde herauf, wenn die Abendsonne ihn streichelt und spricht: „Nun gebe ich dich dir zurück“ — aber der See lächelt und antwortet: „Mir?“ So lächelte der Mann und antwortete: „Mir?“ Und der Rabbi wollte nicht weichen, sondern weiter fragen; aber da fühlte er, daß sein Mund verschlossen war, denn das Lächeln des andern hatte ihn getroffen. So blieb er schweigsam und der Fragen voll.

Von dannen konnte er nicht mehr, und das Bleiben brachte ihm Stunde um Stunde neuen Seelenstreit. Die Nacht kam und war wie der Tag, nur langsamer, und so, daß jede Unbegreiflichkeit sich in ihr noch vertiefte. Am Morgen erst löste ihm der Schlaf die Seele, und sie empfing einen Traum. Der Traum aber, den der Rabbi träumte, war der Anbeginn der Schöpfung. Das Licht schied sich von der Finsternis, und die Feste ward zwischen den Wassern. Und Rabbi Naftali erschien es, als sei das Wirrsal, aus dem geschaffen wurde, seine Seele, und als sei sie die gesichtslose Tiefe, aus der Himmel und Erde hervorsprangen. Und er spürte die knetende Hand des Geistes.

Als er erwachte und vors Haus trat, war er der Ungewißheit frei. Alles schien ihm einfach und bestimmt, und er umfing die Welt mit den Augen. Es war ihm, als sehe er die Dinge nicht aus der Ferne seines Leibes, sondern von ihnen aus und wie ein Ding sich selber sieht, wenn es vor den Wegen des Lebens erschrickt und sich besinnt und sich in sich anschaut. Und er sprach zu sich: „Ich weiß es nun. Es gibt Zeiten, da der Wirbel über die Welt stürzt und ihre Fügung zerbricht, und Licht und Finsternis sind nicht mehr geschieden, und die Kreaturen haben ihren Ort verloren und schwirren im Raum umher. Und es gibt Zeiten, da der Himmel die Erde gefangen hält, und die Feste, die nur sondern sollte, bannt und bindet die Kreaturen. Aber ist all dies nicht eine Spieglung und ein Spiel der Zeit? Denn nun sehe ich: ein Glück ist über den Dingen und eine Freude. Mitsammen leben die Dinge, ungestört von Wirbel und Bann, und gehen aufrecht durch den Zorn der Gewalten und verharren. Und jedes wirkt das Seine aus seinem Herzen in die Welt, und hat in seiner Tat die Freude, und hat aus seinem Werk die Glückseligkeit. Kein Wirbel kann den Kranz des Tuns zerreißen, der die Wesen um-

schlingt und einigt. Kein Bann kann die Liebe fesseln, die vom Wesen zu seinem Werk geht. Unüberwindlich in ihrem Glück ist die Schöpfung, die selige Welt der schaffenden Dinge.“ Während der Rabbi so zu sich selber sprach, schloß er die Augen vor Glück. Als er sie aber öffnete, war das erste, was er sah, das Zusammensinken eines ungeheuren Schleiers. Dann lag die Welt vor ihm wie ein Abgrund. Aus dem Abgrund stieg die Sonnenscheibe in stummer, langsamer Qual, und viele Bäume und Kräuter brachen aus ihm hervor in einem ewigen, schmerzensvollen Gebären, und viele Tiere liefen und flogen in einem sinnlosen Jagen und Suchen. Und jede Kreatur litt, daß sie tun mußte, was sie tat, und kam nicht los und keuchte in ihrem Leid dahin. Es war aber so: alle Dinge waren in dem Abgrund beschlossen, und doch war der ganze Abgrund zwischen jedem Ding und dem andern, und keins konnte zum andern hinüber, ja keins konnte das andre sehen, denn der Abgrund war zwischen ihnen.

Und dieser Blick des Rabbis war nicht wie ein Gesicht, das schauend du, wiewohl davon besessen, doch ahnst, es werde jetzt oder später, irgend einmal vor deinem Tod schwinden und nicht mehr da sein. Sondern es war ihm, als sei er all seine Zeit in einem Trug gegangen und sehe nun erst die Wahrheit und das Leben; und als würde ihm, möchte er auch bis zum Zerfall der Welt dauern, niemals ein andres Bild erscheinen als dieses. Und dieser Blick nahm dem Rabbi mit einem Griff, was er gewonnen hatte in der Stunde davor und in allen Stunden, und sein Herz schwankte, halb gezogen, sich gegen Gott zu erheben, und halb, mit Gott zu leiden.

Aber in dem Augenblick, da Rabbi Naftali dieses geschah, gewahrte er, daß ein Mann im Abgrund erschien, der war ihm vertraut von Gestalt und von Angesicht. Und der Mann war hier und überall,

und hatte Flügel und vielfältiges Sein und überspannende Gegenwart. Denn sein Mund war an das Ohr der Sonne gelegt und sprach zu ihr, und sein Arm war um den Leib der Bäume geschlungen, und das Getier schmiegte sich an seine Knie und die Vögel an seine Schultern. Sieh, da war der Trost in die Welt gekommen. Denn durch den Helfer waren die Dinge verbunden und sahen und kannten und faßten einander. Sie erfuhren den Helfer, sie sahen einander durch sein Auge und berührten einander durch seine Hand. Und da die Dinge zu einander kamen, war kein Abgrund mehr, sondern ein lichter Raum des Schauens und Umfangens, und alles darin.

*

Diese waren die drei ersten Tage. Ihnen folgten die drei andern, und an jedem weitete sich Rabbi Naftali der Weg. Aber in dem Häuschen am Berghang blieb das Leben, wie es war, und der Wirt blieb der Gleiche im Gang und in der Gebärde. So war dem Rabbi seine Welt wie ein Pendelschlag, und ewig wechselten ihm das Wunder der Ferne und das Wunder der Nähe. Er wagte kein Wort mehr, keinen fragenden Blick: er lebte und wartete.

So kam der Sabbatabend heran. Mit schlichtem und demütigem Wort sprach der Wirt den Gruß an die heilige Braut und hielt das Mahl in Treuen nach frommer, ungelehrter Männer Art. Naftali sah von einer Weile zur andern zu ihm hin und erwartete, er wußte nicht was für ein Heil. Aber nichts geschah, und er wartete noch immer, als der Wirt schon den Tisch gesegnet hatte, und wartete noch, als er sich erhob, dem Gast die Hand entgegenstreckte und ihm den Frieden wünschte für diese Nacht und für alle Zukunft seines Lebens.

In der Nacht fand der Rabbi keinen Schlaf. Aller Wille dieser Tage war zu einem großen Rauschen über seinem Haupt geworden, und es war ihm, als

müßten hier und jetzt das Wunder der Ferne und das Wunder der Nähe zusammenfließen.

Mitten in der Nacht kam der Befehl zu ihm, lautlos, ohne Erscheinung. Er stand auf und ging. Da war er auch schon in der andern Kammer und sah.

Und sah: die Kammer war bis zur Manneshöhe von Flammen erfüllt. Stumpf und dunkel stiegen die Flammen auf, als zehrten sie von einem Schweren, Unbekannten. Kein Geräusch und kein Rauch gesellte sich dem Brand, und jegliches Gerät blieb unversehrt. Mitten im Feuer aber stand der Meister mit erhobener Stirn und geschlossenen Augen.

Und weiter sah der Rabbi: eine Scheidung geschah in dem Feuer, und es gebar ein Licht, und das Licht war wie eine Decke über den Flammen. Und das Licht war zwiefach. Unten war es bläulich und gehörte dem Feuer an, aber das obere Licht war weiß und unbewegt, und es breitete sich um das Haupt des Meisters bis an die Wände. Und das bläuliche Licht war der Thron des weißen, und das weiße ruhte auf ihm wie auf einem Thron. Und das bläuliche Licht wandelte unablässig seine Farbe, zuweilen zu Schwarz und zuweilen zu einer roten Woge. Aber das weiße oben wandelte sich nie, es blieb immer weiß. Und das bläuliche Licht war ganz in das Feuer gebettet, und das Fressen des Feuers war sein Fressen. Aber das weiße Licht, das auf ihm ruhte, verzehrte nicht und hatte keine Gemeinschaft mit der Flamme.

Und der Rabbi sah: das Haupt des Meisters stand ganz im weißen Licht. Und die Flammen schlugen am Körper des Meisters empor. Aber welche der Flammen emporkam, wurde zu Licht, und von Weile zu Weile wurde mehr des Lichts.

Und der Rabbi sah: alles Feuer war zu Licht geworden. Und das blaue Licht begann ins weiße einzudringen, aber jede Welle, die eindrang, wurde selber weiß und wandellos.

Und der Rabbi sah, daß der Meister ganz in weißem Lichte stand. Aber über seinem Haupt ruhte oben ein verborgenes Licht, das war aller Farben und allen Blickes bar und nur im Geheimnis offen dem Schauenden.

Und der Rabbi fiel nieder. Denn er erkannte den Menschen und das Ziel des sechsten Tags.

*

Als der Morgen kam, feierten sie den hohen Sabbat mitsammen.

Die Heiligen und die Rache

Als die Macht des Bilbul über die Stadt Pawlitsch kam und der Triumph der Lüge einherfuhr, flohen aus allen Orten der Gegend die Juden vor der drohenden Vernichtung in die Weite. Aber einige fromme alte Männer wollten sich nicht bewegen lassen, von dannen zu ziehn. Sie sprachen zu ihren Seelen: „Wie eine lange eingedämmte Schleuse ist dieses fremde Volk. Es will uns schlagen, um seine Kraft zu schmecken. Aber wie lang sind wir selbst wie eine eingedämmte Schleuse gewesen und konnten Gott nicht dienen nach unserem Sinn! Von Geburt auf war unser Leben ein gestörter und entweihter Gottesdienst. Denn hier ist die Welt eng und dumpf, und wir haben keinen Raum, dem Herrn zu jubeln, und wir atmen eine Luft, die nicht des Herrn ist. Einst war die Mazza das Werk unsres Feldes, und die Kraft unserer Hände lebte in unsrem Feld und diente Gott. Aber jetzt kommt die Mazza zu uns aus der Erde der Fremden, die unser Feind ist. Einst war der Etrog die Lust unsres Gartens, und der Herzschlag unserer Freude lebte in unsrem Garten und diente Gott. Aber jetzt kommt der Etrog zu uns wie ein Gast aus einem sehr fernen Land, das wir nicht schauen werden. Und in diesem fernen Land sind die Wurzeln unsres Gebets geblieben. Nun sprechen wir die Worte, aber sie haben keine Wurzeln, und

wie könnten sie da zu Gott emporwachsen? Es ist uns nicht gegeben, dem Herrn mit unserem Leben zu dienen. So wollen wir ihm mit unserm Tod dienen und ausharren zur Heiligung seines Namens.“ So sprachen sie, ließen sich in Gewahrsam nehmen und warteten in Freuden, daß sie getötet würden.

Aber einer war nicht mit ihnen geblieben. Das war der Rabbi von Karitschow. In jungen Jahren hatte er ein Buch begonnen, in dem gesagt wurde, wie man Gott dienen könne mit seinem Leben. Er hatte streng und hart gelebt und alle Kraft und alles Verlangen und allen Gedanken in das Buch getan. Wenn er irgend etwas träumte und wollte, nahm er seinen Traum und Willen wie einen Stein in die Hand und legte ihn auf die andern, daß sein Bau zu Gott emporwachse. So fügte sich ein Teil des Buchs langsam zum andern. Es war aber alles darin so angeordnet, daß ein Aufstieg waltete von niedern Stufen des Dienstes zu immer höhern. Und so oft er daranging, von einer neuen Stufe zu reden, bereitete sich der Rabbi in großer Glut der Seele und lebte in Sammlung alle Tage, bis er in seine Kammer ging, um zu schreiben. Da saß er dann und tat sein Werk, und keiner durfte ihn rufen und zu Speise und Trank oder zum Schlaf mahnen, bis er vollendet hatte, von der Stufe zu reden. Und er sprach zu keinem von seinem Buche. Als aber der Bilbul dahergezogen kam, unterredete sich der Rabbi mit seiner Seele, und ein tiefes Zwiegespräch war durch viele Stunden in der stillen Kammer. Und das Buch, das bis zur höchsten Stufe gediehen war — von dieser aber war noch nicht begonnen zu reden —, lag auf dem Tisch, und er sah es nicht an. Zuletzt aber kam sein Blick und ruhte auf dem Buch. Und er erhob sich und nahm das Buch und machte sich auf, nach der Wallachei zu fliehen.

Als der Rabbi auf seinem Wege nach Mesbiž kam, hieß ihn der Baalschem bei ihm bleiben, bis er ihn

entlassen würde. Und er blieb beim Baalschem. Und dieser sprach zu ihm: „Die Heiligen werden errettet werden“ und wiederholte es Mal für Mal. Aber am Vorabend des Sabbat kam ein Brief zum Rabbi: darin stand, wie sie gepeinigt worden waren mit allen Arten der Todespein, und wie sie in Qualen und großer Freude dahingegangen waren zur Heiligung des Namens. Als der Baalschem den Brief gelesen hatte, ging er das Nachmittagsgebet sprechen und zitterte, und wer ihn ansah, mußte zittern. Und einer sprach zum andern: „Wenn erst die Stunde kommt, den Sabbat zu empfangen, wird die Freude gewiß zu ihm heimkehren. Denn was immer ihm je widerfuhr, noch nie hat er den Sabbat ohne Freude empfangen.“ Aber die Stunde kam, und der Baalschem empfing den Sabbat in großem Zittern und hielt den Becher in einer zitternden Hand. Und sogleich ging er von dannen in die Stube, in der er zu schlafen pflegte, und legte sich auf die Erde, das Gesicht zum Boden und die Arme von sich gestreckt, und lag so eine lange Zeit. Und da das Hausgesind und die Gäste auf ihn warteten, kam sein Weib in die Stube und sprach: „Die Lichter werden schon ausgehn.“ Er sprach: „Laß die Lichter ausgehn und schicke die Gäste heim.“ So ging sie, er aber lag immer noch auf der Erde.

Der Rabbi jedoch konnte es nicht länger ertragen, denn sein Herz brannte. Er ging zu der Stube des Baalschem und lauschte, aber es war sehr still in der Stube. Er ging an die Tür und sah durch eine Spalte der Tür in das Dunkel. So stand er bis zur Mitternacht. Da kam ein großer Lichtschein in die Stube. Und der Baalschem rief: „Gesegnet sei, der da kommt, Rabbi Akiba!“ Und jeden der Heiligen grüßte er bei seinem Namen und rief: „Gesegnet sei, der da kommt!“ Sodann sprach er zu ihnen: „Ich verhänge es über euch, daß ihr Rache nehmet an den Widersachern. An dem Senator, der euch fol-

tern ließ. An den Knechten, deren Hand bereit war zu eurer Qual. An dem Volk, dessen Mund jauchzte vor eurem Leide.“ Da tönte durch den Raum ein dunkler Chor und war doch wie Eine Stimme, die sprach: „Wir bitten dich, daß dieses Wort nicht noch einmal von deinen Lippen gehe.“ Er aber wiederholte: „Ich verhänge es über euch.“ Und wieder sprachen die Heiligen: „Wir haben unsern Tod gern gelitten!“ Aber der Baalschem stand mitten im Licht wie eine rote Flamme und schrie: „Für das Schlagen und Stechen, für das langsame Morden, für die Schändung durch ihre Hände, für den Stoß ihrer Füße, für das Ducken und Erniedrigen, für das Spotten und Spielen, für die Knechtschaft der Jahrhunderte, für die Not des Schlechtwerdens nehmet Rache.“ Da war eine Bangigkeit und ein Beben in der Choresstimme, als sie sprach: „Wir bitten dich, daß das Wort des Verhängens nicht zum dritten Mal von deinen Lippen gehe. Denn du sollst wissen, daß du an diesem Abend den Sabbat der Welten gestört hast. Es ward ein großes Gewirr, und wir wußten nicht, was das sei. Und wir stiegen zu höheren Kreisen auf, und auch da war das Gewirr, und wir wußten nicht es zu deuten. Und als wir zu einem sehr hohen Kreis kamen, wurde zu uns gesprochen: ‚Geht eilig hinab, trocknet die Tränen des Rabbi Israel Baalschem.‘ So wollen wir es dir denn erzählen. Du sollst wissen: alle Schmerzen, die ein Mensch leidet in seinem Leben, sind ein leichter Tand gegen die Schmerzen, die wir gelitten haben zur Heiligung des Namens, gesegnet sei er. Der böse Trieb kam über uns und wollte unsern Sinn beugen, und wir stießen ihn mit beiden Händen hinweg. Aber es gelang ihm, mit einer Fingerspitze einen Gedanken in uns zu berühren, und er machte ein Zeichen an dem Gedanken. Um dieses Dinges willen ward uns bestimmt, für einen Augenblick in die Schlucht Hinnom zu kommen und einen Augen-

blick lang die Not der Welt zu leiden. Und alle Schmerzen, die wir gelitten hatten, erloschen und waren ein leichter Tand vor diesem Leid. Und als wir in den Garten Eden kamen, sprachen wir: ‚Wir wollen Rache nehmen für die Knechtschaft der Jahrhunderte, für die Not des Schlechtwerdens, die dem bösen Trieb Macht gegeben hat, unsern Gedanken zu berühren. Für den Raum, in dem wir gewohnt haben, für die Luft, die wir eingeatmet haben, für den gestörten und entweihten Gottesdienst unseres Lebens wollen wir Rache nehmen.‘ Da wurde uns geantwortet: ‚Wollt ihr Rache nehmen, so müßt ihr in neue Körper eingehen und auf die Erde zurückkehren und noch einmal als Menschen ein Leben zu Ende leben.‘ Wir aber besannen uns und sprachen: ‚Wir loben den Herrn, gesegnet sei er, und danken ihm, daß wir bestanden haben zur Heiligung seines Namens, und daß wir einen Augenblick lang das große Leid in der Schlucht Hinnom gelitten haben. Heute aber, sollen wir auf die Erde zurückkehren, wo wir keinen Raum haben, dem Herrn zu jubeln, und wo wir eine Luft atmen, die nicht des Herrn ist, so kann es geschehn, daß wir schlechter werden und die Macht des Bösen erhöht wird. Wir wollen nicht zurückkehren.‘ So sprachen wir. Und wir bitten dich, daß das Wort des Verhängens nicht zum dritten Mal von deinen Lippen gehe.“ Da schwieg der Baalschem. Der Lichtschein schwand aus der Stube, und das Dunkel erfüllte sie wieder. Aber der Baalschem lag auf der Erde wie eine rote Flamme.
Der Rabbi von Karitschow hat sein Buch nicht vollendet. Ja, es weiß kein Mensch, was daraus geworden ist.

Die Himmelwanderung

Am Tage dient er den Kreaturen. Auf den Winden kommen Boten gefahren, bittende Herolde steigen aus dem Boden auf. Zusammengeflutet aus dem

Mund alles Lebendigen, dringt die Stimme des Leidens zu ihm.

Er empfängt den Ruf und teilt die Antwort aus. Unablässig gibt er seine Gabe, den tiefen Trost. Unter der Berührung seiner Finger heilen die Wunden der Welt.

Am Tage dient er den Kreaturen. Aber am Abend löst sich seine Seele. Sie will nicht bei dem trägen Genossen ruhen. Sie streift Ort und Dauer wie zwei Handfesseln weg und enthebt sich den Grenzen. Sie stößt das Land mit dem Fuß ab, sie prüft den Flug, und die Himmel nehmen die Freigelassene auf.

In den Himmeln ist nicht Ort und Dauer, nur Weg und Ewigkeit. Jede Nacht führt die Seele weiter im Weg, tiefer in die Ewigkeit.

Aber eine Nacht kommt, da steht eine Weltenwand vor der Seele auf und deckt ihr Bahn und Blick. Schrankenlos, wie der Flug war, ist die Hemmung. Der Weg stirbt. Ein dunkler Finger hat das Licht aller Sterne und die Verheißung aller Himmel ausgelöscht. Über dem toten Weg reckt sich eine dunkle Wand randlos in die Nacht.

Die Wand hat ein Gesicht, ungeheuer und schattenhaft, doch scheint es der Seele näher als ihr eignes Auge. Und die Seele erkennt es: es ist das Angesicht des Lebens, das sie am Abend verlassen hat und in das sie am Morgen zurückkehren will wie in ein wartendes Bett.

Aber jenseits der Wand erwacht ein Laut, eine große Stimme in der Finsternis. Es ist, als stünde drüben der tote Weg auf und redete.

Und die Stimme der Verborgenheit spricht:

„Seele, verlangende Seele, Seele der Kraft und des Traums! Seele, die sich bewahren mag und sich verlieren! Seele, die alles begehrt, beides, Bestand und Unendlichkeit, Sinne und Geheimnis zugleich!

Hier ist die Grenze. Hier ist der Altar der Welt. Hier

geht kein Leben vorbei, es opfere sich denn. Denn der Name dieses Ortes ist: Gottes Wahl.
Bis hierher gilt Diesundjenes. Hier beginnt das Eine.
Seele, die bis hierher gekommen ist, Stille, Mächtige, wähle.
Scheide ab von dem Leib der Erde, und ich öffne mich dir. Oder wende den Flug. Denn wer mich berührt hat, kehrt nicht wieder."
Die Stimme versinkt. Und wieder ist nichts vor der Seele als die dunkle, stumme Wand.
Aber die Seele erhebt die Stirn. Einen Augenblick lang steht sie, als horchte sie dem verklungenen Worte nach, dann spricht sie die Antwort:
Ich scheide ab von —
In diesem Augenblick hat sich auf der Erde eine Frau über ein Bett gebeugt, in dem der Körper eines Mannes liegt. Sie schaut, sie tastet über die bleiche Schläfe des Liegenden hin. Dann schreit sie auf: „Israel!"
In geradem Flug hebt sich der Ruf den Himmeln zu. Er ist schneller als die Geister der Sterne, schneller als die Engel des Raums. Ehe der Augenblick sich schließt, steht er am Ende des Wegs, den die Seele in vielen Nächten vollbracht hat, und legt seine leichte Hand auf ihre Schulter.
Da hält die Seele im Wort inne und blickt hinter sich. Dann spricht sie nicht weiter. Sie legt den Arm um den Nacken des Boten und wendet den Flug.
Dieses war die letzte Wanderung des Meisters in den Himmeln.

Jerusalem

Es geschah zu Zeiten, daß den Baalschem des Nachts Stimmen aus der Tiefe aufriefen, und sein Ohr wurde hell und wach, obgleich der Schlaf auf seinen Sinnen lag. Er unterschied alsdann mit großer Klarheit, wie von undenklicher Ferne der Laut aus dem

Mund vieler uralten Dinge auf der Wanderschaft zu ihm war und ein einiges Getön von ungeheurem Weh sein Lager umgab. Die Stimmen langten an sein Herz und weckten es auf. Aber sie waren von allzuweit, und das Herz verstand den Sinn ihres Wortes nicht. Es konnte nur die große, ferne Not ahnen, die es anrührte, und war von dieser Zeit zu allen Tagen und Nächten im Gleichmaß seiner Schläge erschüttert. In einer Nacht jedoch waren die Stimmen ganz nah an des Meisters Ohr, zitternd von der Müdigkeit der langen Wanderung. Er erkannte sie und woher sie ihm kamen, und er erkannte eines, das ihm fremd gewesen war bis zu dieser Stunde. Es war das alte Land, das zu ihm sprach aus der Schande des Verfalls. Es war der alte Weinberg, nun zur fahlen Steppe geworden, die die Herden fremder Wandervölker mit verhaßten Hufen traten Jahr für Jahr, die begrabenen Mauern unter der Erde, das verschüttete Erz, das mitdröhnte unter der Last des unermeßlichen Gerölls, der versteinerte Hang, der einst den leuchtenden Wald getragen hatte, und der verdorrte Wasserquell. Sie schrien aus der letzten Not, die fühlt, daß der Schlaf unversehens in den Tod sich hinüberschleichen will, jetzt und jetzt, von Atemzug zu Atemzug, wenn die Hand nicht kommt, die aus dem Dunkel aufreißt und die Seele befreit, die geschlagene Seele des alten Landes.

Und die Stimmen redeten zum Baalschem: „Komm, komm und säume nicht. Du bist der Erwartete, dessen Atem das Gestein von unsern Gräbern heben wird wie der Frühlingswind den Flaum, der aus dem Vogelnest fällt. Der Bach wird rinnen, der Wald auferstehn, der Weinstock Früchte tragen, der Fels wird sich kleiden. Komm und lege deine Hand auf uns!“

Von der Nacht an war die Seele des Baalschem in sich gewiß, daß er sich auftun müsse und hingehn

zum Land. Er reckte sich empor und schrie zu Gott: „Gib mir Urlaub, Herr, und Frist. Löse, womit du mich hier gebunden hältst, damit ich hingehe in dein Land, das mich ruft.“ Aber Gott sprach nächtens zu ihm und antwortete: „Israel, es ist mein Spruch über dir, daß du weilest an deinem Ort und dich nicht auftuest nach meinem Land.“
Da lag der Baalschem viele Nächte in der Qual. Die Stimmen waren vor seinem Ohr und das Wort des Herrn auf seinem Herzen. Aber der Jammer der Stimmen fuhr als Sturmwind in den Lüften, und es war eine Bewegung wie von großem Sterben, wie an dem Tag, da Jerusalem, die Herrliche, fiel. Da siegte die Sehnsucht nach der sterbenden Erde über das Wort des Himmels, und der Meister machte sich auf, nach Jerusalem zu wandern.

★

Es war die erste Nacht, da sie auf ihrer Fahrt unter fremdem Dach sich zur Ruhe legten, der Baalschem und Rabbi Zwi der Schreiber, sein Schüler, der mit ihm war. In jener Nacht kehrten die Stimmen der Heimsuchung wieder an den Ort, von dem sie ausgegangen waren. Und da sie heimkehrten, flog ihnen ein großes Raunen entgegen, die alte Erde bebte unter ihrem Gruß, und jegliches begrabene, erstarrte und versagende Ding erhob sich und lauschte.
Und die Stimmen riefen: „Steht auf, ihr Schlafenden, und ihr Verstümmelten, bereitet euch, denn euer Erlöser ist auf dem Weg!“
Da erbebte der Leib der Erde, und in einem ungeheuren Atemzug schüttelte sie den uralten Schlaf ab. Ein jegliches Ding rief mit herzgebornem Ton den Lebensruf aus, und ein gewaltiges Brausen der Freude war in der Nacht, ein Leuchten war und ein geheimes großes Erheben von Schlucht zu Gipfel, das versunkne Gut blühte, Schwert und Opferschale, die erstorbnen Gewässer rauschten, der Saft des Korns und der Rebe kreiste neu. Und die Sterne

über dem alten Land wuchsen in dieser Nacht der Erwartung.

*

Der Baalschem schritt unverdrossen vorwärts, aber seine Helle und Freudigkeit war nicht bei ihm. Er blieb still und sann in sich, und wenn Rabbi Zwi von dem wunderbaren Ziel ihrer Reise sprach, antwortete der Meister kaum anders, als mit einem verlorenen Seufzer. Denn er trug ein Ding auf seinem Herzen, das lastete sehr und wurde schwerer mit dem Weg. Das war die Gottesstimme, die vor der Sehnsucht hatte verstummen müssen und nun schwieg, aber immerdar weilte und nicht von dem Herzen wich. Zuweilen war dem Meister, als sei eines zarten Kindes heimlich verhaltenes Weinen in seiner Brust, und nachts war da manchesmal ganz inwendig ein Klageton ohne Wort, so tief und leidensvoll, daß er erwachend in sich horchen und horchen mußte. Allein mit jedem Morgen trug er die wachsende Last weiter auf die Wanderschaft. So ließ er Stadt und Land hinter sich, Vertrautes und Fremdes. Der Mond hatte schon zu mehreren Malen über ihm gewechselt, als er nach eines Tags Irregehn des Abends an die Küste des Meeres kam, das ihn vom Ziel schied. Doch da war nicht Haus noch Stätte, so weit das Auge sah, kein Segel am Wasser, nur Strand, schimmernd und weit, der Wasserschlag am Sand und eine laue Nacht mit mildem Himmelslicht. Da warfen sie sich beide nieder zur Erde, die noch des vergangenen Tags Glut ausatmete, zu ruhen und den Morgen zu erwarten, der sie zu Schiffern weisen würde.

In der Mitte der Nacht fand der Meister sich mit dem Weggesellen auf hohem Meer in einem kleinen Schiff ohne Ruder, nur ein Segel über sich, flammend rot und gelb. Das Schifflein aber wurde von einem ungeheuren Sturm hin und her geworfen, und ringsum war nicht Himmel noch Land zu sehen,

nur Wasser in aller Weite, entfesselt und heulend. Der Baalschem suchte um sich, aber da war nichts als des Wassers tödliche Einsamkeit. Er suchte in sich, aber da war alles von ihm gewichen, alle Weisheit und alle Herrschaft. Da fühlte er eine Verlassenheit, die größer war als die Meeresnot. Er fand sich leer in seiner Seele wie die hingeworfne Schale einer Frucht. Ein großes Weinen kam über ihn. Dann warf er sich neben den Gefährten hin und wartete auf das Vergehn. Aber indem er lag, ein elend taubes Ding, tat sich ganz sacht eine Stimme auf und hob zu reden an, erst leis und heimlich, doch allgemach schwoll sie an und schlang das Toben des Meers wie ein nichtiges Geräusch in ihren Schall. Und der Meister trank den Laut der Gottesstimme.

Im Morgenzwielicht erhoben sich der Baalschem und Rabbi Zwi aus dem Sand. Haar, Antlitz und Gewand waren ihnen durchnäßt, wie denen, die das Meer ans Ufer spült. Sie sprachen nicht, mieden einer des andern Auge und wandten sich, und ohne Wort und Zeichen schritten sie einig den Weg zurück, den sie am Abend gekommen waren.

Als sie mehrere Stunden gewandert waren — die Sonne stand hoch und trocknete ihnen die feuchten Kleider —, sah der Rabbi von ungefähr den Meister an und gewahrte das alte heilige Leuchten auf seinem Angesicht.

*

In der Nacht, da der Baalschem mit der Verlassenheit auf den Wassern und mit der Verlassenheit in seiner Seele kämpfte, lag das Land, das ihn gerufen hatte, in der Erwartung. Die Stimmen der Lebendigbegrabenen redeten aus der Erde hervor und fragten die Stimmen in der Luft: „Was hört ihr?“ Da sprachen die Schwestern in der Luft: „Ein Sturm braust, und auf den empörten Wassern streitet, der uns erlösen soll.“

Eine Zeit verging, dann fragten wieder die Stimmen

der Erde: „Naht er dem Land?“ Und die Antwort kam: „Das Wort ist über ihm.“

Wieder schwand eine Zeit, und noch einmal stieg die Frage empor: „Was hört ihr?“ Und wie das Rauschen todmatter Flügel klang es zurück: „Wir hören den Schritt des Davonziehenden in der Ferne.“

Da tat die alte Erde den Mund auf und sprach: „So will ich mich hinlegen zu sterben.“ Sie verhüllte ihr Angesicht und schloß die Augen. Und jegliches Ding kehrte an den Ort seiner Ruhe zurück und bereitete sich zum Tod. Die Stille dehnte sich über das Land hin, und in der Stille war der Gram, und in dem Gram war das Sterben.

Aber über der Stille ward ein Ruf lebendig, der durchbrach, und zerstreute sie. Der Ruf umfing das Land und redete zu ihm: „Du wirst nicht sterben, meine Freundin. Erde des Herrn, du wirst erwachen und leben. Und du hadre nicht mit dem, den du gerufen hast. Denn er ist geboren als einer, der wiederkehren soll, und die Hand des Herrn ist über seinen Wurzeln, ihn wiederzubringen zu seiner Zeit; ihn wiederzubringen zu deiner Zeit, o meine Freundin.“

Saul und David

Dies war, als der Baalschem zurückgekehrt war von der vergeblichen Reise und die Männer sich um ihn zu sammeln begannen, das Heil zu nehmen von seiner segnenden Hand und von seinem ratenden Mund. Sie saßen miteinander an seinem Tisch, und war ihnen auch die Luft der Seelen gemeinsam, so erschien doch jedem das allgemeine Wort des Meisters wie eine Heimlichkeit, die seinem Ohr bestimmt war und keinem.

In jener Zeit geschah es zuweilen, daß der Baalschem inmitten des Gesprächs in seiner Rede stockte, erbleichte, für eine lange Zeit verstummte und ohne Anteil, das Auge blicklos ins Ungewisse gewendet,

unter den Freunden verweilte. Dann pflegten allgemach auch die Getreuen zu schweigen und auszuharren, bis der Sinn des Meisters ihnen heimkehrte. Wenn sich dieses nach einiger Frist erfüllte, erschien der Heilige sehr ermattet, als ob eine verhohlene Kraft am Quell seiner Seele sich genährt und ihn schier zu versiegen gezwungen hätte. Er fand wohl noch ein mildes Zeichen für jeden seiner Gäste, aber alsbald pflegte er sich zu erheben und in sein Gemach zu gehn, das er dann für viele Stunden verschloß.

Die Schüler redeten oftmals untereinander von diesem Ereignis, doch fanden sie nimmer, wie sie auch forschten, dem fremden Geschehn die Deutung. Da fügte es sich einmal, daß Rabbi Wolf, der Fröhliche, der keiner Angst je Einlaß gab und immer getrost war in der Liebe des Meisters, um dieses Dinges willen ihn anging und Aufschluß empfing. So hat es sich begeben, daß wir wissen, wie es sich zugetragen hat. Was aber später geschah, hat der Mann selber kundgegeben, von dem es den Ausgang nahm. Denn in den Jahren des Baalschem lebte in der Stadt Kossow ein Rabbi, der in einem dunkeln gewaltsamen Geist den Erhabenen befehdete. Dieser Hader aber war uralten Grundes und hatte seinen Ursprung in den großen Tagen der Könige. Es wird berichtet, daß Israel der Sohn des Elieser, den wir den Baalschem nennen, als ein Erbe und Unterpfand der Zeiten in seinem Blute die Seele trug, die einst David, den König, verlassen hatte, als seine Jugend zerbrach und die Sucht ihn befiel. Dem Rabbi von Kossow aber hatte Sauls, des Traumfürsten, Seele sich einverleibt. Darum geschah es von einer Weile zur andern, daß der Rabbi von einem Ingrimm befallen wurde, der unerbittlich und aller Martern kundig war und nicht in ihm geboren, und den er tagelang in sich hegte und mit dem Leben seiner Adern nährte. Endlich riß er sich auf und entsandte

seine rasende Seele, daß sie der Seele des Heiligen sich nahte wie ein gespenstischer Vogel und ihr ein Raunen zuwarf, sich mit ihr zu messen; und da jene schwieg, erhöhte sie sich wie ein Drache der Finsternis und schrie in Worten eines dröhnenden Hohns die Verborgene heraus. So wurde der Baalschem zuzeiten plötzlich von seiner Seele verlassen, da sie zum Kampf auszog. Mal um Mal aber schlug sie aus dem ringenden Umschlingen als klare Flamme steil gegen den Himmel auf, indes die andre ohnmächtig verflackerte.

Wohl sprach der Rabbi von Kossow niemals wider den Meister; er konnte jedoch die Schatten nicht bannen, die über sein Angesicht kamen, wenn von allen Zungen das lebendige Zeugnis für jenen erstand. Den Schülern, die ihm anhingen, blieb dies nicht verborgen; sie litten, seine Seele so entstellt zu sehen, und drangen oftmals mit aufstachelnden Reden in den Rabbi, um ihn zum offenen Widerstreit zu bewegen und so sein Herz von der zehrenden Heimlichkeit zu erlösen. „Sagt uns, Herr," sprachen sie, „wie geht es zu, daß alle Leute zu diesem Mann ziehen und so wundersam, mit Verklärung im Ton und wie von einer Gnade Berührte sein Lob ausrufen? Ist es etwa deswegen, weil niemals noch einer kam, groß und geschmeidig genug im Geist, seine Künste zu zerbrechen? Zieht hin, daß er sich an Euch messe, dann werden wir und alle mit der Augen Innerstem die Wahrheit schauen." Lang verschloß sich der Rabbi, der stolz und ehrlich vor sich selbst und seines Feindes tief bewußt war, diesen Worten. Da aber die Schüler nicht abließen in ihn zu dringen, gewannen sie allgemach Wirkung in seiner Seele. Eines Tags rüstete er sich mit den Seinen zur Fahrt und zog nach Mesbiž zum Baalschem. Als sie in sein Haus traten, kam der Meister ihnen entgegen und gab dem Rabbi seinen Gruß. Jener neigte sich und gab den Gruß zurück, und es

war, als ob zwei Helden der alten Zeit einander den Willkomm spendeten. Sie schienen den Genossen entrückt und wurden selber keines anderen Dings mehr gewahr als einander. Die Schüler verblieben im Vorhof, die beiden aber traten in ein Gemach, und als die Tür hinter ihnen ins Schloß fiel, war es der harrenden Schar, als sei sie durch anderes als eine hölzerne Pforte von ihnen geschieden.

Die standen Aug in Auge, und zwischen ihnen war wieder die Leidenschaft, die in der alten Zeit ihre Herzen versponnen hatte, Liebe, Wirrnis und Haß. Wie ein Feld lebendiger Halme rauschte die Fülle der verschollnen Jahre. Aber bald war nur noch der Grimm im Rabbi, er erfand sich vielverschlungne Reden und führte sie mit schlauem Bedacht gegen den Baalschem, daß der sich in ihnen verfange und ihm erliege; doch sie fielen ohne Kraft und Griff zur Erde. Nachdem das Gespräch eine Weile zwischen den beiden hin und her gewandert war — der Heilige aber ruhte wie ein Kind in der Gewißheit seines Wesens —, fragte der Rabbi: „Ist dem so, wie sie sagen, Israel, daß du jeden Gedanken der Menschensöhne weißt?“ Der Meister antwortete: „Dem ist so.“ Darauf fragte jener wieder: „So ist es dir bewußt, was meinen Gedanken füllt zu dieser Zeit?“ „Du weißt,“ sagte der Baalschem, „daß die Gedanken der Menschen nicht zu ruhen pflegen, sondern hin und wieder kreisen wie die Möven über dem Wasser. Binde deinen Gedanken nunmehr an ein Ding, und ich will es dir nennen.“ Das tat der Rabbi, und der Baalschem sprach: „Der urgeheime Name Gottes ist es, daran dein Gedanke hangt.“ Da jener erkannte, daß der Heilige in seinen Geist geblickt hatte, ergriff ihn eine fiebernde Erbitterung, und er rief: „Dieses konntest du ohne Wunderschau wissen. Muß ich doch den Namen Gottes zu jeder Zeit vor mir tragen, und wenn du heischest, daß all mein Denken ein Ding umschlinge, was bleibt mir als

dieses Letzte, Eine? Gering achte ich deine Kunst.“ Der Baalschem aber verharrte in seiner Milde und sprach: „Hat Gott nicht viele Namen? Ich aber sage dir den einen, unaussprechlichen an.“ Da er jedoch sah, wie die Blicke des Rabbis zuckten und sich wehrten, trat er vor ihn hin, und aus seinen Augen brach nun entfesselt der Strom der Liebe. Und er redete: „Dieses hast du gedacht, Nachman: ‚Soll ich ewig gefangen bleiben in der Gewalt des Namens? Zwingt mich ewig das tyrannische Wort? Versunken sind die Zeiten und steigen wieder auf, und mich hält in peitschenden Ketten der Geist. Wohin bist du geflogen, letzter der reinen Tage, da ich durch das Land Benjamin zog mit fröhlichen Schultern, Hauptes länger denn alles Volk? Tag der Sonne, Tag der Freiheit, nie, nie bist du gekehrt. Aber dein Bruder blieb, der dir gefolgt war, blieb bei mir mit dem Ölglas und dem Namen des Herrn. Er umspannt meinen Hals, wenn ich mich lege, er schließt sich um meine Knöchel, wenn ich vom Lager aufspringe. Er hat mich mit Zorn getränkt und mit Wahnsinn gefüttert. Er führt mein Schwert wider meinen Leib: täglich stürze ich darein und sterbe.‘ Dieses hast du gedacht, Nachman: ‚Soll ich ewig gefangen bleiben in der Gewalt des Namens? Wie, wenn ich mich losmachte und wieder würde wie dazumal, ehe ich in die Stadt kam, in der der Mann des Herrn war!‘ Aber ich sage dir, Nachman, mein Freund, du Freund Gottes: willst du losmachen dein Herz von deiner Brust und dein Hirn von deinem Haupt? Sieh: du hast dich erkannt, — bist du noch länger gefangen? Sieh, du hast dich erkannt, — fühlst du nicht deinen Willen in Gottes Willen brennen? Nimm die Last der Zeiten in die Hände, — ist sie nicht schon geschwunden? Küsse den Tag, der dich bannte, — bist du nicht schon gelöst? Rege die Seele in Gott wie das Herz in deiner Brust sich regt. Nun kehrt die Zeit der Freiheit dir wieder.“

Der Rabbi sprach: „Du hast die Wahrheit geredet, Israel!“ Dann neigte er sich, sprach das Wort des Friedens und ging zur Stunde hinweg mit gestillter Seele.

DER ZWEITE KREIS

Das Gebetbuch

An den zwei hohen Festen, welche die furchtbaren Tage genannt werden, das sind die Feier des neuen Jahres und der Versöhnungstag, pflegte der Rabbi von Dynow, wenn er vor die Bundeslade trat, um zu beten, das große Gebetbuch des Meisters Lurja zu öffnen und vor sich auf den Ständer hinzulegen. So lag es offen vor ihm alle Zeit seines Betens, aber er blickte nicht hinein und rührte es nicht an, sondern ließ es groß und offen daliegen im Angesicht der Lade und vor den Augen der Gemeinde, daß das starke unverblaßte Schwarz der Lettern aus dem breiten, gelblichen Grunde weithin schlug, und er stand hochgestreckt in seiner Weihe davor wie der opfernde Hohepriester vor dem Altar. So geschah es, und aller Augen mußten immer wieder darauf blicken; aber keiner von den Chassidim wagte es, davon zu sprechen. Einmal jedoch stärkten etliche ihr Herz und fragten den Rabbi: „Wenn unser Herr und Lehrer aus dem Buch des Meisters Lurja betet, warum sieht er nicht hinein von Seite zu Seite nach der Ordnung seines Betens, und wenn er nicht daraus betet, warum öffnet er es und warum liegt es vor ihm?“ Da sprach der Rabbi zu ihnen: „Ich will euch erzählen, was sich in den Tagen des heiligen Baalschem, sein Andenken sei zum Segen, ereignet hat.

In einem Dorf lebte ein Pächter mit seiner Frau und seinem kleinem Sohn. Der Gutsherr war dem stillen Mann zugetan und gewährte ihm manche Vergünstigung. Dennoch kamen schlimme Jahre über ihn. Einer schlechten Ernte folgte im nächsten Sommer immer wieder eine schlechtere, und so stieg und schwoll die Not, bis die grauen Wogen über seinem Haupt zusammenschlugen. Er hatte jeder Mühe und jeder Entbehrung standgehalten; dem

Elend konnte er nicht ins Auge schauen. Er fühlte sein Leben schwach und schwächer werden, und als sein Herz zuletzt still stand, war es wie das Ersterben eines Pendelschlags, dessen stetes Leiserwerden man nicht wahrgenommen hat und dessen Aufhören über einen nun wie etwas Plötzliches gerät. Und wie seine Frau mit ihm durch das holde und das arge Schicksal gegangen war, so ging sie auch mit ihm hinaus. Als sein Grab bereitet war, konnte sie sich nicht länger zwingen, sie sah ihren kleinen Sohn an und konnte sich doch nicht zwingen, und so legte sie sich hin und redete sich vor, sie gehe nicht zum Tod, bis sie zu ihm kam.

Der kleine Nachum war drei Jahre alt, als die Eltern starben. Sie waren aus der Ferne gekommen, und man wußte von keinen Verwandten. So nahm ihn der Gutsherr zu sich, dem der Knabe mit dem schmalen, aus den goldroten Locken blütenweiß hervorschimmernden Gesicht gut gefiel. Bald gewann er des Kindes zarte, fast traumhafte Art mehr und mehr lieb, und er zog es wie ein eigenes auf. So wuchs der Knabe heran in Licht und Freude und wurde in allem Wissen unterwiesen. Von seiner Eltern Art und Glauben hatte er keine Kunde. Wohl verschwieg ihm der Gutsherr nicht, daß sein Vater und seine Mutter Juden gewesen waren; doch als er ihm davon sprach, fügte er hinzu: „Ich aber habe dich mir genommen, und nun bist du mein Sohn, und all das Meine ist dein.“ Dies verstand Nachum wohl; das aber, was ihm von seinen Eltern gesagt worden war, das schien ihm jenen Geschichten zugehörig, die ihm die Mägde von Waldteufeln, Nixen und buntem Elfenvolk erzählten; wunderbar war es ihm nur und unbegreiflich, daß er selbst mit solch einer Geschichte zu schaffen hatte, und er fühlte sich einem fernen Dunkel verbunden.

Eines Tags kam er unversehens in eine abgelegene Kammer des Hauses, in der allerlei Gerümpel über-

einandergeschichtet lag, das seine Eltern einst hinterlassen hatten. Da waren seltsame Dinge, die er nicht kannte. Da war ein sonderbar gestaltloser weißer Mantel mit langen schwarzen Streifen. Da war ein gesticktes Stirntuch von prächtiger und doch stiller Art. Da war ein mächtiger, vielarmiger Leuchter verblaßten Glanzes. Da war ein reich verästelter, in einer Krone zusammenwachsender Gewürzbehälter, um den noch ein letzter, dünner Duftnebel zu flattern schien. Und da war endlich ein großes schweres Buch, in dunkelbraunen verschlißnen Sammt gebunden, die Ecken silberbeschlagen, mit silbernen Klammern. Das waren die Dinge, die seine Eltern nicht hatten aufgeben können, auch vor den Augen des letzten Elends nicht. Und nun stand er und sah darauf, und die Boten des Dunkels waren ihm näher als je. Dann nahm er das Buch und trug es scheu und vorsichtig, beide Arme fest darum gelegt, in sein Zimmer. Da löste er die Klammern und öffnete es ganz leis, und die breiten schwarzen Lettern starrten ihn an, fremd und doch nicht fremd, sahen ihn an wie eine Schar kleiner Kameraden, wirbelten vor ihm dahin, flogen durcheinander, zerflimmerten, — und da waren keine Lettern mehr, und das Buch war wie ein dunkler See, daraus schauten ihm zwei Augen entgegen, tränenlos, aber eines ewigen Schmerzes voll. Und Nachum wußte, daß dies das Buch war, aus dem seine Mutter gebetet hatte. Seither hielt er es tagüber verborgen, aber an jedem Abend holte er es aus dem Versteck, und beim Licht der Lampe, und lieber noch beim lebendigen Licht des Monds sah er auf die fremden Lettern, bis sie sich zum Reigen einten und endlich zum See zusammenflossen, daraus die Augen der Mutter hervortauchten.

So kamen die Tage des Gerichtes heran, die Tage der Gnade, die furchtbaren Tage. Aus allen Dörfern zogen die Juden zur Stadt, um im Rauschen der

Volksgemeinde vor Gott zu stehen, um ihre Schuld mit der Schuld der Tausende ihm darzubringen und in seinem Feuer aufgehen zu lassen. Nachum stand vor der Tür des Hauses und sah die Wagen vorübereilen, unzählig viele, sah Männer und Frauen darin in Festgewändern, und über allen war die Macht der Bereitschaft. Und ihm war, als seien all die Menschen Boten zu ihm, Boten des Dunkels nicht mehr, Boten der Sonne und des lichten Seelengrundes, und als enteilten sie ihm nur deshalb, weil er sie nicht anrief. So rief er einen an und fragte ihn: „Wohin fahret ihr, und was ist dies euch für eine Zeit?“ Jener sprach: „Wir fahren dem Tag der Erneuerung entgegen, dem Tag des Anfangs, da im Buch des Himmels geschrieben wird unsere Tat und unsere Lösung. Und wir fahren, um zu Gott zu reden in großer Schar und unsere Stimmen zu binden zu Einem Gebet.“ Der Knabe hörte das Wort; aber weit ausgespannt darüber flog ihm ein anderes Wort zu, ein großes Rufen, das kam aus der Unendlichkeit zu ihm. Von dieser Stunde an war das Rufen über ihm, brausend im Schweigen wie ein mächtiger Sturmwind. Und das Rufen erhellte das Dunkel, das ihm so lange die Welt umkleidet hatte. So wandelten die zehn Tage der Buße hin, und der Vortag des Versöhnungsfestes war da. Und wieder sah der Knabe die Juden aus den Dörfern die Straße zur Stadt fahren; stumm und regungslos saßen sie, und ihre Gesichter waren bleicher als vordem. Und wieder fragte Nachum einen von ihnen: „Was führt euch und wohin?“ Jener sprach: „Dies ist der Tag, auf den wir hofften und harrten, der Tag der Versöhnung, da unsere Schuld sich löst im Lichte des Herrn und er seine Kinder aufnimmt in die Heimat seiner Gnade.“ Da lief der Knabe in seine Stube, nahm das Buch mit den silberbeschlagenen Ecken in die Arme und lief aus dem Haus auf die Straße und lief, bis er in die Stadt kam. In der Stadt

lenkte er seinen Schritt zum Bethaus, und er trat ein. Als er eintrat, war es die Stunde, da das Kolnidre gesprochen ward, das Gebet der Lösung und der heiligen Freiheit. Er sah die Scharen stehen, in den langen weißen Sterbegewändern, stehen und sich neigen und sich erheben vor Gott. Er hörte sie aufschreien zu Gott, aufschreien aus allen verdeckten Tiefen zum Licht, aus allen Geheimnissen ihrer Seele zur Wahrheit. Und die Hand des Geistes war auf der Schulter des Knaben, und er stand und neigte sich und erhob sich vor Gott, und er schrie auf zu Gott. Und da er merkte, wie rings um ihn Worte schallten in einer fremden Sprache und es über ihn kam, daß er nicht beten konnte wie die andern, nahm er das Buch der Mutter und legte es aufs Pult und rief: „Herr der Welt! Ich weiß nicht was zu beten, ich weiß nicht was zu sagen — da hast du, Herr der Welt, das ganze Gebetbuch.“ Und legte den Kopf auf das offene Buch und weinte und unterredete sich mit Gott.

Es war aber an jenem Tag, daß die Gebete der Gemeinde wie flügellahme Vögel am Boden flatterten und sich nicht emporschwingen konnten. Das Haus war ihrer voll, schwer die Luft, trüb und verzagend der Sinn der Beter. Da kam das Wort des Knaben, das nahm die Gebete aller auf seine Fittiche und trug sie in Gottes Schoß.

Der Baalschem aber sah und erkannte alle diese Dinge, und er sprach das Gebet in hoher Freude. Als das Fest vorüber war, nahm er den Knaben zu sich und zog ihn heran und lehrte ihn die lautere und gesegnete Wahrheit.“

So erzählte der Rabbi von Dynow seinen Frommen. Und er sprach: „Auch ich weiß nicht, was ich tun soll und wie ich die Absicht der heiligen Männer, der ersten Beter, aus deren Mund die Gebete sind, erfüllen kann. Darum nehme ich das Buch des Meisters Lurja, des Ehrwürdigen, und mische es

auf, daß es vor mir liege zur Stunde des Gebets, und gebe es Gott mit allem Willen der darin ist und aller Inbrunst und allem Sinn."

Das Gericht

Einmal begab es sich — es war an dem vierten Tag der Woche und um jene erste Stunde des Abends, da die Sonne uns eben entschwunden ist —, daß der Baalschem sein Haus verließ, eine Reise zu tun. Keiner Seele, nicht Schüler und nicht Freund, hatte er von seinem Weg gesprochen, so daß Ziel und Sinn jener Fahrt für alle die Seinen im Dunkel lagen, selbst für jene, die ihn begleiteten. Auch diesmal fuhr er in einer knappen Stundenzahl eine große Strecke des Wegs, wie es ja allen bekannt ist, daß dem Willen des Meisters Ort und Zeit nicht Fessel und Hindernis bedeuteten wie einem unter uns. Um Mitternacht — die Fahrt war dermaßen eilig gegangen, daß, die mit ihm waren, weder Haus noch Baum am Weg unterschieden — hielt der Baalschem in einem fremden Dorf vor dem Haus eines Zollpächters und Herbergvaters an, die Stunden der Nacht, die ihm verblieben waren, dort zu ruhen. Es wies sich, daß der Wirt weder den Baalschem noch einen unter den Seinen kannte, wohl aber begierig war, wie es unter Leuten dieses Gewerbes kein Seltenes ist, zu wissen, wes Standes sein Gast sei und zu welchem Ende er diese Reise unternehme. Indem er dem Meister und den andern einen späten Imbiß bot und ihnen zum Lager aufbreitete, gab sich Rede und Antwort: der Baalschem tat dem Wirt auf dessen Anfrage zu wissen, er sei ein Prediger und habe vernommen, daß am Vorabend des kommenden Sabbats ein reicher und angesehner Mann in Berlin Hochzeit halte, und zu der Zeit wolle er dort sein, um bei dem Fest seines Amtes zu tun. Als der Gastgeber das gehört hatte, hielt er ein Weilchen

still und betreten an sich, ehe er sagte: „Herr, ihr verhöhnt wohl meine Wißbegier! Weiß ich doch die Stadt Berlin reichlich hundert gute Meilen weit von hier! Wie wollt Ihr die Strecke in der Frist abtun, die Euch bleibt! Ja, wenn ihr Pferd und Mann nicht schontet und Euch des Nachts nicht Rast gönntet, Ihr würdet etwa vermögen, zum andern Sabbat dort zu sein, nimmermehr aber zu diesem.“ Da lächelte der Baalschem ein kleines und bot ihm Antwort: „Sei um deswillen umbekümmert, Freund, meiner Pferde bin ich sicher. Sie haben schon manch gutes Stücklein für mich getan.“

Der Baalschem legte sich mit den Seinen zur Ruhe nieder, der Wirt aber blieb die ganze Nacht auf seinem Bett wach, denn der fremde Mann und seine Sache dünkten ihn allzu verwunderlich. Dazu war auch für seinen Blick etwas an dem Mann, was ihn nicht glauben lassen mochte, er sei ein Spaßvogel oder gar ein Narr. Das Verlangen kam über ihn, das Ende dieses Dings zu sehen. Und als er so um einen schicklichen Vorwand sann, dem fremden Prediger sein Geleit zu bieten, fiel ihm manches Geschäft ein, das er in Berlin mit einigem Vorteil abtun könnte. Da beschloß er, des Morgens mit dem Gast darüber zu reden. Als der Meister mit seinen Leuten sich vom Lager erhoben hatte, trat der Wirt zu ihm und trug ihm seinen Wunsch vor, und der Baalschem war es zufrieden. Hingegen zeigte er nicht sonderliche Eile wegzukommen, sah sich ruhig im Hause um, sprach mit den Seinen ein Gebet und hieß endlich den Wirt noch eine kräftige Mahlzeit bereiten. Die nahmen sie zu sich und verblieben dann noch im Gespräch, während der Wirt vor innerer Unrast und Neubegier getrieben ab und zu lief.

Als der Tag niederging, befahl der Meister, den Wagen zu bereiten und die Pferde anzuspannen. Sie zogen von hinnen, und bald kam die Nacht über sie. Der Baalschem mit den Seinen saß schweigend.

Dem Wirt war es seltsam und fremd in seinem Sinn, und es dünkte ihn, dieses sei eine Fahrt, derengleichen er niemals noch eine getan. Nichts als das Dunkel war da. Zuweilen war es ihm, als rollten sie tief unter den Wegen der Menschen durch geheimnisreiche Gänge der Erde, und dann wieder schien ihm der Weg, den sie nahmen, so entfesselt von Schwere, so leicht und durchsichtig, als schwebten sie in den Lüften dahin. Sie begegneten keinem Laut, keinem Menschen, keinem Tier, keinem Ort. Der Wirt vermochte seinen Gedanken nicht Halt zu gebieten, alles in ihm und um ihn schien sich in Flüchtigkeit aufgelöst zu haben.

Plötzlich war es ihm, als würde die Luft um ihn dichter, die erste Helle brach an, er fühlte die Erschütterungen des Wagens auf dem Erdboden wieder unter sich, fernhin bellte ein Hund, ein Hahn krähte, eine Hütte lag seitab im Dämmer. Eine Weile fuhren sie so, der Morgen war klar, und als die letzten Dünste in der Sonne aufgingen, sah der Wirt vor sich eine große Stadt liegen. Nicht der vierte Teil einer Stunde ging um, da langten sie in Berlin an.

Der Meister wählte eine bescheidene Herberge, die am Ende der Stadt stand, in jener Gegend, wo noch niedere Häuser fast ländlich in ihren Gärtchen lagen. Da ließ er sich in einer Laube vor dem Haus mit seinen Schülern zum Morgenimbiß nieder. Als sie diesen eingenommen hatten, blieben sie im Gebet und in Gesprächen gelassen beisammen. Der fremde Wirt, der die Fahrt mit ihnen getan hatte, dachte der Worte des Predigers, daß er zur Hochzeit eines großen Mannes nach Berlin reise und daß heute der Tag des Festes sei, und er konnte nicht verstehn, wie der Baalschem so ruhig sich hier verweile, statt sich den Gästen im Hause des Bräutigams zu gesellen. Noch tief befangen in dem Geschehnis der Nacht und doch schon gestachelt von der neuen Frage, näherte er sich dem Meister. Aber wie er sich an

schickte, den Mund aufzutun, hob der Baalschem das helle Angesicht, und der Wirt schaute darin den heiteren Spott, mit dem jener über seine unruhige Seele in großer Güte lächelte. Da verging ihm der Mut zur Frage, und er nahm Urlaub, sich ein wenig in der fremden Stadt umzutun.

Er war noch nicht eine Stunde unterwegs, als er sah, daß allenthalben die Menschen beisammenstanden, einander eine Neuigkeit mitzuteilen und sie zu besprechen. So trat er an einen heran und fragte bescheiden, was da wohl geschehen sei, daß die Leute ihrer Geschäfte vergäßen und so in Aufregung umherständen.

Er bekam den Bescheid, daß im Haus eines reichen Juden, der eben heute habe Hochzeit halten sollen, am Morgen die Braut plötzlich dahingeschieden sei, nachdem sie noch bis Mitternacht mit aller Freudigkeit ihren Staat gerüstet und die Vorbereitungen zum Fest geleitet, den Rest der Nacht aber in gleichmäßigem Schlaf verbracht habe. Auch sei sie keineswegs krank oder schwächlich gewesen, sondern als ein schönes und starkes junges Geschöpf allen bekannt.

Der Wirt ließ sich das Haus des Bräutigams zeigen. Dort eingetreten, fand er die Festgäste in Trübsal und Verwirrung die Tote umstehen, die blaß, aber unentstellt auf ihrem Bette ruhte. Die Ärzte schienen sich noch um sie bemüht zu haben und nahmen eben ihren Abschied von dem Herrn des Hauses, indem sie mit etlicher Verlegenheit äußerten, daß nun doch tot bleiben müsse, wer tot sei. Der Bräutigam stand reglos, sein Antlitz war vom Kummer wie von einem grauen spinnwebnen Schleier umsponnen. Der und jener unter den Gästen trat zu ihm und raunte ihm zu, was ihn trösten sollte, aber der Mann blieb stumm, als ob er nicht hörte. Da wagte es auch der Wirt, ging zu ihm hin und erzählte ihm, auf welch absonderliche Weise er

heute nacht so weiten Weg mit dem fremden Prediger gekommen sei. Und er meinte, der Wundermann, der diese Fahrt vermochte, verstünde sich wohl auf mehr, was nicht gewöhnlich sei, und riet dem Herrn des Hauses, zu ihm zu gehen und ihm sein Leid zu vertrauen. Der Trauernde griff nach seiner Hand, hielt sie fest und begehrte, zur Herberge des Baalschem zu gehen. Er trat vor den Meister, sagte ihm alles von der schweren Begebenheit und entbot ihn an das Bett der Toten. Der Baalschem ging unverweilt mit ihm zu der entseelten Braut und schaute lange in ihr verschwiegnes Angesicht.

Alle waren still geworden und warteten auf sein Wort. Er aber wandte sich von der Ruhenden und sprach zu den Frauen: „Bereitet eilig der Toten das Sterbegewand und tut ungesäumt eure Bräuche.“ Zum Bräutigam sagte er: „Entbiete Männer, daß sie am Ort des Lebens, wo du die Toten deines Hauses zur Ruhe bringst, auch dieser eine Stätte bereiten.“ Da sandte der Bräutigam hin und ließ ein Grab aufwerfen. Der Meister aber sprach weiter: „Ich gehe mit euch dieser Toten zum Geleit. Ihr aber nehmt die Hochzeitsgewänder und den Schmuck, den sie sich selbst zum heutigen Tag erlesen hat, und bringet ihn zum Grab.“ Als alles bestellt war, legten sie die Leiche in einen offenen Schrein und trugen sie hinaus. Der Baalschem ging als erster dem Sarg nach, und ihm folgte vieles Volk mit verhaltenem Atem.

Vor dem Grab befahl der Baalschem, die Tote im unbedeckten Sarg in die Grube zu legen, so daß ihr Angesicht frei gegen Himmel schaute und von allen gesehen werden konnte. Auch hieß er keine Erde auf sie werfen. Zwei Männern gab er Weisung, neben ihm zu stehn und seines Winkes gewärtig zu sein. Dann trat er zum offenen Grab, lehnte sich auf seinen Stab und ließ seine Augen auf dem Antlitz der Toten ruhen. So stand er unbeweglich, und die

ihn ansahen, bemerkten, daß er gleichsam ohne Leben war, als ob die Seele ihm entwichen wäre oder er seinen Geist an einen andern Ort entsandt hätte. Alle umstanden in weitem Kreis das Grab. Nach einer Weile winkte er den beiden Männern. Sie traten an das Grab und sahen, daß das Antlitz der Verschiedenen sich mit dem Hauch des Lebens gerötet hatte und daß der Atem aus ihrem Munde kam und ging. Der Baalschem gebot, sie aus dem Grab zu heben, es geschah, und sie stand aufrecht und blickte um sich. Da trat der Meister zurück und befahl dem Bräutigam, er möge unverzüglich und schweigend die Braut in ihre Schleier kleiden lassen, sie zum Baldachin führen und des Geschehnen mit keinem Wort gedenken. Der Bräutigam aber bat den Meister, er möge es sein, der die Ehe segne. So führten sie die Verschleierte ins Haus unter den Baldachin. Als der Baalschem aber die Stimme erhob und den Ehesegen über das Paar sprach, riß die Braut sich die Schleier vom Gesicht, sah ihn an und rief: „Dieser ist der Mann, der mich losgesprochen hat.“ Da fuhr der Baalschem sie an: „Schweig!“ Die Braut verstummte. Ehe die Leute sich besannen, hatte der Meister das Haus verlassen.

Später, als alle Hochzeitsgäste beim Mahl saßen und die Schatten der vergangenen Ereignisse zu weichen begannen, hub die Braut selbst an, ihre Geschichte zu erzählen.

Ihr Bräutigam war bereits einmal vermählt gewesen, und als Witwer hatte er sie zur Frau begehrt. Das erste verstorbene Weib aber war ihre Tante gewesen und hatte sie als kleine Waise bei sich aufgenommen und gehegt und neben sich im Hause groß werden lassen. Da geschah es, daß die Frau krank wurde und ihr nimmer zu helfen war, und sie selbst verstand wohl, daß ihrer Zeit nun das Ende kam. Da legte es sich ihr schwer in den Sinn, daß, wenn sie ein Weilchen tot wäre, ihr Mann, der noch jung

war, es wohl kaum werde lassen können, eine andre an ihre Stelle zu erheben. Und wie sie nachsann, begriff sie, daß es ihre junge Verwandte sein würde, die so gut Bescheid wie in heilen Tagen sie selbst in allen Geschäften des großen Hauses wußte und lieblich anzusehn ihm zu jeder Stunde des Tages vor Augen sein würde. Und weil sie selbst ihren Mann sehr geliebt hatte und bang um die kurze Frist war, die ihr an seiner Seite nur gegönnt gewesen, neidete sie das junge Wesen sehr. Als sie ihre letzten Stunden verrinnen fühlte, rief sie die beiden an ihr Bett, die sie so vergehen sahen und sie liebten, und ihre Seelen flossen vor Trauer über. Da nahm sie ihnen Versprechen und Handschlag ab, sich niemals mit einander zu vermählen. Den beiden, die um die Sterbende litten, erschien das nicht schwer, und gern gaben sie es hin.

Dann aber trug man die Tote hinweg, und ihr Platz war leer, und selbst ihr Schatten war aus den Räumen gewichen, und da waren nur noch die Lebenden, und alles war Leben um sie her, und sie sahen sich ins Auge zu jeder Stunde und verstanden bald, daß sie einander dennoch nicht lassen konnten.

Da brachen sie ihren Eid und gelobten sich einander an.

Aber am Morgen der Hochzeit, als die Luft im Hause voll leichten, freudigen Lebens war und keiner der dunklen Tage dachte, da eine nun Tote hier leidvoll gehaust hatte, kam der Wille der verstorbenen Frau zurück an seine Stätte, heischte sein gebrochenes Recht und begehrte das lebende glückliche Weib zu töten. Als nun, der fremden Kraft zu Gebot, das Leben der Braut sich von ihrem Körper gelöst hatte und der starr dalag, rang ihre Seele gewaltig mit der Seele der Toten um den Bräutigam. Als man sie zu Grabe trug aber, kamen ihrer beider Seelen vor die Entscheidung. Es war eine Menschenstimme über ihnen, die das Recht sprach, und sie rangen

vor ihr um das Gericht. Und die Stimme sprach das Urteil: „Du Tote, die du keinen Teil mehr an der Erde hast, laß ab von ihr. Denn sieh, bei den Lebendigen ist das Recht. Es ist keine Schuld auf diesem Weib und dem Mann, der es begehrt. Sie mußten tun, was sie nicht wollten, um die Not ihrer Seele zu stillen.“ Und da die Tote nicht nachließ, die Braut zu bedrängen, schrie die Stimme sie an: „Laß ab von ihr! Siehst du nicht, daß sie zur Hochzeit gehen muß? Der Baldachin wartet!“ Da erwachte die Braut zum Leben, ließ sich aus dem Grab tragen und in ihre Schleier kleiden, und noch leise betäubt folgte sie den Frauen zum Baldachin.

„Aber“, sprach sie zum Bräutigam und zu den Gästen, da sie ihre Erzählung vollendet hatte, „als der Prediger den Segen über uns sprach, erkannte ich die Stimme, die über mich das Recht gesprochen hatte.“

Die vergessene Geschichte

Als der Leib des Baalschem sich im Feuer seiner Seele schon fast aufgezehrt hatte und er daran war, sein irdisches Kleid abzustreifen, rief er alle Schüler zu sich. Er war schon auf sein letztes Lager hingestreckt; den Kopf hatte er, ein wenig erhoben, in die linke Hand gestützt, und sein Antlitz war während der ganzen Zeit, da er sprach, voll den Seinen zugewandt. Es war bleich und entrückt, aber sein Blick ruhte fest und eindringlich auf dem, zu dem er sprach. Er sagte einem jeden aus der Schar, wie er sein künftiges Leben führen und welchem Geist er es anheimgeben solle.

Unter seinen Schülern war einer, der ihm diente und stets um ihn blieb. Dessen Name war Rabbi Schimon. Ihn rief der Baalschem zuletzt und sprach zu ihm: „Freund, dir ist es vorgesehn, in der Welt umherzufahren und alle Orte heimzusuchen, wo Juden wohnen. Da wirst du in die Häuser gehen und

Geschichten erzählen, von mir reden und mit ehrlichen Worten darstellen, was du all dein Lebtag bei mir gesehen und von mir erfahren hast. Und was die Menschen zum Lohn dir in die Hände legen für dein lebendiges Wort, davon soll dein Erwerb sein.“
Da quoll dem Rabbi Schimon ein Unmut im Herzen auf. Wohl liebte er es, wie nichts sonst auf der Welt, vom Meister zu reden und dessen Worte mit den eignen Lippen nachzuformen; aber wie mochte es ihm frommen, bettlergleich umherzuziehn, keines Hauses, auch des geringsten nicht, Herr zu sein, ein ewiger Wanderer zu Gast am fremden Herd? So brachte er es nicht über sich zu schweigen, er mußte sein Tröpfchen Bitterkeit in des Herrn Sterben fließen lassen und sagte halblaut: „Was wird der Sinn davon sein, unstät und flüchtig soll ich werden und der ärmste Pilgermann hienieden.“ Da tröstete ihn der Baalschem und redete ihm zu: „Dein Weg wird ein lichtes Ende haben, Freund, und auch ein irdisches Gut wirst du auf ihm finden.“
Wie es dann alsbald geschah, daß der Meister die letzten Fesseln löste und in das Ewige einging, waren die Schüler in Liebe bedacht, zu erfüllen, was sein Wille über sie bestimmt hatte. Rabbi Schimon tat ein Wanderkleid an, zog von dannen und ging von Stadt zu Stadt, allen Juden die Geschichten vom heiligen Baalschem zu vermelden. Er gewann Ehre davon und hatte sein leichtes Auskommen. Und da er noch jung war und mit unbeschwertem Sinn die Augen schweifen lassen konnte, gewann er die schönen Wege lieb, die über die bunte Erde führen, und im Hin- und Wiederziehn fühlte er keine Bangnis mehr.
So waren zwei Jahre und ein halbes hingegangen, da traf er einen alten Mann, der aus Jerusalem kam. Der tat ihm zu wissen, daß in Italien in einer Stadt, deren Namen er ihm nannte, ein reicher Jude angesessen sei, der in seinem Herzen eine erstaunliche

Liebe zum heiligen Baalschem trage. Sein ganzer Sinn sei von ihm erfüllt, und all sein Trachten stehe darauf, vom Meister zu hören. Da meinte Rabbi Schimon bei sich, dieser Jude in Italien sei der rechte Mann, die wunderbaren Geschehnisse, von denen er zu sagen wußte, zu vernehmen. Waren doch seine Worte von dem Erhabenen über manchen törichten Sinn dahin- und an manchem leichtfertigen Ohr vorbeigezogen, so daß er wohl Lust spürte, vor einem wahren Lauscher, der ihm das Herz auftäte, zu erzählen.

Er kaufte ein Pferd und rüstete sich zur Reise. Sieben Monate währte es, bis er zur Stadt des reichen Mannes kam, denn er mußte an jedem Ort unterwegs so lange verweilen, bis er sich durch sein Erzählen in den Häusern das Geld zur Zehrung für die Weiterfahrt erworben hatte. Sogleich nach seiner Ankunft in der Stadt ging er in das Haus eines Juden und fragte nach jenem Mann, der so große Ehrfurcht für den Baalschem hegen sollte. Da erzählten ihm die Leute, daß der Jude, den er nannte, vor etwa zehn Jahren als ein Fremder in die Stadt gekommen sei. Er habe schon damals großen Reichtum mit sich getragen. Wenige Monate habe er hier geweilt, da sei der Letzte eines fürstlichen Geschlechts gestorben; sein Palast und all sein umliegendes Gut sei an einen fernen Verwandten in Rom gefallen, der, da er sein angestammtes Haus nicht lassen wollte, den Wunsch aussprach, das geerbte Gut zu verkaufen. Da sei nun der fremde Jude hingegangen und habe in purem Golde den großen Kaufpreis erlegt. Und alle Juden des Landes seien es über alle Maßen zufrieden, daß der fremde Mann so prächtig unter ihnen hause; denn es sei ein frommer und gütiger Segensgeist in ihm und über ihm. Auf dem Boden seines Besitzes habe er den Genossen einen herrlichen Tempel errichtet. Da trage seine Seele, die in einem ewigen Aufschwung zu Gottes Füßen liege, auch die

Seelen der Lauen und Weltlichen mit sich nach oben. Am Sabbat sei sein Palast jedem ehrbaren Juden offen, in weiten Sälen stünden die Sabbattafeln im Kerzenschein, im Linnen- und Silberglanz, und seit dem Fall der heiligen Stadt sei der Tag des Herrn wohl nirgends so strahlend erlebt worden wie hier. Bei jeder der drei Mahlzeiten des Sabbats lasse der Mann je eine Geschichte vom heiligen Baalschem sich und seinen Gästen vortragen, und in Ehren werde jeder aufgenommen, der von dem Gnadenreichen zu sagen wisse. Auch sei der Lohn über alle Weise: am Tag nach dem Fest reiche ihn der große Jude selbst in wohlgeprägtem Gold dem Erzähler.

Als Rabbi Schimon solches vernommen hatte, sandte er nach dem Palast und ließ da melden, ein Diener und Schüler des Heiligen sei in der Stadt angekommen. Sogleich kam der Haushofmeister, holte ihn ab und führte ihn unter mancher Ehrenbezeigung nach dem Schloß, wo ihm mehrere schöne und bequeme Räume angewiesen wurden.

Indessen hatte es sich in der Stadt selbst, ja im ganzen umliegenden Land unter den jüdischen Leuten verbreitet, daß ein Schüler des Baalschem gekommen sei. Am Sabbat drängten sich alle, die zu hören begierig waren, in so großer Menge wie noch nie zu den Tischen des gastlichen Mannes. Als die Gesänge der ersten Sabbatmahlzeit unter den Säulen der Halle feierlich und innig erklungen waren, erhob der Hausherr das Antlitz und wandte es dem Rabbi Schimon zu, und der las darin eine tiefe Bitte und eine sehnsüchtige Erwartung. Der Große forderte ihn mit leiser Stimme auf, wenn er ihn und sein Haus dessen für würdig erachte, von dem hohen Meister zum Trost der Seelen zu reden. Rabbi Schimon richtete sich in seinem Stuhl auf, legte die Arme auf die geschnitzte Lehne und öffnete den Mund, um in ehrfürchtigen Worten das Bild des wundersamen Herrn aus seiner Seele aufsteigen zu

lassen. Er war es gewöhnt, daß die Berichte aus dem Leben des Baalschem wie von selbst von seinen Lippen kamen, und daß sein Herz wie ein volles Salbgefäß war, bereit, bei jedem Gedenken an den Meister überzufließen. Aber wie er nun da saß, gewärtig, daß die Rede sich ihm im Munde gestalten würde, stieg ihm plötzlich von innen eine Eiseskälte auf, das Wort gefror ihm auf den Lippen, er erstarrte und erbleichte; dann stürzte eine siedende Welle über ihn hin, er erglühte und errötete, und alles Besinnen wich von ihm. Wie hinter einem Schleier sah er viele Augen an seinem Mund hängen; er öffnete die Lippen, aber der Laut blieb totgeboren. Die stumme Forderung auf all den Gesichtern, die ihm unerbittlich zugewandt blieben, peinigte ihn. Er nahm alle seine Kraft zusammen, um das Bild des toten Meisters vor seine Seele zu stellen, er gedachte der Stadt Mesbiž, ihrer Häuser und Mauern und Gärten und all der kleinen Dinge, die ihm so vertraut waren, aber der Gedanke wandelte sich nicht zum Bild, und sein Herz blieb leer. Verwirrt und beschämt brach er in Tränen aus und fühlte wie ein Feuermal brennend den Schmerz in seiner Seele, den die Mißachtung, die offen auf allen Gesichtern stand, ihm zufügte. Sie hielten ihn wohl für einen Betrüger, vom Geist der Lüge tückisch im Stich gelassen, für einen Falschen, der den Baalschem nie von Angesicht erschaut. Und er erlebte, wie die Leute voll Abscheu sich von ihm wandten. Nur der Hausherr sah ihn versonnen und voll gütigen Verstehens an und sagte: „Wir warten bis morgen. Vielleicht kommt dir dein Erinnern zurück."

Rabbi Schimon lag die ganze Nacht in Tränen und wartete, daß das Bild des Baalschem ihn heimsuche. Aber sein Sinn war verödet. Als er bei der Sabbatmorgenmahlzeit erschien, wandten sich alle von ihm ab und sahen über ihn hinweg, als ob der Raum, in dem er sich befand, eitel Luft wäre. Der Hausherr

aber sprach ihn wiederum an: „Vielleicht kannst du uns jetzt eine Geschichte erzählen.“ Da redete Rabbi Schimon zu ihm und beschwor ihn, daß diese Nacht des Vergessens, in die sein Denken versunken war, kein leeres und zufälliges Ding sei, sondern sicherlich von einer herrschenden Gewalt verhängt aus tiefem Grund zu sinnvollem Ziel. Der reiche Mann antwortete: „Laßt uns warten bis zur dritten Mahlzeit.“ Und Rabbi Schimon wurde auf seinem Angesicht eines demütigen Lächelns gewahr. Aber er war von Schmerz und Scham allzusehr heimgesucht, als daß er sich dessen in sich bedacht hätte. Auch bei der dritten Mahlzeit kehrte ihm die Erinnerung nicht wieder, und er litt in einem Abgrund der Qualen. Der Sinn der Gäste war gegen ihn ergrimmt, denn sie vermeinten, er habe sie mit falschen Worten verhöhnen wollen oder sein Herz sei noch mit unerforschten Ränken wider sie erfüllt. Er aber wappnete sich in Liebe und nahm alles mit getreuem Herzen entgegen, denn ganz in sich ahnte er nun, daß alles dies geschehn müsse, um ein wunderbares Ding zu erfüllen.

Aber der Sabbat verging, und nichts hatte sich verändert. Tags darauf nahm Rabbi Schimon Urlaub. Der reiche Mann entließ ihn mit traurig gesenktem Auge und gab ihm eine ansehnliche Gabe, die ihn für die weite Reise und die vielen Nöte entschädigen sollte. Auch gab er ihm einen bequemen Reisewagen und Diener mit, daß sie ihn bis an die Grenze des Landes brächten, von wo ab er sich wohl leichter allein behelfe. Der Gast stieg hinab und setzte sich in den Wagen. Alles war bereit, der Kutscher trieb eben die Pferde an, da war es Rabbi Schimon, als führe ihm blitzgleich ein weißer zündender Lichtstrahl durch den Leib. Als er sich auf sich selbst zu besinnen vermochte, war es eine gewaltige Geschichte von dem heiligen Baalschem, die urnah mit Bildesklarheit ihm vor der Seele stand. Er gab

sich eine Weile dem heftigen Entzücken hin, das ihn im Augenblick der Gnade überkommen hatte, dann hieß er den Kutscher den Wagen, der sich bereits einige Straßen von dem Palast entfernt hatte, wenden und kehrte zum Hause zurück, wo er einen Diener zum Herrn entsandte und ihm melden ließ, Rabbi Schimon sei zurückgekehrt, da er sich einer herrlichen Geschichte von dem heiligen Meister entsonnen habe. Der Herr empfing ihn — Rabbi Schimon aber, der nichts als seine Geschichte sah und fühlte, entging die zitternde Erwartung in seinen Mienen — und sprach: „Ich bitte dich, daß du dich zu mir setzest und mir die Begebenheit vermeldest, deren du dich zu dieser Stunde entsannst.“ Rabbi Schimon erzählte ihm, was folgt:

„Es begab sich einmal um die Zeit des ersten Frühjahrs, just vor den Tagen, in denen die Christen ihr Ostern feiern, daß der heilige Baalschem einen ganzen Sabbat in Betrübnis verbrachte. In tiefer Versunkenheit ging er in seinem Haus umher, bang, als ob seine Seele ihn verlassen hätte und zu irgend einem gefahrreichen Kampfe gezogen wäre, und als erwarte er zitternd und der Zweifel voll ihre Wiederkehr. Nach der dritten Mahlzeit, die er schweigend eingenommen hatte, hieß er den Wagen bereiten und die Pferde einspannen. Seine Schwermut und sein Zagen hatten wie eine drohend gefärbte Wetterwolke über dem Haus und den Seinen gelagert; es war, als ob alle in einem innern Weinen aufgingen. Bei seinem Gebot, die Ausfahrt zu rüsten, zog ein freies Aufatmen durch den Raum, denn alle wußten, auf diesem Weg ins Land nach Sabbatausgang pflegte sich zu schlichten, was vorher an Bösem sich zusammengeballt hatte.

Diesesmal waren es nur drei unter den Seinen, denen er gönnte, an der Fahrt teilzuhaben, und ich war einer unter ihnen. Wir fuhren die ganze Nacht, und wie oft schon, kannte keiner von uns das Ziel

der Fahrt. Als das Morgenlicht zögernd aufstieg, kamen wir in einer großen Stadt an. Die Pferde mäßigten ihren rasenden Lauf und hielten plötzlich, wie von einer gewaltigen Hand eingehalten, vor dem Tor eines düstern Hauses, dessen Seite in einer engen Gasse lag, während der Giebel einem breiten Platz zugekehrt schien. Das Tor war verschlossen, die Fenster von den Läden bedeckt, die ganze Gasse lag öde und verschwiegen da. Der Meister hieß mich absteigen und anpochen. Ich tat es und tat es eine geraume Zeit vergeblich, und schließlich legte ich all mein Begehren nach Rast hinein, und die grauen, verschlossenen Häuser hallten von meinen Schlägen wider. Da wurde eine kleine Tür, die in einem der riesigen Seitenflügel des Tores eingelassen war, von innen geöffnet. Vor uns stand eine alte Frau mit verstörtem Angesicht, daraus die geröteten Augen uns anstarrten. Sie betrachtete uns eine Weile, dann schrie sie plötzlich auf uns ein: „Was treibt euch, daß ihr gerade heut hierher kommen mußtet! Ja, wißt ihr denn nicht, daß ihr auf dem Wege zur Schlachtbank seid?“ Und da ich sie ohne Verständnis anblickte, denn mir schien, uns sei eine Tolle in den Weg geraten, zog sie uns in den Torweg und sprach: „Nun sehe ich, daß ihr Fremde seid und mit dem Brauch unserer Stadt nicht vertraut. Der ist so: Sie haben seit etlichen Jahren hier einen Christenbischof, einen stolzen, unbeugsamen Mann, der den Juden blutfeind ist. Er hat nun geboten, daß sie alle Juden, die sie am Tag vor ihrem Osterfest auf der Straße finden, greifen und martern, um Rache für ihren Messias zu üben. Deshalb hüten wir uns an diesem Tage und bergen uns zuinnerst in den Häusern. Das wissen sie wohl, und nun wollen sie das Los werfen, wer von unserm Volk der Pein anheimfallen soll. Euch aber,“ schrie sie, und drängte uns zum Wagen, „euch, die ihr fremd hier seid, wird man nicht schonen! Ihr kennt nicht die Leute dieser

Stadt, reißende Tiere sind sie, wenn ihr Blut entzündet wird. Eilt, eilt, sucht den nächsten Ort zu gewinnen und wartet dort das Ende dieses Unglückstages ab, ehe ihr hierherkommt, eure Geschäfte zu tun!“ So schrie die Alte und hob die Hände gegen oben. Uns dreien, die wir den Meister geleitet hatten, wurde es dunkel im Herzen. Der Baalschem aber hatte ihrer keine Acht, schob sie beiseit, trat ein, hieß uns das Tor öffnen und Wagen und Pferde in den Ställen und unseren Bedarf, den wir mit uns führten, im Hause bergen. Er stand und schaute ruhig auf alles, was nach seinem Wort geschah. Dann hieß er uns wieder Tor und Tür schließen, und wir waren in dem großen dunklen Flur. Der Meister winkte uns und ging voran, die Treppe aus geschnitztem Holz um einige Stufen ersteigend. Er öffnete eine Tür, und wir traten in einen stattlichen Raum, der um ein weniges über die ebene Erde erhöht war. Ich stand eine Weile, ehe meine Augen das Zimmer übersahen, denn obwohl draußen inzwischen der helle Morgen heraufgestiegen war, lag das Gemach im Dunkel. Man hatte die Fensterläden geschlossen und überdies die schweren Vorhänge zusammengezogen. Nach einiger Umschau wurde ich gewahr, daß der Raum viele Menschen barg. Sie hatten sich lautlos, wie vor Schmerz und Angst der Besinnung ledig, in den Winkeln versteckt. Es mochte wohl der ganze Hausstand hier versammelt sein. Indessen war uns die Alte vom Flur gefolgt, weinte und widerstritt in heftigen Worten dem Baalschem, daß er eingedrungen sei und am Ende damit gar das Unglück über ihr Haus herbeiziehe. Er antwortete ihr aber nicht, sondern durchmaß die Stube mit großen Schritten und hielt bei einem der Fenster, das von einem halbrunden Ausbau ins Freie ging. Er streckte gelassen die Hand aus und schob die Vorhänge zurück, hierauf öffnete er die Fenster und die hölzernen Läden dahinter und stand nun mit

seiner ganzen Gestalt gegen den offenen Rahmen. Die Morgenhelle und eine klare Luft strömten herein. Die Alte wagte nicht mehr laut zu reden, aber sie bedrängte den Meister mit verzweiflungsvollen Gebärden, daß er wieder schließen und sich zurückziehen möge. Da er aber garnicht auf sie sah, sank sie endlich schweigend neben den andern zu Boden.

Das geöffnete Fenster, das uns nun den freien Blick gewährte, ging nicht in die enge Gasse, durch die wir angekommen waren, sondern auf jenen großen Platz, dem die Giebelseite des Hauses angehörte. Inmitten sah ich eine Kirche aus weißem, edlem Gestein, die zwei schlanke Türme emporsandte. Gerade unserm Fenster gegenüber, an der Außenseite des Gemäuers, war eine Kanzel angebracht, wunderbar anzuschauen, wie ein geöffneter Blütenkelch. Sie war herrlich geziert mit erhabnem Bildwerk und goldnem Wandschmuck. Etwa dreißig steinerne Stufen führten zu ihrer Höhe. Als der Meister aufgetan hatte, waren noch wenige Menschen dagewesen, aber sie mehrten sich von einer Minute zur andern, sammelten sich und umstanden jetzt schon in gewaltiger Menge die Kanzel. Nun dröhnten die Stimmen vieler Glocken über uns hin und machten die Luft in dem Zimmer erbeben. Draußen unter den Menschen wurde eine Bewegung bemerkbar, ein Schieben und Drängen, und dann wurde in der dunklen Menge eine breite lichte Straße, und es erschien im prächtigen Aufzug mit Fahnen, Lichtern und Räucherwolken unter seinem silbernen Baldachin der Bischof. Alles war still geworden und wartete, der Bischof aber in seinem gleißenden brokatnen Gewand stieg die Stufen zur Kanzel hinan. Dort versank er anscheinend in ein stilles Beten, sich zur Predigt zu bereiten, und die ganze Menge kniete lautlos.

Der Meister stand unentwegt in dem offnen Fenster und sah hinaus. Dann sprach er mit heller Stimme

in eben dieses lautlose Schweigen hinein: „Schimon, geh hinaus und sag dem Bischof: ‚Israel, der Sohn Eliesers, ist hier und läßt dich rufen.‘“ Als die Leute, die mit uns im Zimmer waren, diese Worte hörten, kam eine wilde Angst über sie und ließ sie selbst die Furcht vergessen, die sie vorher getrieben hatte, sich in den Ecken zu bergen. Sie fuhren insgesamt auf, umringten den Baalschem und schrien auf ihn ein. Ein alter Mann sagte ihm, bebend vor Zorn: „Wer bist du, Verruchter, der du einen jüdischen Mann dem Henker in die Hände lieferst!“ Und sie verfluchten ihn aus der Folterqual ihrer Seelen. Er aber stand, als rührten ihre Worte ihm nicht an Ohr und Verständnis, sah mich bedeutsam an und sprach: „Geh, Schimon, geh schnell und fürchte dich nicht!“ Und ich, der ich einen Gedanken lang gezögert und wider die Furcht in meinem Herzen gestritten hatte, erkannte nun meinen Herrn wie zuvor und ging ohne Zagen durch die Menge zur Kanzel, und keiner hat auch nur ein Wort gesprochen oder einen Finger an mein Gewand getan. Ich schritt die Hälfte der Stufen hinan, bis ich innehielt und den Bischof in hebräischer Sprache anredete: „Der Baalschem ist hier in jenem Haus. Er läßt dich rufen, daß du zu ihm kommen mögest.“ Da gab mir der Bischof in der gleichen Sprache Erwiderung: „Ich weiß von seiner Gegenwart. Sage deinem Herrn, daß ich sogleich nach der Predigt bei ihm erscheinen werde.“ Ich wandte mich, ging durch die Menge über den Platz und trat in das Haus. Die Leute aber, bei denen wir weilten, hatten sich an die verschlossnen Fenster geschlichen, um durch die Spalten auf den Platz zu blicken und zu sehen, was mit mir sich begeben würde. Sie sahen, daß ich heil durch die Menge zur Kanzel kam, mit dem Bischof Zwiesprache hielt, wie mir geheißen ward, und ungefährdet wieder heimkehrte. Da faßten sie, daß es etwas Großes um unseren Meister sein müsse, und als

ich in das Zimmer trat, gewahrte ich sie meinen Herrn umringen und ihm Abbitte tun. Er aber hörte unbeirrt nur auf meine Botschaft, als seien er und ich allein im Haus. Als er mich vernommen hatte, lächelte er ein wenig und sprach zu mir: „Kehr um, geh noch einmal zur Kanzel und sag dem Bischof: ‚Sei kein Narr und komm sogleich, denn es ruft und lädt dich der Mann Israel, der Sohn des Elieser.‘“ Ich tat nach seinem Geheiß und schritt wieder zur Kanzel. Als ich auf den Platz trat, hatte der Bischof eben begonnen, zu predigen. Ich stieg hinan und zog ihn ein wenig an seinem Mantel. Da hielt er inne und sah mich an, und ich wiederholte die Worte des Baalschem. Ich bemerkte, daß sein Angesicht sich bei meiner Rede verfärbte; dann wandte er sich zum Volk und sprach: „Habet für eine kleine Weile Geduld. Ich werde zurückkehren.“ Er folgte mir über den Platz durch die Menge in seinen gold- und blumengestickten Gewändern, die hohe goldene Mütze auf dem Haupt, und so trat er in das Haus und vor meinen Meister, den heiligen Baalschem.

Sie gingen beide in ein besonderes Zimmer, verschlossen die Tür hinter sich und verharrten da an die zwei Stunden. Dann trat der Baalschem allein heraus. Er war hoch aufgerichtet, und in seinen Augen leuchtete die Herrlichkeit Gottes. Er befahl uns, eilig Wagen und Pferde zu rüsten, und ohne Besinnen und Umschau fuhren wir von dannen.

Ich weiß nicht, was zwischen dem Bischof und unserem Meister sich ereignet hat; auch den Namen der Stadt weiß ich bis heute nicht, denn der Baalschem hat ihn uns damals und später nicht kund getan. Ich weiß nur, daß es ein Großes war, das der Heilige gewirkt hatte, als er aus jener verschlossenen Stube trat, denn der Geist des Herrn leuchtete gewaltig von seiner Stirne, und er war anzusehen wie ein Cherub aus den Heerscharen. Nach seinem Tod habe ich versäumt, Nachfrage nach jener Bege-

benheit zu halten, denn ich hatte sie alsbald nach unserer Rückkehr völlig aus den Gedanken verloren, und heute erst, eben als ich dieses Haus verlassen hatte, entsann ich mich ihrer wieder."

Als Rabbi Schimon schwieg, stand der reiche Mann auf, streckte die Hände gegen oben, und Tränen stürzten aus seinen Augen. Endlich rang sich ein Strom glühender Dankesworte von seinen Lippen, und er pries Gott mit unendlichem Lob. Dann sprach er zu Rabbi Schimon: „Mein Freund, gesegnet sei dein Kommen, und gesegnet ein jedes deiner Worte. Ich weiß, daß die Wahrheit aus deinem Munde kam. Ich will dir kundtun, was von der Begebenheit dir dunkel blieb.

Jener Bischof, den du gerufen hast, bin ich. Ich habe dich erkannt, sowie du mein Haus betratest. Ich war einst ein Jude, erfüllt mit der wahren Weisheit, und eine geheiligte Seele war mein eigen. Da gewann der Geist der bösen Mächte Gewalt über mich und beherrschte mich völlig, so daß ich vom Glauben abfiel. Und da meine Seele stark und fruchtbar blieb und voll des Feuers war, gewann ich bald hohes Ansehen unter den Gläubigen meines neuen Bekenntnisses. Ich nahm die Weihen ihrer Kirche, stieg immer höher in ihren Würden, und bald beherrschte ich als Bischof alle Seelen des Landes.

Groß aber war mein Haß gegen mein einstiges Volk, und immer höher schwoll er an jedem neuen Tag. Denn in den Nächten, wenn meine Seele wehrlos war, kam die Scham des Abtrünnigen zu mir und erwürgte mir alle Ruhe. Tags aber, wenn ich gewappnet war, nahm ich Rache für die Unrast meiner Nächte, und da schürte ich das böse Feuer und nährte alle Tücken in den Seelen meiner Gemeinde gegen die Kinder des Volkes, das ich verleugnet hatte. Ich hieß sie grausame Racheostern feiern und vergiftete den Juden alle Tage des Jahrs mit bitterer Angst.

Nun aber war es so, daß meine jüdischen Ahnen ein glaubensstolzes und ehrenhaftes Geschlecht darstellten, das ein großes Verdienst vor dem Herrn aufwies, und manch einer von ihnen hatte mit dem Blut seines Herzens den hohen Bund besiegelt. Meine Missetat hatte den Frieden ihrer Ewigkeit gestört; im Schmerz versammelten sie sich, suchten den Baalschem heim und baten ihn, daß er sich meiner verfallenen Seele erbarme und zu meiner Lösung wirke. Da kam der Heilige in meinen Träumen zu mir und rang mit dem bösen Geist, der mich besaß. Sie waren beide gewaltige Kämpfer, und ich wurde zwischen ihnen hin und her gerissen wie ein armseliges Blatt im feurigen Sturm. An jenem Sabbat der Juden aber, der dem christlichen Osterfest voranging, war der Geist des Heiligen Tag und Nacht mir zur Seite, und schon hatte er meinen Willen gewonnen, und in der Nacht beschloß ich, am Morgen zu fliehen, alles zu lassen und zu dem Volk meiner Kindheit wiederzukehren.

Aber mit dem Tag stieg der Zweifel in mir auf, und als die Glocken nach mir riefen, die Menge wartend die Kirche umgab und die Diener mir die goldenen Gewänder auf die Schultern legten, vermochte ich nicht mehr, all der Macht über den Menschensinn zu entsagen, und ich schritt hinan zur Kanzel. Da entsandte der Heilige dich, mich zu rufen. Ich aber wollte vorerst meine Predigt sprechen, denn an meinen eigenen Worten, am entzündeten Gemüt derer, die mich umringten, gedachte ich meinen Willen zu stärken, um dann vor dem Meister in meinem Trotz bestehen zu können. Du riefst zum zweitenmal, da verließ mich aller Widerstand, und ich folgte, wie ein Kind in der Dämmerung dem Ruf der Mutter nachgeht.

Ich kam zum Meister, und er rang um meine Seele und gewann sie. Er wies mir den Weg, wie ich mich von meiner Schuld erlösen könne, und ich wurde

zum Büßer von dieser Stunde an. Vor dem König und vor allem Volk bekannte ich mein Verfehlen; dann zog ich aus dem Land. Ich kam hierher, verbrachte meine Jahre in der Läuterung meiner Seele und erwartete den göttlichen Losspruch. Denn wisse, der Baalschem hat mir verkündet: ‚Wenn einst einer zu dir kommt aus fernem Land und dir deine Geschichte erzählt, deute es als das Zeichen der Befreiung aus den Ketten deiner Taten.' Als du nun kamst und alles Geschehene deinem Gedanken entrückt war, verstand ich, daß dies um meinetwillen sei, weil ich das Meine noch nicht vollbracht habe, und ich versenkte mich aufs neue in die Tiefen der Hingabe. Jetzt jedoch, da du dich entsonnen hast, weiß ich, daß mir geholfen ist.
Du aber, mein Freund, wirst nun eine Stätte haben und nimmer flüchtig sein auf Erden: denn alles, was mein ist, will ich mit dir teilen, aus dessen Munde mir das Wort der Lösung kam."

Die niedergestiegene Seele

Es war unter den vielen kinderlosen Ehefrauen, die mit Bitten und Bedrängen um das Wunder zum Baalschem kamen, ein Weib, das regelmäßig in kurzen Zeitfristen wiederkehrte, um zu seinen Füßen zu weinen und ihm den Mangel ihres Lebens ans Herz zu binden. Von ihr kam kein lautes Heischen, kein gewaltsam überfließendes Schluchzen und Begehren. Sie erschien und verschwand ohne viele Worte, doch mit einem Brand in den Augen. Als der Baalschem sie zum erstenmal unter seinen Besuchern gesehen hatte, war sie ein liebliches jugendfrisches Geschöpf gewesen. In den Jahren aber, da sie in ihrer eindringlich schweigsamen Art oftmals wiedergekehrt war, wurde ihr Antlitz vergilbt und so hager, als sei alles hinweggebleicht und hinweggezehrt vom großen Wunsch und von

den vielen Wegen, denn die Stadt, wo sie vermählt und behaust war, lag fern vom Wohnort des Meisters.

Als sie einstmals wieder das schmale Haupt vor ihm beugte, die dunklen Augen von lautlos rieselnden Tränen benäßt, flehend mit dieser einzigen, ehrfürchtigen Gebärde, legte er seine Hand ihr auf den Scheitel und hielt eine lange Weile nachsinnend inne. Sein Auge sah weithin, wie das Auge eines, der aus einer dahingegangnen Zeit eine lange Reihe entschwundner Bilder aufweckt. Dann atmete er tief auf, schaute auf sie nieder und sagte mild: „Geh heim, Weib, du wirst in Jahresfrist den Sohn gebären, auf den deine Seele hofft!“ Das Weib ging also hinweg.

Sieben Jahresläufe wurde sie nimmer vom Meister gesehen. Danach fand er sie eines Tags wieder mit einem herrlichen Knaben an der Hand unter der Schar derer, die ihn zum Fürsprech ihrer Seelen erkoren. „Meister,“ sprach sie, „sieh hier das Kind, das mir nach deinem Wort geboren wurde. Dir bringe ich es dar, denn wisse, ich zittre um sein Wesen, das nicht aus meinem geboren scheint, wie sein Leib aus meinem Leib.“ Der Baalschem sah auf das Kind, und es war ihm, als hätte er niemals etwas so Anmutiges und Stolzes gesehen wie dieses kleine Geschöpf in seinem dürftigen Gewändchen. Auch der Knabe schaute auf, aber keineswegs nach Kinderart, scheu oder zutraulich, sondern sehr ernst senkte er seine Augen in die des Meisters ein. Es war wie ein Fragen darin oder ein schwermütiges Suchen. Der Baalschem hob das Kind hoch auf seine Arme und fragte das Weib: „Wie kann dein Herz es verwinden, ihn von dir zu lassen, um den du all die Jahre deiner Jugend mit Gott gerungen hast?“ Das Weib antwortete: „Herr, als der Knabe zum erstenmal seine Augen auftat und mich ansah, mit fremden Blicken wie von weither, zog mein armes Herz

sich zusammen vor Verwunderung, als ob er nicht meines Blutes wäre. Mit seinem fernen Auge hat er alsdann, als er größer wurde, über unser kleines Haus hinweggesehn und über all unser Tun und ist mit uns gewesen wie ein Gast und nicht wie unser einer. Ob er auch still und gut war und mir wenig Nöte mit seines Leibes Bedürfen antat, Meister, so schuf er mir doch allzeit Sorge, denn es ist ein ewiges Zuwarten und Aufhorchen in seinem kleinen Gesicht und ein ganz seltsames Wesen über ihm. Da sank uns gar bald der Mut, dieses Kind aufzuziehn, denn uns dünkt, wer ihm Führer sein will, der muß weiter sehen, als wir beiden armen Leute. Darum biete ich ihn dir."

Der Baalschem nickte schweigend und entließ die Frau, den Knaben aber nahm er unter sein Hausgesind auf. Er gewährte ihm, seinem Herzen allzeit nah heranzuwachsen, und speiste seine Seele mit dem heiligen Feuer des eigenen Wesens. Der Knabe hing seinem Pfleger mit einer Treue an, die so brennend als hingebend war, und kannte kein seligeres Genügen, als mit ihm die Luft eines Raums zu atmen und jedes Wort seiner Rede aufzusaugen. Das Kind war so hoch im Stand der Gnade, daß es allen Staunen schuf, die es sahen, und in aller Herzen Gefallen gewann. Viele der Reichen hätten den Knaben gern ihrem Haus zur Ehre gewonnen, indem sie ihn einer Tochter vermählten, und es schickte sich zuweilen, daß einer unter ihnen dem Meister davon redete. Der aber gab ihnen nur wenig Gehör und wehrte sie leichthin lächelnd ab, wie man ein gänzlich Unmögliches abstreift. So gedieh in allen die Meinung, es sei dies darum, daß keine der Verbindungen ihm genug des Glanzes für den Pflegesohn verheiße. Daher gebot ihnen die Ehrfurcht vor dem Meister, ihren Wunsch zu vergessen.

Da geschah es eines Tags, daß der Baalschem einen Vertrauten zu sich beschied und ihn in eine ent-

fernte Stadt gehen und dort einen Mann aufsuchen hieß, dessen Namen er ihm zu wissen tat. Diesem hieß er ihn ein Schreiben reichen, das er in seine Hände legte. Der Bote ging wie ihm befohlen war, kam nach zweier Wochen Wanderschaft in den genannten Ort und forschte in den Häusern der Frommen nach dem Mann. Allein es zeigte sich, daß keine Seele den Namen kannte. Tag um Tag ging hin, und nichts wurde dem Suchenden kund, so daß sein Mut schon sank und Beschämung ihn befiel. Eines Abends begegnete er einem ältlichen, gebückten und ärmlichen Juden, der einen Korb frischer Gartenfrüchte feilbot. Als er ihn von ungefähr nach seinem Namen fragte, wies es sich, daß er es sein mußte, dem das Schreiben des Baalschem bestimmt war. Da der Bote dies erkannt hatte, reichte er ihm den Brief, obgleich es ihm sonderbar erschien, was der Heilige diesem geringen und töricht aussehenden Mann Wichtiges mitzuteilen haben möchte. Allein alsbald zeigte sich, daß der Händler des Lesens keineswegs kundig war, und so eröffnete der Bote den Brief und las ihn ihm vor. Da war geschrieben, daß der Meister für seinen Pflegesohn des armen Mannes drittgeborene Tochter zum Weibe heische, — es war ihr Name und Alter genannt und ferner, daß er willens sei, die Aussteuer und Hochzeit aus seinem Gute zu besorgen. Auch wolle er dem Vater fürder Beistand tun, falls es ihm in irgendeinem Belang mangle. „Bist du's also zufrieden?“ fragte der Bote den Alten. „Ach, Herr,“ sagte der und lachte über sein ganzes vergrämtes Gesicht, „wie sollt' ich es wohl zustande bringen, da unzufrieden zu sein? Hab' ich nicht das Haus voller Töchter, die barfuß laufen und sich um den raren Bissen untereinander balgen? Dies Kind aber, das der Erhabene seinem Knaben zum Weibe begehrt, ist viel zu vornehm für meine Armut, geht und tut ihr Tagewerk, als ob sie im Traum wandle, und setzt

ihre Rede, daß ich alter Einfältiger kaum weiß, was sie da sagt!“

Des nächsten Tags brachen sie auf, zum Baalschem zu ziehen, der Bote und der alte Jude mit seinem Kind. Als sie im Haus des Meisters angelangt waren, nahm er den Vater mit seiner Tochter liebreich auf und tat ihnen viel Güte an, daß sie in Heiterkeit auferstanden wie die Pflanzen am Morgenlicht. Alsbald bereitete sich das Haus zur Hochzeit. Das Segensgeleit sprach der Baalschem selbst über die jungen Leute. Als das Mahl seinem Ende zuging und alle, die um die blanken Tafeln saßen, freudigen und feierlichen Herzens waren, begann der Heilige, fast wie achtlos, nur zum Nächsten gewendet, und erzählte mit leiser Stimme eine Geschichte. An seinen Mienen jedoch und am Ernst seiner wunderbaren Augen erriet ein jeder, daß dieses Ding, von dem er zu reden anhob, aus der Urquelle seines Schauens kam und an den Sinn dieses heiligen Tages rührte. So wurden sie aufhorchend stumm und unterließen jegliche Hantierung, Antlitz und Wesen dem Meister zugewandt. Das Brautpaar aber faßte sich an den Händen und lauschte.

Die Geschichte lautete also:

„Es herrschte einst ein weitgebietender König in einem fernen Land, der war sehr traurig durch viele Jahre, denn seine Gemahlin hatte ihm kein Kind geboren.

Einst sprach er mit einem Magier von dieser Verdüsterung seines Lebens. Der hörte ihm wägend zu, lächelte geheimnisvoll und redete alsdann: ‚Mein Herr, es liegt ein jegliches Ding daran, daß wir die Oberen zwingen mit heftigem Ansturm der wünschenden Seele. Es mag aber sein, daß du durch deine Schwermut ermattet bist. So harre ein kleines, ich will dir Helfer schaffen im Rufen. Folge nur meinem Rat und lasse noch heut im Lande wissen, daß du es verhängst über das Volk der Juden,

das unter deinem eingeborenen Volke haust, es möge so lange verurteilt sein, seines Glaubens und seiner Sitten zu vergessen und ihrer nimmer zu pflegen bei Todesnot, bis der Himmel dir den Sohn und Erben deiner glorreichen Herrschaft gewährt.'

Obzwar der König nicht begriff, wie es in der Meinung des Magiers um das bestellt war, was er dartat, und wie all dies mit einem Erben seines Blutes, den er so gewinnen wollte, zusammenhing, willigte er gleichwohl in den Vorschlag und ließ die Kunde rings in allen seinen Landen verbreiten. Da erschrak ein jedes jüdische Herz, und Scheu und Kummer krochen in die Seelen. Weil die Juden aber ihrem Glauben ergeben waren, ließen sie nicht von ihm, sondern dienten ihm mit gleicher Treue wie ehedem, in dunklen Nächten und heimlichen Verließen, in stählern gehüteter Gemeinschaft. Und so kam es, daß die Seelen, die des Tags in den Krallen jenes bitterbösen Tiers, das da Angst heißt, gefangen lagen, nächtens, wenn ihnen niemand ihren Gott wehrte, wie Sturmwind gewaltig ihre vereinten Bitten emporsandten, der Herr möge dem König das Kind gewähren, das sie aus knechtischer Schande befreie. So inbrünstig war ihre Ausdauer, daß die Himmel von dem Andrang erregt wurden und die heiligen Seelen, die unentwegt nur in der Freude Gottes bestehen, wieder miterzitterten in dem großen irdischen Jammerruf. Aber der Sinn des Höchsten blieb unberührt. Da wurde eine der verklärten Seelen so sehr vom Gefühl des Mitleidens ergriffen, daß sie die Scham beiseitetat, vor dem Thron des Ewigen erschien und bat: ‚Du, dessen Namen ich nicht nenne, lasse mich wiederkehren zur Erde, von der du mich erlöst hast, auf daß ich, dem König zum Sohn geboren, durch meine Einkehr in die Menschheit das Judenvolk freimache.' Der Herr gewährte es.

Dem König wurde der Sohn geboren, nach dem sein Sinn verlangte. Allein in der völligen Beglückung

vergaß der König die Juden; er unterließ es, ihre Not nach seinem Wort zu beenden, und es war keiner im Land, der ihr Mittler beim Herrscher geworden wäre.

Das Kind aber war über alle Maßen schön von Angesicht und liebreizend in seiner Seele und von frühen Jahren an dem sinnenden Ernst und der Weisheit hold. Es wies sich späterhin, als es zum Jüngling wurde, daß an seinem lauterklaren Geist die Lehren seiner Erzieher erbleichen mußten wie trügerisches Metall, und so kam der König in eine wahrhafte Not, wen er seinem Sohn zum Führer bestelle. Just in jenen Tagen jedoch war rings im Land viel des Aufhebens um einen alten Fremdling, der vor kurzem erst nach der Königsstadt gekommen und von dessen Herkunft wohl viel des Vermutens, aber keine sichere Kunde war. Obzwar der greise Mann keinen suchte und den Markt und die Gassen mied, erzählte man sich doch vieles von seinem Wissen und der Macht seiner stolzen und gütigen Seele, die ihn, wo die Not es heischte, zum Berater und Helfer werden ließen. Auch sprach man von den eigentümlichen Gewohnheiten seines Lebens, die ganz und gar von jenen abweichen sollten, deren man in jenem Land und zu jenen Tagen pflegte. Das Ende all dieser Betrachtungen war, daß das Volk wähnte, er sei höheren Gewalten verbunden, und große Ehrfurcht vor ihm gewann.

Auch dem König wurde davon geredet, und es kam dahin, daß er in dem geheimnisreichen Mann den rechten Lehrer für seinen einzigen Sohn erblickte, ihn vor sich rufen ließ und von ihm verlangte, daß er bei ihm wohne und den Königssohn erziehe. Der weise Mann war willens, das Begehren des Königs zu erfüllen, wenn ihm eine Bedingung, die er stellte, erfüllt würde. ‚Wisse,‘ sprach er, ‚daß im Kreislauf eines jeglichen Tags für mich Stunden kommen, da ich allem Leben fern sein will. Darum, soll

ich in deinem Hause wohnen, gebiete, daß zu jenen Stunden, in denen ich mein Gemach verschlossen halte, keiner bei mir eindringe, mit Gewalt nicht, noch mit List!' Das gelobte der König und gab es allem Hausgesind wie seinem eigenen Sohn zu wissen, daß nach seinem Willen der Wunsch des Weisen zu achten sei bei eines jeden eigenem Leben.

Der Königssohn gewann eine starke Liebe zu dem Alten und war ihm mehr zugetan als seinem Vater. Nur daß der Lehrer ihm zu Zeiten gebot, ihn zu verlassen, tat ihm bittern Schmerz, und nach Art der Jugend setzte er dem Manne zu, mit Schmeicheln und Bitten, er möge ihn in jenen geheimen Augenblicken um sich dulden, ohne daß ihm jemals Gewährung ward. Da verbarg er sich eines Tags in einem Winkel des Gemachs, hinter einer Tür, die auf einen Söller führte, und harrte mit pochenden Pulsen. Als der Meister den Raum verriegelt hatte und nach einer Weile alles still wurde, trat der Königssohn heraus und fand seinen Lehrer vor einem Pult stehend über einem alten Buch, bekleidet mit dem Gebetmantel und mit den Gebetriemen gekrönt. Der Alte sah ihm bekümmert und schweigend ins Angesicht. Da wurde dem Jüngling recht weh und er sprach: ‚Ich habe Euch mit nichten betrüben wollen, der ich Euch im Grunde meiner Seele getreu bin. Doch nun würdigt mich Eures Vertrauens und sagt mir, welcher Art dies seltsame Gebaren ist, das ich an Euch bemerke.' Da erzählte der Alte, daß er, von Geburt und Abstammung ein Jude, durch das Gebot des Königs seines Glaubens verwiesen und zur Heimlichkeit verurteilt sei. Der Jüngling wurde begierig, etwas von den Gesetzen und vom Wesen dieses Glaubens zu erfahren. Der Lehrer tat ihm den Willen. Alsbald gewann der Königssohn eine Neigung zu den heiligen Schriften, und jener unterwies ihn nun Tag für Tag in großem

Eifer und Geheimnis. Das alte wundermächtige und heldenhafte Leben, das aus den ehrwürdigen Zeichen aufstieg und in dem jungen Geist lebendig wurde, überkam den Knaben, und er fühlte, daß er alles dieses fürder nimmer in Verborgenheit gewinnen, sondern offen bekennen und erwählen müsse. Das sprach er seinem Lehrer aus. Der aber riet ihm, er möge, wenn dem also sei, Stand und Ehren und allen Glanz der Zukunft dahinwerfen und in der Stille nächtens mit ihm fliehen in ein fernes Land, wo sie unbekümmert und unangefochten der Lehre leben wollten. So war es der Jüngling zufrieden, und sie gingen eilends, mit Schweigen und unter großer Vorsicht hinweg, daß keiner ihres Wegs gewahr wurde.

So kamen sie in ein Land, wo das Judenvolk in Frieden seines Glaubens pflegte. Hier lebten sie mehrere Jahre in Abgeschiedenheit. Der Jüngling wurde ein Großer in der Erkenntnis und ein Begnadeter der Mysterien. Darnach fügte es sich, daß ein Zaddik aus uraltem, erhabenem Geschlecht in jene Stadt kam, wo die Juden ihn in hohen Ehren empfingen. Auch der Königssohn und sein Lehrer eilten herbei, den Heiligen zu grüßen. Dabei begab es sich, daß der Jüngling durch seine edle Führung und die große Lauterkeit, die von ihm ausging, das Wohlgefallen des Zaddiks so sehr gewann, daß er ihm seine einzige Tochter zur Ehe bot. Als der Königssohn die Hochzeit beging, sprach er zu dem jungen Weibe: ‚Ich habe eine Bitte an dich, Teure, an diesem Tag. Es ereignet sich zuweilen, daß in den Augenblicken der Erhebung mein Leib wie leblos darniederliegt und einem Toten gleich sieht. Dann mögest du dich nicht dem Schmerz hingeben, noch Zeugen herbeirufen, daß sie mich etwa beleben, sondern gleichmütig und in Frieden die Zeit erwarten, da meine Seele freiwillig in den Bereich des körperlichen Lebens zurückkehrt.‘

Das Weib, das so holden als tapfern Gemütes war, versprach dies wohl zu achten und tat es auch hinfort, sowie die Umstände es geboten. Sie war dem Mann eine sanftmütige und glückliche Gesellin und die beiden weilten all ihre Zeit in liebreicher Gemeinschaft. Da ereignete es sich einstmals, daß der Gatte in eine ungewöhnlich tiefe Verzückung verfiel, in der sein Leib wahrlich totengleich verblieb. Die junge Frau ertrug den Anblick anfangs gefaßten Muts, alsdann aber, als die übliche Spanne Zeit verstrichen war, überkam sie eine betäubende Angst. Sie wollte Menschen herbeirufen, entsann sich aber sogleich des Verbots und sank still an der Seite des Leblosen in verzweifeltem Harren nieder. Nach langen Stunden zeigten sich an dem Körper des Entrückten die ersten Spuren des wiederkehrenden Lebens. Er richtete sich auf und kam langsam zur völligen Besinnung. Die Frau wollte ihn freudig grüßen, allein er erwiderte still und wehmütig ihre Worte, und es war ihr, als ob sein Blick mit einem zagenden Mitleiden auf ihr ruhe. Den ganzen Tag blieb er in sich gekehrt und versonnen. Des Abends fragte ihn die Frau mit liebevollem Drängen, was ihm das Herz belaste, er möge ihr nichts verschweigen. Da antwortete er ihr: ‚Wisse, mein Weib, daß mir heute, als ich in den ewigen Höhen weilte, eine schwere Kunde geworden ist. Um meiner Geburt willen und um der ersten Jahre meines Lebens, die ich in Gepränge und eitler Weltlichkeit am Königshofe gehalten wurde, ist mir ein höherer Aufstieg der Seele verwehrt, es sei denn, daß ich den Tod ergreife und dann wiedergeboren werde von einem armen, reinen und demütigen Weib. Darum bitte ich dich, mein Liebling und mein Gemahl, daß du eines Sinns mit mir seist und mir gewährest dahinzugehen ohne Verzug.‘ Die Frau sprach: ‚Ich bin es zufrieden, wenn du mich mit dir sterben läßt und wenn ich mit deiner Seele wiederum zur Erde kehre

und in deinem verjüngten Leben aufs neue dir als Weib vereint werde.'

Sie legten sich zum Todesschlaf selbander und gingen im gleichen Atemzug vereint dahin. Es verging hier unten ein Maß der Zeit, indessen ihre Seelen ins Dunkel tauchten, da man die Zeit nimmer mißt, und dann kehrten sie wieder. Der Mann wurde von einer Demutsreichen in der Stille der Armut geboren, und das Weib sah in eines Dürftigen Hütte wieder ins irdische Licht. Und sieh, ihre Kindheit und die Jahre ihrer Jugend waren ein langes, ungewußtes Suchen nach dem Unbekannten, das ihnen im Grunde des Herzens schlief. Sie sahen über das Leben und ihre Nächsten hinaus mit fremden, irrenden Augen jedes dem Gemahl seiner Seele entgegen und waren nur zaghaft, weil sie, seit sie aus den Fluten des Vergessens aufgestiegen waren, nicht mehr wußten, was sie erwarteten. Und ihr, Freunde, ihr alle sollt wissen, daß sie sich gefunden haben und sich begegnet sind, und daß sie hier, Bräutigam und Braut, mild vereint unter euch sitzen."

Da war ein großes Bewegen in aller Herzen, als der Baalschem schwieg, und über aller Stirnen lag ein Glanz wie vom Begreifen der ewigen Wandelgänge.

Der Psalmensager

In einer Stadt unfern der Stadt des Baalschem lebte ein reicher Mann, der zu den seltenen Zeiten seiner Einkehr in sich selber dem Dienste Gottes hold war, gemeinhin aber dem bunten Treiben und einer herzhaften Geselligkeit ergeben die Güter seiner Seele brachliegen ließ. Er hatte wohl oft von dem Heiligen gehört und wußte, daß alle Frommen ihn heimsuchten, doch mied er ihn, sei es, daß er eine Scheu vor ihm trug, sei es, daß er von jeglichem Tag mit irgendeiner Last weltlichen Glücks beladen keinen Drang nach dem hellen Frieden des Meisters ver-

spürte. Der Baalschem aber wußte um ihn und um sein Leben, wie um das aller Kreatur, und liebte ihn auf eine heimliche Weise aus der Ferne. Denn der sorglose Mann war im Grund seines lärmenden Wesens von einer triebhaften Güte, die, bisweilen vom Begehren nach der Lustbarkeit überwuchert, vom jäh aufwallenden Zorn verdunkelt, doch immer wieder kräftig hervorbrach und vielen Armen und Bedrängten ein bescheidnes Genügen im Schatten seines breiten Daseins gewährte.

Als er einmal wiederum in sich schaute, fand er, daß er etwas für die Ehre Gottes tun müsse, und beschloß, eine Tora schreiben zu lassen. Als die Stille aus seinem Herzen verflogen war, blieb wohl der Wille zurück, allein die Demut hatte ihn verlassen, und er begann die Ausführung auf seine Art mit vielem Prunk und Glanz. Ein berühmter Toraschreiber wurde berufen. Dann ließ der Reiche die auserlesensten Tiere schlachten, verteilte ihr Fleisch unter die Armen, ließ die Häute zu Pergament verarbeiten und auf sie die heiligen Bücher schreiben. Das Werk währte eine lange Zeit und war vollendet das Staunen und die Rede der Stadt. Der Besitzer hatte ihm eine kostbare Lade und eine Hülle aus edlem Stoff mit Zieraten aus Metall und Steinen bereiten lassen. Als alles fertig dastand, gab er der Stadt ein Fest. Nicht die Armen und nicht die Mißgünstigen schloß er aus, sondern nahm alle in sein Haus auf zum Mahl, denn er wollte, daß sein stolzer Gottesdienst ein Freudenfeuer in allen Seelen entzünde.

Es währte schon drei Tage, daß sein Haus sich zu jeder Stunde aufs neue mit Menschen füllte, die sich an die langen Tische setzten und aßen und tranken, und seine Diener hatten all die Nächte sich des Schlafs erwehren müssen. Unter ihnen war einer, ein schlichter und redlicher Mann, der Psalmensager zubenannt, weil die heiligen Gesänge nicht aus seinem Munde wichen; er gesellte sie aller Ar-

beit, die er tat, und sagte sie auf eine schöne und gerade Weise, nicht wie ein Buch der Schrift, sondern wie die Klage eines Menschen, der leidet und Gottes Ohr an seinem Munde fühlt. Der Reiche kam oft leis herbei und hörte ihm zu, und sein Herz sang mit dem Singenden. Es war ihm, als töne in dem Lied des Mannes die Stille, die ihn selber so selten heimsuchte, und wie um ihr zu gehorchen, ehrte er ihn und hielt ihn niemals zu harter Arbeit. In den Tagen des Festes hatte der Psalmensager gleich den andern Knechten unablässig bei Tische aufwarten und den Gästen dienen müssen, doch hatte ihn der Hausvater den Besuchern zugeteilt, die er vor allen wert hielt und in seiner eigenen Stube bewirtete. Da begab es sich am Abend des dritten Tags, daß die Gäste das Handwasser zum Segen der Waschung vor der Mahlzeit begehrten; sie riefen den Diener, aber sie vermochten ihn nirgends zu finden. Da ging der Herr selbst im Haus umher, ihn zu suchen, und fand ihn nach einer Weile in einer der Bodenkammern in seinen Kleidern auf einem Bette schlummernd. Er rief ihn an, aber der andre war tief im Schlaf befangen und gab nicht Rede noch Antwort. Da stieg dem Herrn der Grimm auf, er riß den Liegenden an den Schultern hoch und schrie ihm zu: „Geh zum schwarzen Jahr, du Psalmensager!“ Der Diener sah dem reichen Mann mit strengen Augen ins Gesicht. Dann sprach er: „Herr, Ihr wähnet schlecht, wenn Ihr glaubt, es sei da keiner, dem armen Psalmensager sein Recht zu schaffen.“ Der Herr aber achtete seiner Worte nicht und begab sich wieder zu seinen Gästen.

Als er ein geringes später vom Saal auf den Flur des Hauses ging, um etwa Neuangekommene zu begrüßen, trat eben ein fremder Mann zum Tor herein, nach der Art eines Dieners im Gewand, der sprach ihn an und sagte: „Herr, mein Gebieter hat ein Ding mit Euch zu bereden, das ist von Wichtigkeit und

mag keinen Aufschub leiden. Darum bittet er Euch, da ihn einiges abhält zu Euch zu kommen, Ihr möget die kleine Mühe nicht scheuen, in den Wagen zu steigen, der vor Eurer Tür steht. Der Weg ist kurz und die Pferde schnell, Eurer Zeit wird geringe Einbuße geschehen."

Der reiche Mann wunderte sich ob des fremden Dieners und ob der sonderbaren Sache, aber etwas lähmte sein Bedenken, verbot ihm die Frage und drängte ihn vorwärts. Im leichten Hausgewand stieg er in den Wagen, und das Gefährt bewegte sich eilends von hinnen. Der Mond schob sich gelb und wächsern den Himmel herauf, groß und noch nie erlebt. Nach einer Weile, die dem Mann nicht kurz noch lang schien, bemerkte er, daß der Hufschlag der Pferde verstummt war und der Wagen dennoch weiterraste. Es war kein Weg mehr, und Rechts und Links war nimmer, keine Luft um ihn, und nichts, dessen sein Erkennen sich hätte bemächtigen dürfen. In ihm war alles in ein Staunen gelöst, ohne Erwartung oder Angst. Er fühlte, er hatte den Schritt hinüber getan, und was gegolten hatte, galt nun nicht mehr.

Da hielt der Wagen an. Er folgte einem Zwang, der so unfaßbar als bestimmt war, und stieg aus. Hinter sich blickend, gewahrte er, daß der Wagen, dessen Tritt sein Fuß noch eben berührt hatte, verschwunden war. Er stand in einem hochstämmigen Wald, dessen Bäume wie ragende Säulen aufschossen, schlank und glatt; die Kronen aber sah er nicht, weil sie zu hoch sich wölben mochten und weil ein milchweißer Nebel zwischen den Stämmen war, der ihm die Sicht benahm. Unter seinen Füßen war klirrender Frost. Ihn fror mit schneidendem Schmerz an allen Gliedern. Es zwang ihn vorwärts. Er ging und ging und es schien ihm, als ob in dem milchigen Dunst, der statt einer Luft war, Gesichter auftauchten, ein Wallen und Bewegen von Gestalten,

nicht dichter als dieser Nebel selbst und völlig in ihn verschmolzen. Er wanderte durch all dies hindurch, und sein Gehen war ohne Maß und Vergleich wie vordem seine Fahrt, bis vor ihm in der Weite ein Licht aufstand, das, den Dunst durchstrahlend, ihn nach einem Ziel lockte. Dieses wies sich als ein Haus, verschleiert vom Nebel, und die Lichtquelle war die Tür, die offenstand und jene klare Helle ausströmen ließ.

Er trat heran, ging hinein. Sowie er über die Schwelle schritt, klärte sich der Nebel zu einer kristallnen Luft. Er sah in eine Stube, deren Decke aus starken Balken war und altersbraun, aber Wand und Boden waren frisch und strahlend weiß. Die Stube war von einer süßheimlichen Wärme erfüllt. Sieben hohe Lichte brannten festlich in einem Ständer auf dem mächtigen Tisch und flammten starken Duft aus. An den Wänden standen Stühle mit aufstrebenden Lehnen, alte dunkle Stühle, aber umfangend und gebieterisch fast wie Throne. Sonst gewahrte der Eingetretene nichts, als einen ungeheuren grünen schimmernden Ofen, der eine Ecke des Raums füllte. Bang und wie traumbefangen trat er näher, wagte nicht Tisch noch Stuhl zu berühren, sondern barg sich hinter dem Ofen, zu warten, wer da käme. So saß er, und die gläserne Luft sang seltsam in seinen Ohren.

Alsdann traten Drei in die Stube, je einer in kurzer Frist nach dem andern, und waren uralte Männer, gebeugt und dennoch so hoch, daß ihr Haupt an die Balken der Decke zu rühren schien. Haar und Bart wallten eisgrau, und es war, als habe die Zeit sich in ihren Wellen verflochten. Hinter dem Schatten der weißen Wimpern barg das Auge Sonne und Blitz. Das Gewand der Drei war schlicht, Leinen und Fell. Sie grüßten einander mit großem, sanftem Grüßen mit der Erzväter Namen, ließen sich in die Stühle nieder und ruhten stumm wie nach langer Wande-

rung. Indes sie saßen, trat ein Vierter ein, der war nicht so alt und nicht so groß, doch mit des Herrschers Gewand und Gebärden angetan. Er neigte sich, wie ein Enkel sich ehrfürchtig dem Ahnen neigt, und sie grüßten ihn mit Davids, des Königs, Namen. Nun erhob er seine Stimme, und es war, als ob die Luft vor ihrem Grimm erbebte, und die Lichte schienen versprühen zu wollen, als er sagte: „Einen Rechtsstreit, o Väter, habe ich wider den Mann, der hinter dem Ofen sitzt!“ Dem Verborgnen rissen die Worte die Brust auf, als dränge ein Schwert in sie, und seines eignen Herzens Schläge empörten sich wider ihn; über ihm stand nichts mehr als das Grauen. Die Väter aber hoben die Häupter zu lauschen. Da, so fühlte der Mann, tat sich zwischen Geschehen und Geschehen ein Abgrund auf, und ein ungeheures Rad stand irgendwo still.

Der König sprach: „Der sich hier verborgen hält, hat um Nichtiges mit der Verwünschung seines Mundes über einen wehrlosen Knecht die letzten Greuel geschleudert. Und dieweil dieser Knecht mein Diener war und auf seinem Mund mein Lied nicht erstarb, bin ich aufgestanden zu seiner Hut und heische hier sein Recht, und daß der es beugte des Todes sei um seines Frevels willen.“

Dem Reichen in seinem Versteck war, als ob sein Blutkreis allbereits stocke über dem Königswort. Er hob das Auge, daß es ihm den letzten Blick gönne. Da sah er jenseits des Tisches einen Mann stehen und erkannte ihn als einen, dem er im Leben zuweilen von fern begegnet war und den sie den Wundertäter und den Meister des Namens genannt hatten. Der Mann stand dem König aufs Haar gegenüber, er trug das Haupt hoch und in seinen Augen war ein Blitzen wie von blauem Stahl. Er fing des Königs letztes Wort auf, da es noch die Luft schnitt, erhob seine Stimme wider ihn und sprach, indes die Väter mit stummem Haupteswenden groß und ver-

traut zu ihm hinüberschauten: „Bruder David, kommst von den Himmeln, und ist mir doch, als säßest du noch auf deinem Thron zu Jerusalem! Willst ein Böses mit Böserem tilgen, willst ein geringes Weh mit unleidlichem Weh stillen, willst ohnmächtige Rache reinigen mit zündender Rache?“ Da antwortete ihm der König, und sein Wort flog wie ein Felsblock, geschnellt von Gipfel zu Gipfel: „Du spottest mir nicht, Bruder! Ich bin nicht um Rache gierig, es ist um die Gerechtigkeit! Oder ist dies deine Meinung, daß der treue Knecht getreten werde und sein Peiniger stolz und straflos verharre?“

Aber die Stimme des Baalschem stand auf und war gewachsen im Schweigen wie eines Erzengels Stimme, die die Ewigkeit geschmiedet hat im Funkeln der Elemente. Und er sprach: „Bruder und König, es ist ein Fremdling bei mir zu Gast, und hat des jungen Hirten weiß-rotes Angesicht und blanke Augen, und lasten gleichwohl Binde und Reif auf seiner Stirn, die ohne Schatten ist —

König, eines Königs Seele ist in mir. Sie kam zu mir, als ich durch des Weibes Leib dieses neue Mal zum Leben wiederkehrte. Und in Stunden der Nacht, wisse, redet sie, geschmiegt an meines Ohres Wurzel, und ist ganz scheu und ist mir ganz vertraut. Und redet aus Urtiefen, aus Schmerzensabgrund: ‚Ich bin bei ihm gestanden, als er zum Treuen sprach: ‚Geh hinab zu deinem Haus‘, und habe vernommen, als er am andern Tag zu ihm sprach: ‚Warum bist du nicht zu deinem Haus hinabgegangen?‘ und war mit ihm am Tag, der nach diesem kam, da er den Brief schrieb: ‚Stellet ihn dem harten Streit gegenüber und kehrt euch hinter ihm ab, daß er erschlagen werde und sterbe!‘ Zu dieser Stunde habe ich mich von ihm gehoben mit Blut und Schmerzen, und bin wund von der Stunde an!‘“

Da hob David die Stirn unter dem Reif, Stirn und Krone glänzten, und er sprach, ein tiefer Strom lief

unter seiner Stimme hin: „Ich bin in des Ungeheuers Rachen zutiefst getaucht und bin ans Licht gestiegen, meines Mantels Saum war schwarz und klebte von geronnenem Blut, und ich habe mein Lied mit mir heraufgetragen. Denn mein Lied ist mir geboren aus Sünde und Befleckung, und weckte mir eine neue Seele, und ist aufgestiegen, und war Friede zwischen Gott und mir."

Nach diesen Worten des Königs geschah es, daß das Antlitz des Baalschem sich wandelte. Heimlichkeiten und Klarheiten glitten darüber, und es war zu schauen, wie wenn das Firmament seine Landschaft mählich entschleiert und hinter den Wolken öffnet sich der leuchtende Plan. Alsdann redete der Baalschem, und auch seine Stimme war gewandelt: „Dein Lied ist die diamantene Brücke, die hinaufführt aus dem Kessel der Verworfenheit an Gottes Herz. Wenn es in einer Nacht aus der Brust des Unholds aufstöhnt, ist es ein Engel und trägt ihn über die Sphären und bettet ihn in Gottes Schoß. Als dein Lied mich an der Hand nahm, vergaß ich die Gerechtigkeit, und als es mir zulächelte, entschwand mir aller Gegensatz."

Da beugte der König sein Haupt vor dem Meister, und aus dem Zeitlosen rauschte eine große Bewegung empor, wie wenn ein Geheimnis sich erfüllt und untergeht.

Dem Mann hinter dem Ofen fuhr ein weißer Strahl über die Augen. Er stand in seinem Haus und hielt die Klinke seiner Stubentür. Da waren die Gäste und wuschen ihre Hände vor der Abendmahlzeit.

Der zerstörte Sabbat

Wie in jeder Woche fuhr der Baalschem damals bei Sabbatausgang aus der Stadt und mit ihm waren die drei seiner Schüler, die die drei Davide genannt wurden, nämlich Rabbi David von Mikolajew, Rabbi Da-

vid Firkes und Rabbi David Leikes, und der Diener Aleksa, der die Pferde lenkte. Gemeiniglich war es so, daß der Meister Richtung und Schnelligkeit der Fahrt ohne alle Rede mit seinem Willen bestimmte, und der Diener Aleksa mochte den Pferden seinen Rücken zuwenden, sie brachten den Wagen zur gewünschten Zeit an die gewünschte Stelle. Diesmal aber fühlte der Baalschem, wie sein Wille ohnmächtig war dem starken Zug der Tiere gegenüber, und er sah, wie sie den Wagen einem unbekannten Ziel zuführten und keinen Befehl des erschrockenen Kutschers annahmen. Da wollte er umkehren, rief es laut und faßte selbst die Zügel, aber er hatte keine Macht über die Pferde, und sie liefen, dem Geheiß seiner Hand zuwider, in scharfem Trab weiter, wohin der unsichtbare Zwang sie trieb. So kamen sie an eine Wildnis, zogen den Wagen hinein, bis ringsum kein Pfad und kein Ausblick war, und irrten nun in knappem, gleichmäßigem Schritt in der Wildnis umher. Dies währte drei Tage, und der Baalschem trug es wie ein Verhängnis, gegen das keine Menschenseele zu murren wagen kann, aber die Schüler saßen betäubt und elend da, und der Diener Aleksa gebärdete sich wie toll, als ob er noch nie mit seinem Herrn Wundersames erfahren hätte. Nach den drei Tagen aber kam ein neuer Trieb in die Pferde, sie rannten aus der Wildnis in einen darangrenzenden Wald und zerrten den Wagen in das tiefste Dickicht hinein. Da blieben sie stehn und wieherten behaglich, als wären sie in den Stall zurückgekehrt und hätten das schönste Futter vor sich. Die im Wagen aber konnten nicht mehr scheiden zwischen Tag und Nacht. Sie nährten sich kümmerlich von den geringen Vorräten, die sie mitgenommen hatten, und kein Schlaf kam über sie, so überstark hielt die Bangigkeit ihre Herzen umfangen. Stunden vergingen und wieder Stunden. Aber eine kam, da erkannte der Baalschem an der

siebenfachen Traurigkeit, die in seine Sinne drang, daß der Vortag des Sabbats herangebrochen war, und er wußte nicht, wie er mit seinen Schülern den hohen Tag empfangen und ehren könnte. Da drang die Traurigkeit von seinen Sinnen in seine innere Einsicht, und er fühlte, wie ein schwellendes Wasser über all seine Weisheit hinströmte und sie verschlang. In der tiefen Not saß er da und schaute vor sich hin, spürte eine trostlose Ermüdung sich über alle seine Glieder hinziehn und verfiel endlich in einen schweren, stumpfen Schlaf. Jetzt kam eine Hoffnung in die Seele der Schüler, denn sie wußten um die Heiligkeit, die überm Schlummer ihres Meisters allezeit webte: wie ihm, was im Wachen düster und verworren erschien, im Traum sich klärte, und wie da aus aller Trübe die reine Gestalt der Wahrheit sich in strahlender Erscheinung hob; denn der Mund der Dinge suchte das Ohr des Meisters, wenn er mit geschlossnen Außensinnen lag und sein Geist sich dem innern Wort eröffnete. Doch der Baalschem erwachte in einer ruhelosen Weise, und die Starrheit, die auf ihm lag, war fast zur Lähmung gewachsen. Da aber reckte er sich auf, hob den Arm und deutete mit zitterndem Finger in die Ferne. Ein Licht war in der Ferne, ein kleines, schwankendes Licht hinter tiefem Gestrüpp. So ließen sie den Wagen und gingen mühevoll dem Licht zu, allgemach erleuchtete sich ihnen das Angesicht der Erde, die ewige Sonne stand über ihren Häuptern, und sie sprachen: „Gesegnet sei der Herr, und gesegnet sei sein Name!“ Im Licht aber sahen sie in der Ferne ein kleines Haus, das lag wie ein matter grauer Fleck mitten in dem dunkeln Grün des Waldes.

Sie gingen auf das Haus zu. Vor der Tür stand ein riesenhafter, stiernackiger Mann, gekleidet nach der Art jener Leichtfertigen, die die gute Sitte der Väter verachten, mit rotgelbem, struppigem Haar und ungeschlachten, bloßen Füßen; auch waren

die Schaufäden des Gesetzes an seinem Gewand nicht zu sehn. Er stemmte die Fäuste in die Seiten, sah die Herankommenden hohnvoll an und schwieg. Sie verneigten sich vor ihm und fragten: „Ist es gewährt, daß wir den heiligen Sabbat in Eurem Hause feiern?“ Da schrie er sie mit greller Stimme an: „Ich will euch nicht und leide es nicht, daß ihr über meine Schwelle tretet. Kenne ich euch nicht? Euer Gesicht redet von euch. Chassidim seid ihr, tragt eure Frömmigkeit zu Markt und predigt auf den Gassen. Geht, mein Nacken ist Erz gegen eure eitlen Worte. Ich hasse euch, euch alle hasse ich von gestern und ehegestern und von je her. Mein Vater hat euch gehaßt und mein Großvater, meinem ganzen Haus seid ihr verhaßt. Darum geht eilend von hinnen, denn ich will euer Gesicht nicht mehr sehn.“ Sie aber trugen seine Worte in Schweigen und fragten nur: „So wollet uns sagen, ob es in der Nähe andre Wohnstätten gibt, dahin wir uns wenden könnten, um den heiligen Sabbat zu feiern.“ Da lachte der Mann hoch auf und rief in grimmigem Lachen: „Wieviel Zeit ihr gebraucht habt, um hierherzukommen, so viel Zeit und mehr braucht ihr, bis ihr an einen andern Menschenort kommt.“ Als er dies gesagt hatte und in der gleichen Weise weiter und weiter lachte, als könne er nimmer aufhören, wollte ihnen der neue Mut, der zu ihnen gekommen war, schier wieder entschwinden. Aber Rabbi David Firkes, der jüngste der Davide, der sonst nie ein Wort sagte, sondern in der Schar der Schüler schweigsam und versonnen zu sitzen pflegte, trat hervor und sprach zu dem Mann, leis und friedfertig: „Es mag sein, daß dieses und jenes in deinem Sinn wider uns redet. Aber ist es wahrhaft so, daß du in deinem Willen trägst, uns in die Wildnis hinauszustoßen? Sieh, der Sabbat ist dein und unser Heiligtum, und wenn wir uns in ihm ergehen, müssen wir irgendwo und irgendwann auch deinen Schritten begegnen. Willst

du den Sabbat der Zukunft verderben? Sieh, der Herr ist dein und unser Gott, und wenn du deinem Rasen gebietest und erschweigst und deine Seele zurückrufst im Schweigen, wirst du es verspüren, wie in diesem Augenblick er dich anschaut aus dem Herzen der Welt.“ Da war der Mann still und sah von einem zum andern, ohne zu sprechen. Aber Rabbi David von Mikolajew, der älteste der Davide, der sich wohlbewandert vermeinte in dem Treiben des Menschengemüts und auf den Wegen der heimlichen Menschenabsicht, sprach: „Bedenke auch, daß wir kein Geschenk begehren. Vielmehr wollen wir dir zahlen, wieviel du auch fordern magst, und sei es das Zehnfache dessen, was allerorten üblich ist.“ Der Mann jedoch sah mit verächtlichem Lächeln über ihn hinweg, wandte sich zu dem Jüngsten und sagte in einem brummigen und unwirschen Ton: „So sei es. Aber glaubt nicht, daß ihr in mein Haus euren Sabbat bringen dürft. Hier herrscht mein Brauch und mein Gesetz allein. Daher merkt auf, was ich über euch verfüge. Fürs erste weiß ich wohl, ihr bringt viel Zeit damit zu, euch zum Gebet zu bereiten, und achtet nicht, wie weit es im Tag sei, und wartet, daß die Gnade euch erfasse. Aber hier gilt das Dasitzen und Ausschauen nicht, ich bete ab, was zu beten ist, und dann gehe ich ans Essen, denn ich bedarf vieler Speise und muß oft und schnell meinem Hunger Genüge tun. Fürs zweite kenne ich eure Art, zu beten, wie ihr schreit und tobt und einer lauter als der andere zu Gott reden will. Aber hier ist kein Raum für den Lärm eurer Verzückungen, und ich werde mich und meine Leute von euch nicht belästigen lassen. Fürs dritte liebt ihr es, an dem Mahl zu mäkeln und wie rechte Narren des langen zu erwägen, ob dies und jenes für euch Chassidim rein sei; das soll euch hier nicht beifallen.“ Solch Verkennen und Entstellen der heiligen Sitten und das Verbot, sie zu üben, war dem Baalschem und den Seinen

eine harte Schickung, aber sie hatten keinen Weg vor sich als diesen, und so versprachen sie, sich in alles zu fügen. Da hieß er sie eintreten. Sie kamen in eine enge und kahle Stube. Als sie sich eine Weile auf den Boden ausgestreckt und von der schwersten Müdigkeit befreit hatten, fragte der Baalschem, ob in der Nähe sich ein Bach oder ein Wasserbehälter befinde, wo sie ein Tauchbad nehmen könnten zu Ehren des Sabbats. Da geriet jener von neuem in Wut und schrie: „Habe ich es mir doch gleich gedacht, daß ihr ein elendes Diebsgesindel seid! Ihr wollt nur herumspähen, wo ich mein Gut verwahre. Wahrlich, ich nehme eure Siebensachen und werfe sie hinaus und euch dazu!“ Da mußten sie lange flehen und Versöhnung erbitten, bis er sich wieder geneigt zeigte, sie zu behalten.

Der Baalschem und die Seinen saßen nun da, sahen dem Mann zu, der in der Stube aus- und einging, und verwunderten sich über ihn, denn sie hatten noch nie einen Menschen gesehen, der so plump, roh und unsauber war wie dieser. Auch in der Stube waren Boden und Wände besudelt, und weder Tisch noch Bank standen da, sondern vier Pfähle waren in die Diele eingerammt, und darauf lag ein ungehobeltes Brett. Bald bemerkten sie, daß dies der einzige Wohnraum war, denn wohl gab es andere Stuben im Haus, aber sie waren alle verschlossen, und die Türen waren grau vor Staub und mit Spinngeweb bezogen, als ob sie nie geöffnet würden. Auch war nirgends ein lebendiger Hausgenosse zu sehen, nicht einmal eine Katze oder ein Vogel. Der Abend war nah, und noch erblickten sie nirgends weder Geräte noch Speisen zu Ehren des Sabbats. Der riesige Mann ging müßig umher, schnitt zuweilen eine Schnitte von einer ungeheuren Wassermelone ab, die in einer Ecke lag, und steckte sie in den Mund, dann wieder summte er nach Art der Bauern vor sich hin. Die Gefährten befiel ein Schrecken, er könnte gar des Sab-

bats nicht achten und ihm die Weihe versagen, der alle Juden in der Welt mit heiligem Eifer dienen. Da nahm er aber ein Stück grober, ungebleichter Leinwand und breitete es auf seinem elenden Tisch aus. Darauf legte er einen kleinen Haufen Lehm, bohrte mit dem Finger ein Loch und tat darein eine armselige Wachskerze. Nun begann er die süßen und holden Worte, mit denen seit Urzeiten Woche für Woche in allen Ländern der Erde der Sabbat als die Braut unserer Seele empfangen wird, in leerer Eile herzusagen, wie die Toren tun, die die Laute schlingen und den Sinn des Wortes ersticken. In einem Augenblick hatte er das Gebet vollendet, und die Gäste mußten desgleichen tun, von ihrem Versprechen gebunden. Wie sehr sie auch sein Wesen und sein Wille peinigte, konnten sie doch in der Heiligkeit des Abends keinen Haß wider ihn hegen und riefen ihm zu: „Gut Sabbat!“ Er aber schnaubte sie zur Antwort an: „Ein böses Jahr komme über euch!“ Und als sie den Sang anstimmen wollten: „Friede sei mit euch!“, fuhr er auf sie los und machte sie schweigen. Dann schickte er sich an, den Segen über den Wein zu sprechen. Sie baten ihn, er möge ihnen Wein geben, damit sie selbst den Segen tun könnten, aber er weigerte ihn und rief: „Wenn ihn alle segnen wollten, würde das Licht bald dahin sein. Laßt nur mich es für euch tun.“ Und so nahm er den Becher zwischen zwei Finger und murmelte die Worte vor sich hin. Sodann tat er den Mund weit auf und goß den Wein hinein, daß nur ein paar Tropfen auf dem Grunde des Bechers blieben. Die reichte er ihnen und sagte: „Da, ihr Saufbolde, aber trinkt nicht zuviel, daß ihr euch nicht berauschet.“ Nun legte er ein hartes, schimmeliges Brot aus schwarzem Mehl und Roggenkleie auf den Tisch und brach für jeden ein Stück ab. Und als einer von den Schülern nach dem Laib greifen wollte, um sich ein zweites Scheibchen abzuschneiden, stieß ihn der Hausherr zurück und sprach

zu den Gästen: „Waget es nicht, mit euren eklen Händen an mein Brot zu rühren.“ Hierauf setzte er ihnen eine Schüssel mit dünnem Linsenbrei vor, legte vor jeden einen großen Löffel und hieß sie hineingreifen und essen, denn Teller und dergleichen Feinheiten mehr gebe es hier nicht. Dabei neigte er sich über die Schüssel, schöpfte sich einen Löffel voll Brei und aß mit gieriger Hast, daß ihm die Brühe aus den Mundwinkeln in die Schüssel zurückfloß und die Gefährten es nicht mehr über sich vermochten, eine Hand nach der Speise auszustrecken. Nach dem Mahl wollten sie die Sabbatlieder singen, aber auch das verbot er ihnen, haspelte schnell und allen Brauch vernachlässigend das Tischgebet herunter und erhob sich, um den Gästen auf dem Boden ein unwürdiges Lager zu bereiten.

In der ersten Frühe erwachten sie und hörten ihren Gastwirt umhergehn und das Morgenlied, das mit den Worten anhebt „Die Seele alles Lebendigen“, nach einer bäurischen Tanzweise absingen. Damit begann ihr Tag, und er wurde noch leidvoller, als der Abend gewesen war. Den Baalschem hatte alle Kraft des innern Blicks verlassen, die heilige Weisheit war von ihm gewichen, und so saß er, schlug die Hände ineinander und konnte nichts denken als nur: „Was ist dies, und warum ist dies, das mir Gott hier getan hat?“ Endlich brach die Nacht heran, und der Schlaf kam sanft und gütig über ihn. Als er sich am Morgen erhob, fühlte er eine neue Kraft in sich keimen und betete mit Macht, denn er reiste nie von einem Ort ab, ohne mit Gott geredet zu haben, und sodann befahl er dem Diener Aleksa, die Pferde, die in den Stall gebracht worden waren, vor den Wagen zu spannen. Aber der Diener kehrte sogleich zurück und berichtete, die Haustür sei geschlossen. Da ging der Meister zum Hausherrn, bat ihn, die Tür zu öffnen, und fügte hinzu: „Nimm unsern Dank für alle Freundschaft, die du uns erzeigt hast, und wolle uns

nun den Weg weisen, darauf wir am schnellsten nach unsrer Heimat zurückkehren können." Jener aber gab zur Antwort: „Mitnichten, sondern ihr werdet noch meine Gäste bleiben." Er ließ sich nicht erbitten und hielt sie gleichsam gefangen in seinem Haus bis zum vierten Tag.

Am Morgen des vierten Tags aber kam er zu ihnen und sprach: „Heute werde ich die Tür öffnen." Und während er dies sagte, sah er sie in einer seltsamen Weise an und ging. Da kam ein Grauen über die Schüler, denn sie verstanden sein Gebaren nicht, und so schlich sich ihnen in den Sinn, ob er sie nicht ermorden wolle. Während sie aber solcher Furcht nachsannen, öffnete sich die Tür zu einem der verschloßnen Zimmer, eine schöne und edel gekleidete Frau trat hervor, verneigte sich vor dem Meister und sprach: „Rabbi, ich erbitte von Euch, Ihr möget mit Euren Schülern bei mir den heiligen Sabbat feiern." Der Baalschem antwortete ihr: „Du nennst mich Rabbi. Wie konntest du da zulassen, daß mein Sabbat dergestalt zerstört wurde?" Da fragte die Frau: „Rabbi, erkennt Ihr mich nicht?" Er sprach: „Nein, ich erkenne dich nicht." Sie sprach: „Als ich fast noch ein Kind war, diente ich in Eurem Haus. Ich war eine Waise, und kein Mensch lebte mir in der Welt. Über meinen Händen aber waltete ein Ungeschick, so daß ich manches kostbare Gefäß, das ich trug, zu Boden fallen und zerschellen ließ. Darob ermahnte mich Eure Frau gar häufig. Einmal wurde der Sabbattisch bereitet, und Eure Frau wollte die Schüsseln auftragen. Ich aber mochte weisen, daß ich gewandter worden war, und bat, die Sabbatschüssel in meine Hände zu geben. Kaum jedoch hielt ich sie, kam ein Zittern in meine Finger, und ich ließ die Schüssel fallen. Eure Frau erzürnte sich über mich und gab mir einen leichten Streich ins Gesicht. Ihr aber saßet unfern, saht es und ließet es schweigend geschehen. Da schrie eine Stimme in den Him-

meln auf, und das Urteil ward über euch gesprochen, daß Ihr um Eures Schweigens willen verlieren solltet, was Euch in der kommenden Welt bestimmt war. Mir aber geschah später die Gnade, daß ich von diesem Mann, der ein heimlicher Zaddik ist und seine Heiligkeit in seinem Tun verbirgt, zur Frau genommen wurde. Er war es, der mir eröffnete, was über Euch verhängt worden war. Da begannen wir zu Gott zu beten, daß das Urteil gewandelt werde, unsre Bitte wurde uns gewährt, und es ward milder und immer milder, bis man aussprach, daß Euch ein Sabbat zerstört werden müsse, denn der Sabbat ist die Quelle der kommenden Welt. Und uns wurde aufgegeben, Euch solches anzutun. Aber nur, wenn wir es ganz und gar vollendeten, so ward uns gesagt, würde unsre Tat das Verhängnis vernichten. So haben wir es denn getan im Weh unsrer Herzen. Und nun ist Euer Teil zu Häupten des obersten Paradieses.“ In diesem Augenblick kehrte die Weisheit zum Meister zurück, das innere Sehen lebte in ihm auf, er sah in die Tiefe der Geschicke und sah sein Heil und sah den heiligen und heimlichen Mann in seiner Wahrheit vor sich stehn. So gingen sie mitsammen in die geschmückten Räume, verblieben miteinander diesen und die nächsten Tage und feierten den Sabbat in hoher Freude.

Der Widersacher

Einer der eifrigsten unter denen, die sich wider den Baalschem erhoben, war Rabbi Jaakob Joßef von Scharigrod. Keinem wohl strömte der kämpfende Wille aus so tiefen und verborgenen Quellen zu. Denn die ketzerischen Dinge, die ihn erschauern und ergrimmen machten, lagen wie Ahnung und Keimschicht in seiner eigenen Seele, ganz unten, unter dem Bereich des Wortes, ja tiefer als der Raum, in dem sich der Gedanke gebiert.

Drei Bräuche der Neuerer aber waren es vor allen, denen der Rabbi feind war: die Freude ihrer Feste, die den Zaun des heiligen Gesetzes niederbrach und hoch aufwallte in Tanz und Lied; die Seltsamkeit ihres Dienstes, da die Gemeinde nur lose die Betenden umschlang und in Wahrheit jeder für sich und auf seine Weise, oft auch mit wilder und entfesselter Gebärde zu Gott redete; mehr als alles aber die leise, von Geheimnis schwingende Predigt des Meisters nach der dritten Sabbatmahlzeit. Oft hatte der Rabbi von dieser Predigt gehört. Sie war nicht, wie die Sitte gebot, aus Deutungen der Schrift aufgebaut, auf denen sich kunstvoll Deutungen der Deutungen türmen. Sie sprach von den Dingen der Seele, als ob man von diesen Dingen reden dürfte. Manchesmal waren es gar gewöhnliche Geschichten, wie das gemeine Volk sie sich in den Trinkstuben erzählt; aber sie wurden langsam und feierlich gesagt wie die Worte des Mysteriums der Keduscha, und die Leute lauschten ihnen, als setzten sie die Offenbarung am Sinai fort. So oft auch dem Rabbi davon berichtet wurde, immer wieder überkam ihn der Zorn wie zum erstenmal. Geschichten am Sabbat! Was für einen Sinn können Geschichten haben? Und noch zorniger hieß er in sich die Stimme schweigen, die tief unten erwacht war und es zu wissen vorgab. Er mahnte seine Seele an den wahren Weg zur Vollendung, durch die Abkehr vom Lebendigen, durch Zucht und Herbheit, durch Fasten und Schweigen.

*

Einstmals machte sich der Baalschem am Abend auf und fuhr nach Scharigrod. Er war ohne Gefährten und unterredete sich mit der Sommernacht wie mit einer Freundin. Als sie Abschied nahm und der Tag noch zögernd aufstieg, kam der Wagen des Meisters in die kleine Stadt. Da lagen die Häuser mit geschlossenen Fensterläden im Zwielicht wie freudlos

Schlummernde mit schweren Lidern. Den Baalschem kam das Erbarmen an mit ihnen allen, die hinter diesen Fenstern ihren dumpfen Frühschlaf hielten. Er ging mit steten Schritten unter der wachsenden Tageshelle auf und nieder, bis über eine Weile ein Mann des Weges zog; der trieb einige Tiere vor sich her, die er tagüber vor der Stadt auf der Weide hatte. Zu dem begann der Meister wie von ungefähr zu reden und kam, indes der Mensch anfangs einfältig und scheu ihm Antwort bot, allmählich ins Erzählen einer Geschichte. Wie er so redete, trat ein zweiter herzu, alsbald ein dritter, dann immer mehr und mehr, meist Knechte und arme Leute, die den Tag früh beginnen. Sie alle standen und lauschten begierig und riefen noch andre aus den Häusern herbei. Wie die Stunde vorrückte, kamen die Mägde mit den Wasserkrügen auf dem Weg zum Brunnen und hielten inne, die Kinder kamen aus den Stuben gesprungen, und die Hausväter selber ließen ihr Geschäft und ihren Gang, dem fremden Mann zuzuhören. Es war aber seine Erzählung so seltsam lieblich verknotet, daß, wann immer einer ankam, es ihn wie ein Anfang dünkte und jeder, des Früheren unbegierig, ganz auf das Künftige gerichtet war und ihm entgegenharrte wie der Erfüllung seiner schönsten Hoffnungen. So hatten sie alle die eine große Geschichte, und darin jeder seine eigene kleine und allerwichtigste, und die kleinen kreuzten einander und verhakten sich, als müßten sie sich tief verwirren, aber im Nu waren sie wieder gelöst und geordnet und liefen fein säuberlich nebeneinander hin; und war eine abgelaufen, dann ließ sie eine neue Verheißung zurück, die alsbald eine Genossin auszuführen sich anschickte.

Über ein geringes war das ganze Städtchen auf dem Marktplatz, alle lauschten, und jeder hatte vergessen, was ihm sonst um diese Stunde zu tun oblag.

Die Handwerker hatten ihre Geräte in der Hand und die Frauen ihre Kochlöffel. Ganz vorn aber stand mit einem großen Schlüsselbund der Tempeldiener, der just auf dem Wege zum Bethaus gewesen war, es zu öffnen. Über ihn war die Erzählung mit solcher Gewalt geraten, daß er sich bis dicht vor den Meister durchgedrängt hatte und nun stand und lauschte mit Ohr und Herz und dem ganzen Leib, seines Amtes so wenig eingedenk, als wäre es nur ein verschollener Traum.

Es war aber die Erzählung des Baalschem nicht wie eure Erzählungen, Kinder der Zeit, die krumm wie ein kleines Menschenschicksal oder rund wie ein kleiner Menschengedanke sind. Sondern der farbige Zauber des Meeres war darin und der weiße Zauber der Sterne und der unbegreiflichste von allen, das zarte Wunder der unendlichen Luft. Und doch war es keine Mär der Ferne, was die Erzählung sagte, sondern jedem erwachte unter der Berührung ihres Wortes die heimliche Melodie, die verschüttete, zersprengte, totgewähnte, und jeder empfing die Botschaft seines verlorenen, vergessenen Lebens, daß es noch da und ihm offen und nach ihm bang war. Zu jedem sprach sie, zu ihm allein, kein anderer war, alle waren er, er war die Erzählung.

Da hob der Meister den Blick und sah lächelnd ins Weite, sah durch Häuser und Mauern, wie vor der Tür des Bethauses der Rabbi stand, der um diese Stunde sein Gebet zu verrichten kam; und da war das Haus geschlossen, und der Diener fehlte, und da war keiner von denen allen, die Tag um Tag zu dieser Zeit versammelt waren und ihn erwarteten. Der Baalschem sah in den Geist des Rabbis, er sah den Grimm und die Bitterkeit in ihm wachsen und wie er seinen Unwillen bändigte und sich zur Geduld bezwang. Da beschloß der Meister, den Diener aus der Erzählung zu lösen. Augenblicklich kam

es über den Mann wie ein Erwachen, und ohne sich zu besinnen lief er, so schnell er konnte, nach dem Bethaus. Als er an der Tür ankam, fand er den Rabbi, der mit gefalteter Stirn, die Augen zu Boden gesenkt, die Worte des Unmuts zurückdrängte und nur mit einer barschen Bewegung zu eiligem Öffnen aufforderte. Der Diener aber, noch erfüllt und umgeben von der Erzählung, ward weder der eigenen Unterlassung noch des Ärgers seines Herrn gewahr, sondern begann von dem fremden Mann zu melden, der auf dem Platz stehe und Geschichten sage, alles Volk um ihn geschart. Er beschrieb die Gestalt und das Ansehen des Fremden, und da wußte der Rabbi, wer gekommen war und mit ihm um die Seelen stritt, und ein zorniges und wehes Funkeln kam in seine Augen. Wortlos schob er den Diener beiseite, trat in das Haus und begann zu beten.

Nach einer Zeit geschah es, daß ein Mann von den Frommen des Baalschem und aus seiner Stadt seine Tochter einem geliebten Schüler des Rabbis von Scharigrod verlobte. Die Hochzeit sollte in der Stadt des Baalschem vollzogen werden.

Rabbi Jaakob Joßef hegte einen schweren Kummer ob dieses Verlöbnisses. Als er davon erfuhr, war es ihm wie die Kunde, sein Sohn sei unter schlimme Gesellen geraten. Wohl erwies sich, als der Schüler selbst vor ihm erschien und ihm alles berichtete, die Liebe stärker als der Zorn, und er mußte ihn segnen. Aber der Bitte des Schülers, zu seinem hohen Fest nach Mesbiž zu kommen, weigerte er sich und erklärte, nie und nimmer könne er die Stätte des Ketzers betreten. Der Jüngling jedoch lag ihm mit inständigen Bitten an Tag für Tag, bis dem Rabbi einmal das Wort entfuhr: „Wie soll ich mit dir ziehen — wird doch dich und deine Freunde der erste Gang in Mesbiž zu dem unheiligen Mann führen, der das Volk Israel verdirbt!“ Da versprach jener,

um einen günstigen Spruch seines Lehrers zu gewinnen, er wolle das Angesicht des Baalschem nicht schauen, und unter dieser Bedingung willigte der Rabbi ein, mit ihm zu fahren.

Als sie aber unterwegs waren und unfern des Reiseziels in einer Herberge weilten, merkte er, wie der Schüler sich mit seinen Freunden heimlich unterredete, und er erkannte, daß sie darüber sprachen, wie sie es anstellen möchten, ohne das Wissen des Rabbis in das Haus des Baalschem zu kommen. Da trat er auf sie zu und sagte zum Bräutigam: „Ich habe unrecht daran getan, dir ein Bedingen aufzulegen, das du nicht zu erfüllen vermagst. Da es mir aber nicht ansteht, allein die Heimfahrt anzutreten, werde ich hier verbleiben, bis ihr von der Hochzeit heimfahret, und sodann mit euch nach meiner Stadt zurückkehren." Der Schüler versuchte stammelnd erneute Bitte und Versprechung, aber der Rabbi hörte ihm nicht zu, sondern wandte sich zum Wirt und bat ihn, ihm ein Zimmer zu weisen, in dem er ungestört seinen Studien obliegen könnte.

Eine Weile danach saß er in einer stillen Stube und hatte die Bücher aufgeschlagen vor sich liegen. Aber als er sich darüber beugte und beginnen wollte zu lesen, sah er, daß die Lettern, statt wie immer in ihrem schönen Gefüge willig dazustehen — jede freudig erwartend, daß er an sie käme, stolz befriedigt, wenn er sie gelesen hatte —, sich in einem tollen Tanz schwangen und die Gliedmaßen in die Luft warfen, ja ein dickes rundes Ding überkugelte sich in einem fort, ohne zu ermüden. Der Rabbi schloß die Augen, öffnete sie wieder, und als das Unwesen nicht aufhören wollte, schlug er mit heftiger Hand auf das Buch. Da war im Augenblick alles still und wohlgesittet, jedes saß an seinem Platz, als hätte es sich nie von dannen gerührt, und ein paar obenstehende Lettern hatten sogar schon die Haltung der freudigen Erwartung bereit. Als aber der Rabbi nun anheben

wollte zu lesen, drang ihm aus dem Buch ein aus hundert dünnen Stimmen gemischter Lärm entgegen. Das waren die Wörter, die miteinander stritten. Es waren nicht etwa zwei Lager von Kämpfern, sondern jedes Wort widersprach allen andern, und jedes versicherte, es sei von Lügnern und Heuchlern umringt, die es lediglich darauf abgesehen hätten, ihm seinen eingebornen Sinn zu rauben, aus tückischem Neid, weil sie selbst keinen Sinn und keine Seele hätten. Und als der Rabbi auch diesen Krieg beschwichtigt hatte, standen die Sätze auf und erklärten, sie wollten nicht länger einem unbekannten Zweck dienen, der über allen schwebt, sondern aus sich selber und für sich selber leben.

Der Rabbi sah auf das Buch und lächelte. Dann schlug er es zu und lächelte wieder. Hatte er doch ein Buch in sich, ein großes und überreiches, das keiner ihm verwirren konnte. Aber als er den ersten Gedanken aufrufen wollte, brach sein Lächeln ab. Denn kein Gedanke stieg auf, nur ein dumpfes Vergessen lagerte wie über einer verlassenen Gräberstätte. Da erschrak der Rabbi, und das erste Erschrecken seines Lebens kam über ihn wie eine Todesnot. Dann aber verstand er, daß ihm befohlen war, nach Mesbiż zu gehen. Und alsbald lebten die Gedanken in ihm auf, so sturzhaft, daß er fast zum zweitenmal erschrak.

Es kam ihm nicht in den Sinn, einen Wagen zu mieten, er trat hinaus auf die Straße und ging. Als er nach Mesbiż kam, trug es ihn weiter, ohne daß er seine Augen oder seinen Willen befragte, bis vor ein großes, abgesondert stehendes Haus, aus dem das Licht vieler Kerzen und das Gespräch vieler Stimmen ihm entgegendrangen. Er verstand, daß es das Haus des Baalschem war, und wollte weitergehen, als es urplötzlich still ward. Dann erschien es ihm, das Licht werde dreifach heller, und aus dem Schweigen begann eine Stimme zu reden, die tönte

so wunderbar, daß er näher treten und lauschen mußte. Und er hörte, was die Stimme sprach:

„Ich will euch eine Geschichte erzählen.

Es war einmal ein Rabbi, ein weiser und strenger Mann. Der saß in der Nacht des neunten Ab in seiner Kammer und trauerte über den Tempel und über Jerusalem. Und anders als in allen Jahren in dieser Nacht war diesmal seine Trauer. Denn in den anderen Jahren war es ihm gewesen, als sei er hingestellt in die Zerstörung der Stadt und schaue mit seinen Augen den Brand und das Verderben. Aber in dieser Nacht war es ihm, er sei eine eherne Säule am Hause des Herrn, und er fühlte die Hand der Chaldäer auf sich, die ihn zerbrach, und wieder war es ihm, er sei das Erz einer zerbrochenen Säule, das gen Babel geführt wird. Und das Klaglied kam auf seinen Mund, aber nicht wie dessen, der sieht und trauert, sondern wie das Stöhnen der zerbrochenen Säule. Und nicht wie einer, der kommt und geht, sondern wie ein Ding, das in der Herrlichkeit gelebt hat und nun zerschlagen und in die letzte Schmach geschleppt wird, rief er zu Jerusalem: Stehe auf, schreie in der Nacht, am Anfang der Wachen schütte dein Herz aus vor dem Herrn wie Wasser! Und es ward ihm, er sei Jerusalem die Stadt, der Brand und das Verderben gingen über ihn hin, und die tausendfache Verwüstung geschah an seinen Gliedern. Da brach der Schrei aus ihm, schüttelte ihn wie ein Sterbendes und warf ihn auf das Lager.

Und da er so lag, war sein Leib an Leben arm wie der Leib eines, der im Vergehen liegt. Die Nachtstunden strichen hin und kamen auf ihn, der ohne Empfindung war, wie wenn die Zeit zu Sand würde und auf ihn niederrieselte, ihn zu begraben. Um die Mitternacht aber fühlte er ein Bewegen in der Luft, und ein Hauch glitt an seine Stirn, lebendiger Atem. Er öffnete die Augen, gewahrte über sich gebeugt

die Gestalt eines Knaben und erkannte das Angesicht seines Lieblingsschülers, die weichen Züge, die nun von einem Schrecken entstellt waren. Der Knabe berührte seine Hand und sprach, und seine Stimme schwankte: ‚Rabbi, Ihr lagt wie einer, dessen Seele schon flüchtig ist, ihn zu verlassen. Ihr müßt Euch ein wenig Speise gewähren, um Euer Leben zu stärken.' Der Rabbi wandte das Haupt und flüsterte, und seine Zähne schlugen widereinander: ‚Kind, was redest du? Ist doch heute der neunte Ab, ein Tag der Trauer und des großen Fastens!' Aber der Knabe umschlang seine Hand fester mit seinen beiden warmen Händen und bat: ‚Rabbi, denkt, daß es verboten ist, sich mit Willen dem Tode anheimzugeben!' Er ging und kehrte wieder. Nun trug er, sie mit den Armen umfassend, eine große Schüssel voll herrlicher Früchte, kniete vor dem Rabbi nieder, sah ihn bittend an und neigte bittend den Kopf. Und der Rabbi, vom buntfreudigen Anblick und Wohlgeruch belebt, richtete sich auf und sprach den Segen über die Frucht des Baums, wie einer, der sich anschickt zu essen. Aber als das letzte Wort seinem Mund entwichen war, ergriff ihn ein jähes Entsetzen über sein Tun. Er hob die Hand gegen den Schüler und schrie ihn an: ‚Hebe dich hinweg, Geist der Verführung, der du vertraute Gestalt borgst, mich zu betören!' Der Knabe erzitterte unter den Worten seines Lehrers und wich bangend aus dem Haus.

Der Rabbi aber fiel in einen tiefen Kummer wie in einen Abgrund. Vor ihm erschienen die Jahre seines Lebens mit all ihrem Opfer und Bann, mit ihren Kriegen und Triumphen, mit der hohen Macht über sich selber, die wuchs und stieg von Jahr zu Jahr. Und dann erschien vor ihm ein kleiner mattäugiger Wunsch, der schleppte sich wie ein kranker Zwerg zu den Jahren hin und wischte sie mit seinem Finger weg, daß nichts mehr von ihnen da war.

Immer tiefer wurde der Kummer des Rabbis, bis die Trauer des Tages und das Leid um Jerusalem in dem Kummer versanken. Der Kummer schlang sie ein und breitete sich und herrschte über die Seele mit Geißel und Feuerbrand. Nun war in dem Rabbi nichts mehr von der Stunde, da er eine Säule gewesen war im Hause des Herrn und da er die Stadt gewesen war unter der Hand des Unheils, sondern er war dieser Mensch, hier liegend auf einem Lager in der Nacht, dieser Mensch, der gesammelt und gesammelt hatte, mit strenger und nicht ermüdender Hand, und dem nun ein kranker Zwerg alles raubte, mit dem Ruck eines dürren Fingers in der Finsternis. Über sich und ringsum fühlte er die Nacht, stehend und unwandelbar, die Nacht und den Abgrund.

Aber die Nacht stand nicht, sondern zog über ihm hin mit dem Wallen ihrer Haare und dem Wehen ihrer Schleier. Und ehe sie entwich, legte sie ihre Hand auf seine Augen und gab ihm den Schlaf. Aber irgendwoher fiel ein Samen in den Schlaf, und der Traum keimte, wuchs und kündete.

Der Traum führte ihn unter den offenen Mittagshimmel, der durch die Baumkronen eines großen Fruchtgartens auf ihn herabschaute. Er ging durch die schmalen vielverschlungnen Wege des Gartens, gestreift vom hohen Gras und den niederhangenden früchteschweren Zweigen. So kam er an das Ende des Gartens und sah über die niedrige Mauer hinaus, und was er sah, waren die Gäßchen der Stadt, in der er hauste. Ihm aber war in seinem Traum wohl bewußt, daß ein Garten solcher Art in seinem Wohnort nicht stünde, furchtsam und zweifelnd wandte er den Fuß, ging zurück und suchte nach einem, der ihm Rede stehen könnte. Als er der Mitte des Gartens sich näherte, wo alle Wege sich kreuzend zusammenliefen, sah er einen Mann in Gärtnertracht stehen; der war tief zur Erde gebeugt, hob aber nun

die Stirn ihm entgegen und blickte ihn funkelnd an. Der Rabbi fragte ihn: ‚Was für ein Garten ist dies, und sage mir, wessen ist er?‘ Der Mann redete hart und kurz: ‚Er gehört dem Rabbi dieser Stadt.‘ Der gab verwundert zurück: ‚Ich bin der Rabbi dieser Stadt. Ich bin arm und kenne keinen Besitz. Woher käme mir dieser Garten?‘ Da sprach der Mann wieder, Blitze erwachten auf dem Grund seine Augen, und ein Donner spielte in seiner Stimme: ‚Aus Wunsches Pein, aus Schuld und Scham, aus einem eitlen Segensspruch hat dir die Hölle diesen Garten geboren.‘ Er stampfte mit dem Fuße auf, da spaltete sich die Erde bis zum feurigen Kern, und der Rabbi sah die Wurzeln der Bäume verschlungen in die Urtiefe sich senken und dort vereint sich aus der Flamme nähren.

Da erwachte er, und der Schauer des Traums hielt ihn bis zum Abend, da der Trauertag endete. Zu dieser Frist reckte sich der Rabbi auf und schüttelte alles von seiner Seele ab, ging in seine Stube und verschloß die Tür. Er nahm die Bücher der Psalmen in die Hand und stand und sprach die Psalmen mit gewaltigem Ton. Das erste Buch hatte er gesprochen, da ward fern in der Nacht draußen ein Laut, der redete: ‚Genug, die Früchte sind schon abgefallen!‘ Aber der Rabbi erhob das Haupt und die Stimme und sprach das zweite Buch. Und als er geendet hatte, tat sich wieder der Laut auf, und er klang näher und deutlicher: ‚Genug, das Laub ist schon verwelkt!‘ Doch der Rabbi erneute seine Kraft und betete das dritte Buch. Nun war die Stimme ganz nah, von ihrem Hauch klirrten die Fenster, und sie redete: ‚Genug, schon sind die Zweige verdorrt!‘ Der Rabbi spannte alles Vermögen seiner Seele an und las das vierte Buch. Da wankte der Boden seines Hauses, und die Stimme erscholl, als würde sie unter seinen Füßen aus der Erde geboren: ‚Genug, schon sind die Äste abgestorben!‘ Der Rabbi fühlte, wie

das Ermatten sich an ihn heranschlich, aber sein Blick zuckte nicht, er riß die innerste Macht hervor, das letzte Buch erstand von seinem Mund und stieg hoch und wirbelnd wie Opferrauch. Als er schwieg, sprang die verschloßne Tür des Gemachs weit auf, in ihr stand ein düsterer Bote, gebeugt und keuchend, wie gehetzt von einem langen, wilden Lauf, und seine Stimme war wie verflackernd im Luftzug: ‚Genug, genug, du hast uns besiegt, schon sind die Stämme abgehauen!‘ Und die Gestalt zerging mit ihrem letzten Ton.

So hat es sich dazumal ereignet. Die Tage, die Monde und Jahre sind darüber hingegangen. Aber die Wurzeln des Gartens sind in der Erde geblieben, und der Rabbi wacht in vielen Nächten, sinnend, wie er sie ausrotten möchte. Allein er kann es nimmer ersinnen.“

So erzählte die Stimme drinnen im hellen Saal. Rabbi Jaakob Joßef stand im Schatten, die Stirn an die Mauer gepreßt, und die Worte fielen auf sein Herz wie Tropfen eines flüssigen Brandes. Als die Rede drinnen verstummte, seufzte er auf, stürzte durch die Tür in den Saal und zu den Füßen des Baalschem und rief: „Meister, lehre mich, was ich tun soll, die Wurzeln auszurotten!“

Der Baalschem sprach: „Wisse, nicht aus jenem Wunsch ist dir der Garten geboren worden, sondern aus des Wunsches Kummer und Pein, da du dich befleckt wähntest und um dich littest und den Gram auf dein Haupt streutest wie Asche. Da hast du dem leichten Bilde deines Wunsches Bestand und Dauer gegeben und hast seine Wurzeln eingesenkt in das Reich der Körper, da es zuvor ein Schatten war. Aber als ich dies erzählt habe, ist der Körper zum Wort geworden und zum schwebenden Atem und leichter, als das leichte Bild deines Wunsches gewesen war. Und da ich ein Froher zu Frohen redete, ist die Freude hingegangen und hat die Wurzeln ausgerissen.“

Rabbi Jaakob Joßef aber ist danach der große Jünger geworden, der die Lehre des Meisters als Schrift bewahrte und den Geschlechtern überlieferte.

DER DRITTE KREIS

Die Predigt des neuen Jahrs

Die erste Sonne des Jahrs stand in der Mittagshöhe, und die Luft war voll des Schofarklangs. Man hörte ihn auf allen Wegen, ja es gab der Schüler welche, die ihn zu sehen vermeinten, als hätte das Tönen Kreise eines fremden, glühenden Lichts in das Grau des Frühherbsttages gezogen.

In dem Haus des Baalschem saßen die Schüler um den uralten langen Tisch, der heute fester als je die Füße gegen den Boden zu stemmen schien, um sich wider die Zeit zu behaupten. Die einen blickten hinaus in die Lichtkreise, die andern sahen an den geschwärzten Wänden hinauf, als müßten sie im nächsten Augenblick zur Seite weichen und das Reich des Geheimnisses erschließen.

Der Nachsegen des Mittagmahls war beendet, und der Baalschem begann die Predigt des neuen Jahrs zu sprechen. Die Schüler konnten in sein Angesicht nicht schauen, aber wenn sie die Augen schlossen, kam Wort für Wort vor sie mit einem Angesicht, blitzend das eine, abgrundsdunkel das andere, ein drittes rein und still wie die Liebe Gottes zur Welt. Mit geschlossenen Augen saßen sie da, die jungen und die alten, und lauschten, und schauten.

Und der Baalschem sprach. Die Stimme des Baalschem war gemeiniglich wie ein leichtes Schlagen von Erz an Erz, und nur im tiefen Gebet mischte es sich zuweilen darein wie der Schrei der Lerchenkehle. Aber am Tag des neuen Jahrs war seine Stimme neu und gewandelt. Es war der Schofar, der in ihr atmete und Menschenlaut war. Der Weckruf des Tekia kam und rüttelte an den Toren der Seele. Das wogende Schewarim umfing die Losgemachte wie das Beben der Sehnsucht. Der hohe Jubel der Terua trug sie zur Erlösung empor.

Und das Wort, über das der Baalschem sprach, war

das Wort des neuen Jahrs: Stoße in den großen Schofar zu unserer Befreiung!

„Stoße in den großen Schofar," so rief er zum Herrn, „wenn der Kreis des Jahres sich rundet und die Seelen aller Dinge in die Finsternis tauchen zu neuer Geburt. Deine Kinder sind morsch geworden vom Anhauch der Stürme. Der Brand der Wüste hat ihr Mark versehrt. Nun da der Kreis deines Jahres sich schließt und das Dunkel der Wende seine Fluten entsendet, stoße in den großen Schofar, o Herr, zur neuen Geburt!

Deine Pein hat unsre Hände gemartert, bis sie schwach wurden vor dem Leben. Deine Wanderschaft hat unsre Füße gejagt, bis sie auf festem Boden wankten. Du hast den Wurm in unsre Herzen geschickt, und sie sind zernagt wie krankes Laub. Dein Bote hat seine Hand auf unsre Stirnen gelegt, und unsre Gedanken starren im Eis. Stoße in den großen Schofar, o Herr, zu unsrer Befreiung!

Der Bote des Herrn erfaßte mich in der Nacht und führte mich hinaus, und ich stand im Leeren. Die Nacht lag auf meinen Schultern wie eine große Last, und die Nacht wälzte sich von unten an meine Sohlen heran. Und der Bote sprach: ‚Sieh!' Die Finsternis wich, ich stand leicht in heller Leere, und ich sah. Da war ein Kreis zwischen zwei Abgründen, ein schmaler runder Grat. Im Bezirk des Kreises aber schloß sich ein roter Abgrund wie ein See von Blut, und außer des Bezirks des Kreises dehnte sich ein schwarzer Abgrund wie ein Meer von Nacht. Ich sah: da ging ein Mensch auf dem Grat wie ein Blinder, mit wankenden Füßen, und seine beiden schwachen Hände rührten an die Abgründe zur Rechten und zur Linken, und seine Brust war aus Glas, und ich sah sein Herz flattern wie krankes Laub im Wind, und auf seiner Stirn war das Zeichen des Eises. Und der Mensch ging weiter und weiter den Weg des Grates, ohne rechts und links

zu sehen, und schon war er dem Ende des Kreises nahe, das sein Anfang ist. Ich wollte ihm rufen, aber mein Sehen lähmte meine Zunge. Plötzlich blickte der Mensch auf, sah rechts und links, strauchelte, und aus den Abgründen stiegen Arme auf, ihn zu fangen. Da berührte der Bote meine Lippen, meine Zunge war frei, und ich schrie zu jenem: „Hebe deine Flügel und fliege!“ Da hob der Mensch seine Flügel, und keine Schwäche und keine Starrheit war mehr an ihm. Der Grat verschwand unter seinen Füßen, den Abgrund des Bluts verschlangen Gottes Wasserquellen, der Abgrund der Nacht verging in Gottes Licht, und die Stadt des Herrn lag da, offen allerwärts.

Merkt, ein Kreis ist unser Jahr. Wir gehen auf schmalem, rundem Grat zwischen zwei Abgründen und sehen die Abgründe nicht. Sind wir aber an das Ende des Grates gekommen, das sein Anfang ist, da fällt die Angst und das Zittern über uns wie der Sturm des Herrn, der Blitz des Herrn fährt über die Abgründe hin, wir sehen sie, und wir schwanken. Aber der Schofar tönt über uns, er faßt unsere Seelen und trägt sie, und jeder Schofarton trägt viele Seelen auf seinen Flügeln. Und die Schofarot schwingen sich zu den Himmeln auf. Und die Himmel lauschen, und die Angst und das Zittern kommt über sie wie der Sturm des Herrn, und der Weltenschofar erschallt. Und der Weltenschofar trägt auf seinen Flügeln die Seele, die aus unseren Seelen geboren wurde und die Seele des Messias ist. Er schwingt sich auf zum Reich des Geheimnisses, er schlägt mit seinen Flügeln an die Pforte, die Pforte tut sich weit auf, und da ist nicht Pforte mehr noch Mauer, sondern die Stadt des Herrn liegt da, offen allerwärts.

Stoße in den großen Schofar, o Herr, zur Geburt der Seele!“

Die Stimme des Baalschem war wie der Schofar, bis

er schwieg. Dann erhob er sich, ging in seine Kammer und schloß sich ein. Mit ihm erhoben sich die Schüler und traten hinaus. Wie Träumende gingen sie durch die Gassen, blicklos und bang. Sie hatten ein kleines Haus außerhalb der Stadt, wo sie sich zu versammeln und miteinander die ewigen Dinge zu betrachten pflegten. Dahin gingen sie nun, und die Flügel der Stimme waren über ihnen.

Aber im Haus des Baalschem lebte dazumal ein Knabe, Joßef mit Namen, und alle nannten ihn Jossele. Als der Meister in seine Kammer gegangen war und die Gefährten alle zu ihrem Haus außerhalb der Stadt, blieb er allein zurück an dem langen Tisch, denn er war zu jung, um von jenen nach dem Ort ihrer Betrachtung mitgenommen zu werden. So saß er zwischen den geschwärzten Wänden und fühlte die Flügel der Stimme an seinen Schultern. Und wie die ersten Schatten des Spätnachmittags ihr goldbraunes Zucken über die weiße Decke des Tisches warfen, legte Jossele den Kopf in die Hände, denn ihm war angst um der Flügel der Stimme willen, die er an seinen Schultern fühlte. Die dicht aneinander und vor die Augen gepreßten Finger schufen ihm ein Dunkel, aber in dem Dunkel erwachte ein Licht, das sang zu ihm wie die Stimme, um deren willen ihm angst war. Und es geriet über Jossele mit einer stürzenden Gewalt, wie lang verhaltene Tränen urplötzlich hervorschießen: Jetzt und jetzt wird Maschiach kommen. Die Stube weitete sich, die Wände verschwanden, und vor ihm war ein Licht, das strahlte rings hinaus mit Strahlen einer nächtigen Sonne. Und Jossele lief auf das Licht zu. Aber da war die Tür, wie ein stechender, weckender Schmerz. Der Knabe stand einen Augenblick lang sehend auf einem schmalen Grat zwischen zwei Abgründen, und der Blitz des Herrn fuhr vor ihm hin, und er schauderte und schwankte. Da aber erfaßte ihn die Gewalt mit Fängen der Che-

rubim, die Stimme brauste, und das Licht war in sein Herz gefallen und brannte. Jossele öffnete die Tür und lief hinaus, lief durch die Gassen der Stadt, lief in stürzender Eile, bis er zum Haus der Schüler kam. Da standen seine Sohlen, seine Kehle spannte sich, und er rief: „Maschiach!“ Aber da war kein Laut rings um ihn, nur seine Stimme tönte und verklang sehr langsam und war wie die Stimme, deren Flügel er an seinen Schultern fühlte. Er zwang seine Augen, aufzusehn, und mühte sich, bis er sah. Da saßen die Gefährten alle vor der Schwelle des Hauses in langer, bogenrunder Reihe, eines jeden Mund war fest verschlossen, eines jeden Blick lag in der Ferne, und kein Glied regte sich. Jossele hörte seine Stimme rufen: „Jetzt und jetzt wird Maschiach kommen“ und hörte die Stimme verklingen mitten in starrendem Schweigen. Da flog die Seele des Knaben auf den Flügeln der Stimme auf, flog zu einem der Schüler hin und legte sich an seine Brust, und Jossele sprach: „Nachum, weißt du noch, wie du gefastet hast von einem Sabbat zum andern, um Maschiach zu rufen? Weißt du noch, wie ich zu dir kam, als du am Boden lagst am letzten Tag und mit der Stirn an die Diele schlugst, wie wir dann zusammen geweint und gebetet haben? Sieh, Maschiach kommt!“ Aber jener schwieg. Die Seele wandte sich, flog zum zweiten hin und schmiegte sich an seine Schläfe, und Jossele sprach: „Mendel, ich sah dich einmal über ein Feuer geneigt, daß deine Locken an die Flammen sprangen, und deine Lippen flüsterten: Maschiach. Ich sah dich einmal den Arm emporheben und die Hand gen Himmel schütteln, und deine Lippen flüsterten: Maschiach. Mendel, er kommt!“ Aber jener schwieg. Wieder wandte sich die Seele, flog auf den dritten zu und glitt über seine Hand, und Jossele sprach: „Meïr, ich habe dich damals gehört, als du den Zauber tatest über den

Wassern und den dunklen Spruch sprachst in das Wehen des Windes. Der Zauber ist mit den Wassern verronnen, und der Spruch ist im Wind verweht. Aber jetzt, Meïr, horch, jetzt kommt er, hörst du ihn kommen? Meïr, laß uns ihm entgegengehn.“ Aber jener schwieg. Jossele sah die Gefährten an, er schaute mit seiner Seele auf sie, und da sah er, sie hörten seine Worte nicht, und er sah sie lauschen, einem fernen Schritt. Da saßen sie in langer, bogenrunder Reihe und horchten auf einen fernen Schritt und blickten in die Ferne. Alsdann kam die Einsamkeit über Jossele und legte ihre kalte, harte Hand auf seinen Nacken, die Krallen der Hand gruben sich in sein Fleisch, die Hand lag auf seinem Nacken wie ein riesenhaftes, lebendiges, sich einkrallendes Siegel. Und Jossele sah, wie das Licht seinem Herzen entstieg und vor seinen Augen verflimmerte. Und Jossele fühlte, wie die Flügel an seinen Schultern verschrumpften und wie sie abfielen. Und Jossele wollte sprechen, aber seine Kehle trug keine Stimme. Und Jossele wollte hinweg, aber er konnte den Fuß nicht heben. Und Jossele setzte sich zu den andern und blickte in die Ferne und horchte auf einen fernen Schritt.

So saßen sie beisammen, bis die Sterne kamen. Da wich es von ihnen, und sie kehrten in die Stadt zurück. Und Jossele stand in seiner Stube wie ein Blinder, mit wankenden Füßen, und seine beiden schwachen Hände rührten an die Abgründe zur Rechten und zur Linken, und sein Herz flatterte wie krankes Laub im Wind, und auf seiner Stirn war das Zeichen des Eises.

Die Wiederkehr

Am Jahrestag des Todes des Heiligen Ropschitzer Rabbis hatten sich viele Zaddikim in Ropschitz versammelt. Dort saßen sie in einem Saal in Wehmut

und Schweigen, als die Tür aufflog und ein grellâugiges Weib hereinstürzte, das stöhnend sich auf die Erde warf und schrie: „Seid mir gnädig, ihr Meister, und hört, was für ein grausames Unglück über mich gekommen ist! Da habe ich vorige Woche einem Juden achthundert Silbergulden eingehändigt, damit er auf die Dörfer fahre, Flachs einzuhandeln. Und den Gewinn, der uns ganz sicher war, darein wollten wir uns teilen, in halb und halb. Vergehen mir da etliche Tage, ich höre nichts von ihm, und mir wird ganz gequält und unruhig um das Herz. Just heut am frühen Morgen kommt mir einer ins Haus, der hier in der Gegend heimisch ist, und ich hör von ihm, der Mann ist gestorben eines jähen Tods, und man hat nicht Geld noch Kaufbriefe bei ihm gefunden. Nun frag ich und heisch ich, wo ist mein Geld geblieben? Rabbanim, schafft mir einen rechten Rat! Ihr sitzt hier beisammen wie die Erzengel des Herrn im Licht, über euren Häuptern steht der Himmel als eine offne Pforte, eurem Wollen ist die Macht dort einzudringen, was Zaddikim verhängen, macht der Herr zu Geschehn!“

Da griff der Jammer des Weibes etlichen der Zaddikim an die Seele, so daß sie sprachen: „Werde still, Weib, wir wollen dazu tun, daß dein Geld gefunden werde!“

Jetzt aber ist der Zaddik Rabbi Schalom von Kaminka aufgestanden und hat gerufen: „Hört ihr alle, und auch du, Weib! Hier kann kein Versprechen bestehn und Frucht tragen. Das Geld bleibt verloren für alle Zeit. Wer es suchen wollte, müßte in die Kette greifen, die über das Rad aller Zeiten läuft. Vermagst du mir zu sagen, Weib, in welchem Körper deine Seele gehaust und was sie in ihm gewirkt hat, ehe sie auf dem Weg der Wanderung in diesen kam? Es wird sich begeben haben, daß du in einem verblichenen Leben eine unerfüllte Schuld mit von

hinnen genommen hast, und dieser Jude wurde nur geboren, um deine Schuld zu erfüllen, und da er es getan hat, war sein Tun in diesem Leib vollbracht, und er ist hingegangen.

Du aber sei froh und danke, daß der Mangel deiner Seele hinweggetilgt ist!"

Und als er dies gesagt hatte, wandte Rabbi Schalom sich zu den Zaddikim und redete: „Meine Lehrer, wenn es euch gefällt, hört auf mich, ich will euch eine Geschichte sagen vom heiligen Baalschem, dessen unendliches Verdienst uns stärke.

In Rischa hat in den Tagen des großen Heiligen ein vornehmer Jude gelebt, ein reicher Mann, gelehrt und wohlbewandert in den Schriften. Ob er gleich den Chassidim nicht zugezählt werden durfte, achtete er doch den Baalschem als einen Wunderbaren und Begnadeten, vernahm mit Begierde die Reden, die umgingen über die erstaunlichen Zeichen, die der große Meister gewirkt hatte, und gewann so endlich das Verlangen, ihn von Angesicht kennen zu lernen. Eines Tags ließ er seinen Reisewagen rüsten, hieß den Kutscher und den Diener aufsitzen und fuhr stattlich und prächtig angetan wie ein Adliger nach Mesbiż, dem Wohnort des Baalschem.

Dort betrat er dessen Haus und war recht bedacht, den Heiligen seine Gelehrsamkeit spüren zu lassen, denn so hoffte er es zu erlangen, daß der Meister ihn wert erachte, mit ihm über die Auslegung der Schrift oder über die Geheimnisse der Kabbala zu reden. Dergleichen aber ließ der Baalschem füglich abseits liegen und sprach einfach und beschaulich von allerlei Weltdingen, wobei den reichen Juden dünkte, daß der Zaddik ihm durch das Gespräch keine gewaltige Ehre erwiese. Doch wollte er ansehnlich und würdig Urlaub nehmen, und so legte er, bevor er seinen Abschied bot, ein Päckchen Rubel still vor sich hin auf den Tisch. Der Baalschem sah es, für einen Augenblick kam ein feines Lächeln

über sein Gesicht, und es war, als ob er über die Stube und den Gast, ja über alles Land weit hinaus auf ein fernes Geschehnis schaue.
Wie es nun der Brauch ist bei den Juden, daß sie den Zaddik heimsuchen und von ihm heischen, daß er mit der Gewalt seines Gebetes den Himmel bezwinge, ihren Wünschen Erfüllung zu gewähren, dafür ihm aber eine Gabe reichen, damit er, der um ihretwillen stets mit dem Geist über der Erde schwebt, sein und seines Hauses täglich Bedürfen auf ihr bestreiten könne, so gab der Baalschem sich jetzt den Anschein, er vermeine, auch hier sei es um solch ein Lösegeld zu tun, und sprach: ‚Nun, Freund, müßt Ihr mir aber auch sagen, was Euch fehlt und wofür ich den Mittler machen muß.‘ Darauf sprach der Reiche, und er legte in seine Worte eine stolze Zufriedenheit: ‚Mir mangelt — der Name Gottes sei gesegnet — nichts! Mein Haus hat seinen Wohlstand, die Kinder sind mir aufgewachsen zur Freude meiner Seele, meine Töchter haben mir angesehene Eidame zugebracht, Enkelkinder werden mir im Hause groß... Nein, Meister, nichts fehlt mir!‘
Nun, meinte der Baalschem, solch ein Lösegeld sei ein rares Ding und nicht übel anzunehmen. Ihm sei es kaum je widerfahren, daß ein Jude vor ihn getreten sei und ihm ein Opfer gereicht habe, ohne ihm zugleich das Herz zu zerreißen und die Lauge seiner Leiden darüber auszugießen. Der eine bot ihm den Anblick einer qualvollen Wunde, für die er Heilung suchte, ein andrer weinte, daß sein unfruchtbares Weib ihm Kinder gebären möge, dem dritten drohte das Gefängnis, und er wollte ihm entrinnen. Hier aber war einer, der gab, und begehrte nichts.
‚Weshalb bist du denn zu mir gekommen?‘ fragte er.
‚Nur sehen wollte ich Euch,‘ gab der Mann zurück, ‚denn Eure Wunder leben im Volk, und man nennt

Euch einen göttlichen Mann. Ich aber habe zu meiner Seele gesprochen: Ich will hingehn und ihn von Angesicht und Stimme kennen!'

Darauf der Baalschem: ‚Nun, Freund, ist dem so, daß du den weiten Weg getan hast, allein um vor mir zu stehen mit Aug und Ohr, so sieh mich auch gut an und hör mir zu — ich will dir eine Geschichte erzählen und sie hingeben zur Spende auf deinen Weg. Aber, Freund, gut hör mir zu, und alle Kraft leg in dein Lauschen! Meine Geschichte hat sich so ereignet:

Es haben einst in einer Stadt zwei reiche Juden gewohnt, Nachbarsleute, die hatten ein jeder einen Sohn. Die Jungen waren bei gleichen Jahren, begnadete Seelchen und beide von fruchtbarem Verstand. Sie ersannen ihre Spiele füreinander, lernten zusammen und liebten einander mit einer tiefen, unbeirrbaren Liebe, daß einer gleichsam des anderen Leben war. Aber wie lange ist Judenkindern die Jugend gegönnt? Werden sie nicht früh aus dem Schlummer gerissen, der die Kraft des Tages bergen sollte? So die beiden. Sie wurden dreizehn, vierzehn Jahre alt, dann vermählte man sie. Der eine zog viele Meilen weit gegen Mittag, der andre noch weiter nach der andren Seite fort.

Nun aber, Freund, hör mir gut zu. Die beiden jungen Leute waren bloß in ihrer Liebe zueinander heimisch, die Welt war ihnen noch fremd, und so schrieben sie sich allwöchentlich lange Briefe, und darin war ihr Leben. Allmählich jedoch haftete ihr Blick an dem, was sie zunächst umgab und anging, und das zog ihre Gedanken an sich und sog sich fest in ihrem Geist; immerhin schrieben sie jeden Monat und verschwiegen sich nicht, was ihnen begegnet war. Dann aber schloß die Welt sie in ihre Arme und preßte ihren Seelen den freien Atem aus, und sie hatten Scham, einander in Briefen zu gestehen, daß ihrem Herzen die Stille mangelte, daraus

das lebendige Wort der Liebe kommt. So schwiegen sie endlich gar, und nur das Gerücht aus fremdem Mund spann zwischen ihnen feine Fäden hin und wieder, und jeder hörte vom andern, daß er in Wohlstand hauste und groß und gesegnet in seiner Welt war.

Nach vielen Jahren aber fügte es sich, daß einer von ihnen alles dessen verlustig ging, was ihn reich, froh und sicher gemacht hatte, ja, daß er so arm wurde, daß kein ehrbares Gewand sein eigen war.

Als er nun so dastand und wider das Elend stritt, dachte er des Jugendfreundes und sprach zu sich: Er, der mir einst die ganze Welt und viel schöner war, als sie selbst es später sein mochte, er wird mich wiederbeleben aus dieser Not, die mich starr und lahm macht, wenn ich nur zu ihm kommen werde. Er erborgte sich das Reisegeld unter vielen Demütigungen, fuhr in die Stadt, in der der Freund hauste, und suchte ihn heim. Dort wurde er in glückseliger Herzenswärme empfangen, das ganze Haus einte sich zum Fest. Als sie beim Mahl saßen, Seite an Seite, fragte der Freund: ‚Du Seele meiner Kindheit, sage mir, wie ergeht es dir in der Welt?‘ Sprach der andere: ‚Viel mag ich nicht reden, wisse nur, selbst die Kleider, in denen ich gehe, sind nicht mein!‘ Und wie er redete, fielen ihm die Schmerzenstränen aus den Augen und sickerten in das feine Linnen, das den Speisetisch festlich deckte. Da hat der Gefährte nimmer gefragt, und das Mahl ist weitergegangen mit Scherz, Gesang und Spiel.

Als es zu Ende war und Freund bei Freund in der Stille saß, rief der Hausherr seinen Schreiber und hieß ihn eine Aufstellung seines ganzen Vermögens machen, und als das geschehen war, alles zu zwei gleichen Hälften teilen und die eine seinem Herzbruder übergeben.

Der vor Tagen noch Arme fuhr reichgesegnet heim, traf alsbald Arbeit und Gelingen vereint, und in

einigen Jahren stand sein Haus reicher und sicherer da, als es je vordem gewesen war. In der nämlichen Zeit aber fügte es sich, daß im Haus des andern Freundes das Unglück Gast wurde und sich als ein hartnäckiger Geselle erwies, der nicht wich, wie der Mann auch alle Gewalten antrieb, es zu verjagen. Erst mit ihm zugleich zog es aus dem Haus. Da aber war die Dürftigkeit übergroß geworden, und zu alledem traf er kein Herz auf seinem bittern Weg, das ihm geraten und ihm geholfen hätte.

Wie er nun in einer armseligen Stube saß und die Not wie eine große, dürstende Spinne in ihr grauses Gespinst ihn einwob, und er fühlte es atemlos immer enger und dichter werden, da fiel ihm der Freund seiner Kindheit ein, vor seinem Namen riß das Gewebe, und er fühlte, wie sein Geist beschwingt und frei sich aus der Tiefe hob, bereit, den Kampf mit den feindseligen und unreinen Elementen der Welt aufs neue zu beginnen. Er schrieb sogleich an den Genossen, von dem er vernommen hatte, daß sein Wohlstand weit über seinen ehemaligen Besitz hinausgewachsen war: er gedenke zu ihm zu kommen in großer Bedrängnis, um aus seiner geliebten Hand ohne Scham sich die Hilfe zu erbitten. Und er ließ ihn wissen, an welchem Tag und zu welcher Stunde er die Stadt verlassen wolle, um den Weg zu ihm zu nehmen. Dann, zur rechten Zeit, schon völlig wohlgemut, machte er sich zu Fuß auf den weiten Weg. Der großen Müdigkeit, die ihn schließlich befiel, achtete er kaum; hinter jeder Biegung der Straße, in jeder fernen Staubwolke hoffte er das Gefährt des Freundes zu erblicken, der ihm entgegenfahren würde, denn er wußte ja den Tag seiner Wanderung. Er näherte sich schon der fremden Stadt — noch immer allein, zu Tode erschöpft.

‚Vielleicht ist mein Freund auf einem andern Weg mir entgegengefahren, — es gibt wohl deren mehrere, die von seiner zu meiner Stadt führen!‘ dachte

der Wanderer. ‚Er wird, da er mich nicht angetroffen hat, umgekehrt sein, und ich werde ihn in seinem Hause finden.‘

Da er die Häuser und Gärten der Stadt in einem Schimmer von Weiß und Grün vor sich sah, schwand ihm die Schwere aus den Gliedern, und er schritt rascher aus. Unschwer vermochte er den Weg zu seines Freundes Haus zu erfragen, es lag stattlich und ernsthaft in einer reichen Straße. Er trat ein und fand den Saal, in den er trat, angefüllt mit wuchtigen, wertstrotzenden Geräten, aber von Menschen leer. ‚Seltsam,‘ dachte er, ‚daß mein Freund auch hier mich nicht erwartet. Sollte mein Brief verloren, sollte der Bote trügerisch gewesen sein?‘ Er ließ sich nieder und wartete.

Indessen saß sein Freund oben im letzten Stockwerk des hohen Hauses in seinem Gemach zwischen Büchern und Rechnungstafeln.

Er hatte den Kopf in seine Hände vergraben. Seit Tagen stritt seine Seele einen schweren Kampf. Als er den Brief seines Jugendfreundes erhalten hatte, stand jene Stunde vor ihm, da der andere all sein Hab und Gut mit ihm geteilt hatte, um der Liebe aus den Kindertagen willen, als ihre Seelen Geschwister waren. Und er verstand, daß jetzt an ihm die Reihe war, ein Gleiches zu tun. Nun aber hatte sein Wesen, einst rein und gütig den Händen des Ewigen entsprungen als eine klare, singende Quelle, sich in jenen Zeiten, da er aus plötzlicher Armut rasch wieder zu unvermutetem Reichtum gelangt war, getrübt. In ihm war zuerst die Angst vor einem erneuten Verarmen gewesen, später eine Liebe zum Besitz, die sich zu einem kalten Geiz steigerte. Darüber war er von innen leer geworden. Und nun bäumte es sich in ihm auf beim Gedanken, sich auch nur von einem Teil des Seinen zu trennen.

Er beschloß endlich, jede Gabe zu verweigern. Da er aber bedachte, daß beim Anblick des Freundes

alle Härte in ihm schmelzen könnte, daß seine Seele auftauen würde, wenn sie aus dem Blütengarten ihrer Jugend das Silberläuten vernähme, überkam ihn Angst. Er rief seine Diener und befahl, daß sie den Mann aus dem Haus zu weisen hätten, und er legte ihnen scharfe und seelenlose Worte in den Mund.

Als nun einer aus der Schar der Knechte eintrat, der Wartende seinen Namen nannte und den Herrn begehrte, tat der Diener nach seinem Befehl und wies ihn fort, wie es ihm geboten war.

Der arme Gefährte ging von hinnen aus der Stadt an einen Ort, wo er mit seiner Seele allein war. Da weinte er sich gut aus vor Gott und sprach: ‚Herr, der Freund, dem ich von meinem Gut einst so viel gegönnt habe wie mir selber, er hat mich nicht vor sein Angesicht gelassen.‘ In seinem bitteren Weinen, in der Auflösung seiner Seele, erschöpft am Leib von der weiten Reise ohne Rast und Labung ist der Arme in jener Stunde gestorben.

Wenige Tage später ist auch der Reiche dahingegangen.

Zusammen haben sie vor dem Richter der Welt gestanden. Dem Armen hatten Leid und Güte ein Sein im hohen Licht errungen, der Reiche aber sollte versinken in den Raum, wo Eis wie Feuer brennt und die harten Herzen ihren Ort haben.

Als sein Gefährte den Richtspruch vernommen hatte, schrie er unter Tränen: ‚Herr, selbst die Helle, die von dir ausgeht, kann den dunklen Kummer nicht erleuchten, den ich alle Ewigkeit fühlen werde, wenn dieser in das Reich der Qualen versinken soll, der meine ganze Welt war, als ich, ein Kind, mit ihm zu deinen Füßen spielte.‘

Es redete die Stimme der Himmel und sprach zu ihm: ‚Dein und sein Richter sollst du sein. Was begehrst du für euch beide?‘ Da antwortete jener: ‚Gewähre uns, o Herr, noch einmal auf die Welt

niederzusteigen, laß unsere Seelen mit einem neuen Körper geboren werden. Noch einmal laß ihn selbst über den Weg seiner Seele entscheiden. Ihn laß in Reichtum, mich in Armut geboren werden. In Bettlergestalt will ich bei ihm erscheinen und zurückerlangen, was er mir schuldet und verweigert hat in jenem vergangenen Leben. Ist sein Sinn aber karg wie einst, glühende Tränen will ich über sein Herz gießen, Worte, die wie Flügel die Luft um ihn bewegen sollen, will ich ersinnen, auf den Knien will ich mit seiner starren Seele ringen, um das Gut von ihm zu erreichen, sei es Heller um Heller!'

Da beschied die hohe Stimme den beiden eine neue Wiederkehr.

Der harte Mann lebte in reichem Haus ein üppiges Leben, der andre kam unter dürftige Leute in einem fernen Land.

Nun, o Freund,' mahnte der Baalschem, ,spanne deine Seele an und höre mir gut zu!

Was vor diesem Leben, auf der Wanderung der Geister mit ihnen beiden sich ereignet hatte, das wußten sie nimmer. Es geschah, daß der Arme in der Not seines Lebens auf die Wanderschaft zog, um zu betteln, und so ist er in die Stadt gekommen, wo der andre in seinem schönen Hause unter Reichtum und gutem Leben in die irdische Seligkeit eingebettet war. An dem Tag, da der Arme jenen Ort betrat, war sein Elend und Entbehren so hoch gestiegen wie ein schwellendes Wasser, das seinen höchsten Stand erreicht hat. Er irrte durch die Straßen und kam zum Haus des reichen Mannes. Hier hielt er ein und hob die Hand, mit dem Klopfer die Tür zu berühren. In dem Augenblick kam ein Mensch des Weges, erblickte den Bettler an der Pforte und rief ihm zu: ,Hier pochst du vergebens, aus dem Haus ist noch keiner getröstet weggegangen!' Da wußte er, daß man ihm die Gabe weigern

würde, und seine Hand fiel herab, aber etwas in seinem Herzen sagte ihm, daß er hier und nirgend anders das Almosen empfangen müsse, wenn seinem Leben sollte geholfen werden. So pochte er, trat vor den Herrn des Hauses und bat um eine geringe Spende, damit er seinen wühlenden Hunger stillen könne. ‚Reicht Ihr mir nichts, so sterbe ich!‘ sagte er. ‚Ihr haltet mein Leben in eueren Händen!‘ Der Hausherr verzerrte sein finstres Gesicht zu einem Lachen und höhnte: ‚Spar deine Zeit und red nicht lang! Jedes Kind auf der Straße weiß, ich gebe kein Almosen. Um dich brech ich nicht mit meinem Brauch!‘

Da fühlte der Arme eine seltsam zwingende Kraft in sich aufsteigen, es war ihm, als bäte er um mehr als um sein Leben. Fremde, gewaltige Worte stiegen aus seinem Munde, er fand eindringliche Gebärden und rang mit aller Anstrengung um das verschlossene Herz.

Als der Reiche eine so große Kraft auf sich einstürmen fühlte, erfaßte ihn die Wut, er schlug auf den Bettler los, und er, der sein letztes Leben in seine Bitten gesammelt hatte, sank unter dem Schlag tot nieder.

‚Nun, Freund,‘ sagte der Baalschem, ‚hast du mich zu Ende gehört. Fehlt dir wirklich noch immer gar nichts?‘

Da brach der Jude in Tränen vor dem Meister in die Knie: ‚Rabbi, der Böse bin ich. Du hast den Schleier der Zeiten aufgetan, meine Augen haben über die Kette des Geschehens hingeschaut! Was soll ich tun, daß ich die Seele, die verdorben ist, mir reinige?‘

Der Baalschem antwortete: ‚Geh und sieh in jedem Armen auf dem Weg ein Kind des Bettlers, den du erschlagen hast, gib von deinem Gut und von deiner Hilfe soviel du vermagst, laß deine Seele die Gabe mit Liebe überströmen!‘ “

Dies hat Rabbi Schalom von Kaminka den Zaddikim erzählt, die zum Jahrestag in Ropschitz versammelt waren.

Von Heer zu Heer

In den Tagen des Baalschem lebten zwei Freunde. Beide standen in jener Zeit der reichsten Jugend, da noch die letzte Morgenröte hold und unbestimmt am Himmel glüht: die wilden Träume der Dämmerung zittern noch nach, bald naht Sonne, die strenge Herrin, und ihr Reich der Gestalten wird sichtbar, aber jetzt leuchtet die schwere und selige Stunde, und Traum und Tag erblassen vor der morgenroten Frage um den Sinn des Lebens.

Oft saßen die Freunde beisammen, an einen Baum oder an die kahle Wand ihres Stübchens gelehnt, und redeten von dem Sinn des Lebens. Dem einen war die Welt erschlossen durch das Wort des Baalschem. In jedem Ding empfing er eine Botschaft, und mit jeder Tat sandte er eine Antwort. Er warf sich auf das junge Feld hin und sog die Gnade aus der Ackererde; er grüßte den Wind und das Wasser und die schönen vorüberlaufenden Tiere, und sein Gruß war ein Gebet. So war ihm der Sinn des Lebens in Gott eingewurzelt. Sein Gefährte ereiferte sich gegen ihn darob und meinte, all dies sei eine Sünde wider den Geist der Wahrheit. Denn viele Flächen habe jedes Ding und viele Formen jedes Wesen, und wer seine Seele zur Sklavin eines Glaubens erniedrige, der sehe von allem nur eine Fläche noch und eine Form, arm und behaglich werde sein Weg, und tot sei in ihm das Suchen nach Wahrheit, der Sinn des Lebens. Darauf antwortete jener leisen Mundes, in der Welt der Verklärung gebe es keine Flächen und Formen, sondern jedes Ding stehe da in seiner Reinheit. So stritten die beiden Freunde oft miteinander, und jeder fühlte im

Sprechen die Tore seiner Seele aufspringen und sah angstvoll und verzückt in ein Land, von dem das Wort nichts zu sagen wußte.

Da geschah es, daß eine schwere Krankheit den einen der Jünglinge, der dem Baalschem ergeben war, befiel. Und an der starren Kraft der Schmerzen erkannte er, daß sie die Boten einer Gewalt waren, die sein Erdenleben zu Ende führen wollte. Daher stemmte er sich nicht wider sie, sondern legte seinen Wunsch in den des mächtigen Elements, das seinen Leib mit brennenden Armen umschlungen hielt. Mochte er aber noch so willig das Kommen des Blitzes erwarten, der zwischen den beiden Welten aufzuckt, dennoch stand ein Grauen auf dem Weg von seiner Gegenwart, die so leidvoll, aber so unsagbar wirklich war, zu alledem, das sich ereignen sollte im Abgrund der Ewigkeit. Und so ließ er dem Baalschem kundtun, daß er sich zum Sterben rüste, und als der Meister an seinem Bette stand, sprach er: „Rabbi, wie und womit soll ich ziehen? Ein Grauen steht vor mir und stört meinen Frieden." Der Baalschem nahm die Hand des Kranken in seine Hände und redete zu ihm: „Kind, besinne dich: bist du nicht allzeit von Heer zu Heer gegangen und von Tor zu Tor? So sollst du auch fürder gehen in den Gärten der Ewigkeit." Und er hob den Finger über die Stirn des Kranken, berührte sie und redete zu ihm: „Dieweil noch die Stunde der letzten Morgenröte über dir ist, die schwere und selige Stunde, und dieweil du wahrhaft in ihr gelebt und ihr Glück nicht gescheut hast, will ich deinen Weg leicht machen und will mein Zeichen auf deine Stirn schreiben, auf daß niemand deinen Schritt schrecke und deine Bahn hemme. So geh hin, Kind, wenn dich der Tod beruft, und trage meinen Segen vor dir und deine Wahrheit." Und neigte sich über ihn und legte Stirn an Stirn und segnete ihn.

Aber als der Meister gegangen war, schlich sich der

andere Jüngling ins Zimmer und kniete vor dem Bett nieder. Er küßte die Hand des Kranken und sprach: „Mein Liebling, sie wollen dich nehmen, und ich weiß, du wehrst dich nicht. Und besinne dich, wie wir damals miteinander redeten, in den Birken am Sommerabend, und zuletzt sagtest du nur: Ja, es ist, und ich sagte: Nein, es ist nicht. Und nun ist mir sehr bang, und du gehst fort von mir, gehst willig fort mit diesen deinen Augen. Mein Liebling, die Birken sind in deinen Augen und der Sommerabend. Und alles sagt: Ja, es ist. Und ich fühle, daß es ist, ich selbst sage es ja, und weiß es auch, denn sonst wäre kein Sinn in allem, und du gehst fort von mir, und wohin gehst du?“ Und er schluchzte über der Hand des Freundes und küßte sie wieder und wieder. Der Sterbende aber sprach: „Lieber, ich gehe den Weg weiter. Und wenn ich unterwegs bin, dann will ich dein gedenken und unserer Liebe und wie wir unsere Seelen tauschten am Abend. So will ich dann kommen zu dir, dir zu künden von meinem Weg. Darum gib mir deine Hand. Sieh, ich umschließe sie mit meiner und schlinge meine Finger in deine, so stark ich kann, und dies ist mein Versprechen an dich, daß ich kommen werde.“ Da schrie der andere auf und rief: „Du sollst nicht gehen, ich halte dich, du sollst nicht gehen!“ Aber der Sterbende sprach in seinem Frieden: „Nicht doch, und kannst auch nichts wider den Herrn. Jedoch meine Hand sollst du halten, bis das Atmen in ihr aufhört, und dies wird bald sein, und mein Versprechen an dich ist mein Gruß an die Erde, die so schönen Wind und so schönes Wasser und so schöne vorüberlaufende Tiere trägt, mein Gruß, daß ich wiederkommen will, sie und dich zu schauen.“ Das war sein Scheiden.

Als er aufstieg, öffneten sich die Pforten des Firmaments vor dem Zeichen auf seiner Stirn, und weit tat sich ihm auf das Reich der kommenden

Welt. Er wandelte von Tor zu Tor und von Heiligtum zu Heiligtum und erfuhr das Unerfahrbare und empfing den Sinn des Lebens. Die Zeit schwieg, und der Raum war nicht da, nur der Weg des Werdens ohne Ort und Ablauf, nur das Blühen in der Luft der lebendigen Stille.

Aber plötzlich war sein Schritt gehemmt, und die Zeit schwatzte um seine Ohren, und der Raum stieß ihn ringsum mit kantigen Fäusten. Da stand er inmitten von wortlosen Gewalten und konnte nicht weiter. Er rief ihnen zu und wies ihnen das Zeichen auf seiner Stirn. Aber ein Starren war in den Gewalten und wie ein Lachen und fast wie ein Kopfschütteln, und er verstand, daß seine Stirn kein Zeichen mehr trug. So stand er und war ein Mensch, und die Verzweiflung des Menschen glitt heran und wollte ihn umschlingen. Er aber widerstand ihr und wandte sich, und da sah er einen alten Mann vor sich stehn, der sprach zu ihm und fragte: „Warum stehst du hier?“ Er antwortete: „Ich kann nicht weiter.“ Der Alte sprach: „Nicht gut ist das Ding. Denn verweilst du dich hier und gehst nicht weiter und weiter, dann kannst du das Leben des Geistes verlieren und bleibst an diesem Ort wie ein stummer Stein. Denn alles Leben der kommenden Welt ist: zu schreiten von Heer zu Heer, nach oben und oben, bis in den Ungrund der Ewigkeit.“ Der Jüngling fragte ihn: „Und was vermag ich zu tun?“ Da sprach wieder der Alte: „Ich will in das Heiligtum gehn, zu erfahren was dies ist und warum dies ist.“ Er ging und kehrte zurück und sprach: „Du hast deinem Freund versprochen, zu ihm zu kommen und ihm von deinem Weg zu künden, und hast es vergessen und nicht getan. Darum ist das Zeichen von deiner Stirn gewischt und es ist dir verwehrt, in dieses Heiligtum zu kommen, welches das Heiligtum der Wahrheit ist.“ Da schaute der Jüngling die Erde und seinen Freund, und er trauerte ob

seines Vergessens. Nach einer Weile fragte er: „Was soll ich tun, um das Ding zu lösen?“ Der Alte antwortete: „Geh hin zu deinem Freund, erscheine ihm im Traum der Nacht und künde ihm, was er zu wissen begehrt.“ Dies sprach er und ging von dannen. Der Jüngling stieg zur Erde nieder und trat in den Traum seines Freundes ein. Er strich dem Schlafenden über die Stirn und flüsterte in sein Ohr: „Lieber, ich bin gekommen, um dir von meinem Wege zu künden. Du aber zürne mir nicht, daß ich gesäumt habe. Denn wie kann man eines Menschen, und sei's des liebsten, gedenken mitten im Schauer der Gotteswirbel, die alle Grenzen überfluten?“ Jener aber warf sich im Schlaf empor, drückte die Hand an die Augen und stieß die Worte seines Unmuts aus aufeinandergepreßten Zähnen hervor: „Geh von mir, du Bild und du Lüge, und ich will mich nicht länger von dir narren lassen. Gewartet habe ich und gewartet, und der Verheißene kam nicht. Und nun ist ob des Wartens mein Sinn verdorben, daß ich Nacht für Nacht getrogen werde und den Verheißenen zu sehen vermeine. Und dann ist alles dunkel und zerfließt in die Schatten. Aber nun will ich mich nicht länger narren lassen. Ich befehle dir, zerfließe sogleich und auf mein Wort, denn es soll mich nicht befallen dein Schwinden wie ein Schlag aus leerer Nacht. Und komm nicht wieder, hör dies und komm nicht wieder!“ Da erzitterte der Jüngling, er beugte sich über den Gefährten, schmiegte sich zitternd an ihn und sprach ihm zu: „Wahrlich, kein Trug, sondern dein Freund bin ich und gekommen zu dir aus der Welt des Wesens. Und denke du, wie wir saßen unter den Birken am Sommerabend. Und denke, wie unsre rechten Hände sich umschlangen in der Stunde meines Sterbens.“ Aber der Träumende schrie: „Das gleiche sagst du Nacht für Nacht, und fängst du mich und ich hebe mich zu dir, da gehst du hin in die Schat-

ten. So laß nun ab von mir, und sieh, ich mache mich los!“ Und nochmals versuchte der Gekommene den Kampf und rief: „Hast du nicht selbst gesprochen: Ja, es ist?“ Jener jedoch lachte mit harter Stimme: „Wohl habe ich gesprochen, und auch gewartet habe ich. Aber der Verheißene kam nicht, und nun schaue ich es: ich war das Spiel in der Hand einer grausamen Stunde. Die hat mich geknechtet und geschändet und hat das Ja des Verrats auf meine Lippen gebracht. Aber ich schreie dir entgegen: Nein, es ist nicht. Und nein und nein, und nun will ich dich in Stücke reißen, du tolle Lüge!“ Da wich der Jüngling und bog sich zum Entschwinden, aber noch kam ihm ein Letztes, und aus matter Ferne rief er dem Genossen zu: „So will ich dir ein Zeichen bringen. Am hellen Tag will ich wiederkehren und dir ein Zeichen bringen.“ Und er sah das Haupt des Geliebten müde, aber mit einem aufblinkenden Staunen, wie der erste Vorschein der Hoffnung, über den Augen in die Kissen zurücksinken.

In der obern Welt eilte er zum Tempel der Wahrheit, suchte den Alten und fragte ihn: „Rede und hilf mir, welches Zeichen kann ich meinem Freund bringen, daß ich in der Wahrheit bin?“ Sprach der Alte: „Auch darin will ich dir raten, mein Sohn, und Gott sei mit dir. Am Mittag jedes Sabbats predigt der Baalschem in dem ewigen Lehrhaus, das in dem Himmel des heiligen Erkennens steht, von den Geheimnissen der Lehre. Und bei der dritten Sabbatmahlzeit, welche genannt wird das Mahl der heiligen Königin, predigt er von diesen Geheimnissen vor den Ohren der Menschen, nachdem sein Wort die Weihe der oberen Welt empfangen hat. So geh du am Mittag des Sabbats und höre die Rede deines Meisters in den Himmeln, und sodann steige zu deinem Freund nieder, wenn er des Nachmittags auf seinem Lager ausgestreckt ist und, nicht mehr wachen Sinns, doch auch keine Ruhe finden kann,

und vermelde ihm die Rede. Und dies sei ihm zum Zeichen, auf daß er zum Mahl der Königin in das Haus des Baalschem komme und die Worte vernehme aus dessen Mund.“

Der Jüngling tat so, er nahm die Rede des Meisters auf, stieg nieder, trat in den Wachtraum seines Freundes und goß die Worte über ihn aus wie einen Balsam. Sodann beugte er sich über ihn und küßte ihn, Mund auf Mund, mit dem Kuß des Himmels. Dann entflog er.

Jener aber erhob sich alsbald und ihm war, als habe er das Unerfahrbare erfahren. Er ging hinaus, da standen die Birken in der Mittagsonne. Lange saß er unter den Birken wie ein Wissender, und in dem jungen, weit ausgespannten Sinn strahlte die Erfüllung von Ferne zu Ferne. Als aber die Sonne sich neigte, ging er zum Haus des Baalschem, nicht aus dem Zweifel, sondern aus der Sehnsucht. Nun stand er in der Tür und hörte wie aus dem Munde der Gotteskraft die Worte aus dem Munde des Baalschem. Da neigte er sich zu den Füßen des Sprechenden und sagte: „Rabbi, segne mich, weil ich sterben will. Denn was soll ich noch hier?“ Aber der Meister sprach: „Nicht so. Zu den Birken tritt hinaus, die wieder im Sommerabend stehn, und rede zu ihnen in deiner Freude: Ja, es ist. Und wohl segne ich dich, aber nicht zum Tod, sondern hier schon zu schreiten von Tor zu Tor, von Heer zu Heer, und so für und für.“

Das dreimalige Lachen

An einem Freitagabend, als der Baalschem mit einigen seiner Schüler zu Tisch saß, begab es sich, da er eben den Segen über den Wein gesprochen hatte, daß sein ernstes Gesicht mit einemmal wie von innen heraus mit einem freudigen Schein erstrahlte, und er begann zu lachen und lachte sehr

in einer innigen Weise. Die Schüler blickten im Zimmer umher und schauten sich untereinander an, aber da war kein Ding, das des Lachens Ursache hätte sein können. Nach einer kurzen Frist lachte der Baalschem zum andernmal und ganz auf dieselbe Art, wie mit der unvermuteten Fröhlichkeit und Helle eines Kindes. Und dann ging eine kleine Weile hin, und sein Lachen erklang zum drittenmal.

Die Schüler saßen schweigsam um den Tisch. In ihren Augen war dieser Vorfall ein seltsames und unbegreifliches Ding. Denn sie kannten den Meister wohl und wußten, daß seine Seele sich nicht leichtfertig solcher Bewegung hingab. So ahnten sie einen tiefen, unbekannten Grund dieser Freudigkeit und hätten ihn gern gekannt, doch keiner fand den Mut, daß er den Baalschem darum angegangen hätte. Da richteten sie alle ihre Augen auf den Rabbi Wolf in ihrer Mitte, daß der vom Meister erfrage, aus welcher Ursache dieses Lachen erklungen sei. Denn so war der Brauch, daß der Rabbi Wolf am Sabbatausgang, wenn der Baalschem in seiner Stube saß und Rast hielt, zu ihm trat, um von ihm zu vernehmen, was im Lauf des Sabbats sich mochte zugetragen haben.

So geschah es auch diesmal, daß dieser Schüler zu ihm kam und ihn fragte: „Laß uns wissen, was der Sinn des Lachens war, das gestern abend über dich kam."

Der Baalschem sprach: „Nun wohl, so mögt ihr wissen, woher mir die Freude zuflog. Haltet euch bereit, mit mir zu kommen, und ihr sollt hören."

Darauf hieß er den Knecht die Pferde einspannen, denn so hielt er es, daß er jedesmal nach Ausgang des Sabbats für eine Weile die Stadt ließ, eine Fahrt ins freie Land zu tun. Er bestieg mit seinen Schülern das Gefährt, und sie kehrten nicht wie sonst nach einigen Stunden in ihre Heimat zurück, sondern fuhren die ganze Nacht weiter schweigend

durch die Dunkelheit. Am Morgen langten sie in einem Ort an, und der Baalschem ließ bei dem Haus des Vorstehers den Wagen halten. Bald war seine Ankunft der ganzen Judenschaft bekannt geworden, und alle kamen und umringten das Haus, um ihn zu ehren. Er aber achtete niemands, sondern befahl dem Vorsteher, ihm Schabtai, den Buchbinder, rufen zu lassen. Da erwiderte jener ein wenig unzufrieden: „Meister, was wollt Ihr von diesem, der ein kleiner unbeachteter Mann in unserer Gemeinde ist? Wohl weiß jeder von uns, er ist ein redlicher Jude, aber nie habe ich ihn um der geringsten Wissenschaft willen rühmen hören. Was kann euch der frommen?“ „Gleichwohl“, sprach der Meister, „ist es mein Wille, daß du ihn mir rufest.“ Man schickte um ihn, und er kam, ein bescheidener, grauhaariger Alter. Der Baalschem sah ihn an und sprach: „Auch deine Ehefrau möge kommen“, und auch sie war alsbald zur Stelle.

„Nun“, sagte der Meister, „magst du mir erzählen, was ihr in der letzten Sabbatnacht getan habt. Aber sage die schlichte Wirklichkeit, habe keine Scham und verbirg uns nichts.“

„Herr,“ erwiderte jener, „nichts will ich vor dir verhehlen, und habe ich gesündigt, so siehst du mich bereit, aus deinen Händen die Buße zu nehmen, als käme sie von Gott selber.

Alle Tage, die mir der Himmel gegeben hat, floß mir mein Erwerb aus meiner Arbeit. Einst war sie gesegnet, und ich vermochte mir beizeiten ein kleines Gut zur Seite zu legen. Von Anfang an aber war es mein Brauch, daß am Mittag des fünften Tags in der Woche mein Weib hinging, um mit aller Sorglichkeit jene Dinge einzukaufen, die nötig sind, den Sabbat zu feiern, unser Bedürfen an Mehl, Fleisch, Fischen und Lichtern. Und wenn am Vortag des Sabbats die zehnte Stunde sich erfüllt hatte, ließ ich meine Arbeit und ging zum Bethaus, um dort

bis nach dem Abendgebet zu verweilen. So habe ich von Jugend an getan.

Jetzt aber, da ich zu altern anhebe, hat sich das Glücksrad über mir gedreht, mein Besitz ist mir aus den Händen geschwunden, und meine Kraft, mir aus meiner Arbeit Früchte zu schaffen, ist gering. Nun lebe ich ein Sorgenleben, und oft ist es mir nicht gewährt, alles Bedürfen des Sabbats am fünften Tag einzuschaffen, wie es unser Hausbrauch zu guter Zeit war. Mein Trost ist, — was auch über mich kommen mag, eins brauche ich nicht zu lassen: um die zehnte Stunde des Sabbatvortags meine Wochenarbeit zu enden, ins Bethaus zu gehn und beim Sprechen des Hohelieds und der Festgesänge bis an den Abend zu verweilen.

Nun vernimm, Meister, es war die zehnte Stunde am Vortag dieses Sabbats, und in meiner Hand lag auch nicht ein Heller, die Bedürfnisse des Sabbats zu bestreiten, und mein armes Weib hatte kein Stäubchen Mehl mehr in der Truhe. Nun aber hatte ich alle Tage meines Lebens nie eines Menschen bedurft, so wollte ich auch diesen Tag ohne Almosen bestehen und nicht bittend eine Schwelle überschreiten. Und es war in meinem Herzen beschlossen, daß es besser sei, am Sabbat zu fasten, als eine Gabe zu begehren von Fleisch und Blut. Aber ich fürchtete, daß es meiner Frau allzusehr das Herz bedrücken würde, am Sabbat auch nicht eine Kerze auf dem Tisch brennen zu sehen, und daß sie eine oder etwa ein Sabbatbrot oder ein wenig Fisch annehmen möchte, wenn ihr's eine Nachbarin in Güte anböte. Darum redete ich zu ihr und verlangte ihr es ab, daß sie verspräche, von keinem Menschen eine Hilfe zu nehmen, sei es auch, daß wer sie darum bedrängte; denn versteh, Meister, die Juden, unter denen wir leben, sind gut von Gemüt und möchten es schwerlich besehn, daß uns der Tisch am Sabbat leer stünde. Und meine Frau sagte mir's

zu. Ehe ich zum Bethaus ging, sprach ich zu ihr: ‚Heute werde ich säumen und mich im Gebet verweilen, bis der Tag sich neigt. Denn wenn ich mit den andern vom Bethaus heimginge, und sie sähen in meinem Hause kein Licht, so würden sie mich um die Ursache fragen, und ich wüßte nicht, was ihnen antworten. Wenn ich aber dann komme, mein Weib, so wollen wir in Liebe empfangen, was der Himmel uns bescheiden wird.‘ So sagte ich meiner alten Ehefrau zum Trost.

Sie aber blieb und säuberte das Haus in allen Ecken und Winkeln, und da der Herd kalt war und sie keine Speise vorzubereiten hatte, blieb ihr viel Zeit, die sie nicht anders hinzubringen wußte, als daß sie einen alten Schrein öffnete und die vergilbten Kleider aus unserer Jugend herausnahm, um sie zu bürsten und reinlich wieder einzubreiten. Da fand sie unter all dem alten vertragenen Zeug einen Ärmel, den wir vor Jahren einmal vermißt hatten und der seither nimmer aufzufinden gewesen war. Auf dem Gewandstück aber saßen etliche Knöpfe, wie Blümlein geformt, aus Gold- und Silberdraht, wie man dergleichen lieben Zierat auf altem Zeug wohl antrifft. Die schnitt mein Weib ab und trug sie dem Goldschmied hin, und der gab ihr so viel Münze, daß sie erstehen konnte, was an Speisen für den Sabbat not tat, auch zwei gute, starke Kerzen und sogar noch, wessen wir für den nächsten Tag bedurften.

Am Abend, als alles Volk gegangen war, schritt ich langsam die Gäßchen lang unserem Hause zu und sah schon von weitem, daß ein Licht brannte, und der Kerzenschimmer ließ sich festlich und traulich an. Ich aber mochte dessen nicht in mir achten und dachte: Meine alte Frau hat getan nach Weiberart und konnte sich nicht enthalten, etwas anzunehmen. Ich trat ein und fand den Tisch wohl gedeckt und bereitet mit Sabbatbrot und Fischen, und auch den Wein fand ich vor, den Segen darüber zu sprechen.

Aber ich verwehrte mir, mich zu erzürnen, weil ich den Sabbat nicht zerreißen wollte. So hielt ich mich zurück, sprach den Segen und aß vom Fisch. Danach sagte ich, aber ich tat es mit sanfter Rede, weil mich ihrer armen bekümmerten Seele erbarmte, zu meiner Frau: ‚Nun erweist es sich, daß dein Herz nicht bereit ist, das Harte zu empfangen.‘ Sie aber ließ mich nicht zu Ende reden, sondern sprach mit heller Stimme: ‚Mein Mann, entsinnst du dich noch des alten Zeugs mit den Silberknöpfen, das uns seit Jahren mangelt? Als ich heute die große Truhe ausfegte, habe ich es vorgefunden. Die Knöpfe gab ich dem Goldschmied, und für das Geld habe ich den Sabbat bestellt.‘

Meister, als ich das hörte, gingen mir die Augen von Tränen über, so groß war die Freude, die mir aus dem Herzen kam. Ich warf mich nieder vor dem Herrn und dankte ihm, daß er meines Sabbats gedacht hatte. Ich sah mein Weib an und sah ihr gutes Gesicht von meinem Glück widerstrahlen. Da wurde mir warm, und ich vergaß der vielen kümmerlichen Tage. Ich faßte meine Frau und führte sie im Tanze rund in der Stube herum. Dann aß ich die Sabbatsuppe, und mir war immer leichter und dankbarer zumut; da tanzte ich in Freuden und Lachen ein zweites Mal, und als ich die Zukost verzehrt hatte, tat ich's zum dritten. Sieh, Meister, so groß war mein Glück, daß diese Segensgabe am Sabbat mir von Gott allein und nicht von den Menschen gekommen war. Ich konnte mein Herz nicht verschließen in dieser gewaltigen Freude. Herr, wenn es aber, wiewohl es mir im Sinn lag, mich damit vor Gott zu neigen, unwürdige Torheit war vor dem Höchsten, daß ich mit meinem Weibe getanzt habe, so gib mir eine gnädige Buße, und es soll an mir nicht fehlen, daß ich sie verrichte.“

Hier schwieg Schabtai, der Buchbinder. Der Baalschem sprach zu seinen Schülern: „Wisset! alle

Heerscharen des Himmels haben mit ihm gejubelt und mit ihm sich im Reigen gedreht, und eine goldene Freude strahlte im Paradies um der Freude dieser beiden alten Herzen willen. Und ich, der all dies sah, lachte darob mit ihnen zu den drei Malen.“ Zu den beiden aber gewandt sagte er: „Möge euch Kinderlosen ein Sohn eures Alters geboren werden, den nennet Israel nach meinem Namen.“ Und so geschah es. Dieser Knabe ist der Maggid von Kosnitz, der große Beter, geworden.

Die Vogelsprache

Rabbi Arje, der Prediger von Polnoj, trug in seiner Seele brennendes Begehren nach einer Weisheit, die in der Gemeinde der Irdischen so selten ist, daß nur ein Einziger je in der Frist eines Menschenalters ihr Erbe und Hüter ist. Zur Zeit, da Rabbi Arje auf Erden ging und um ihren Besitz rang, war es der Baalschem, der sie inne hatte.

Der Sinn der Weisheit aber war, daß, der sie trug, Gehör hatte für die Sprache aller Kreaturen unter der Sonne. Es ging ihm ein, was die Tiere auf der Erde und in den Lüften einander vertrauten von den Geheimnissen ihres Daseins; ja selbst was Baum und Kraut aussprachen, war ihm kund. Und wenn er sein Ohr an den schwarzen Erdboden oder an den nackten Felsen preßte, kam ihm das Raunen der Geschöpfe zu, die das Licht scheuen und in Spalten und Höhlen hausen.

Nun war Rabbi Arje in sich wohl klar, welche Vermessenheit in seinem Wunsch lag. Doch vermeinte er, indem er sich selbst zum Richter über seine Seele setzte, er dürfe ihn dennoch hegen, des hohen Willens halber, aus dem ihm dieses Begehren geboren war. Er, der ein Redner war und eindringlich und furchtbar im Wort werden konnte, glaubte, wenn er die Sprache aller Kreaturen verstünde und auf seine

Zunge leiten könnte, würde seine Rede mächtiger denn je die Seelen aller ihm zuführen, er würde predigen aus dem Geist der Erde und der Himmel und so regieren die Herzen seiner Gemeinde, wie ein Kaiser seine Reiche. Und sein Inneres dürstete nach jener ungreifbaren Macht, die ihm begehrenswerter vorkam als irgend ein Ding der Welt.

So faßte er den Mut, zum Baalschem zu ziehen, der ihn seit langem in Freundschaft hielt, ihm seine Begierde zu offenbaren und mit seinem Verlangen den Willen des Heiligen zu umspannen, daß der ihm gewogen werde und er aus seinem Mund die Weisung empfange, die zu jener wunderbaren Stufe führt, auf der das Menschenohr allen Stimmen unter dem Himmel verstehend sich auftut. Und er meinte, da das Endziel dessen, was er heischte, ein so hohes war, würde der Meister die Gewährung ihm nicht versagen.

Wunsch und Hoffen beschwingten seine Füße. So ging er des Wegs, ohne Mensch und Ding zu achten, eingesponnen in seinen Traum der Seelenmacht. Und so trat er in die Stube des Meisters. Das Gemach war von Menschen erfüllt, die umherstehend oder sitzend lauschten, denn der Baalschem redete.

Als Rabbi Arje die Tür hinter sich zugezogen hatte, neigte er tief und schweigend das Haupt. Als er es erhob, tauchte sein Blick, vom nie rastenden Begehren seines Geistes hartglänzend geworden, in die mildleuchtenden Augen des Meisters. Der Baalschem stand sprechend ihm gegenüber an die Wand gelehnt. Der Rabbi fühlte an seinem Blick, daß er ihn wohl gesehen und erkannt hatte, aber der Heilige tat es durch kein Wort oder Zeichen kund, und so blieb der Gruß unerwidert, da alle, die sonst anwesend waren, aus Ehrfurcht vor dem Erhabenen nicht sprachen und sich nicht bewegten. Der Gast blieb neben der Tür stehen und wartete. Er bemerkte, daß der Meister in einem Gleichnis

redete, aber er war nicht imstand, der Rede mit seinen Sinnen zu folgen, denn es kränkte ihn tief im Herzen, daß der Baalschem sich nicht unterbrach, ihn mit Worten willkommen zu heißen oder ihm doch mit der Hand einen flüchtigen Gruß zuzuwinken. Doch zügelte er seine ungeduldigen Gedanken und nahm sich vor, sich still zu verhalten, bis der Meister geendet haben würde, denn sicherlich wollte er ihm alsdann Willkomm und Frieden entbieten. Der Baalschem aber hatte gesprochen, und nun ließ er den und jenen aus der Hörer Mitte zur Äußerung kommen, denn noch erzählend hatte er aus den Mienen gelesen, was ein jeder unter ihnen empfand, Widerspruch, Frage und Zustimmung. Während Rede und Gegenrede gehört wurden, achteten nicht Wirt noch Gäste auf den Angekommenen, und so stand der Rabbi noch todtraurig an der Tür. Die Scham, sich so mißachtet zu sehen, stieg ihm in der Kehle auf und dörrte ihm schier den Atem. Es war ihm, als müßte er sich leis hinwegschleichen, um irgendwo sich auszuweinen. Aber während seine Hand sich an die Klinke schleichen wollte, sie sacht niederzudrücken, gedachte er des Begehrens, das ihn hergebracht hatte, aufflammend beherrschte ihn sein ewiger Wunsch, und er meinte, keine Schmach sei so brennend, daß er sie um dieses Ziels willen nicht ertrüge. So harrte er aus.

Indessen wandten sich viele der Gäste zum Gehen. Der Wirt geleitete sie zur Tür, den Frieden spendend. Da, als sein Gewand den Rabbi streifte, kehrte er sein Haupt fast unmerklich ihm zu und gab ihm den Gruß, gleichsam über die Schulter hinweg, ohne Freude und Bewegung, mit gleichmütiger Stimme, wie einem Niegesehenen, um den sich der Sinn nicht bekümmert. Dem Prediger war nun der Mut gar krank geworden. Er empfand, als hätte man ihn des Bodens beraubt, darauf seine Füße standen, und er sänke allmählich in eine kalte Finsternis. Doch

wurde seine Sehnsucht wiederum wach und belebte ihn aufs neue, er raffte all seine Stärke und all seine Geduld zusammen und wappnete sich so gegen die Unbill, die dieser Tag ihm brachte. Und er sagte sich: Mag es ein grausamer Zufall sein, der mich so beschämt, oder eine Prüfung, die der Meister als gut erfand zu meiner Läuterung, ich bleibe und harre der gütigen Stunde. So brachte er den Tag bis zum späten Nachmittag in dem Haus des Baalschem unter den Freunden und Schülern zu.

Gegen Abend ließ der Meister Wagen und Pferde zur Ausfahrt rüsten, denn er gedachte noch des selben Tags eine Reise anzutreten. Schon befiel den Rabbi Arje Verzweiflung, da er den Herrn sich ihm so entziehen sah, als der mit einer freundlichen Bewegung seiner Hand ihn zu sich rief und ihm gebot, sich einigen andern Männern seiner Begleitung auf dieser Reise zu gesellen. Da erbebte des Predigers Angesicht vor Freude, denn er wußte, der Heilige wählte mit Bedacht zu Genossen auf seinen Fahrten jene unter seinen Jüngern, denen er seinen Willen oder sein Erkennen in irgendeiner Weise mitzuteilen gedachte. Er fühlte, daß der Meister sein Begehren erkannt und die Gewährung auf dem Weg ihm zugedacht hatte.

Schweigsam und voller Bangen fuhren die Genossen in das schon dämmernde Land hinaus. Wie nun nach dem Sonnenniedergang alle Gerüche der Pflanzen und der Dunst der Erde herber und stärker sich lösten und die Luft würzten, stieg die Erwartung aus den Seelen auf, denn auf diesen Reisen, die der Meister mit den Schülern unternahm, pflegten ernste Dinge sich zu erfüllen. Weiße Nebel, sonderbar gestaltet, zogen sich aus den Ackergründen auf den Weg heraus, warfen sich dem Wagen entgegen, die Schauer der Insassen vermehrend. Und dann kam das Dunkel, die Pferde griffen eiliger aus, alles verschwamm.

Rabbi Arje war nach dem ersten Entzücken seines Geistes in eine seltsame Erstarrung verfallen. Während der scharfen Fahrt tat ihm die Nachtkühle weh, und sein Herz war erschöpft von den wechselnden Gefühlen des Tags. Er hielt die brennenden Augen krampfhaft offen, denn jeden Augenblick, meinte er, konnte der Meister seinen Namen rufen, um mit ihm von dem zu reden, was er begehrte. Doch der Baalschem verblieb in wortloser Versunkenheit. Um Mitternacht gebot er dem Wagen Halt. Es war eine Herberge in einem Städtchen am Weg, vor der sie hielten. Der Meister stieg sogleich die Treppe empor zum Obergemach, wo der Wirt ihm eine Ruhestätte bereitete. Die Jünger verblieben insgesamt in der großen Stube zu ebener Erde. Eine Magd richtete eilig mit einigen Polstern und Decken notdürftige Lager auf den Wandbänken her. Alle warfen sich ermattet nieder und schliefen ein.

Rabbi Arje legte sich mit den andern hin, aber sowie sein Körper das Lager berührte, war die lähmende Müdigkeit, die ihn auf der Fahrt gepeinigt hatte, dahin. Seine Gedanken flogen in einem wirbelnden Tanz auf, und sein ewiger Wunsch kreiste in ihrer Mitte. Er fühlte den Sturm in seiner Seele wie einen äußeren Lärm. Mit Anstrengung lauschte er auf jeden Laut im Hause. Würde der Meister jetzt, jetzt, da alle schliefen, in der geheimnisreichsten Stunde der Nacht, ihn auf seine Kammer rufen, um ihm die Offenbarung zu bescheren? So lag er glühend in dem Fieber seines Geistes und harrte dem Morgen entgegen.

Während die Schatten der Nacht aus dem tiefen Schwarz sich in ein fahles Grau verfärbten, vernahm er über sich ein Geräusch auf den Dielen und erkannte die Schritte des Meisters. Dann wurde sacht eine Tür aufgetan, und eine Stille wie zuvor folgte. Der Prediger lag eine Weile und lauschte, dann bezwang ihn die Ungeduld, er schlich sich an den

Schlafenden vorbei und eilte die Treppe hinauf, da er nun gewiß war, daß der Baalschem, der stets in einer geringen Frist des Schlafes die Quellen seines Lebens erneute, sein Lager verlassen hatte. Und Rabbi Arje vermeinte, diese nachtgeborene Stunde des werdenden Tags sei seiner Bitte günstig.

Auf den letzten Stufen der Treppe traf ihn ein so starkes, so blendendes Licht, daß er zurücktaumelte und eine Zeit mit geschlossenen Augen sich an das Geländer klammerte. Als er mühsam die Augen aufzuhalten imstande war, gewahrte er den Heiligen in der Öffnung seiner Kammertür, und das Angesicht des Baalschem war der Kern jenes feurigen Glanzes, der ihn vorher zurückgeworfen hatte. Das Haupt des Meisters war wie von einer bleichglühenden flüssigen Materie; aus den Augen schienen blaue Silberbäche hervorzubrechen. Der Anblick war in Furcht und Schönheit von solcher Art, daß den Prediger eine zitternde Schwäche in allen Gliedern befiel und er sich auf der letzten Stufe niederwarf, das Antlitz auf den Boden bergend. Er fühlte, daß der Erhabene jetzt eins mit dem höchsten Strom der Glorie war und nur die schimmernde Hülle, von der fernen Seele bestrahlt, vor seinen Augen zwischen den zwei Welten weilte. Als er den Blick wieder wagte, glich das Antlitz des Herrn einem erbleichenden Gestirn, das der Tageshelle weicht. Nach einer Weile rief ihn der Baalschem mit Namen. Er erhob sich von den Knien und eilte gesenkten Gesichtes zu dem Meister, warf sich dort aufs neue zur Erde und brach in Tränen aus. „Freund, was begehrst du von mir um diese frühe Stunde?“ fragte der Heilige. In dem Beben seines ehrfürchtigen Herzens fand der Prediger kein Wort zur Erwiderung. „Sei ohne Zagen, steh auf!“ ermutigte ihn der Meister, doch als der Rabbi zu reden versuchte, brach nur ein rauhes Stammeln über seine Lippen. Da erhob er sich verstört und beschämt, verließ den Herrn

ging leise zu den Genossen hinunter, die tief im Morgenschlaf befangen sein Kommen überhörten, und suchte wieder sein Lager auf. Er begab sich mit ihnen zum Frühmahl, saß verschlossen inmitten ihrer Gespräche und verriet mit keiner Silbe das Ereignis der Nacht. Der Baalschem aber war wie immer, ruhig und mitten im Leben.

Als es zur Abfahrt ging, rief er den Prediger herbei und sagte zu ihm: „Freund, du sollst den Platz an meiner Seite einnehmen, wir wollen beide selbander sein."

So fuhren sie in den lauten, geschäftigen Tag hinein. Als das Städtchen hinter ihnen lag, die Felder sich dehnten und fern ein Wald vor dem Blau des Himmels dunkelte, sah der Baalschem seinem Nachbarn mit einem eigentümlichen Lächeln ein wenig vorgebeugt unter die Augen und begann so zu reden: „Der Grund deiner Ankunft und deines Weilens in meinem Hause, Lieber, ist mir bewußt. Du hofftest, daß ich dich in meine Erkenntnis einführe, damit sich dein Ohr wie meines der Sprache aller Kreaturen öffne. Ich weiß, dies allein hat dich zu mir geführt." Rabbi Arje ergriff die Hand des Meisters und legte sein brennendes Angesicht darauf, und kein Ton der Antwort kam über seine Lippen. Der Baalschem aber sah hinaus auf die zartgrünen Saatfelder, und das Lächeln blieb auf seinen Mienen. Nach einer Frist redete er wieder: „Setze dich näher zu mir und neige dein Ohr zu meinem Mund: ich will dich nun meine Weisheit wohl lehren. Ehe ich dich in den Urgrund des Geheimnisses einführe, tut es not, daß ich ein Ding, das du kennst, vor dein Auge hebe. Aber bedenk, daß dieses, was ich dir nun sagen will, nur die Vorbereitung für die letzte der Offenbarungen ist.

Du weißt von dem gewaltigen Wagen, der in der höchsten Sphäre der oberen Welt steht. An seinen vier Enden ist je das Haupt einer Kreatur, eines

Menschen, eines Stiers, eines Löwen und eines Adlers. Diese vier Geschöpfe bergen in sich Ursprung und Quell alles dessen, was in den lebenden Wesen unserer Welt sich ereignet, Atem gewinnt und als Wort geboren wird. Von dem Menschenantlitz kommt uns der Geist und die Seele der Sprache zu, die wir zu Menschen Geschaffenen hier unten tauschen. Aus dem Haupt des Stiers kommt den Tieren, die uns dienstbar und hilfreich wurden, die Kraft und der Sinn ihrer Laute; aus dem des Löwen die Bedeutung der Schreie, die das unbändige und wilde Getier in den Wäldern und Wüsten in die Dämmerung sendet, sich zu rufen und zu locken; der Kopf des Adlers aber erzeugt die Laute des Vogelvolks, mit denen es die Lüfte unter dem Himmel füllt.

Und das wisse, Freund: wer seine Seele so hoch zu spannen vermag, daß sie in jene Sphäre der oberen Welt eindringt, in der der Wagen steht, und wer dann aus ihren Augen so klar und tief schaut, daß er das Geheimnis des Grundwesens der vier Kreaturen des Wagens erkennt, die das Sinnbild der Geschöpfe unserer Welt sind, der hat den Sinn offen für alle Laute auf Erden. Er scheidet das falsche Wort von dem wahren und den trügerischen Ton vom herzgebornen. Er hört die Stimmen unter der Erde sich in den Nächten unterreden, wenn dem Menschengeschlecht die Stille vollkommen und jeder Laut abgestorben dünkt. Und die Stimmen der Tiere auf der Erde und der Vögel in den Lüften tragen ihm jene Heimlichkeiten herbei, für die die Sinne der Menschen sonst unempfindlich sind. So schweigt die Welt ihm nie, sie drängt sich an ihn heran mit allen Wundern, nichts ist ihm starr und versagend, denn er hat den Ursprung im oberen Wagen geschaut. Aber versteh wohl: was ich dir nun sagen werde, ist der Kern der Offenbarung selbst. Darum beuge dein Ohr tief zu meinem Mund und

höre mit ganzer Seele mir zu. Verschließ dich in diesem Augenblick vor allem, was außer dir und meinen Worten weilt!“ Und nun flüsterte der Meister dem Prediger erhabene und nie vernommene Dinge zu, daß die Mysterien des Wagens und seiner Gestalten ihm in ihrer Tiefe erschlossen wurden. Der Baalschem fuhr fort zu reden, und es war dem Prediger, als ob Tor um Tor vor ihm aufspringe, alle Schatten und Dunkelheiten wichen, alles Trübe und Unreine sich kläre und sein Herz dem großen Herzen der Welt nah sei.

Wie er so an den Meister gedrängt, das eine Ohr nah dem Mund des Heiligen, saß und im Lauschen aufging, fuhr der Wagen in einen Wald ein. Der Weg war knapp für das stattliche Gefährt, und dem Prediger streiften die Nadelzweige das eine Ohr. So wurde er ein kleines aufmerksam auf den Ort und bemerkte, daß allerlei Vögel gar anmutig ihren Frühgesang aufführten. Bald unterschied er wunderlich genug einzelne Worte und Partien. Das Ganze war eine große Unterredung, und alles hatte einen munteren, lieblichen Sinn. Da wurde es dem Prediger fröhlich und stolz ums Herz, er hörte emsig weiter zu und unterschied alsbald auch Stimmen andrer Tiere und den Inhalt ihrer Reden mit innigem Behagen an seiner wunderbaren Fähigkeit.

Über dem einen aber ließ er das andre mitnichten, sondern horchte mit dem zweiten Ohr nicht minder eifrig den Worten des Meisters, und so mit geteiltem Geist nahm er beides hin.

Der Wald lichtete sich, und schon sah man die Stadt liegen, die das Ziel des Baalschem war. Der hatte seine Unterweisung geendet und blickte den Prediger forschend an. „Hast du gut inne, was du von mir vernommen hast?“ fragte er nach einer Weile. Und Rabbi Arje sah ihn jetzt mit sichern Augen strahlend an und sagte: „Ja, Meister, alles hab ich wohl verstanden!“

Da fuhr ihm der Heilige mit der flachen Hand leicht über die Stirn.

Nun hatte der Rabbi alles, alles vergessen, was der Baalschem an Offenbarung in seinen Geist gelegt hatte. Er saß da, trostlos leer und wie ausgebrannt, und hörte die Vögel in den Ackerfurchen schreien und verstand davon so wenig als je vor diesem Tag — eines Getiers simpler, sinnloser Laut!

Der Baalschem aber lächelte und sprach: „Wehe dir, Rabbi Arje, der du eine naschhafte Seele hast! Konntest du sie mir nicht ganz überlassen in dem Augenblick, da ich die Gnade in sie legen wollte? Weh dir, Freund, der du in Vielheit und Hast sie bereichern wolltest! Gottes Wunder sind derer, die sich in Einem sammeln und bescheiden können."

Da sank der Prediger schluchzend in sich zusammen.

Das Rufen

Rabbi David Firkes, der Schweigende, der Schüler des Baalschem, wollte den Messias rufen. Er wollte aus seinem Willen einen Sturmwind machen, der sollte an der oberen Pforte rütteln, sollte eindringen und rufen und fassen und auf die Erde reißen. Er band sein Leben los von allen Wesen und Mächten, kasteite sich und lebte in Gelöstheit der Seele viele Tage und Nächte. Aber bald gewahrte er seine Schranken und sah, daß er allein war. Er sollte für die Zeit sprechen, aber er konnte es nicht. Er sollte ihre Reife künden, aber er fühlte sie nicht. Er war nicht mit ihr vermählt. Fern von ihm breiteten sich die Lager der Menschen.

Da fand Rabbi David, was ihm zu tun gebührte. In jedem Jahr am Versöhnungstag wurde er berufen, das große Gebet vor der Gemeinde zu sprechen. Jetzt verstand er den Sinn davon. Er wußte, er würde auf den Flügeln seines Wortes das Beten aller tragen, das Gebet der Gemeinde und das Gebet ganz

Israels, — denn ist nicht das Bethaus des Baalschem der Mittelpunkt der geistigen Erde? Und er beschloß, sein Wort zu schleudern auf das Volk wie ein gewaltiges Netz, daß alle Inbrunst von ihren engen Eigenzielen weggezogen und dem Messias zugeführt werde. Binden wollte er die Seelen Israels zu einer ringenden Schar, zu einem fordernden Flug. Ja, er wollte für die Zeit sprechen. Alle Worte sollten in sein Wort fließen und in ihm emporströmen. Ja, er wollte die Reife der Zeit künden. Das Vielfache sollte zur Einheit zusammenwachsen, die keinen Mangel mehr kennt. Vermählen wollte er sich mit der Zeit und sein Blut mischen mit ihrem Blut, seine Seele mischen mit ihrer Seele, und das Vermählte in die Nacht werfen um des Morgens willen.

Der Versöhnungstag war da, und die Gemeinde versammelte sich zum Frühgebet. Wie Tote standen sie in den Kleidern der Toten und bereiteten sich, in das Auge der Ewigkeit zu schauen. Nur der Meister fehlte. Der Baalschem war sonst der erste im Bethaus, wie ein Torhüter Gottes. Heute säumte er, und die Schar der Seinen harrte sein voller Bangigkeit, denn sie wußten, wie alles, was er tat, seinen Sinn nahm aus dem heimlichen Geschehen der Welt. Als der Morgen sich schon in den breiten Tag ergossen hatte, trat der Baalschem endlich leise und fast zögernd ein. Er ging den Versammelten vorbei und sah keinen an, ging an seinen Ort, setzte sich und legte den Kopf auf das Betpult. Jene standen und schauten zu ihm hin und wagten nicht mit dem Beten zu beginnen. Er aber hob den Kopf nach einer Weile, und seine Augen blinzelten wie eines, der sich müht, in die Sonne zu blicken, dann senkte er ihn und hob ihn wieder, und dies währte eine Zeit. Danach regte er sich wie ein Erwachender, der einen umklammernden Traum von den Gliedern abtun will, und winkte, man solle sich zum

Frühgebet stellen. Aber als dieses gesprochen war und die Gemeinde sich geweihten Herzens zu dem großen Gebet rüstete, welches das Mußaf genannt wird, sah der Meister sich im Kreis um und sah sie stehen, eine große Schar, stumm, im Gewand des Tods, hingegeben zum Sterben und zum Leben. Und leis, Wort von Wort gezogen, wie aus der Tiefe des Sterbens, sprach er zu denen, die um ihn standen: „Wer wird Mußaf vorbeten?“ Und so kaum hörbar die Rede war, im gleichen Augenblick war ein Staunen entzündet in der Gemeinde und wogte still durch den stillen Raum. Denn alle wußten, dies war Rabbi Davids Amt, und er war eingesetzt vom Meister seit Jahr und Jahr, und war Gottes Diener im lauten und tragenden Sprechen des hohen Mußaf am Tage der Versöhnung, aus all den zitternden Herzen und von all den flüsternden Lippen emporzutragen die Wünsche und die Bitten, von der Scheu der Herzen und Lippen gelöst. Aber keiner wagte, dem Heiligen zu antworten, und schweigend wogte das Staunen. Er jedoch fragte wieder und wieder, bis einer leise und mit Zagen sprach: „Rabbi David ist doch der Beter!“ Da richtete sich der Baalschem auf und wendete sich zur Lade, vor der Rabbi David unirdisch bleich und wie abgestorben stand, und redete zu ihm in gewaltigem Hohn: „Du, David, willst Mußaf vorbeten? Weißt nichts und willst Mußaf vorbeten am Jomhakippurim?“ Da standen sie alle bestürzt und verstanden nicht, was sich ereignete, und jeder fragte seine Seele, wie es möglich sei, daß der Meister dergestalt einen Menschen schmähe, und gar einen Zaddik, und gar am Tag der Versöhnung. Allein die Furcht war groß, und niemand sprach ein Wort. Rabbi David aber stand noch starr und aufgereckt vor der Lade, und ihm war, als trüge ihn ein Wirbelsturm durch die Nacht; Fäuste hoben sich aus dem Wirbel und schlugen ihn, und

eisige Krallen rissen seine Seele hervor und warfen sie in die Nacht. So stand er wie in leerem Raum und wurde keiner Zeit gewahr und war verloren. Urplötzlich aber wich der Wirbel von ihm, und er sah sich vor der Lade stehen und hörte ein Wort des Baalschem zu sich herübertönen. Und der Baalschem redete mit leichter Stimme: „Ist keiner da, vorzubeten, nun, so geh schon du, Rabbi David!“ Da stürzten Rabbi David die Tränen hervor, und er weinte und weinte, und begann aus dem Weinen zu beten und betete in großem Weinen, und sein brechendes Herz sandte ihm Tränen und immer neue Tränen. Und die Tränen nahmen in ihrem Strom seine Bereitschaft mit und seinen großen Willen, und trugen mit sich davon die Kawwana seiner Seele, die Frucht der Tage und der Nächte, die Spannung des Unendlichen. Und nichts fühlte und wußte er mehr als das Leid seines Herzens, und aus seinem Herzeleid redete er zu Gott und betete und weinte. Und an seinem Leid entbrannte das Leid der Gemeinde und schlug empor. Wer eine Decke gebreitet hatte über die Winkel seines Lebens, der zog sie nun weg und wies Gott seine Wunden wie einem Arzt. Wer eine Mauer errichtet hatte zwischen sich und den Menschen, der riß sie nieder und litt den Schmerz der andern in seinem Schmerz mit. Und wem die Brust schwer war, weil er in seinen engen Kreisen das Wort nicht finden konnte, das hindringt zum Kern der Geschicke, der fand es nun und atmete in Freiheit.

Aber als das Fest sich geneigt hatte und die letzten Feiertöne der Neïla in den Abend verbraust waren, trat Rabbi David vor den Baalschem hin. Als er vor ihm stand, ohne ihn anblicken zu können, und das gütige, ruhevolle Angesicht unfern des seinen nicht sah, nur fühlte, vermochte er sich nicht länger zu halten, sondern sank vor die Füße des Herrn und lag eine Weile stumm und ringend da. Endlich hob

er den Blick und sprach in schwerer Mühe: „Rabbi, welche Schuld hast du an mir erschaut?“ Hinter ihm hatte sich die Gemeinde geschart, und alle harrten der Worte des Meisters; mit Augen, die das Gebet geläutert und befriedet hatte, sahen sie auf seinen Mund, und von all den Herzen, die aus dem Quell der Gottesglut gestillt waren, schlug ihm die eine Frage entgegen. Der Baalschem sprach: „Keine Schuld finde ich an dir, Rabbi.“ Er legte ihm die Hände auf die Schultern, neigte sich zu ihm wie ein Vater, der seinen Sohn schweigend segnet, und sprach zum andern Mal: „Keine Schuld finde ich an dir.“ Und als des andern trauervoller, wartender Blick zu ihm aufflog, sprach er weiter: „O Rabbi David, du hast dich bereitet und geheiligt und hast im Feuer der Kasteiung gebadet deinen Leib und hast deine Seele gespannt wie eine Bogensehne der Kawwana, um den Messias zu rufen.“ Er hielt inne, jener beugte die Stirn, und er sprach weiter: „O Rabbi David, du wolltest dein Wort wie ein Netz schleudern auf das Volk Israel und alle Willen dir dienstbar machen, um den Messias zu rufen.“ Tiefer beugte jener die Stirn, und der Baalschem sprach weiter: „O Rabbi David, vermeinst du, deine Gewalt könnte fassen das Unfaßbare? Und dränge sie auch vor bis zum innersten Himmel und umfinge mit zwingenden Armen den Thron des Messias, vermeinst du, du hieltest ihn, wie meine Hand deine Schulter greift? Über die Sonnen, über die Erden wandelt Messias in tausend und tausend Gestalten, und die Sonnen und die Erden reifen ihm entgegen. In seiner obern Form gesammelt, zerstreut in unsägliche Weite, hütet er allerorten das Wachsen der Seele, hebt er aus allen Tiefen die gefallenen Funken. Täglich stirbt er die stillen Tode, täglich keimt er in stillen Geburten, täglich steigt er empor und nieder. Wenn einst die Seele schlank und vollendet mit reinen Sohlen den reinen Boden tritt, dann wird

seine Stunde in seinem Herzen aufpochen, dann wird er sich aus allen Gestalten ziehen und wird sitzen auf dem Thron, Herr der Himmelsflammen, die gesprossen sind aus den erlösten Funken, und wird niedersteigen und kommen und leben, und wird der Seele sein Reich schenken." Und weiter sprach der Baalschem: „Du aber, Rabbi David, was hast du getan? Du wolltest deine Seele mit der Seele Israels in die Nacht werfen um des Morgens willen. Aber kennst du den Herrn der Nacht, den Herrn des anderen Reiches? Wisse, immer ist Einer, der die Zeit befragt, und Einer, der für die Zeit antwortet. Einer, der geben will, und Einer, der nicht annehmen kann. Dieser ist er, der Herr der Nacht, der dazu eingesetzt ist, den Fehl der Zeit zu künden und zu vollziehen. Als er sah, daß du dich bereitetest und heiligtest, glomm eine große Freude in ihm auf, und er gedachte in deinem Gebet das Gebet Israels einzufangen und sich ein Spiel und ein Kleinod daraus zu machen. Und auch er spannte seine Seele wie eine Bogensehne der Kawwana. Er stellte sich auf dem Weg auf, wo dein Gebet aufsteigen sollte, und mühte sich, es zu fangen. Ich stritt mit ihm an diesem Morgen und wollte ihn verjagen, aber ich konnte es nicht. Da schlug ich deine Seele mit einem Wirbel der Schande, daß sie ihren Willen verließ und in Tränen aufging. Und dein Gebet stieg auf mitten in den Gebeten Israels und stieg frei empor zu Gott." Da beugte sich noch tiefer und völlig zu Boden die Stirn des Rabbi David. Aber der Baalschem hob ihn empor, zog ihn zu sich heran und sprach: „Als das Weinen über deine Seele kam, da ist an deinem Leide das Leid Israels entbrannt. Jeder stand im Läuterfeuer seines Herzeleids vor Gott, jeder wurde rein im Strom seiner Tränen. Wie viele gefallene Funken hast du da emporgehoben! Fürwahr, Rabbi, als du weintest, war der Messias in dir."

Der Hirt

Immer, wenn das Licht seinen Boten sendet, sendet auch die Nacht ihren Boten. Das Licht hat nur sein Auge, aber die Nacht hat tausend Arme. Der Bote des Lichts hat nur seine Tat, aber der Bote der Nacht hat tausend Gebärden.

Damals hieß er Jakob Frank. Aller Kunst des Trugs kundig, fälschte er das Heiligste, durchzog mit zwölf Erwählten die Städte Polens und ließ sich als den Messias und Gottessohn verehren. Der farbige Bann der Lüge ging von ihm aus, sein weicher glänzender Blick berauschte das Land, und jedes schwankende Herz fiel ihm zu.

An einem Morgen fühlte der Baalschem eine Hand auf seiner Schulter, und als er sich wandte, sah er den Engel des Kampfes mit bleicher Stirn und zürnenden Brauen. „Was begehrst du, o Herr?“ fragte er mit unsicherem Mund. Jener aber sprach nur: „Du weißt es“ und ging. Und der Baalschem fühlte, daß die Hand von seiner Schulter gewichen war, aber eine Last war geblieben und wollte nicht weichen.

Dennoch rüstete er sich. Und da er sah, daß der Kraft, die in ihm wohnte, nicht genug war zum Werk, beschloß er, alle Strahlen heimzurufen, die er je an irdische Wesen gespendet hatte. Er beschwor weithin die Strahlen, warf einen Ruf über die Erde und sprach: „Kehret heim, meine Kinder, denn ich bedarf euer zum Kampf.“ Alsbald flogen die Strahlenkinder herbei, umlagerten ihn in weitem Kreis und schwiegen. Israel Sohn des Elieser, der Baalschem, blickte weit hinaus, wo Sphäre der Seinen sich leuchtend um Sphäre schloß, wie die sinkende Sonne am Tagesrand ihr Bild anschaut, ausgegossen im Abendrot über alle Fernen. Sodann sprach er mit leisen und langsamen Lippen: „Meine Kinder, meiner Kraft Gestirne und wandernde Flam-

men. Ich habe euch einst entsendet und hingeschenkt, Trost zu bringen oder Freude oder Lösung. Aber nun rufe ich euch heim, daß ihr wieder mein seiet und mir helfet in dem großen Streit wider den Boten der Nacht. Und seht, ich hätte euch nicht gezogen von den Stätten der lebendigen Welt, darin ihr wachset und Leben weckt, wenn es nicht um das Heil ginge und um die Geburt der Zukunft. Nun aber berufe ich euch." Da war wieder das Schweigen und lag über dem Land, als sei jeder Laut aufgesogen von dem schweigenden Licht der Strahlenkinder. Endlich sprach eines: „Vater und unser Meister. Vergib du, und auch ihr alle vergebt, daß ich leichtes Ding vor euch rede. Aber es ist dies, daß ich dich bitten will, lieber Herr, du mögest mich wieder an meine Stätte lassen. Denn als du mich aus dir gabst, hast du mich in das Herz eines Jünglings entsandt, der sehr traurig war. Er sah von seinem Fenster auf einen wildbewachsenen Hügel, der war einmal grün und einmal gelb und rot und einmal weiß, nach dem Weg des Jahrs. Und der Jüngling stand da und sah darauf hin, wie man so auf die Dinge hinsieht. Aber seit ich in sein Herz gekommen bin, sieht er von seinem Fenster auf den Hügel des Lebens, und Grün und Rot und Weiß sind die Lichter eines zauberhaften, süßen Spiels. Willst du es ihm nehmen?" Da schwieg der Baalschem und winkte dem Fünklein Gewährung zu. Aber sogleich hoben andere Stimmen an und erzählten von den Menschen, die sie aus Zweifel und Leere, aus Taumel und Bitterkeit, aus Blindheit und tiefer Not befreit hatten und die, wenn sie von ihnen gingen, wieder hinsinken müßten in die harte, verschlingende Finsternis. Und bald tönte es von tausend Mündern durch die Luft: „Willst du sie alle verderben, die du gelöst hast? Und welches Heil könnte es je sühnen, wenn alle diese jetzt heillos würden?" So tönte tausendfältig die Frage hin.

Lange saß der Baalschem und lauschte der erschütterten Luft, die auch nach dem letzten Ton nicht wieder ruhig werden wollte, sondern zitterte und sang. Dann lächelte er seltsamen Angesichts und sprach: „Wohl denn, meine Kinder, und ich segne euch zum andern Mal. Und nun — kehret heim!“ Er erhob sich und breitete seine Hände über die leuchtenden Scharen, und es war wie ein Gruß der letzten Stunde.

Als er allein war und weit am Himmelsrand das letzte Strahlengold zurück in die Welt verfließen sah, sprach er zu seiner Seele: „So suche dir nun eine Gefährtin, liebe Seele, die in ihre Tat gehüllt und geschlossen ist wie der ruhende Vogel in seine Schwingen und die so in der Glorie ihrer Gnaden steht, daß alle Strahlen ihrer Kraft nur den Glanz ihres Kleides dichter und dichter weben. Suche dir die Schwester, liebe Seele, und lege auf ihre Schultern die Botschaft und das Geheiß, und deinen Arm lege um ihren Nacken, und lenke sie wider den Mann der tausend Gebärden, daß sie ihn vertilge!“ Er schwang sich empor in die obere Welt und trat in den Prophetenhimmel. Da fand er Achija von Schilo, den Alten, der einst als der Gesandte des göttlichen Zorns wider die Könige Judas über die heilige Erde geschritten war. Der grüßte den Baalschem und sprach: „Gesegnet sei, der da kommt: Israel, mein Sohn. Ich höre eines Wunsches Rauschen um deine Schritte, eines mächtigen Wunsches Gebraus. Wie in der Zeit, da ich zu dir dem Knaben in den Nächten niederstieg und dich das Geheimnis des Eifers lehrte, und hellauf lodertest du mir entgegen und hieltest mich in den Armen deiner Feuerbrände, ehe ich noch bei dir war, so bist du noch heute des Feuers voll und glühst über und über. Wahrlich wie der Seraphim einer, der Feurigen, die ewig die eigene Flamme trinken und doch alle Welten aus ihr ernähren.“ Aber der Baalschem gab ihm die

Gegenrede: „Nicht so, lieber Meister, sondern hingeopfert habe ich der Glut aus dem Kern viel und viel, und bin nur noch der Schatten meiner Flamme, bewegt wie sie, aber dunkel. Und dies ist mein Wunsch, den du entlauscht hast meinem Schritt, und wohl ein mächtiger: zu finden die Seele, die in einsamem Feuer atmet wie die Seraphim. Denn ich will ihr Feuer werfen auf den Boten der Nacht, daß es ihn zunichte mache." Achija sprach: „Ich kann dir die Kunde nicht schenken, mein Sohn. Denn mein Amt ist, die erwählten Seelen das Geheimnis des Eifers zu lehren. Aber die solcher Lehre bedürftig und ihr geöffnet ist, und sei es die höchste Seele, es ist nicht die, die du suchst. Doch laß uns Elija fragen, den Boten des Bundes. Auf seinen Fahrten über die Erde mag er wohl erschaut haben, die du suchst." Sie traten zu Elija hin, der eben mit flüchtiger Sohle durch die Halle des Prophetenhimmels ging, die Glieder noch gespannt vom Flug, im Herzen schon neuen Wegs gewärtig. Als sie ihm nahten, wandte er sich zu ihnen, und es war, als ob ein Wandelstern in seiner Bahn innehielte, um einen Menschen anzuschauen. Ehe noch die Frage sich von ihnen gelöst hatte, redete der Seher zum Baalschem: „Den du suchst, ist Mosche der Hirt. Und wisse, er weidet die Schafe in den Bergen, die genannt werden die Poloninen." Kaum hatte das Wort ihn verlassen, neigte sich Elija wieder seiner Erde zu und bereitete sich zur neuen Fahrt.

*

Die milden Matten bogen sich wie Wellen, von dem Atem des tiefen und stillen Sommers regiert. Die Luft war voll eines Wissens, das nicht reden mag. Der Baalschem ging, und nichts rührte an seine Seele, denn sein Wille war über ihr und hielt sie jeglichem Ding verschlossen, die in einem langen Leben sich an jegliches Ding dahingegeben hatte in strömendem Mitdasein. Er achtete der Tiere nicht,

die aus dem Wald traten mit traulichem Geäug, da sie seinen Schritt vernahmen, und antwortete dem Zweig nicht, der seinen Arm liebkoste. Ganz in sich gezogen ging er durch den Stolz der Gelände hin. Seine Füße verspürten den Weg nicht und trugen ihn wie in einem steten Anbeginn. So kam er an die große Bergwiese, die hinter einem breiten Graben anhebend in jähem Schwung sich bis zum Gipfel des Bergs aufreckte. Auf der breiten Fläche waren Mosches Schafe wie ein leichtes weißes Wölkchenvolk verstreut. Als der Baalschem die Weide erblickte, fuhr er sich schwer über die Augen, wie wer wider die Heimsuchung eines Bildes streitet, und trat alsdann hinter ein Gebüsch, um unbemerkt nach dem Hirten auszuschauen, denn er fühlte noch das Wort nicht in sich.

Da sah er einen Jüngling, der stand am Rand des Grabens, die Schultern von den lichten Haaren gedeckt und das Auge wie eines Kindes Auge in seiner Bläue groß geöffnet, starker Gestalt, in grobem Gewand. Der Jüngling tat den Mund auf und redete, und wiewohl keiner vor ihm war und in aller Weite keiner, hielt er Zwiesprache mit einem Wesen und sprach inbrünstige Worte zu ihm. Und so redete er: „Lieber Herr, unterweise mich, was ich für dich tun mag! Hättest du doch Schafe, die ich hüten könnte, ich wollte ihrer warten zu Tag und zur Nacht, ohne Lohns zu begehren. Sag, was ich tun soll!“ Nun schwieg er, und da geriet der Wassergraben in seinen Blick. Sogleich machte er sich auf und hob an, mit eingestemmten Armen, die Füße dicht aneinander, über den Graben zu springen. Der war breit, Schlamms und allerlei Gezüchtes voll, und das Springen kostete dem Knaben den hellen Schweiß. Doch ließ er nicht ab und hielt sich nicht an einem Ufer auf, sondern sprang hinüber und herüber, sprechend: „Dir zur Liebe, süßer Herr, und dir zum Gefallen!“ Zuweilen nur unterbrach er sein

Tun, um nach den Schafen auszusehn, die sich indessen allzusehr verstiegen hatten, und gab dem Vieh liebreiche Wörtlein und freundliche Sorge. Dann aber lief er wieder zum Graben.
Lange schaute der Baalschem darauf, und es war ihm, als sei dieser Dienst größer als aller, den er je aus geweihter und gesammelter Seele Gott zugebracht hatte. Endlich kam er aus seinem Versteck, trat zu Mosche und sprach: „Ich habe ein Wort zu dir.“ Der Hirt antwortete: „Es ist mir nicht verstattet, denn mein Tag ist derer, die ihn gedungen haben.“ Der Meister sagte: „Sehe ich dich doch springen ohne Maß der Zeit.“ Der Hirt gab zurück: „Das tu ich um Gottes willen, und für ihn darf ich die Weile versäumen.“ Aber der Baalschem legte ihm die gute Hand auf den Arm: „Freund, auch ich bin dir um Gottes willen gekommen.“ Da war jener erfaßt, und sie saßen Seite an Seite unter einem Baum, und der Heilige redete von göttlichem Ding in klarem und mächtigem Bekennen, daß der neben ihm mit einer bebenden Seele den Worten lauschte.
Der Baalschem sprach von den Trümmern des Gottestempels zu Jerusalem und von dem Herzen, das unter den Trümmern schlägt und wartet. Und von den Getrennten sprach er: von dem einsamen Gott, dem die Lichtglorie entsunken ist, in den wirbelnden Abgrund der Dinge schaut er und wartet; durch den Abgrund aber wandelt die Schechina, wie eine zarte verstoßene Jungfrau im Sonnengewand, und bangt und leuchtet, und alle Wesen trinken ihr Licht und ihr Bangen. Und die Wesen hellen sich und glühen auf von der Gottesspende und brennen empor wie eine Flamme, die sich dem Himmel opfert. Und schneller wird das Schlagen des begrabenen Herzens, und sehnsüchtiger der Schritt der Herrlichkeit, und tiefer der Blick des Einsamen. Und schon ist es, als wollten alle Seelen heimkehren und Gottes Verbannung lösen und das Geheim-

nis der Ewigkeit erfüllen. Aber die Nacht ist wachsam: aus ihrer Höhle spähen tausend Augen in das Werden hinaus, und tausend Arme schlängeln sich in das Werden hinein. Und da es an der Zeit ist, sendet die Nacht ihren Boten. In weicher, lockender Finsternis zieht er über die Erde. Wen sein Wort berührt hat, von dem fällt die Lichthülle ab, und wer seinen Blick empfangen hat, in dem erlischt die opfernde Flamme.

Als der Baalschem von dem Boten redete, sprang der Hirt auf beide Füße und schrie: „Herr, wo ist dieser Mann, von dem du sagst? Denn es soll nicht sein, daß er länger lebe als bis zum Augenblick, da ich ihn finden werde!“ Doch der Meister hieß ihn still sein und begann, ihn im Kampf zu unterweisen.

Der Dämon Widersacher aber schwang in den Lüften und wurde des Bundes der Seelen gewahr, wie die reife, erleuchtete die sturmstarke, wehende umfaßte und lenkte. Und da er mit der Macht des Fluchs in das Innere der geschehenden Welt zu schauen vermochte, verstand er, was das Zwiegespräch des Alten mit dem Jungen auf dieser Wiese am Wald ihm und der Ewigkeit meinte. Er streckte sich über die Welt und sog sich mächtig an all dem Bösen, das in jenen Tagen gedieh. Darauf erstritt er sich den Weg in das obere Reich und begehrte in gellendem Wort sein Recht auf die Zeiten. Da kam aus der namenlosen Mitte der Einsamkeit eine Stimme, die war so voll der Trauer und übervoll wie eine Schale, über die sich die Flut des Meeres hingießt; und die Trauer trieb und wogte um die Stimme wie die Flut des Meers. Der Dämon fiel nieder und erschrak, denn das Wissen war über ihn gekommen. Die Stimme aber sprach: „Fülle pocht wider Fülle, und der Kreis schlingt sich in den andern. In welchen Zeiten willst du walten? Der Augenblick ist dein, und immer der Augenblick,

bis dich einst die Seele gewaltigt und du dich in mein Licht stürzest, weil du es nicht länger erträgst, der Herr des Augenblicks zu sein. Und sieh, du weißt es.“ Die Stimme schwand, aber die Flut der Trauer trieb und wogte, und der Dämon lag vor ihr in den Fesseln des Wissens. Alsbald jedoch schüttelte er sie ab und fuhr nieder, zitternd griff er in die Wolken und ballte sie mit wütigen Fäusten. Er riß den Sturm empor, entließ die Blitze und zwang den Donner wieder und wieder zum Werk. Er entsandte die klamme Angst aus seinem Gefolg, und sie ergriff die Herzen mit Würgerhänden. Feuer fiel in die Stadt, und die Glocken stöhnten auf.

Da fuhr Mosche, der Hirt, als er Schall und Getös vernahm, über den heiligen Worten auf und gedachte seiner Tiere, die in der Unbill des Himmels schutzlos über den Berg verstreut geblieben waren. Er sprang empor und eilte mit langen, eiligen Schritten hinan, die verirrten mit kindlichen Schmeichelworten zu locken, und hörte nimmer auf den Heiligen und sein Warnen.

Der Baalschem wurde still, die Trauer kam auf seine Stirn, und er beugte sich vor der Vernichtung. Und langsam, Haupt und Blick zur Erde gezogen, stieg er nieder. Aber als er im Tal stand, fühlte er einen Arm um seinen Nacken. Und da er sich wandte, sah er den Engel des Kampfes mit strahlender Stirn und liebreichen Brauen. Der Engel legte auch den andern Arm um seinen Nacken und küßte ihn. So erkannte Israel ben Elieser, daß dieser der Engel des Todes ist, der da heißt der Wiederbringer. Und sein Erkennen tröstete ihn.

Die Heirat

(Bruchstück einer Lebensgeschichte)

In seiner Jugend war Israel ben Elieser Hilfslehrer in einer kleinen Gemeinde unweit der Stadt Brody. Die Leute wußten nichts von ihm; weil aber die Kinder mit einem so fröhlichen Eifer bei ihm lernten, wurden auch die Väter ihm wohlgesinnt. Bald verbreitete sich der Ruf, daß er weise sei; man kam zu ihm sich Rats erholen; wo es einen Streit gab, wurde der junge Lehrer angegangen, ihn zu schlichten. Er tat es so, daß der Mann, gegen den er entschied, den Spruch mit nicht geringerer Zufriedenheit vernahm als sein Gegner, zu dessen Gunsten entschieden worden war, und beide guten Muts von dannen zogen.

In Brody lebte zu jener Zeit ein großer Gelehrter, Rabbi Gerschon Kitower. Dessen Vater, Rabbi Abraham, hatte einen Rechtshandel mit einem Mitglied der kleinen Gemeinde, deren Kinder der Baalschem lehrte. Es suchte seinen Gegner auf und schlug ihm vor, sie wollten beide nach Brody fahren und das Urteil des geistlichen Gerichtshofs anrufen. Jener aber erzählte ihm von der Weisheit und Gerechtigkeit des jungen Lehrers, bis er willens wurde, ihn zu befragen. Als er dessen Stube betrat und ihn ansah, erschrak er; denn von der Stirn Israels leuchtete ihm ein geschwungenes Zeichen entgegen, vollkommen gleich dem unvergeßlichen, das er einen Blick lang auf der schmalen Stirn der eigenen Tochter gesehen hatte, als ihm einst die Wehmutter die neugeborene wies. Mit schwerer Zunge brachte er sein Anliegen vor; doch wie er die gesenkten Augen wieder erhob, war das Zeichen verschwunden. Israel hörte zu, fragte, hörte wieder, dann sprach er das Urteil; und alsbald zog in die Herzen beider Männer, die es vernahmen, der Friede ein, denn

ihnen war, als sei das lichte Recht selber aus der Nebelwand der Meinungen hervorgetreten.

Hernach kam Rabbi Abraham zum Baalschem und bat ihn, er möge seine Tochter zum Weibe nehmen. Israel stimmte ihm zu, bestand aber auf einer zwiefachen Bedingung: daß die Vereinbarung zunächst geheim bleibe, und daß in der Urkunde, die aufgesetzt werden sollte, nicht — wie es üblich war — seine Gelehrsamkeit gerühmt, vielmehr seine Person darin mit keiner andern Bezeichnung als dem Namen Israel ben Elieser erwähnt werde: „denn", so fügte er hinzu, „Ihr wollt mich und nicht mein Wissen Eurer Tochter zum Gemahl." Es geschah nach seinem Wunsch.

Als Rabbi Abraham von seiner Reise heimkehrte, erkrankte er plötzlich und starb nach wenigen Stunden. Sein Sohn, Rabbi Gerschon Kitower, kam, ihn zu bestatten. Unter den Schriften des Vaters fand er die Heiratsurkunde und las, daß seine Schwester einem Mann ohne gelehrten Titel und ohne Geschlechtsruhm zugesprochen sei; nicht einmal die Heimat des Fremden war genannt. Sogleich teilte er der Schwester mit heftigen Worten das Unerhörte mit; sie aber erwiderte nur, wenn dies des Vaters Wille gewesen sei, könne nichts andres auf der Welt das Rechte für sie sein.

Israel wartete indes, bis das Jahr seines Lehramts um war; die Väter wollten ihn nicht ziehen lassen, aber er ließ sich nicht halten. Er legte sein Gewand ab, kleidete sich in einen kurzen Schafspelz mit breitem Ledergurt, wie ihn die bäurischen Männer tragen, und nahm deren Art auch in Rede und Bewegung an. So kam er nach Brody und in Rabbi Gerschons Haus. Da blieb er an der innern Schwelle stehn. Der Gelehrte, der gerade die Deutungen einer schwierigen Talmudstelle verglich, hieß dem dürftig aussehenden Mann eine Münze hinausreichen; jener aber sagte, er habe ihm etwas zu eröffnen. Sie

traten selbander in die anliegende Stube, und Israel tat dem Rabbi zu wissen, er sei gekommen, um sein Weib zu holen. Bestürzt rief Rabbi Gerschon die Schwester herbei, daß sie den Mann betrachte, auf den die Wahl ihres Vaters gefallen sei. Sie sagte nichts als: „Wenn er es so bestimmt hat, ist es von Gott bestimmt", und hieß die Hochzeit rüsten.

Ehe sie zum Baldachin gingen, unterredete sich der Baalschem mit seinem Weibe und offenbarte ihr sein Geheimnis. Doch mußte sie ihm geloben, es unverbrüchlich zu bewahren, was immer über sie kommen möge; er verschwieg ihr nicht, daß großes Elend und vielfältige Bedrängnis ihrer harre. Sie sagte nur, es sei recht so.

Nach der Hochzeit versuchte Rabbi Gerschon Tag um Tag, seinen unwissenden Schwager die Tora zu lehren; aber es war unmöglich, ihm auch nur ein Wort der Lehre beizubringen. Endlich sprach er zu seiner Schwester: „Ich schäme mich deines Manns. Willst du dich von ihm trennen, so ist es gut; willst du es nicht, so kaufe ich dir Pferd und Wagen, und du kannst mit ihm fahren, wohin du magst." Das war sie zufrieden.

So fuhren sie von dannen, bis sie in ein karpatisches Städtchen kamen, wo die Frau Wohnung nahm. Israel ging in die nahen Berge, baute sich eine Hütte und grub Lehm. Sie aber kam zwei- oder dreimal in jeder Woche zu ihm, lud mit ihm den Lehm auf den Wagen, brachte ihn in die Stadt und verkaufte ihn um weniges Geld. Wenn Israel Hunger spürte, tat er Mehl und Wasser in eine kleine Grube, knetete den Teig und buk ihn an der Sonne.

Segen und Hindernis

Der Baalschem fragte einst seinen Schüler, den Rabbi Meïr Margoliut: „Meïrl, entsinnst du dich noch des Sabbats, als du die Fünfbücher zu lernen begannst — die große Stube deines Vaterhauses war voller

Gäste, man hatte dich auf den Tisch gestellt, und du trugst deine Rede vor?"

Der Rabbi sprach: „Wohl entsinne ich mich. Plötzlich kam meine Mutter herein und riß mich mitten in der Rede vom Tisch. Mein Vater wurde unwillig, sie aber zeigte nur auf einen Mann im kurzen Bauernpelz, der an der Tür stand und mich ansah; da verstanden alle, daß sie das böse Auge fürchtete. Während sie noch nach der Tür zeigte, war der Mann verschwunden."

„Ich war es", sagte der Baalschem. „In solchen Stunden kann ein Blick großes Licht in eine Seele schütten. Aber die Furcht der Menschen baut Wände vor das Licht."

Grenze des Rats

Die Schüler des Baalschem hörten von einem Mann als von einem Weisen reden. Einige unter ihnen verlangte es, ihn aufzusuchen und seine Lehre zu erfahren. Der Meister gab ihnen die Erlaubnis; sie aber fragten weiter: „Und woran sollen wir erkennen, ob er ein wahrer Zaddik ist?" „Erbittet von ihm", antwortete der Baalschem, „einen Rat, wie ihr es anzufangen habt, damit die unheiligen Gedanken euch nicht mehr beim Beten und Lernen stören. Gibt er euch einen Rat, so wißt ihr, daß er der Nichtigen einer ist. Denn das ist der Dienst der Menschen in der Welt bis zur Todesstunde, Mal um Mal mit dem Fremden zu ringen und es Mal um Mal einzuheben in die Eigenheit des göttlichen Namens."

Die Rede

An jedem Abend nach dem Gebet ging der Baalschem in seine Stube, zwei Kerzen wurden vor ihn gestellt und das geheimnisvolle Buch der Schöpfung mit andern Büchern auf den Tisch gelegt. Dann wurden in einem alle vorgelassen, die seines Rats bedurften, und er redete zu ihnen bis an die elfte Stunde. . . . .

Als an einem Abend die Leute hinweggingen, sprach einer von ihnen zu seinem Gefährten, wie ihm die Worte, die der Baalschem an ihn richtete, recht wohlgetan hätten. Der andre aber verwies ihm solches Geschwätz: sie hätten doch die Stube zusammen betreten und all die Zeit seither habe der Meister zu keinem andern als zu ihm selber geredet. Ein dritter, der dies hörte, mischte sich lächelnd ein: wie wunderlich sie sich beide irrten — habe doch der Rabbi den ganzen Abend mit ihm ein vertrautes Gespräch geführt. Gleicherweise ließ sich ein vierter, ein fünfter vernehmen, endlich bekannten alle durcheinander, was ihnen widerfahren war. Doch schon im nächsten Augenblick verstummte die Schar.

Die schwere Buße

Einem, der den Sabbat unwissentlich entweiht hatte, weil sein Wagen gestürzt war und er, wiewohl in gewaltsamem Laufschritt, die Stadt nicht vor dem Anbruch der heiligen Frist erreichte, verhängte der junge Rabbi Michal, der nachmalige „Slotschower", eine harte und lange Kasteiung als Buße. Der Mann hielt sich mit aller Kraft dazu, das Vorgeschriebene zu erfüllen, merkte aber bald, daß sein Leib nicht standhielt, sondern zu kränkeln und nun auch das Gemüt zu schwächen begann. Da erfuhr er, daß der Baalschem durch die Gegend reise und sich in einem nahen Ort aufhalte; er ging hin, faßte sich ein Herz und bat den Meister, ihm für die Sünde, die er begangen habe, eine Lösung aufzuerlegen. „Trag ein Pfund Kerzen ins Bethaus", sagte der Baalschem, „und laß sie zum Sabbat anzünden. Das ist deine Lösung." Jener meinte, sein Bericht habe nur halbes Gehör gefunden, und wiederholte sein Anliegen auf das eindringlichste. Als der Baalschem aber auf dem unbegreiflich milden Urteil beharrte, erzählte ihm der Mann, welch schwere Buße

über ihn verhängt worden war. „Tu nur, was ich dir sagte," antwortete der Meister, „dem Rabbi Michal aber überbringe, er möge in die Stadt Chwostow kommen, wo ich den nächsten Sabbat halten will." Aufgehellten Angesichts nahm der Bittsteller Abschied.

Dem nach Chwostow fahrenden Rabbi Michal brach unterwegs ein Wagenrad, und er mußte zu Fuß weiter. So sehr er sich beeilte, es dunkelte schon, als er die Stadt betrat, und als er die Schwelle des Baalschem überschritt, sah er ihn schon erhoben, die Hand am Becher, um den Segen über den Wein zum Eingeleit des Ruhetags zu sprechen. Der Meister unterbrach die Handlung und redete den erstarrt Dastehenden an: „Gut Sabbat, Sündloser! Hattest das Leid des Sünders nicht geschmeckt, trugst niemals sein gebrochnes Herz in dir — so war deine Hand leicht, Buße auszuteilen. Koste den sühnenden Schmerz! Gut Sabbat, Sündiger!"

Der Tanz der Chassidim

Am Feste Simchat Tora, dem Tag der Freude an der Lehre, vergnügten sich die Jünger im Haus des Baalschem, sie tanzten und tranken und ließen immer neuen Wein aus dem Keller holen. Nach etlichen Stunden kam die Frau des Baalschem in seine Kammer und sagte: „Wenn sie nicht aufhören zu trinken, wird bald für die Sabbatweihen, für Kiddusch und Hawdala kein Wein mehr übrig sein." Er antwortete lachend: „Recht redest du. Geh also zu ihnen und heiße sie aufhören." Als sie die Tür der großen Stube öffnete, sah sie: die Jünger tanzten im Kreis, und um den tanzenden Kreis schlang sich lodernd ein Ring blauen Feuers. Da nahm sie selber eine Kanne in die rechte und eine Kanne in die linke Hand und eilte, die Magd hinwegweisend, in den Keller, um alsbald mit den gefüllten Gefäßen zurückzukehren.

Der Meister tanzt mit

An einem Simchat-Tora-Abend tanzte der Baalschem selber mit seiner Gemeinde. Er nahm eine Torarolle in seine Hand und tanzte mit ihr. Dann gab er die Rolle aus der Hand und tanzte ohne sie. In diesem Augenblick sagte einer der Schüler, der mit den Bewegungen des Baalschem sonderlich vertraut war, zu den Gefährten: „Jetzt hat unser Meister die leibliche Lehre aus der Hand getan und hat die geistliche Lehre an sich genommen."

Der Strumpfwirker

Der Baalschem hielt sich einst auf einer Reise in einer kleinen Stadt auf, deren Name nicht überliefert ist. An einem Morgen vor dem Beten rauchte er wie gewöhnlich seine Pfeife und sah zum Fenster hinaus. Da ging ein Mann vorbei, der Gebetmantel und Gebetriemen in der Hand trug und seine Schritte so schlicht-feierlich setzte, als führe sein Weg an die Himmelspforte. Der Baalschem fragte den Getreuen, in dessen Haus er wohnte, wer das sei. Jener antwortete ihm, es sei ein Strumpfwirker, der sommers und winters gleicherweise Tag um Tag ins Bethaus gehe und da sein Gebet spreche, auch wenn die gebotne Zehnzahl der Frommen nicht voll wurde. Der Baalschem hieß ihn holen, aber der Hausherr sagte: „Der Narr wird seinen Weg nicht unterbrechen, und wenn ihn der Kaiser selber ruft."
Nach dem Beten schickte der Baalschem zu dem Mann und ließ ihm bestellen, er solle ihm vier Paar Strümpfe bringen. Bald stand jener vor ihm und breitete seine redlich gearbeitete Ware aus guter Schafwolle aus. „Was willst du für ein Paar?" fragte Rabbi Israel. - „Anderthalb Gulden." — „Du wirst wohl mit einem Gulden zufrieden sein." — „Dann hätte ich", sagte der Mann, „diesen Preis genannt." Sogleich bezahlte ihm der Baalschem, was er verlangt hatte; dann fragte er ihn weiter: „Womit gibst

du dich ab?“ — „Ich betreibe mein Handwerk“, antwortete der Mann. — „Und wie betreibst du es?“ — „Ich arbeite, bis ich vierzig oder fünfzig Paar Strümpfe beisammen habe. Dann lege ich sie in eine Mulde mit heißem Wasser, und dann presse ich sie, bis sie sind, wie sie sein sollen.“ — „Und wie verkaufst du sie?“ — „Ich gehe nicht aus meinem Haus, sondern die Krämer kommen zu mir und kaufen sie. Auch bringen sie mir gute Wolle, die sie für mich eingehandelt haben, und ich gebe ihnen einen Lohn für ihre Mühe. Nur dem Rabbi zu Ehren bin ich dies eine Mal aus meinem Haus gegangen.“ — „Wenn du aber frühmorgens aufstehst, was tust du da, ehe du beten gehst?“ — „Da mache ich auch Strümpfe.“ — „Und wie hältst du es mit dem Psalmensagen?“ — „Welche Psalmen ich auswendig weiß,“ antwortete der Mann, „die sage ich mir bei der Arbeit vor.“

Als der Strumpfwirker heimgegangen war, sagte der Baalschem zu den Schülern, die ihn umgaben: „Heute habt ihr den Grundstein gesehn, der den Tempel trägt, bis der Erlöser gekommen ist.“

Die Tiere

Es wird erzählt:

Einst war der Baalschem genötigt, den Sabbat auf freiem Felde einzuweihen. Es weidete aber unfern eine Schafherde. Als er den Segen sprach, der die nahende Braut begrüßt, erhoben sich die Schafe auf ihre Hinterfüße und blieben so, dem Meister zugewandt, bis er das Gebet vollendet hatte. Denn solange es die Andacht des Baalschem vernahm, war jedes Geschöpf in seiner Urhaltung, wie es am Throne Gottes steht.

Der Krug

Der Baalschem sprach einmal zu seinen Schülern: „Wie im Blatt die Kraft der Wurzel, so ist in jedem Gerät die Kraft des Menschen, der es gemacht hat,

und dessen Beschaffenheit und Gebaren sind daraus zu erkennen." Da fiel sein Blick auf einen schönen Bierkrug, der vor ihm stand, er deutete darauf und sprach weiter: „Ist es diesem Krug nicht anzusehn, daß ihn ein Mann ohne Füße gemacht hat?"
Als der Baalschem geendet hatte, nahm einer der Schüler von ungefähr den Krug, um ihn auf die Bank zu stellen. Aber sowie er drauf stand, zerfiel er in kleine Brocken.

Das Ende

In seiner Sterbestunde sprach der Baalschem:
„Jetzt weiß ich, wozu ich erschaffen worden bin."

DER GROSSE MAGGID UND SEINE NACHFOLGE

Vorrede

Ich nehme mit diesem Geschichtenkreis die Reihe der Bücher, in denen ich den wesenhaften Gehalt der chassidischen Bewegung darzustellen suche, nach langer Unterbrechung wieder auf. Nicht als ob die Arbeit am ungeheuern Stoff und der Dienst an der Gestalt je geruht hätten: aber zum Werk gediehen sie erst wieder im letzten Abschnitt der Zeit, die seit dem Erscheinen der „Legende des Baalschem" (1907) verstrichen ist. Was diese fünf oder sechs Jahre an Darlegung der chassidischen Lehre und Erzählung der chassidischen Sage hervorgebracht haben, soll nun mitgeteilt werden. Ich beginne mit einem Hauptstück der Erzählung: den Geschichten aus dem Leben des größten unter den Jüngern des Baalschem, des „großen Maggids" (d. i. Predigers), Rabbi Dow Bär von Mesritsch, und dem Leben seiner Schüler und Schülersschüler.

*

Diese Geschichten entstammen der chassidischen Legende.

Legende bildet mit Mythus und Sage die Dreiheit der Gestalten, in denen der Mensch, der Mensch schlechthin, nicht Person, nicht dichterisches Subjekt, von der Berührung des Göttlichen zu erzählen weiß.

Mythus ist der Ausdruck einer Welt, in der das Göttliche und das Menschliche beisammen und ineinander wohnen, Sage der Ausdruck einer Welt, in der sie auseinander geraten und das Menschliche sein Gegenüber schon in einem Schauder verspürt; in der Legende äußert sich die Welt, in der die Scheidung vollzogen ist, nun aber von Sphäre zu Sphäre ein Verkehr, eine Zwiesprache, eine Wechselwirkung geschieht — von diesen erzählt sie. Ursprüngliche Bildsamkeit des Stamms wie der Mythus, ge-

wachsene Rede des Volks wie die Sage kann die Legende nicht mehr sein, ihre Welt ist zu spät. Sie steht zwischen Dichtung der Gemeinschaft und Dichtung der eigenbewußten Person in der Mitte.

*

Zumeist entsteht die Legende in einem Zeitalter, in dem die Ausbildung der literarischen Erzählungsform sich neben ihr vollzieht oder gar sich entscheidend bereits vollzogen hat. Im ersten Fall wird sie von jener gestreift, im zweiten ergriffen. Die buddhistische Legende und das indische Kunstmärchen, die franziskanische Legende und die frühitalienische Novelle gehören zusammen.

Mit der chassidischen Legende verhält es sich ganz anders. Eine literarische Erzählungsform hat sich im Judentum der Diaspora, das in der volkstümlichen verharrte, erst in unserem Zeitalter auszubilden begonnen. Was sich die Chassidim zum Preis ihrer Meister, der Zaddikim, erzählten, konnte sich an keine Form schließen; als Legende konnte es sich auch nicht aus sich selbst — wie die Volksdichtung tut — formen. Es ist rohes Erz geblieben: Edelerz.

So ist es — in ein paar hundert Volksbüchern, in persönlichen Mitteilungen — in meine Hand gekommen.

*

Die Verfasser der Volksbücher wurden nicht höher geschätzt als etwa Bänkelsänger. Sie zogen zumeist von Städtchen zu Städtchen und boten ihre Bücher aus, die das Volk, im Gegensatz zu den heiliggehaltenen Schriften der chassidischen Lehre, als leichte Ware behandelte. (Die chassidischen Legendenbücher sind aber ebenfalls alle in hebräischer Sprache verfaßt; die jiddischen Drucke sind zumeist stark gekürzte und verwässerte Übersetzungen.) Nur einzelne der ältesten Sammlungen sind mit Ehrfurcht behandelt worden. Den ältesten wird eben am

meisten „geglaubt“. Die späteren suchen sich durch die Anführung der ursprünglichen Erzähler, womöglich der Augenzeugen der Begebenheit, gegen das Mißtrauen zu schützen. (Eine Gruppe für sich bilden einige moderne Sammelwerke, deren systematische Anlage zuweilen nahezu wissenschaftlich anmutet.)

Anders die mündliche Überlieferung. Hier ist die Zuverlässigkeit personhafter verbürgt, jeder erzählt von „seinem“ Rabbi oder dessen Vater oder Lehrer, und das Erzählen hat die Weihe einer heiligen Handlung. Der „Seher“ von Lublin soll einmal aus einer „Klaus“ einen Lichtglanz haben aufsteigen sehen; als er eintrat, saßen Chassidim drin und erzählten sich von ihren Zaddikim.

Ich habe meine Aufgabe dahin betrachten gelernt, daß mir obliege, den Geschichten, die ich aus der kaum übersehbaren Fülle des Materials auslese, die ihnen zukommende Form zu geben, nicht mehr und nicht weniger. Ich „dichte“ nicht „weiter“, ich füge den vorgefundenen Motiven kein neues hinzu, ich schmelze sie nur in die reine Gestalt der Erzählung ein.

Diese reine Gestalt ist mir spät aufgegangen, aber in einer endgültigen Klarheit.

Es gibt zwei künstlerische Gattungen der Legende, die man (dem Übergangswesen der Legende gemäß) nach zwei Gattungen der erzählenden Literatur bezeichnen kann, an die sie sich lehnen: die legendäre Novelle und die legendäre Anekdote. Man vergleiche etwa die Legenda aurea mit den Fioretti, oder die Heiligengeschichten der Buddhisten mit denen der Sufis. Auch das formlose chassidische Material tendiert zu diesen Formen. Es besteht zum größten Teil aus — angelegten — legendären Anekdoten. Novellen sind selten, es gibt auch eine trübe Zwischengattung. In dieses Buch habe ich nur Geschichten aufgenommen, denen unverkennbar die

Form der legendären Anekdote zukommt. — Ich führe die Häufigkeit anekdotischen Materials unter anderm auf den Einfluß des ungemein vitalen jüdischen Witzes zurück.

Novelle nenne ich die Erzählung eines Schicksals, das als eine einzige Begebenheit erscheint, Anekdote die Erzählung eines einzelnen Vorgangs, der ein ganzes Schicksal erleuchtet. Beide sind Gattungen der „verdichteten", d. h. leibhaft umrissenen Erzählung. Nicht bloß von allem Psychologischen wird diese Form zerstört, sondern auch von allem Zierhaften.

Legendäre Anekdote nenne ich die in einem einzigen Vorgang verdichtete Legende.

*

Es kam mir aber nicht darauf an, von einigen Zaddikim je einige Anekdoten zusammenzustellen. Vielmehr zunächst: aus den Hunderten von Legenden, die fast von jedem überliefert sind, diejenigen zur Erzählung auszuwählen, in denen sich die Art und der Weg dieses Zaddiks wesentlich aussprechen; und sodann: die erzählten je zum Bildnis eines Lebens zusammenzufügen. Manchmal hat sich mir das Material so geboten, daß sich der Aufbau dieses Lebens in den ausgewählten Geschichten fast restlos darstellen konnte, als reine Entfaltung einer Seele (wie bei Rabbi Sußja) oder auch als Aufgabe und Vollzug (wie beim Apter Rabbi); andere Male sind Lücken geblieben, zu deren Ausfüllung ich durch das, was ich im Geleitwort von diesen Zaddikim berichte, beizutragen versucht habe; nur in einem Fall (bei Wolf von Zbaraż) mußte ich mich, von dem kargen Stoff genötigt, statt des „dynamischen" Bilds eines Menschenlebens mit dem „statischen" Bild eines Menschen begnügen.

*

In diesem Buch sind siebzehn Bildnisse dieser Art vereinigt, die schicksalhaft und sinnhaft zusammen-

gehören. Sie sollen zusammen das überpersönliche Bild einer großen Sache und ihres Ganges ergeben.
Die Sache, deren Bild ich meine, ist eine Sache der Lehre, ihr Sinn und ihr Schicksal sind von dem Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler aus allein zentral zu verstehen: von der Gewalt, der Fruchtbarkeit und der Tragik dieses Verhältnisses aus.
Den Geschichten geht eine Einleitung voraus, in der ich zusammengefaßt habe, was mir das rechte Verständnis ihrer Eigentümlichkeit und ihres Zusammenhangs zu fördern geeignet schien; sie soll meine früheren Hinweise auf die chassidische Lehre und ihre Entwicklung ergänzen. Der erste Abschnitt spricht von der chassidischen Lehre, insofern das Wesen und die Berufung des Zaddiks aus ihr hervorgehen, der zweite von dem Wesen und der Berufung des Zaddiks, der dritte von den Zaddikim dieses Buchs, insofern sich in ihnen der Sinn der Lehre, aber auch deren Gang und deren Schicksal verkörpert haben.

*

Ich danke allen, die mir die Zusammentragung des Materials erleichtert haben, besonders aber meinem Freund S. J. Agnon für die kostbaren Mitteilungen aus der mündlichen Überlieferung, von denen ich in diesem Band nur erst einen Teil verwerten konnte.

Heppenheim an der Bergstraße,
im Frühsommer 1921

EINLEITUNG

Geist

Bewegungen, die eine Erneuerung der Gesellschaft anstreben, meinen damit zumeist, daß der vorgefundenen Ordnung die Axt an die Wurzel zu legen sei; sie setzen dem Gewordenen, das sie verwerfen, ein von Grund aus andersartiges Erzeugnis des wollenden Gedankens gegenüber. Nicht so die religiösen Bewegungen, die auf eine Erneuerung der Seele ausgehn. Mag das Prinzip, das von einer echten religiösen Bewegung vertreten wird, dem herrschenden religiösen Status der Umwelt noch so entgegengesetzt sein: die Bewegung empfindet und äußert diesen Gegensatz nicht als einen Gegensatz zum wesenhaften Urbestand der Überlieferung, sie fühlt und erklärt sich vielmehr berufen, diesen Urbestand von seiner gegenwärtigen Trübung zu reinigen, ihn wiederherzustellen, „wiederzubringen". Von diesem gleichen Ausgang aber können die religiösen Bewegungen in ihrem Verhältnis zum geltenden Glauben sehr verschieden fortschreiten. Entweder das altneue Prinzip setzt seine eigene Botschaft als die verdunkelte und nun ans Licht gerettete Urwahrheit, in dem zur Wiederbringung „gekommenen" zentralen Menschen dargestellt, ja geradezu mit ihm identisch, dem Spätstand der Überlieferung leibhaft entgegen und für ihren Urstand ein; dann vollzieht sich bald die völlige Wandlung und Scheidung; solche Bewegungen dürfen als die stifterischen bezeichnet werden. Oder das Prinzip geht lediglich auf einen älteren Stand der Überlieferung, auf das „reine Wort" zurück, das es zu befreien hat und dessen Entstellung es bekämpft; dann vollzieht sich eine Teilscheidung, so daß die mythisch-dogmatischen und magisch-kultischen Fundamente zumeist unberührt bleiben und ungeachtet der organisatorischen Trennung die geistige Einheit im wesent-

lichen fortdauert; diese Bewegungen heißen die reformatorischen. Oder auch das Prinzip nimmt die Überlieferung ihrem gegenwärtigen Stande nach in ungeschmälerter Geltung hin; deren Lehren und Satzungen werden in ihrem vollen gegenwärtigen Ausmaß ohne Prüfung ihrer geschichtlichen Beglaubigung und ohne Vergleich mit einer ursprünglicheren Gestalt anerkannt; aber das Prinzip schafft eine neue Beleuchtung der Lehren und Satzungen, es läßt sie in seinem Licht eine neue Beseeltheit, einen neuen Sinn gewinnen, es erneuert sie in ihrer Vitalität, ohne sie in ihrer Materie zu verändern. Hier vollzieht sich keine Scheidung, obgleich auch hier der Kampf zwischen dem Alten und dem Jungen entbrennen muß und die heftigsten Formen annehmen kann: die neue Gemeinschaft bleibt innerhalb der angestammten und versucht sie von innen zu durchdringen — ein Messen zweier Kräfte, der bewegenden und der beharrenden, das sich bald auf den Boden der neuen Gemeinschaft selbst überträgt und zwischen deren Mitgliedern, ja im Herzen jedes einzelnen sich fortsetzt; naturgemäß werden die Kampfbedingungen immer günstiger für die Kraft der Trägheit. Zu den Bewegungen solcher Art gehört die chassidische, die, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von Podolien und Wolhynien ausgehend, um die Jahrhundertwende die Judenheit des ganzen polnischen Reichs sowie Nordostungarns und der Moldau in wesentlichen Teilen ergriffen hatte und um die Mitte des neunzehnten zu einem im Geist erstarrten, aber zahlenmäßig mächtigen Gebilde geworden war, das auch heute noch fortbesteht.

Alle echten religiösen Bewegungen wollen nicht etwa dem Menschen die Lösung des Weltgeheimnisses darbieten, sondern ihn ausrüsten, aus der Kraft des Geheimnisses zu leben; sie wollen ihn nicht über Gottes Wesen belehren, sondern ihm den Weg wei-

sen, auf dem ihm Gott begegnen kann. Aber unter ihnen ist es jener dritten Art, von der ich sprach, ganz besonders nicht um ein allgültiges Wissen des Seins und Sollens, nur um das Jetzt und Hier der menschlichen Person, den ewigneuen Schoß der ewigen Wahrheit, zu tun. Darum eben können diese Bewegungen einen Zusammenhang allgemeiner Glaubenssätze und Vorschriften von dem gleichzeitigen Stand der Tradition unverändert übernehmen; ihr eigener Beitrag kann nicht kodifiziert werden, er ist nicht Materie einer dauernden Erkenntnis oder Verpflichtung, nur Licht für das schauende Auge, Kraft für die wirkende Hand, immer neu erscheinend. Besonders deutlich gibt sich dies am Chassidismus kund. Von oberstem Belang ist ihm nicht, was von je war, sondern was je und je geschieht; und hinwieder nicht, was dem Menschen widerfährt, sondern was er tut; und nicht das Außerordentliche, das er tut, sondern das Gewöhnliche; und mehr noch als was er tut, wie er es tut. Unter allen Bewegungen seiner Art hat wohl keine so wie der Chassidismus das unendliche Ethos des Augenblicks verkündet.

*

Zwei Überlieferungen vereinigt hat der Chassidismus übernommen, ohne ihnen wesentlich anderes hinzuzufügen als ein neues Licht und eine neue Kraft: eine Überlieferung religiösen Gesetzes — nach der vedischen Opferlehre der riesenhafteste Aufbau geistlichen Sollens —: die rituale Formung des Judentums; und eine Überlieferung religiöser Wissenschaft, der Gnosis an Bildgewalt nachstehend, an Systematik überlegen: die Kabbala.

Individual verbunden waren diese zwei Überlieferungsreihen naturgemäß in jedem Kabbalisten, aber die eigentliche Verschmelzung zu einer Realität des Lebens und der Gemeinschaft haben sie erst im Chassidismus erfahren.

Die Verschmelzung geschah durch das altneue Prinzip, das er vertrat: das Prinzip der Verantwortung des Menschen für das Schicksal Gottes in der Welt. Verantwortung, nicht in einem bedingten, moralischen, sondern in einem unbedingten, metaphysischen Sinn, heimlicher, unerforschlicher Wert der menschlichen Handlung, Einfluß des handelnden Menschen auf die Geschicke des Alls, ja auf dessen lenkende Kräfte — das ist eine uralte Idee im Judentum. „Die Gerechten mehren die Macht der oberen Herrschaft." Es gibt eine unserer Erfahrung entrückte, nur unserer Ahnung zugängliche Kausalität der Tat.

Diese Idee gestaltet sich in der Entwicklung der Kabbala zu der zentralen und tragenden aus, als die sie im Chassidismus hervortritt: durch die kabbalistische Anschauung von Gottes Schicksal in der Welt.

Mythisch lebendig schon in iranischer Religiosität — uns überliefert in deren mandäischer und manichäischer Umbildung[1] —, dann begrifflicher umrissen in mannigfacher Gnosis erscheint uns die Konzeption der in der Stoffwelt gefangenen Gottseele, die erlöst werden soll. Der gottentstrahlte Lichtglanz, der in die Finsternis gesunken ist, die Sophia, die in die Gewalt der niederen weltbeherrschenden Mächte geriet, die „Mutter", die durch alle Leiden der Dinglichkeit schreiten muß —, immer ist es ein zwischen dem Urguten und dem Urbösen mittelndes Wesen, dessen Schicksal erzählt wird: ein preisgegebenes Wesen und doch ein Gottwesen, von seinem Ursprung abgetrennt und doch nicht abgetrennt; denn die Scheidung heißt Zeit und die Vereinigung Ewigkeit. Die Kabbala hat die Konzeption der eingebannten Gottseele aufgenommen, aber sie im Feuer der jüdischen Einheitsidee, die eine Urzweiheit

[1] Vgl. Reitzenstein, Das iranische Erlösungsmysterium, Bonn 1921.

ausschließt, umgeprägt. Das Schicksal der Herrlichkeit Gottes, der „Einwohnung" (Schechina), widerfährt ihr nun nicht mehr von ihrem Gegensatz, nicht von den Mächten der gottfremden oder gottfeindlichen Materie, sondern von der Notwendigkeit des Urwillens selber; es gehört in den Sinn der Weltschöpfung.

Wie ist Welt möglich? Das ist die Grundfrage der Kabbala, wie es die Grundfrage aller Gnosis war. Wie kann die Welt sein, da doch Gott ist? Da Gott unendlich ist, wie kann es etwas außer ihm geben? Da er ewig ist, wie kann Zeit bestehen? Da er vollkommen ist, wie konnte das Mangelhafte werden? Da er unbedingt ist, was soll das Bedingte?

Die Kabbala[1] antwortet: Gott schränkte sich zur Welt ein, weil er, zweiheits- und beziehungslose Einheit, die Beziehung hervortreten lassen wollte: weil er erkannt, geliebt, gewollt werden wollte, weil er seinem ureinen Sein, in dem das Denken und das Gedachte eins sind, die Anderheit entsteigen lassen wollte, die zur Einheit strebt. So entstrahlten ihm die Sphären: Sonderung, Schöpfung, Gestaltung, Fertigung, die Welten der Ideen, der Kräfte, der Formen, der Stoffe, die Reiche des Genius, des Geistes, der Seele, des Lebens, so ward, in ihnen aufgebaut, das All, dessen „Ort" Gott ist und dessen Kern er ist. Der Sinn der Emanation ist nach einem chassidischen Wort „nicht, wie die Kreaturen vermeinen, daß die oberen Welten über den unteren wären, sondern die Welt der Fertigung ist dies, was unserm stofflichen Auge erscheint; aber ergründest du es tiefer und enthüllst du es der Stofflichkeit, so ist eben dies die Welt der Gestaltung, und enthüllst du es weiter, so ist es die Welt der Schöpfung, und ergründest du sein Wesen noch tiefer, so ist es

[1] Ich berücksichtige hier Entwicklung und Abwandlungen der kabbalistischen Anschauung nicht, sondern nur ihren Grundgehalt, der für den Chassidismus bestimmend wurde.

die Welt der Sonderung, bis zum Unbegrenzten, gesegnet sei Er". Die raumzeitliche Sinnenwelt ist nur die äußerste Hülle Gottes, die äußerste und dichteste „Schale", daher auch vor allen die „Welt der Schalen" genannt. Es gibt kein Böses an sich; das Mangelhafte ist nur Hülle und Haft eines Vollkommneren.

Alles Weltsein ist somit zwar nicht bloßer Schein, wohl aber ein System immer dichterer Verhüllungen. Und doch ist es eben dieses System, worin sich Gottes Schicksal vollzieht. Gott hat nicht, schicksallos, eine schicksalerfahrende Welt gemacht: er selber, insofern er sie aus sich entsandt, sich in sie gehüllt hat, ihr einwohnt, er selber in seiner Schechina hat sein Schicksal an der Welt.

Warum aber war dem Urwillen nicht durch die reine Sphäre der Sonderung, die Welt der Ideen, genug getan, wo er, der erkannt werden wollte, von Angesicht zu Angesicht erkannt werden konnte? Warum mußte der Akt über sie hinaus immer „niedrere", fernere, äußerlichere, schalenhaftere Bereiche hervorbringen, bis zu dieser unüberbietbar schalenhaften, dieser zähen, trüben, beladenen Welt, in der wir Kreaturen, wir Dinge hausen? Warum durften wir nicht lichtätherhafter Genius bleiben, mußten hintereinander mit feuerhaftem Geist, wasserhafter Seele, erdhaftem Körperleben bemakelt und durchsetzt werden?

Auf alle solche Fragen antwortet die Kabbala nur: Gott schränkte sich zur Welt ein. Und es ist geantwortet. Gott wollte erkannt, geliebt, gewollt werden, das heißt: Gott wollte eine freibestehende, in Freiheit erkennende, in Freiheit liebende, in Freiheit wollende Anderheit; er gab sie frei. Dies bedeutet der Begriff Zimzum, Einschränkung. Aber indem eine dem ewigen Sein enthobene Macht ihrer Freiheit überlassen wurde, war ihr die Grenze durch nichts mehr als durch die eigene Auswirkung ge-

setzt; sie flutete über ihre gottnahe Reinheit hinaus. Werden brach aus dem Sein, es geschah, was die Kabbala „das Mysterium des Zerbrechens der Gefäße“ nennt. Sphäre reckte sich aus Sphäre, Welt klomm über Welt hinweg, Schale schoß an Schale, bis an die Grenze der Wandlungen; hier, im Reich der im Raum gedehnten, in der Zeit verharrenden Materie, am Rand des Gewordenseins, in der Letztheit der Sinnendinge bricht sich die Gotteswelle. Gottes ist die Welle, die sich hier bricht. Lichtfunken des gottunmittelbaren Urwesens, des geniushaften Adam Kadmon, sind, als das Licht aus der obersten in die unteren Sphären stürzte und sie sprengte, in die Kerkerhaft der Dinge gefallen. Gottes Schechina stieg von Sphäre zu Sphäre nieder, wanderte von Welt zu Welt, bannte sich in Schale um Schale ein, bis in ihr äußerstes Exil: uns. In unserer Welt erfüllt sich das Schicksal Gottes.

*

Unsere Welt aber ist in Wahrheit die Welt des Menschen.

In altindischer Religion begegnet uns der Mythus vom „Allopfer“, der Opferung des Urmenschen, aus dessen Teilen die Welten erschaffen werden. Die Vorstellung des menschhaften Urwesens, das vergehen oder sich erniedern muß, damit die Weltenscheidung geschehe, kehrt in vorderasiatischen Mysterienriten und Kultliedern, Kosmogonien und Apokalypsen wieder. Der Kabbala steht im Anfang des Weltwerdens der Adam Kadmon als Gestalt Gottes und Urbild des Alls, Gotteslicht seine Substanz, Gottesname sein Leben, die noch ruhenden Sphärenelemente seine Glieder, alle Gegensätze in ihm wie Rechts und Links verbunden. Das Auseinandertreten seiner Teile ist das Werden der Welt, auch es eine Opferung. Aber an deren Ende, am Rand des Gewordenseins, Ergebnis aller Brechungen und Trübungen des Urlichts, aus dem Wuchern aller

Sphären gewachsen, alle Gegensätze in ihm wie Mann und Weib zerfallen, steht wieder der Mensch, das Mischwerk der Elemente, dieser irdische, geeinzelte, benannte, stoffwechselnde, unzählbar geborene und gestorbene Mensch. In ihm hat sich die ihrer Freiheit überlassene Anderheit zum Letzten ausgewirkt, in ihm sich versammelt, und er, das späteste, beladenste der Geschöpfe, hat unter allen das volle Erbe der Freiheit empfangen. Hier erst, in diesem Kind der Fäulnis und des Lichts, ist das rechtmäßige Subjekt des Aktes erstanden, in dem Gott erkannt, geliebt, gewollt werden will. Hier ist die Bewegung zu Ende, von hier aus erst kann „der Jordan aufwärts fließen". Hier geschieht die Entscheidung.

In anderen Lehren konnte die Gottseele, vom Himmel zur Erde gesandt oder zur Erde entlassen, vom Himmel wieder heimgerufen oder heimbefreit werden, Schöpfung und Erlösung in gleicher Richtung, von „oben" nach „unten" geschehen; nicht in einer Lehre, die, wie die jüdische, so ganz auf die doppelgerichtete Beziehung von Menschen-Ich und Gott-Du, auf die Realität der Gegenseitigkeit, auf die Begegnung gestellt war. Hier ist der Mensch, dieser elende Mensch, seinem Ursinn nach der Helfer Gottes. Um seines, des „Wählenden", des Gottwählenkönnenden willen ist die Welt erschaffen worden. Ihre Schalen sind dazu da, daß er durch sie in den Kern dringe. Die Sphären sind auseinandergewichen, daß er sie einander nähere. Seiner harrt die Kreatur. Gott harrt seiner. Von ihm, von „unten" muß der Antrieb zur Erlösung ausgehen. Die Gnade ist Gottes Antwort.

Keine der oberen, innerlicheren Welten, erst diese niederste und äußerste ist befähigt, den Anstoß zur Verwandlung in den Olam ha-Tikkun, die Welt der Vollendung, in der „die Gestalt der Schechina aus der Verborgenheit tritt", zu geben. Denn Gott hat

sich zur Welt beschränkt, er hat sie freigegeben; nun steht das Schicksal auf ihrer Freiheit. Das ist das Mysterium des Menschen.

*

In der Geschichte des Menschen wiederholt sich die Geschichte der Welt. Das Freigewordene übergreift sich. Dem „Zerbrechen der Gefäße" entspricht der Sündenfall. Beide sind Zeichen des notwendigen Wegs. Innerhalb des kosmischen Exils der Schechina steht das irdische, in das sie durch das Versagen des Menschen getrieben wurde, mit ihm aus dem Paradies ins Irrsal gehend. Und noch einmal wiederholt sich die Geschichte der Welt in der Israels: seinem Abfall folgt Mal um Mal — nicht als Strafe, sondern als Wirkung — die Verbannung, in die die Schechina mit ihm geht, bis zur letzten, wo nunmehr, in der tiefsten Erniedrigung, „alles an der Umkehr hangt".

Diese Verknüpfung einer kosmischen Konzeption mit einer geschichtlichen, von der Kabbala nach altjüdischen Überlieferungen vollzogen, trug sicherlich dazu bei, die Anschauung des Emanationssystems unmittelbarer und gefühlhafter zu machen; zugleich aber wurden Sinn und Aufgabe des Menschen eingeengt. Alle Eschatologie ist ja stets in Gefahr, durch Vermengung absoluter mit historischen Kategorien das Überzeitliche ans Zeitliche hinzugeben, zumal in einer Epoche, wo die eschatologische Schau durch Konstruktion ersetzt wird. Die Verendlichung des Ziels verendlicht das Mittel: wird die Innerlichkeit des Messianismus, Weltumkehr und Weltverwandlung, vergessen, so entsteht leicht eine theurgische Praxis, die die Erlösung durch formelhafte Prozeduren herbeiführen will. Diese Praxis erhebt sich über sich hinaus in jenen gewaltigen und ins Leere wuchtenden Überspannungen der Askese, die die letzte, vorchassidische Phase der Kabbala kennzeichnen und deren Nach-

wirkungen in den Chassidismus hineinreichen, aber von seiner antiasketischen Tendenz überwunden werden. Zumeist jedoch steht der großen kosmogonischen Vision des sphärenumfassenden Urmenschen ein kleines Erlösungsschema gegenüber.

Was der Chassidismus im Verhältnis zur Kabbala anstrebt, ist die Entschematisierung des Mysteriums. Das altneue Prinzip, das er vertritt, ist, geläutert wiederhergestellt, das der kosmisch-metakosmischen Macht und Verantwortung des Menschen. „Alle Welten hangen an seinen Werken, alle schauen aus und bangen nach der Lehre und der Guttat des Menschen." Dieses Prinzip, kraft dessen reiner Intensität der Chassidismus zur religiösen Bewegung wird, ist kein neues Lehrelement, wie er überhaupt keine neuen Lehrelemente enthält; es ist nur hier, unter Zurückdrängung (nicht Vertilgung) der ihm vielfältig anhaftenden Gewaltsamkeiten, Formelgläubigkeiten und Mystosophien, zur Mitte einer Lebensform und einer Gemeinschaft geworden. Der eschatologische Antrieb erstirbt nicht, das Verlangen nach der messianischen Erlösung findet zuweilen einen noch persönlicheren Ausdruck in beschwörendem Wort und stürmendem Unterfangen; aber die Arbeit um des Endes willen — das „nicht zu bedrängen" ein alter Spruch gebietet — ordnet sich der steten Wirkung auf die inneren Welten durch die Heiligung alles Tuns unter; in der Stille reifen Ahnungen eines zeitlosen Heils, das der Augenblick erschließt; nicht mehr eine angesetzte Handlung, sondern die Weihung alles Handelns wird entscheidend; und wie das Geheimnis gegenwärtiger Erfüllung sich stärkend und erhellend der Bereitung der kommenden Dinge gesellt, erhebt sich über der Asketik, wie über einer abgestreiften Verpuppung, die beflügelte Freude.

Der Chassidismus will „den Gott in dieser niedern, untersten Welt offenbaren, in allen Dingen und zu-

mal in dem Menschen, daß an ihm kein Glied und keine Bewegung ist, in der nicht Gottes Kraft verborgen wäre, und keine, mit der er nicht Einungen vollbringen könnte". Auf die Frage, was das erste im Dienst sei, antwortete der Baalschem: „Für den geistigen Menschen ist das erste: Liebe ohne Kasteiung; für die andern ist das erste: sehen lernen, daß in aller Leiblichkeit ein heiliges Leben ist und daß man alle zu dieser ihrer Wurzel zurückführen und heiligen kann."

Man braucht nicht zu fasten, da doch, wer in der Weihe ißt, die gefallenen Funken erlöst, die in die Speise gebannt sind und ihr Duft und Geschmack verleihen; selbst Haman wurde, als er bei Ester zu Gast war, von der Heiligkeit des Mahles berührt, und von Abraham heißt es, er habe „über" den von ihm bewirteten Engeln gestanden: weil er die ihnen fremde Weihe des Essens kannte. Man braucht nicht der ehelichen Liebe zu entbehren, da doch — wie schon der Talmud lehrt — wo ein Mann und ein Weib in heiliger Einheit beisammen sind, die Schechina über ihnen ruht; nach dem Tode seiner Frau wollte der Baalschem sich nicht trösten lassen und sprach: „Ich hatte gehofft, im Wetter wie Elija gen Himmel zu fahren, nun aber ist es mir genommen, denn ich bin nur noch die Hälfte eines Leibs." Man soll sich nicht kasteien; „wer seinem Körper Schaden zufügt, fügt seiner Seele Schaden zu", und die asketische Ekstase ist „von der anderen Seite" nicht göttlicher, sondern dämonischer Art. Man soll den „bösen Trieb", die Leidenschaft in sich nicht ertöten, sondern mit ihr Gott dienen; sie ist die Kraft, die vom Menschen die Richtung empfangen soll („Du hast den Trieb böse gemacht", sagt Gott schon im Midrasch zum Menschen); die „fremden Gedanken", die Gelüste, die zum Menschen kommen, sind reine Ideen, die im „Zerbrechen der Gefäße" verdarben und nun durch den Menschen wie-

der erhoben zu werden begehren. „Noch die edelste Bitternis rührt an die Schwermut, aber noch die gemeinste Freude wächst aus der Heiligkeit.“ Man kann zum Kern der Frucht nicht anders als durch die Schale kommen. Ein Zaddik führte das Wort eines talmudischen Weisen an: „Die Wege am Firmament sind mir erhellt wie die Wege der Stadt Nehardea“ und kehrte es um: Die Straßen der Stadt sollen einem leuchten wie die Bahnen des Himmels; denn „man kann zu Gott nicht anders kommen als durch die Natur“.

*

„Henoch war ein Schuhflicker. Mit jedem Stich seiner Ahle, der Oberleder und Sohle zusammennähte, verband er Gott und seine Schechina.“

Dieser wunderliche Beitrag zur Legende des Urvaters, der göttlicher Gemeinschaft genoß, von der Erde hinweggenommen wurde und die Verwandlung in den demiurgisch gewaltigen Metatron, den feuerleibigen „Fürsten des Angesichts“, erfuhr, wird in der chassidischen Lehre gern variiert. Denn in seinem erdnahen Bilde spricht er das ihr Wesentliche aus: daß der Mensch auf das Ewige einwirkt, und dies nicht durch besondere Werke, sondern durch die Intention all seines Werks. Es ist die Lehre von der Heiligung des Alltags. Es gilt nicht ein neues, seiner Materie nach sakrales oder mystisches Tun zu gewinnen; es gilt, das einem Zugewiesene, das Gewohnte und Selbstverständliche in seiner Wahrheit und in seinem Sinn, und das heißt in der Wahrheit und dem Sinn aller Tat, zu tun. Auch die Werke sind Schalen; wer sie mit der rechten Weihe vollbringt, umfängt im Kern das Schrankenlose.

Von hier aus wird verständlich, daß der Chassidismus keinen Anreiz hatte, irgendein Stück aus der Fügung des überlieferten Gesetzes zu brechen, da es der chassidischen Lehre nach keins geben konnte,

das nicht mit Intention zu erfüllen oder in seiner Intention zu entdecken war. Aber es wird auch verständlich, wie eben hierdurch die beharrende Kraft der bewegenden und erneuernden insgeheim überlegen blieb und schließlich innerhalb des Chassidismus selbst ihr obsiegen mußte; doch siegt ja immer wieder in der Menschenwelt die Schale dem Kern ob. Ohnehin hat es keine Lehre so schwer, ihre reine Kraft zu bewahren, wie eine, die den Sinn des Lebens auf die wirkende Wirklichkeit des Jetzt und Hier stellt und nicht duldet, daß der Mensch vor der anstrengenden Unendlichkeit des Augenblicks in ein gleichmäßig geltendes System des Seins und Sollens flüchte; die Trägheit erweist sich bald stärker und zwingt die Lehre um. Aber in der kurzen Zeit ihrer Reinheit hat diese eine unsterbliche Fülle des echten und rückhaltlosen Lebens erzeugt.

Leib

Eine Lehre, die hoch über das kodifizierbare Was des Tuns das nicht festzulegende Wie stellt, wird ihr Eigentliches nicht durch die Schrift übergeben können; immer wieder wird es sich durch das Leben, von Führer zu Gemeinde, vornehmlich aber von Lehrer zu Schüler mitteilen. Nicht als ob die Lehre in ein allen zugängliches und ein esoterisches Bereich getrennt wäre; es widerspräche ihrem Sinn, dem Werk am Menschen, wenn sie ein Geheimfach mit hieratischer Inschrift bärge. Vielmehr ist das Geheimnis, das übergeben wird, eben das, was auch das dauernde Wort verkündet, nur daß es seiner Natur nach, als ein Wie, durch das Wort nur angedeutet, in seiner substantiellen Wahrheit aber nur durch die Bewährung dargelegt werden kann.

„Was ist das," sagt daher ein „verborgener Zaddik" von den Rabbinen, die „Tora sagen", d. i. Worte der Schrift auslegen, „daß sie Tora sagen? Der

Mensch soll achten, daß all seine Führung eine Tora sei und er selbst eine Tora.“ Und ein andermal heißt es: „Der Weise sinne darauf, daß er selbst eine vollkommene Lehre sei und alle seine Taten Körper der Unterweisung; oder, wo ihm dies nicht gewährt ist, daß er eine Übertragung und Auslegung der Lehre sei und durch jede seiner Bewegungen die Lehre sich ausbreite.“ Wie ein sakramentaler Ausdruck dieser Grundeinsicht erscheint es, wenn der Zaddik von Apt den zu Boden gefallenen Gürtel des siebzehnjährigen Rabbi Israel, des nachmaligen Rižiners, aufhebt, ihn damit umgürtet und spricht, er vollziehe die heilige Handlung der Gelila: der Einfaltung der Torarolle.

Die Menschen, in denen sich das Tora-Sein erfüllt, heißen Zaddikim, „die Gerechten“, die Rechtmäßigen. Sie tragen die chassidische Lehre, nicht allein als deren Apostel, sondern als deren wirkende Wirklichkeit. Sie sind die Lehre.

Um die eigentümliche Bedeutung des Zaddiks im Unterschied etwa von dem russischen Staretz, wie ihn mit der verklärenden Treue des großen Dichters Dostojewski dargestellt hat, zu erfassen, vergegenwärtige man sich den fundamentalen Unterschied zwischen der Geschichtsauffassung des Judentums und der des Christentums (oder der einer anderen Erlöser-Religion, z. B. des Buddhismus). Nicht die Konzeption der Erlösung selbst ist das Scheidende: die lebte schon im prophetischen Messianismus und wurde vom nachexilischen Judentum zum Kern seiner Weltansicht ausgebildet. Aber den Erlöserreligionen ist die Erlösung ein — seinem Wesen nach der Geschichte transzendentes, dennoch in ihr lokalisiertes — Faktum, dem Judentum ist sie ein reiner Ausblick; für jene hat die Geschichtszeit („der gegenwärtige Äon“) eine Zäsur, eine absolute Mitte, in der sie gleichsam aufbricht, bis auf den Grund gespalten wird und eben dadurch den hinfort uner-

schütterlichen Halt gewinnt, für das Judentum muß sie ohne eine solche zentrale Verfestigung, ganz ihrer nirgends innehaltenden Strömung überlassen, auf das „Ende" hinstreben. So hat sich denn im Christentum (wie im Buddhismus) das Entscheidende ereignet und kann nunmehr nur noch „nachgeahmt", nur noch im Anschluß erneut, nur noch wiederholt werden; im Judentum ereignet sich das Entscheidende allezeit, das heißt: es ereignet sich jetzt und hier. Vor der blühenden Schicksalsfülle des Jetzt und Hier verblaßt sogar scheinbar der Horizont der „letzten Dinge": zeitlich projiziert erscheint das Gottesreich am Gesichtskreis der absoluten Zukunft, wo Himmel und Erde sich berühren, zeitlos gegenwärtig offenbart es sich je und je im Augenblick, wo aus dem Wesensakt des wahrhaften Menschen die Einung Gottes und seiner Schechina geschieht. Wohl war es ein christlicher, abendländischer Seher, der seiner Kirche den Satz entgegenhob: „Der edle Mensch ist jener eingeborene Sohn Gottes, den der Vater ewiglich zeugte"[1]; aber in keiner der christlichen Ketzergemeinschaften, die damit Ernst machen wollten, konnte er zum eindeutigen Leben gedeihen. Im Chassidismus erstand — als schwache, von Anbeginn zur Entartung verurteilte, dennoch unvergängliche Wirklichkeit — der jüdische Bruderspruch, in dem an Stelle der „Zeugung", der niederströmenden Gnade, die Begegnung des göttlichen Wirkens mit dem menschlichen steht, in dem aber das „ewiglich" mit gleicher Kraft ertönt.

Der Zaddik ist nicht ein Priester oder Mönch, der ein einst vollzogenes Heilswerk in sich erneut oder seinem Geschlecht übermittelt, sondern der Mensch, der der allmenschlichen, allzeitlichen Heilsaufgabe gesammelter als die andern zugewandt ist, dessen

[1] Homo nobilis est ille unigenitus filius Dei, quem pater aeternaliter genuit. (Einer der vom Papst 1329 verdammten Sätze Meister Eckharts.)

Kräfte geläutert und geeinigt sich auf das eine Obliegende richten. Er ist seiner Idee nach der Mensch, in dem die metaphysische Verantwortung aus einem Bewußtseinsvorgang zur organischen Existenz wird. Er ist der zu seiner Wahrheit vollendete Mensch, das rechtmäßige Subjekt des Akts, in dem Gott erkannt, geliebt, gewollt werden will. In ihm verwirklicht der „untere", irdische Mensch sein Urbild, den kosmischen Urmenschen, der die Sphären umfaßt. Er ist die Wende der großen Flut, in ihm kehrt die Welt zu ihrem Ursprung um. Er ist „kein Knecht der Zeit, sondern über ihr". Er trägt den untern Segen empor und den obern herab; er zieht den heiligen Geist auf die Menschen nieder. Das Sein des Zaddiks wirkt in die oberen Bereiche. Er muß mit seinem Feuer — so sagt einmal in einem derben und anschaulichen Scherzwort ein Zaddik vom andern — „die großen Töpfe kochen". An ihm erneuert sich die Welt, deren „Grund" er ist (so wird das Wort vom „Gerechten", Sprüche Salomos 10, 25, gedeutet). „Der Zaddik heißt Grund, weil er unablässig mit seinem Wirken den Erguß der Fülle über die Welt erweckt. Und vollendet sich aus ihm, daß all sein Tun nur darauf geht, die Schechina mit Gott zu vereinen, dann kommt über seine Seele ein Gnadenstrom von der heiligen Fülle, der sich aus dem Licht der Gotteseinheit ergießt, und er wird wie eine neue Kreatur und wie ein Kindlein, das eben geboren wurde. Das ist es, was geschrieben steht: ‚Und dem Sem wurde geboren auch er . . .' [1] Denn wessen alle Werke Gott allein gelten, der zeugt sich selber in der Erneuerung des Lichtes seiner Seele."

Ein wahrhafter Mensch ist wichtiger als ein Engel, weil dieser ein „Stehender", er aber ein „Wandelnder" ist: er schreitet vor, dringt durch, steigt auf, — er vollzieht die entscheidende, erneuernde Bewegung

[1] Deutende Übertragung vom 1. M. 10, 21.

der Welt. Die stete Erneuerung ist das eigentliche Lebensprinzip des Zaddiks. In ihm sammelt und hebt sich der Werdensvorgang der Schöpfung zu schöpferischem Sinn, dem echten, der ganz frei von Willkür und Eigensucht, der eben nichts anderes als die Umkehr der Schöpfung zum Schöpfer ist. Der Zaddik schaut unablässig die körperhafte Erneuerung im All unmittelbar und „wird in jedem Augenblick von der Erneuerung der Kreatur bewegt"; sein Wesen antwortet mit der des Geistes. Und wie die körperhafte Erneuerung in der Natur stets mit einem Versinken, einer Auflösung, einem Schlaf der Elemente zusammenhängt, so gibt es kein wahres geistiges Werden ohne Entwerden. „Denn die Zaddikim," sagt Rabbi Sußja, „die in ihrem Dienst immer wieder von Heiligtum zu Heiligtum und von Welt zu Welt gehen, müssen zuvorderst ihr Leben von sich werfen, um einen neuen Geist zu empfangen, daß eine neue Erleuchtung sie immer wieder überschwebe; und dies ist das Mysterium des Schlafs." Der sinnbildliche Akt dieses Vorgangs der tiefen Innerlichkeit ist das Tauchbad. Urzeitliches Symbol der Wiedergeburt (die wahrhaft nur ist, wenn sie Tod und Auferstehung umschließt), aus alten Überlieferungen, insbesondere der Essäer und „Morgentäufer", in die kabbalistische Praxis aufgenommen, wird es von den Zaddikim mit einer hohen und freudigen Leidenschaft geübt, die nicht asketischer Art ist. Von manchen wird erzählt, wie sie im strengsten Winterfrost das Eis der Ströme zerschlugen, um ins fließende Wasser zu tauchen; und der Sinn dieser Inbrunst wird an dem Wort eines Chassids offenbart, man könne das Tauchbad durch einen geistigen Akt, den der „Abstreifung der Leiblichkeit", ersetzen. Was sich hier in der Handlung äußert, ist Bereitschaft und Bereitung, in die „Beschaffenheit des Nichts" einzukehren, an der allein die göttliche Erneuerung sich auswirken kann.

In dieser immer neuen Übung der „empfangenden Macht" des Zaddiks vollzieht sich die immer neue Weihung seiner tätigen Macht. Mit verjüngter Kraft gerüstet geht er immer wieder an sein Werk — an sein Tagewerk: an das tausendfältige Werk der „Einung", des Jichud.

Jichud bedeutet ursprünglich das Bekenntnis der Einheit Gottes, das dem Juden die Zentralsonne nicht allein seines religiösen, sondern seines Lebenssystems überhaupt ist. Aber auch schon dieses Bekenntnis stellt nicht eine passive Anerkennung, sondern einen Akt dar. Es ist keineswegs die Äußerung eines Subjekts über ein Objekt; es ist gar kein „subjektiver", sondern ein subjektiv-objektiver, ein Begegnungs-Vorgang, es ist die dynamische Gestalt der Gotteseinheit selber. Dieser aktive Charakter des Jichud wächst in der Kabbala, reift im Chassidismus. Der Mensch wirkt die Einheit Gottes, das heißt: durch ihn vollzieht sich die Einheit des Werdens, die Gotteseinheit der Schöpfung, — die freilich ihrem Wesen nach immer nur Vereinigung des Getrennten sein kann, welche die dauernde Geschiedenheit überwölbt und in der die Ureinheit des ungeschiedenen Seins ihr kosmisches Gegenbild findet: die Einheit ohne Vielheit in der Einung der Vielheit.

Es ist von grundlegender Wichtigkeit, den eigentümlichen Begriff des Jichud gegen den der magischen Handlung abzuheben. Der magische Akt bedeutet die Einwirkung eines Subjekts auf ein Objekt, des zauberkundigen Menschen auf eine — göttliche oder dämonische, persönliche oder unpersönliche, in der Dingwelt erscheinende oder hinter ihr verborgene — „Macht"; also eine konstitutive Zweiheit von Elementen, von denen das eine, das menschliche, seiner Grundbeschaffenheit nach das schwächere ist, aber kraft seines magischen Vermögens das stärkere, das zwingende wird; es zwingt das andere, das göttliche oder dämonische, in Menschen-

dienst, in Menschenabsicht, in Menschenwerk; der Mensch, von dem der Akt ausgeht, ist auch dessen Ziel und Ende; der magische Akt ist ein in sich kehrender, ein isolierter, kreisartiger Kausalprozeß. Der Jichud bedeutet nicht die Einwirkung eines Subjekts auf ein Objekt, sondern die Auswirkung des Objektiven in einer Subjektivität und durch sie: des Seienden im Werdenden und durch es; freilich eine wahrhafte, strenge und vollkommene Auswirkung, so daß das Werdende nicht bewegtes Werkzeug, sondern ein freigelassener, freier, aus Freiheit wirkender Beweger ist; die Weltgeschichte ist nicht Gottes Spiel, sondern Gottes Schicksal. Der Jichud bedeutet die ewig neue Bindung der auseinanderstrebenden Sphären, die ewig neue Vermählung der „Majestät" mit dem „Reich" — durch den Menschen; das im Menschen lebende göttliche Element bewegt sich aus ihm zu Gottes Dienst, zu Gottes Absicht, zu Gottes Werk; Gott, in dessen Namen und Schöpfungsgebot der freie Jichud geschieht, ist sein Ziel und Ende, er selber nicht in sich, sondern in Gott kehrend, nicht isoliert, sondern mit dem Weltprozeß verschlungen, kein Kreis, sondern der Rückschwung der ausgesandten Gotteskraft.

Aus dieser Unterscheidung ergibt sich, warum Magie eine qualitativ besondere Handlung, die die besondere Wirkung hervorzubringen hat, einschließen muß: Gebärden und Reden einer eigenen, andern Menschen und andern Momenten fremden Art, Jichud dagegen keine besondere Formel oder Prozedur ist, sondern gar nichts andres als das gewohnte Leben des Menschen, nur gesammelt und auf die Einung als Ziel gerichtet. Wohl ist manche kabbalistische Tradition der Buchstabengeheimnisse, der Wendungen und Fügungen der Gottesnamen vom Chassidismus in sein System der „Kawwanot", der Ausrichtungen aufgenommen und geübt worden; aber dieser magische Bestandteil hat nie das Zentrum

der chassidischen Lehre berührt. In diesem Zentrum steht nicht geheime Formelkunde, sondern Allweihe: kein Tun ist seinem Wesen nach verurteilt „profan" zu bleiben, jedes wird Dienst und Wirken am Göttlichen, wenn es auf die Einung gerichtet, das heißt in seiner inneren Weihe offenbart wird. Von dieser alldurchdringenden Macht des Jichud ist das Leben des Zaddiks getragen.

Von dem Zaddik von Berditschew wird erzählt, wie er in seiner Jugend, bei seinem Freund, dem Nikolsburger Rabbi, zu Gast, allgemeines Ärgernis erregte, weil er, in den Gebetmantel gehüllt und doppelte Phylakterien auf der Stirn, in die Küche ging und die Zubereitung der Speisen erfragte, und weil er sodann im Bethaus mit dem weltlichsten Mann sich in ein Gespräch über allerlei müßig scheinende Dinge einließ: Entweihung des heiligen Gewandes, Entweihung des heiligen Ortes und der heiligen Stunde wurde ihm zur Last gelegt; aber der Meister sprach: „Was ich nur drei Stunden im Tag vermag, vermag dieser da den ganzen Tag: seinen Geist gesammelt zu hegen, daß er auch mit der als eitel geltenden Rede erhabene Einungen stiftet." Heiligung des Weltlichen ist der zentrale Antrieb des Zaddiks. Sein Mahl ist ein Opfer, sein Tisch ein Altar. Alle seine Gänge führen zum Heil. Von einem wird erzählt, daß er in jungen Jahren Tag um Tag in die Dörfer ging und mit den Bauern Handel trieb; und je und je, wenn er heimgekommen war und das Nachmittagsgebet sprach, fühlte er alle seine Glieder von einem seligen Feuer durchzogen; er fragte seinen älteren Bruder, der auch sein Lehrer war, was dies sei, denn er fürchtete, es könnte ihm vom Bösen kommen und sein Dienst sei falsch; der Bruder antwortete: „Wenn du in heiligem Sinnen übers Feld gehst, heften sich alle Seelenfunken aus Stein, Gewächs und Tier dir ein und läutern sich in dir zu einem reinen Feuer."

Diese Weihe des Alltags ist über aller Magie. Als in den Tagen des Rabbi Pinchas von Korez das ganz auf Buchstaben-Kawwanot aufgebaute Gebetbuch Rabbi Jizchak Lurjas, des Meisters der theurgischen Kabbala, zur Veröffentlichung gelangte, erbaten sich die Schüler des Zaddiks von ihm die Erlaubnis, daraus zu beten; nach einiger Zeit aber kamen sie wieder zu ihm und klagten, sie hätten, seit sie aus dem Buch beteten, von der Empfindung kräftigen Lebens in ihrem Gebet viel eingebüßt; Rabbi Pinchas antwortete ihnen: „Ihr habt all eure Kraft und alle Zielstrebigkeit eures Gedankens in die Kawwanot der heiligen Namen und der Letternverschlingungen eingetan und seid von dem Wesen abgewichen: sein Herz ganz zu machen und es Gott zu einen, — darum habt ihr Leben und Gefühl der Heiligkeit verloren." Alle Formeln und Künste sind Stückwerk, die wahre Einung hebt sich über sie alle hinaus. „Wer in seinem Gebet", sagt der Baalschem, „alle Kawwanot anwendet, die er kennt, der wirkt eben nur, was er kennt. Wer aber das Wort in großer Verbundenheit spricht, dem geht in jedes Wort alle Kawwana von selber ein." Es kommt nicht auf das Erlernbare, es kommt auf die Hingabe ans Unbekannte an.

Ein Zaddik sprach: „Merke wohl, daß das Wort Kabbala von kabbel, aufnehmen, und das Wort Kawwana von kawwen, richten, stammt. Denn der Endsinn aller Weisheit der Kabbala ist: das Joch des Gottesreichs auf sich nehmen, und der Endsinn aller Kunst der Kawwanot ist: sein Herz auf Gott richten. Wenn einer sagt: ‚Gott ist mein und ich bin sein' — wie geht da nicht die Seele aus seinem Leib?" Sowie er dies gesprochen hatte, fiel er in eine tiefe Ohnmacht, aus der man ihn erst nach langer Mühe erweckte.

Es wird hier deutlich, daß Jichud ein Wagnis, das Wagnis bedeutet. Gotteseinung soll in den Welten

geschehen, der Mensch soll aus seiner Einung Gottes Einung wirken, — ans Göttliche muß das Menschliche, Erdenheil, Erdenverstand, Erdenleben, gewagt werden. Am mächtigsten gibt sich dies im Beten kund. Von einem Zaddik wird erzählt, daß er an jedem Tag, ehe er zum Beten ging, sein Haus wie zum Sterben bestellte. Ein andrer lehrte seine Schüler, wie sie beten sollten: „Wer das Wort ‚Herr' spricht und dabei im Sinn hat, noch das Wort ‚der Welt' zu sprechen, das ist keine Sprache. Sondern in der Weile, da er ‚Herr' sagt, sei in seinem Sinn, daß er sich ganz dem Herrn darreicht, mag seine Seele ausgehn im Herrn und er nicht mehr das Wort ‚Welt' aussprechen und ihm genug sein, daß er ‚Herr' sagen konnte. Dies ist das Wesen des Gebets." Der Baalschem hat die ekstatischen Bewegungen des Chassids, der mit dem ganzen Leibe betet, den Bewegungen eines Ertrinkenden verglichen.

Wie schon von einzelnen Meistern des Talmuds, wird auch von einigen Zaddikim erzählt, wie die Verzückung des Gebets ihren Leib gewaltig regierte und zu Gebärden hinriß, die die menschliche Gewöhnungswelt überschwangen. Um manchen war in solchen Augenblicken eine Ferne wie um einen heilig Rasenden. Aber all dies ist nur ein Ereignis der Schwelle und nicht des Eingangs, es ist das ringende Wagnis und nicht die Erfüllung. Rabbi Jehuda Leib erzählt, wie er einst am Hüttenfest in der Laubhütte den wie von einer geheimnisvollen Angst getriebnen Bewegungen des großen Zaddiks von Lublin vor dem Segensspruch zusah; alles Volk starrte darauf und geriet selber in zitternde Furcht, Rabbi Jehuda Leib aber blieb sitzen und wartete bis zum Segensspruch; da stand er auf, sah auf den nun regungslos erhobnen Meister und vernahm den göttlichen Segen; so hatte Mose einst nicht des Donnergetöses und des rauchenden Bergs geachtet, den

das Volk zitternd umstand, und war der unbewegten Wolke genaht.

Je unwillkürlicher das Gebet ist, je unmittelbarer es aus der naturhaften Tiefe des Menschen, aus der kosmischen Spontaneität dessen hervorbricht, der das Abbild des sphärenumfassenden Urmenschen trägt, um so wirklicher ist es. Von einem Schülersschüler des Lubliner Zaddiks, Rabbi Mendel von Kozk, wohl der letzten großen Gestalt des Chassidismus, wird hervorgehoben, daß er ohne Mühe und Aufwand betete, wie einer sich mit seinem Gefährten bespricht, und doch nach dem Gebet verwandelt war, als käme er aus einer andern Welt, und kaum die Seinen wiedererkannte; „denn das Wesen des Gesprächs geht aus der Wurzel der Seele ohne Absicht hervor; wie einer, dessen Seele mit einem sehr tiefen Gegenstand befaßt ist, zuweilen aus seinem Munde Worte zwischen sich und sich selber gehn läßt, ohne Absicht, und er selbst merkt nichts von seiner Rede, und all dies, weil sie aus der Wurzel der Seele hervorgeht, und die ganze Seele ist in die Rede gehüllt, die in vollkommner Einheit aufsteigt." Hier, im wahrhaften Gebet, erscheint der Ursinn des Jichud am reinsten; daß er kein „subjektiver" Vorgang, sondern die dynamische Gestalt der Gotteseinheit selber ist. „Die Leute meinen," sagt Rabbi Pinchas von Korez, „sie beteten vor Gott. Aber dem ist nicht so. Denn das Gebet selber ist Wesensstand der Gottheit".

*

Solcherart ist der einsame Dienst des Zaddiks. Aber der ist es nicht wahrhaft, der sich daran genügen läßt. Die Gottverbundenheit des Menschen bewährt und erfüllt sich an der Menschenwelt.

Rabbi Chajim von Zans wurde einmal nach dem Minchagebet von einem zudringlichen Menschen mit einem Anliegen behelligt. Als er nicht ablassen wollte, fuhr ihn der Zaddik an. Von einem Freund,

der dabei zugegen war, nach dem Grund seines Zorns befragt, antwortete er, wer Mincha spreche, stehe der Welt der Ursonderung gegenüber; wie sollte er nicht zürnen, wenn er von ihr komme und nun mit den kleinen Sorgen der kleinen Leute überfallen werde? Darauf sprach jener: „Nachdem die Schrift von der ersten Sinai-Kundgebung Gottes an Mose erzählt hat, heißt es: ‚Mose ging vom Berg hernieder zum Volk.' Raschi bemerkt dazu: ‚Dies belehrt uns, daß Mose sich vom Berg aus nicht seinen Geschäften, sondern dem Volke zuwandte.' Wie ist das zu verstehen? Was für Geschäfte hatte denn Mose in der Wüste, auf die er verzichtete, um zum Volk zu gehen? Es ist aber so zu verstehn: Als Mose vom Berge niederstieg, haftete er noch an den oberen Welten und vollbrachte sein hohes Werk an ihnen, die Sphäre des Gerichts mit dem Element des Erbarmens zu durchdringen. Das waren Mose Geschäfte. Und doch, als er zum Volk herabstieg, ließ er von seinem hohen Werke ab, machte sich von den obern Welten los und wandte sich dem Volk zu; er vernahm all ihre kleinen Sorgen, speicherte alle Beschwernis der Herzen ganz Israels in sich auf und trug sie alsdann im Gebet empor." Als Rabbi Chajim dies hörte, schwichtigte und vertiefte sich sein Sinn, er rief den Mann, den er angefahren hatte, zurück, um sein Anliegen entgegenzunehmen, und fast die ganze Nacht durch empfing er die Klagen und Bitten der versammelten Chassidim.

„Oben" und „unten" — die entscheidende Wichtigkeit kommt dem „Unten" zu. Hier, am Rand des Gewordenseins, entscheidet sich das äonische Schicksal. Die Menschenwelt ist die Welt der Bewährung.

„Sei nicht böse vor dir selber", d. h. wähne dich nicht unerlösbar, heißt es in den Sprüchen der Väter. Aber Rabbi Baruch, der Enkel des Baalschem, deutete das Wort anders: „Jeder Mensch ist berufen, etwas in der Welt zur Vollendung zu bringen. Eines

jeden bedarf die Welt. Aber es gibt Menschen, die sitzen beständig in ihren Kammern eingeschlossen und lernen und treten nicht aus dem Haus, sich mit andern zu unterreden; deswegen werden sie böse genannt. Denn wenn sie sich mit den andern unterredeten, würden sie etwas von dem ihnen Zugewiesenen zur Vollendung bringen. Dies bedeutet es: sei nicht böse ‚vor dir selber'; gemeint ist: damit, daß du vor dir selber verweilst und nicht zu den Menschen ausgehst; sei nicht böse durch Einsamkeit."

Menschenliebe ist nicht die Erfüllung eines außerweltlichen Gebots, sie ist Werk an der Vollendung, sie hilft, daß die Gestalt der Schechina aus der Verborgenheit trete, sie arbeitet am „Wagen": an dem kosmischen Träger der befreiten Herrlichkeit. Darum steht geschrieben: „Liebe deinen Genossen dir gleich: ich bin der Daseiende." Auf der Liebe gründet sich das Reich.

„Wenn ein Mensch", sagt Rabbi Rafael von Berschad, „sieht, daß sein Nächster ihn haßt, soll er ihn mehr lieben als bisher, um den Mangel auszugleichen. Denn die Liebeseinheit aller ist der Wagen der Schechina, und jeder Sprung und Bruch darin hindert ihren Aufstieg aus den Schalen." Darum pflegte Rabbi Rafael auch immer davor zu warnen, im Verkehr mit den Mitmenschen „abgemessen" zu sein: Überfluß an Liebe tut not, um ihren Mangel in der Welt auszufüllen.

*

Drei Kreise sind es, an denen sich die Liebe des Zaddiks bewährt.

Die eine, weiteste umfaßt die vielen, die aus der Ferne zum Zaddik kommen, teils um — zumal an hohen Festen — einige Tage in seiner Nähe, „im Schatten seiner Heiligkeit" zu weilen, teils um von ihm für ihre Leibes- und Seelennöte Hilfe zu erlangen. In diesen Wallfahrern ist etwas von dem

treuen und zuversichtlichen Geist, in dem die Palästinenser einst dreimal im Jahr zum Heiligtum nach Jerusalem zogen, um sich im Opfer vom Übel zu lösen und mit dem Göttlichen zu verbinden: „der Zaddik ist an des Altars Stelle". Freilich stehen auf den Bittzetteln, die sie darreichen, zumeist recht äußerliche Mängel und Gebrechen verzeichnet; aber deren Heilung rührt zugleich das Innerlichste auf und bewegt es zu umwandelnder Besinnung. Zum Verständnis des Phänomens allgemeiner Art, das dieser eigentümlichen Wirkung des Zaddiks zugrunde liegt und sich in seiner Tatsächlichkeit nicht anstreiten läßt, tragen die Begriffe „Wunder" und „Suggestion" gleich wenig bei; der erste verflüchtigt die Irrationalität des Phänomens, der zweite verflacht seine Rationalisierbarkeit; es als die Einwirkung des Göttlichen auf das Menschliche erklären, wollen gibt eine viel zu vage, als die Einwirkung des „stärkeren" Willens auf den „schwächeren" eine viel zu enge Perspektive. Am ehesten kann man seiner Tiefendimension wohl gerecht werden, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Verhältnis einer Seele zu ihrem organischen Leben von dem Grad ihrer Ganzheit und Einheit abhängt: je dissoziierter, um so preisgegebner, je geschloßner, um so übermächtiger ist sie seinen Krankheiten und Anwandlungen; nicht als ob sie den Leib besiegte, sondern indem sie durch ihre Einheit die seine immer wieder rettet und schützt. Jäh und deutlich waltet diese Kraft, wo sich an einer zersprengten Seele in einem elementaren Augenblick ein Zusammenschießen und Ganzwerden vollzieht; da geschieht plötzlich und allsichtbar, was sonst nur im vegetativen Dunkel wächst, die „Heilung". Durch nichts andres kann dieser Prozeß so schlicht und unmittelbar bewirkt werden wie durch die fassende, umschließend erschütternde, den Vorgang der Kristallwerdung fördernde, psychosynthetische Kundgebung einer gan-

zen, geeinten Seele. Sie „suggeriert" nicht, sie schafft in der Mitseele, von der sie angerufen wird, Halt und Mitte, und um so wahrhafter und vollkommner, je mehr sie dafür Sorge trägt, daß die anrufende Seele nicht von ihr abhängig bleibe: der Helfer stellt Halt und Mitte her, nicht indem er sein eignes Bild in die wiederaufzubauende Seele einstellt, sondern indem er sie durch ihn wie durch ein Glas in das Wesen schauen und nun das Wesen in sich selber entdecken und es zum Kern der lebendigen Einheit ermächtigen läßt. Nur die Größten der Zaddikim haben dieser Aufgabe genug getan; sie stehen in der Reihe der Gotteshelfer.

Der zweite, mittlere Kreis umfaßt die Ortsgemeinde des Zaddiks. Diese stellt im allgemeinen nur einen Teil der Judengemeinde des Orts dar, deren Rest aus „Widersachern" (Mitnagdim) und Indifferenten besteht und deren offizielles geistliches Oberhaupt der „Raw" ist; innerhalb ihrer als einer „Zwangsgemeinde" steht die chassidische als eine freie, eine „Wahlgemeinde", mit dem Zaddik, dem „Rebbe" an der Spitze (immerhin haben etliche Zaddikim in von Chassidim beherrschten Gemeinden auch die Funktionen des Raw ausgeübt und seinen Titel getragen). Diesem Unterschied entspricht der zwischen der Legitimation des Raw und der des Rebbe; zum Raw befähigt die erprobte Kenntnis des Gesetzes in seinem talmudischen Wurzelbau und der ganzen Fülle seiner rabbinischen Verzweigungen, zum Rebbe das spontan anerkannte Führertum der Seelen, Tiefe der „Gottesfurcht", das ist des zentralen Gefühls der Gegenwart Gottes, und Inbrunst des „Herzensdienstes", das ist der Gestaltung des ganzen Lebens zum aktiven Gebet. Damit soll freilich keineswegs gesagt sein, daß diese Eigenschaften nur unter den Zaddikim und nicht auch unter den Rabbinen zu finden gewesen wären, ebensowenig wie daß nicht manchem unter jenen ein umfassendes und selb-

ständig weiterbauendes halachisches (Gesetzes-) Wissen eignete; der größte unter den Gegnern des Chassidismus, Rabbi Elijahu von Wilna, der „Gaon", war ein Erklärer des Buches Sohar, des Grundwerks der Kabbala, und der bedeutendste Systematiker des Chassidismus, Rabbi Schnëur Salman, der „Raw von Reußen", der Verfasser eines ritualen Gesetzeskodex; und wenn man beider überlieferte Lebensgeschichte nebeneinanderhält, so hat nicht die zweite, sondern die erste den mystisch-legendären Charakter. Man muß sich hüten, die in der Betrachtung der inneren Historie unumgängliche Antithetik pragmatisch statt dialektisch aufzufassen; die geistige Bewegung vollzieht sich in der Gegensätzlichkeit, aber sie verkörpert sich nicht in ihr. Mit dieser Einschränkung darf die chassidische Gemeinde als die soziale Darstellung des Prinzips der Freiwilligkeit, der Zaddik als der Vertreter des autonomen Führertums angesehen werden. Die stärkste Kundgebung beider und ihrer Einheit ist das gemeinsame Beten; es ist der gleichmäßig wiederkehrende und doch stets neue sinnbildliche Akt der Einung von Zaddik und Gemeinde. Der dumpfe, übervolle Saal des Bet-ha-Midrasch[1], wo nachts die armen Wandrer schliefen und frühmorgens der scharfe Talmuddisput erscholl, atmet nun die Luft des Mysteriums. Auch wo der Zaddik in einem abgesonderten Raum betet, ist er mit seiner Gemeinde zu einem Wesen verbunden.

Der dritte, engste Kreis ist der der Schüler, von denen zumeist etliche in die häusliche Gemeinschaft des Zaddiks aufgenommen werden. Dieser ist der eigentliche Bereich der Übergabe, der Mitteilung der Lehre von Geschlecht zu Geschlecht.

Jeder der drei Kreise hat seine Einheit in der Kraft der Wechselwirkung. Von den „Fahrenden" sagte Rabbi Pinchas: „Oftmals, wenn einer zu mir kommt,

[1] Allgemeines Bet- und Lehrhaus.

sich Rats zu erfragen, höre ich, wie er selber die Antwort spricht.“ Von der Gemeinde, vornehmlich der betenden, hat der Baalschem das Gleichnis vom Vogelnest gesagt, das aus dem Wipfel des sehr hohen Baums zu holen einer viele Leute hinstellte, immer einen auf die Schultern des andern, er selber stand zu oberst; wie, wenn auch nur einem von ihnen die Zeit zu lang würde! Aber am größten stellt sich die Macht der Gegenseitigkeit im dritten Kreise dar.

Einige Schüler des Rabbi Nachum von Tschernobil saßen einst in einer unfernen Stadt beim „Geleitmahl der Königin“, das nach Sabbatausgang die Frommen noch einmal vereinigt, und besprachen sich von der Rechenschaft, die die Seele sich in der innersten Selbstbesinnung abzulegen hat. Da kam es über sie in ihrer Furcht und Demut, daß ihnen schien, ihrer aller Leben sei verworfen und vertan, und sie sagten einander, es gäbe keine Hoffnung mehr für sie, wenn dieses eine ihnen nicht Trost und Zuversicht wäre, daß sie sich dem großen Zaddik Rabbi Nachum anschließen durften. Da standen sie aus gemeinsamem Antrieb auf und begaben sich auf den Weg nach Tschernobil. Zur gleichen Zeit saß Rabbi Nachum in seinem Hause und legte die Rechenschaft der Seele ab. Da erschien auch ihm in seiner Furcht und Demut, sein Leben sei verworfen und vertan und all seine Zuversicht nur dieses eine, daß jene gotteseifrigen Männer sich ihm angeschlossen hätten. Er trat in die Tür und schaute nach dem Wohnort der Schüler hinüber; und als er eine Weile gestanden hatte, sah er sie kommen. „In diesem Augenblick“, fügte der Zaddik hinzu, wenn er die Begebenheit erzählte, „schloß sich der Ring“.

Wie hier der gegenseitige Wert, so kommt in einer andern Geschichte die gegenseitige Wirkung zum Ausdruck. Rabbi Sußja saß einst an einem der Tage der Einkehr, zwischen Neujahr und Versöhnungstag, auf seinem Stuhl, und die Chassidim standen um

ihn vom Morgen bis zum Abend. Er hatte Augen und Herz zum Himmel erhoben und sich von allen leiblichen Banden gelöst. Über seinem Anblick erwachte in einem der Schüler der Antrieb zur Umkehr, und die Tränen überstürzten ihm das Gesicht; und wie an einer brennenden Kohle die Nachbarinnen erglimmen, so kam über Mann um Mann die Flamme der Umkehr. Da sah der Zaddik um sich und sah sie alle an. Wieder hob er die Augen und sprach zu Gott: „Wahrlich, Herr der Welt, es ist die rechte Frist, zu dir umzukehren; aber du weißt ja, daß ich nicht die Kraft habe, Buße zu tun — so nimm meine Liebe und meine Scham als Buße an!"

Diese Art der Wirkung ist es, auf die ich als auf die überworthafte Übergabe des Geheimnisses hingewiesen habe.

Immer wieder heißt es im chassidischen Schrifttum, man solle „von allen Gliedern des Zaddiks lernen". Den reinigenden und erneuernden Einfluß übt vor allem die Unwillkürlichkeit seines Soseins aus; die bewußte Äußerung, vor allem die des Wortes, begleitet sie nur. Auch am Wort ist die Essenz des Unabsichtlichen die entscheidende.

„Mir mache einen Altar von Ackererde..." heißt es in der Schrift; „machst du mir aber einen Altar von Steinen, einbaue die nicht gehauen; denn hast du dein Eisen über ihm geschwungen, hättest du ihn geschändet." Der Altar aus Erde, so legt der Rižiner aus, das ist der, Gott über alles gefällige, Altar aus Schweigen; machst du aber einen Altar aus Worten, so haue sie nicht zu.

Der Zaddik scheut die „schöne", die absichtliche Menschenrede. Ein gelehrter Mann, der einst Sabbatgast an Rabbi Baruchs Tisch war, sagte zu ihm: „Laßt uns nun Worte der Lehre hören; Ihr redet so schön!" „Ehe daß ich schön rede," antwortete der Enkel des Baalschem, „möge ich stumm werden!" Und sprach nicht weiter.

Beim heiligsten der Sabbatmahle, der „dritten Mahlzeit", spricht der Zaddik die Lehre zumeist nur spärlich und stockend, immer wieder von schweigsamer Versenkung unterbrochen; ein leises Lied, von Geheimnis schwingend, geht voraus, ein seliger Chorgesang folgt. Sooft in der dämmrigen Stube das Schweigen einkehrt, bringt es ein Sausen der Ewigkeit mit.

Schicksal

Die drei Kreise, an denen sich die Liebe des Zaddiks bewährt, — die zu- und abströmende Menge der Hilfesuchenden, die im Raum und Lebenszusammenhang gebundene Gemeinde, der starke Seelenring der Schüler — zeigen die Kräfte auf, aus denen sich die Vitalität der chassidischen Bewegung aufbaute. Ihr geistiger Aufbau war auf der Übergabe des Lehrkerns von Lehrer zu Schülern begründet, aber nicht als ob diesen etwas nicht allen Zugängliches übermittelt würde, sondern weil in der Atmosphäre der Meister, in dem unwillkürlichen Wirken ihres Seins das unaussagbare Wie schwang und zeugend niederfuhr. Aber ebendasselbe, nur unverdichteter und vermengter, teilte sich im Wort des Rats und der Unterweisung dem Volke mit, formte sich in Brauch und brüderlichem Leben der Gemeinde aus. Diese Stufenlosigkeit seines Lehrguts, diese seine antihierarchische Stellungnahme sicherte dem Chassidismus seine volkstümliche Macht. Wie er den Vorrang des Besitzes wohl nicht von außen aufhob, aber von innen entwertete, indem er Reiche und Arme als vor Gott und dem Zaddik gleiche Glieder einer Gemeinsamkeit gegenseitiger äußrer und innrer Hilfe, einer Liebesgemeinschaft zusammenschloß, so überwand er, in seinen höchsten Momenten völlig, den weitaus stärkeren, im Judentum urstarken, Vorrang der Gelehrsamkeit, der talmudischen, aber auch der kabbalistischen. Der

„geistige", der hirntätige Mensch ist seiner Art nach dem Göttlichen nicht näher, ja er ist ihm, solang er die Vielfältigkeit und Vieldeutigkeit seines Lebens nicht zur Einheit gesammelt, die Gewaltsamkeit seiner Mühe nicht zur Gelassenheit bewältigt hat, ferner als der Einfältige, der schon in der talmudischen Epoche vielverachtete „Am-ha-Arez" (wörtlich Landvolk), der mit bäurischer Vertraulichkeit seine Sache auf den Himmel stellt.

Diese Verbindung von Lehrreinheit und Volkstümlichkeit ist durch den Grundgehalt der chassidischen Lehre, die Heiligung alles Weltlichen, ermöglicht. Es gibt innerhalb der Menschenwelt keine Scheidung zwischen Hohem und Niederm; jedem ist das Höchste offen, jedes Leben hat seinen Zugang zur Wesenheit, jede Art hat ihr ewiges Recht, von jedem Ding führt ein Weg zu Gott, und jeder Weg, der zu Gott führt, ist der Weg.

Solang die Verbindung von Lehrreinheit und Volkstümlichkeit, von unmittelbarer Übergabe und allzugänglichem Aufbau dauerte, war der Chassidismus licht und fruchtbar. Ihre Auflösung bedeutet seinen Verfall.

*

Die Einheit beider Elemente stellt am größten der Begründer des Chassidismus dar, Rabbi Israel ben Elieser (st. 1760), der dem traditionellen Namen der Wundermänner, Baal-Schem, das ist Herr des Namens (des zaubermächtigen geheimen Gottesnamens) durch die Hinzufügung des Wortes „tow" (gut) eine neue Bedeutung, etwa „Mann des guten Rufs", Mann des volkstümlichen Vertrauens, verlieh.

Von seiner Seele sagt ein Zaddik, sie sei von denen gewesen, die vor der Ursünde aus Adam, in dem alle Seelen beschlossen waren, entflohen sind und vom Baum der Erkenntnis nicht gekostet haben. Das gilt in einem tiefen Sinn. So groß die Versuchungsfülle eines Menschen dieser Art ist, vor der zehrendsten von al-

len, der Selbstversuchung des Geistes, vor der ausdörrenden Dämonie der Möglichkeiten ist er bewahrt. So kann er den Einfältigen nahe bleiben und den in der Pein der Erkenntnis Stehenden ein Löser werden.

Aber von eben dieser Seele erzählt die Legende, sie habe sich gescheut, auf die Erde niederzusteigen, bis man ihr den Willen tat und ihr, wie einst sechzig Helden das Lager Salomos umstanden, sechzig heldische Jüngerseelen mitgab; das sind die Schüler und Schülersschüler, die dem Baalschem die chassidische Gemeinschaft bauen und tragen halfen. Denn er wußte und sprach aus: „Was bedeutet das, was die Leute sagen: die Wahrheit geht über die ganze Welt? Es bedeudet, daß sie von Ort zu Ort verstoßen wird und weiterwandern muß."

Der Baalschem lebte tief im Volk und mit dem Volk; er enthielt ihm nichts von sich vor. Und doch bedurfte er der Schüler — weil nur sie fähig waren, das Geheimnis, etwas Geisthaftes und doch Unmittelbares, von ihm aufzunehmen und fortwirken zu lassen. Sie waren seine Wehr gegen die Verstoßung und gegen das Schlimmere, die Zersetzung, die seiner Lehre drohte. Die Legende bringt das zum Ausdruck, indem sie erzählt, der Baalschem habe, als er einst den Fürsten des Abgrunds nicht zu beschwören vermochte, ein Unheil abzuwehren, den Schülern, die ihn im Halbkreis umstanden, geboten, die Stirnen zu entblößen; da sah Samael auf jeder Stirn das Zeichen des Bildes, in dem Gott den Menschen schafft, und beugte sich.

*

Unter den Jüngern ragen zwei apostolisch hervor: Jaakob Joßef von Polnoj (st. 1782) und Dow Bär[1] von Mesritsch, der große Maggid[2] genannt (st. 1772), der erste ein Mann der Schrift, der zweite, wie es der Meister selbst war, der lebendigen Rede.

[1] Dow bedeutet Bär. — [2] So nannte man die Wanderprediger; durch den Chassidismus bekam das Wort einen neuen Sinn.

Der Polnojer hat die Worte des Baalschem mit eifriger Sorgfalt bewahrt; er hat keine Sammlung der Worte veröffentlicht, aber er führt in seinen Schriften sehr viele an, wobei man freilich oft den Eindruck paraphrasierender Wiederholungen gewinnt. Jaakob Joßef und Dow Bär gehören beide der Reihe jener für den Anfang religiöser Bewegungen so bedeutsamen Männer an, die, in den aufbrauchenden Kämpfen und vergeblichen Siegen der Intellektualität gereift, aus dem labyrinthischen Reich, in dem der Widerspruch sein Spiel mit den Menschengeistern treibt, in die unbeirrte Welt der Kindschaft einzugehen begehren und es doch nicht wahr haben wollen, bis ihnen die Welt, nach der sie das gehehlte Verlangen tragen, als Person entgegentritt: aus deren reinem Angesicht schaut sie das Geheimnis in organischer Erfüllung an, aus deren schlichtem Wort schlägt sie die Erkenntnis, und vom Geist gezwungen beugen sie sich einem, der an Umfassung und Gliederung geringer scheint als sie und doch größer ist — denn das erste, was das Große uns je und je antut, ist ja, unser Richtmaß der Größe zu zerschlagen. So beide, Jaakob Joßef und Dow Bär; beide sind meisterliche Talmudisten, beide ergeben sich dem unkundigeren Meister;[1] aber die Wirkung dieses Vorgangs auf beide ist verschieden. Der eine nimmt die Lehre als Inhalt in sich auf; er öffnet sich ihr ganz, aber die Form seines Wesens bleibt starr, sie, die von so vielen Geschlechtern eines entwurzelten Volkes in dialektischer Selbstbehauptung geprägt worden ist; er ändert seine Anschauung, seine Gesinnung, seine Willensrichtung, aber er verwandelt sich nicht. Auch noch wenn Rabbi Jaakob Joßef die Rabbinen mit Streitrede und Spottruf befehdet, ist er einer von ihnen. Er schreibt seine Bücher wie sie die ihren, als Kommentare zur Bibel,

[1] Von der Bekehrung des einen erzählt die Geschichte „Der Widersacher" in der „Legende des Baalschem" (S. 256 ff.), von des andern die Geschichte „Die Aufnahme" (S. 406 f.).

und bestimmt damit, da sie klassisch werden, die Grundform fast des gesamten chassidischen Lehr-Schrifttums; und außer den angeführten Sprüchen des Baalschem strahlt in den gedehnten kaum etwas im Glanz des Urfeuers. Das Wort des Meisters hat sich hier bewahrt (auch dies ist mit der erwähnten Einschränkung zu verstehen), aber es hat sich hier nicht fortgepflanzt. Und es konnte sich von hier aus nicht fortpflanzen. Jaakob Joßefs Schriften hatten eine weite und starke Wirkung, sie sind von den Gegnern verbrannt und von den Anhängern wie eins der alten großen Bücher „gelernt" worden; aber wessen die Bewegung als solche überhaupt und besonders ihrer besonderen Art nach über alles bedurfte: die lebendige Weitergabe konnte sie durch ihn nicht erlangen. Nicht ihn, sondern Rabbi Dow Bär erkor der Baalschem, indem er erst ihm den Segen erteilte, dann sich von ihm den Segen erteilen ließ, zu seinem Nachfolger.

Dow Bär ist, anders als Jaakob Joßef, zu seinem Selbst bekehrt worden. Seine Bekehrung bedeutet in aller Wahrheit sein Erwachen. Erweckt erst wird seine Seele fruchtbar, worttragend. Er verwahrt die Rede des Meisters nicht, er bringt sie neu hervor.

Rabbi Dow Bär war mit einem schweren, zuweilen lähmenden körperlichen Leiden behaftet. Einer Überlieferung nach kam er zu dem Baalschem, um sich Heilung zu erbitten, und wurde zornig angefahren, weil er das Unrechte verlangt hatte; da begann er zu erkennen. Der Baalschem linderte nur seine Krankheit, aber heilte ihm, die er nicht krank gewußt hatte, seine Seele.

Aus einigen Äußerungen des großen Maggids über die Kasteiung, die von tiefer Erfahrung zeugen, darf man erschließen, welches die Krankheit seiner Seele gewesen war. Er hatte nicht bloß wie der Polnojer der Erforschung des „Offenbaren", des Gesetzes obgelegen; er hatte sich auch in das „Verborgene", die

Geheimlehre, eingesenkt, und nicht als Lernender bloß, sondern als Übender, auf den dunkeln Pfaden des Unterfangens, das den Zugang erzwingen will, der äußersten Askese. Da nahm ihn der Baalschem bei der Hand und zeigte ihm: die offene Pforte.

In dieser Stunde wendet sich nicht allein Dow Bärs geistiger Weg; seine Seele, die im Studium geschlafen, in der Kasteiung geträumt hatte, erwacht. Erwachend entdeckt sie den mächtigen Sinn, in dem sie steht: die große Weltfreude an Gott. Von dieser Freude wird sie fruchtbar und worttragend — als eine denkerische Seele.

Alle Kraft des Geistes, der das Offenbare und das Verborgene durchfuhr, dient nun ihr allein, und sie dient der einen Aufgabe: das Wort des Meisters denkerisch auszubilden.

Ich darf wohl sagen, daß der große Maggid den chassidischen Gedanken geschaffen hat. Die Botschaft des Baalschem ist Ruf, Weisung, Auferbauung, ist Rat im größten Sinn; aus Schau gewachsen, zur Schau helfend; Tat-Schau Gottes in aller Welt. Gedanke ist sie nicht. Ihre Grundworte dürfen nur als Bilder, nicht als Begriffe gefaßt werden. Dow Bär mauerte das breite Fundament der chassidischen Begrifflichkeit.

Man muß sich diese freilich nicht als eine theologische Summa vorstellen. Ein Systematiker ist Dow Bär nicht. Er ist ein großer Fragmentist, der zu dem ewigen Text seine enthusiastischen Marginalien schreibt — bildkräftig, aber vom Bild jeweilig zu festen Begriffen und begriffsdichten Aussagen überleitend.

Der Baalschem war, wie alle primären religiösen Gestalten, ein erhabener Gleichnisredner. Dow Bär hat seinem Gleichnis eine Nachfolge gegeben: dem vollausgeschwungenen, leibhaft blühenden, in sich lebendigen des Meisters folgt sein fein durchgeprägtes, gedanklich abgemessenes, lehrhaftes.

Lehrhaftigkeit, dieses Wort, in seinem reinen Sinn verstanden, führt uns auf Dow Bärs eigentümliche, grundlegende Funktion im Anfang der chassidischen Bewegung hin. Er ist der große Lehrer, das Oberhaupt der Schule. Sein Werk des Gedankens dient nur dieser seiner lehrenden Funktion. Wenn er, der wie der Baalschem kein Buch schrieb, dennoch, ihm ungleich, seine Reden aufzeichnen hieß, tat er es, um sie den Geschlechtern der Schule als dauernden Halt zu übermitteln.

Der Baalschem war kein Lehrer in diesem prägnanten Sinn gewesen. Er hatte gelebt, gewirkt, geholfen, geheilt, gebetet, gepredigt, gelehrt; alles war eins, alles organisch in einer großen Unwillkürlichkeit des Daseins eingebunden, „alles ist ein Dienst", das Lehren nur eine unter den naturhaften Äußerungen des wirkenden Lebens, wieviel dem Baalschem auch das Schülertum bedeutete. Auch der Maggid ist kein Lehrer im Verstand einer spezialisierten Funktion, eines „Berufs". Nur in Zeiten der Entartung einer geistigen Welt ist Lehren ein Beruf, in Zeiten der Blüte leben, wie die Gesellen eines Handwerks mit ihrem Meister, so die Jünger mit dem ihren, und „lernen" in seinem Atemkreis, durch seinen Willen und ohne ihn, allerlei, Werkhaftes und Lebenhaftes. So auch die Jünger des Maggids; sie sagen es immer wieder, wie jede seiner unbewußten Bewegungen, wie seine ganze Menschlichkeit sie erzog. Für ihn aber ist eben doch der Lehrwille der innerste. Die Kraft seines in der Berührung des Baalschem wiedergeborenen Lebens hat er in die Schule eingetan, die er im Namen des Israel ben Elieser begründete.

Nicht äußerlich begründete. Eine schulhafte Institution hat der große Maggid nicht geschaffen. Nur Schüler hat sein Geist gezeugt, eine Geschlechterreihe von Schülern und Schülersschülern, derengleichen an reicher Mannigfaltigkeit selbständiger Per-

sonen in geraffter Zeitfolge nach meinem Wissen keine andere religiöse Bewegung umfaßte.

Er liebte sie als die Söhne der Lehre. Sie aber sahen, wie einer von ihnen, Levi Jizchak von Berditschew, berichtet, den Abglanz der Schechina auf seinem Angesicht und hörten, wie ein andrer, Schnëur Salman von Ladi, erzählt, die Stimme der Schechina aus seiner Kehle reden.

Rabbi Bär wußte, daß die Substanz der Lehre nur in der lebendigen Übergabe von Lehrer zu Schüler lebendig sich erhalten kann; die Schülerschaft war der Zellkern seiner Schöpfung. Aber er wußte auch, daß die Substanz sich die Stoffe zum Aufbau ihres Leibes aus dem flutenden und formbegehrenden Plasma holen muß, und seine Arbeit galt auch jenen weitern Kreisen, an denen sich die Liebe des Zaddiks bewährt. Der „Olam" (das Wort, das eigentlich Äon, Weltzeit, sodann Welt bedeutet, hat bezeichnenderweise den Sinn einer zur Gemeinschaft geschlossenen Menge erhalten) war ihm nun nicht mehr das natürliche Lebenselement, wie er es dem Baalschem gewesen war; aber er war ihm die weite und urwichtige Sphäre, aus der das Reich sich gestaltet. Eine Überlieferung erzählt, der Baalschem habe die Nachfolge, statt seinem Sohn oder einem andern Schüler, Dow Bär übertragen nicht bloß seiner Eigenschaften wegen, sondern auch weil er aus Davids Stamm war; wie immer dem sei, die Würde eines heimlichen Exilarchen trug der sieche Mann, der aus dem armseligen Polenstädtchen, wo er als „Prediger" fungierte, geistesmächtige Jünger in die Lande entsandte.

*

Auf dem Zusammenwirken beider Elemente, der Führung der Schüler und der Führung des Volkes, des Lehrerelements der Diaspora mit dem Richterelement der Urgemeinschaft, ruhten Macht und Blüte der chassidischen Bewegung. Ihr Verfall ist in

hohem Maße durch das Auseinanderfallen beider bedingt.

Da ich keinen Geschichtsabriß des Chassidismus, sondern nur eine Einführung in die Welt dieses Buches geben will, darf ich mich mit einem Hinweis auf die beiden Linien begnügen, in denen sich das Auseinanderfallen am deutlichsten darstellt. Es sind die leibliche Geschlechtsfolge und die Lehr-Geschlechtsfolge des großen Maggids.

Sein einziger Sohn, Abraham, genannt der Engel und von der hier ins Mythische wachsenden Legende als menschgewordener Engel angesehen, lebt als „Abgeschiedener", außerhalb der Schule; er erteilt nur einem, Schnëur Salman, Unterricht in der Geheimlehre; aber er lebt auch ohne Verbindung mit dem Volk, das in scheuer Ferne verharrt. Das vorchassidische, asketische Leben seines Vaters hat in ihm gleichsam chassidische Gestalt angenommen. Es wird ihm das charakteristische Wort zugeschrieben, er habe von Friedrich dem Großen eine neue Angriffsweise gelernt: den strategischen Rückzug; es gelte nicht, auf das Böse loszuschlagen, sondern sich auf die göttliche Urkraft zurückzuziehen; es tue nicht not, Liebe zu üben, sondern sich in dem Geheimnis der Überliebe zu bergen. Abraham starb zweiundvierzigjährig, dem Vater um wenige Jahre nach (1776). Er hat keinen Schüler hinterlassen.

In seinem Sohn, Schalom Schachna, stellt sich der Prozeß der Absonderung von der Schule noch klarer dar. Er lebte nicht abgeschieden, vielmehr wird mancherlei von seiner Prachtliebe und selbstbewußten Weltlichkeit erzählt, ja es hat sich eine dunkle Sage erhalten, er habe den Schein der Sünde auf sich geladen, um den Satan zu überlisten. Die Ermahnung des Rabbi Nachum von Tschernobil, eines der bedeutendsten Schüler des Maggids, der Schalom in sein Haus genommen und seiner Enkelin vermählt hatte, wies er mit dem Gleichnis von der Henne zu-

rück, die Enteneier ausgebrütet hatte und nun entsetzt hinterhergackerte, als sie die verwegenen Entlein ins Wasser hinausschwimmen sah. Aber hier zeigt es sich schon deutlich, daß die eigentliche Absonderung der Maggidnachkommen den Schülern allein galt; denn Schalom lebte inmitten seiner Gemeinde, nur durch Zeremoniell und Hofstaat, die an die eines Priesterkönigs gemahnten, von ihr geschieden. Auch er starb vorzeitig, im gleichen Alter wie sein Vater, auch er ohne Schüler.

Zur vollen Entfaltung kam die dynastische Grundtendenz in Schaloms Sohn, Rabbi Israel von Rižin (st. 1850). Er gab ihr auch selbst Ausdruck, indem er den Apter Zaddik mit Mose, dem Lehrer, sich aber mit Salomo, dem König, verglich. Und in der Tat war hier aus dem heimlichen Exilarchat des Ahnen eine fast öffentliche fürstliche Herrschaft geworden. So meinten es die Scharen, die seiner Residenz zuströmten und Genüge fanden, wenn sie aus der Ferne seine Gestalt erblickt oder gar seine Rede vernommen hatten. So wurde es aber auch der zarischen Regierung zugetragen; sie ließ ihn als Aufrührer, der den Juden als ihr König gelte, einkerkern; nach fast zweijähriger Gefangenschaft (größtenteils in Kiew) wurde er freigelassen und flüchtete bald danach nach Galizien, von wo aus er sich nach mancher Irrfahrt und Mühsal in Sadagora in der Bukowina niederließ, das nun zum Ziel der Massenwallfahrt wurde. Aber auch viele, zumal jüngere, Zaddikim kamen, um ihm zu huldigen und der Unterredung mit ihm zu genießen; Jünger ward ihm unter ihnen keiner, keinen band er an sich, er wollte nur auflauschende Gäste, nicht Schüler zu dauernder Wechselwirkung. Rabbi Israel war wie der große Maggid ein bedeutender „Tora-Sager"; aber seine Torot sind nicht Stücke einer denkerischen Lebenseinheit, sondern blitzende Einfälle, nicht eines Fragmentisten, sondern eines Aphoristen Werk; jene haben den tiefen Glanz des schlicht

geschliffenen Steins, diese den üppigen des fazettierten. Auch ein bedeutender Gleichnisredner war der Rižiner; aber seine Gleichnisse haben weder eine erhabene organische Selbstverständlichkeit wie die des Baalschem, noch eine keusche denkerische Gefaßtheit wie die Dow Bärs; der Urenkel des Maggids erzählt seine gleichnishaften Parabeln, wie der Urenkel des Baalschem, Rabbi Nachman von Bratzlaw, seine geheimnistiefen gleichnishaften Märchen erzählt: als Dichter, und nicht wie jener als ein naiver, aus einer Traumwelt sich zum Lehrbild hebender, sondern als ein seines Zwecks kundiger und seiner Mittel bewußter. Man würde ihn in der Welt unserer Kultur einen genialen Improvisator genannt haben; gewiß war er ein Genie im Sinn dieser Kultur; Leib und Stimme des religiösen Genius war er nicht mehr.

Seine sechs Söhne waren glänzende und unfruchtbare Epigonen. Einer von ihnen, Bär mit Namen wie der Urahn, hatte ein wunderliches Schicksal: er ging zu den „Aufklärern" über, erließ manifestartige Briefe gegen den Aberglauben, hielt es aber nicht lange aus, sondern kehrte nach Sadagora zurück, wo er seither in einer Art von halbfreiwilliger Gefangenschaft verblieb. Fast jeder von ihnen hatte Anhang, Zulauf, Hofstaat, Gemeinde, Volk; keiner von ihnen hatte einen Schüler. Viele Zaddikim taten ihnen nach. Was nach ihnen kam, verdient keine Erwähnung mehr.

*

Eine entgegengesetzte, aber nicht minder deutlich absteigende, eine in reinerer tragischer Linie verlaufende Entwicklung nahm die eigentliche Schule des großen Maggids.

Die chassidische Tradition gibt ihm dreihundert Schüler; etwa vierzig sind uns personhaft, zumeist auch durch ihre Schriften bekannt. Von diesen sind acht in dieses Buch aufgenommen worden; sie sind mit drei oder vier andern – die ich nicht aufnehmen

konnte, weil der volkstümlich überlieferte Stoff nicht hinreichte, daraus ein erzählerisches Bild ihres Lebens zu gestalten — die menschlich bedeutendsten. Es sind dies: Menachem Mendel von Witebsk; Schemuel (=Samuel) Schmelke von Nikolsburg; Meschulam Sußja (Sische) von Hanipol; dessen Bruder Elimelech von Lisensk; Levi Jizchak (= Isaak) von Berditschew; Schnëur Salman von Ladi, der „Raw von Reußen"; Jaakob Jizchak (= Jakob Isaak) von Lublin, genannt „der Seher von Polen"; Israel der Maggid von Kosnitz. Von diesen waren die drei letzten nach dem Tode des Maggids Schüler seiner Schüler, Schnëur Salman Schüler Menachem Mendels von Witebsk, Jaakob Jizchak der Schmelkes und Elimelechs von Lisensk, Israel von Kosnitz der Schmelkes, Elimelechs und Levi Jizchaks. Sie führen zum nächsten Geschlecht der Lehre über. Das sind die Zaddikim, die nicht mehr von Maggid selbst, sondern allein von seinen Schülern die Lehre empfangen haben. In dieses Buch sind aus dem Geschlecht aufgenommen worden: Menachem Mendel von Rynanow, Abraham Jehoschua (= Josua) Heschel von Apt, beide Schüler Elimelechs, Mosche (= Mose) Jehuda Leib von Sassow, Schüler Schmelkes von Nikolsburg, und Jaakob Jizchak von Pżysha, genannt „der Jehudi", d. i. der Jude, Schüler des Lubliners. Ssimcha Bunam von Pżysha, erst Mitschüler des „Jehudi", dann dessen Schüler und Nachfolger, führt zu einem weiteren Geschlecht über, das hier nicht mehr vertreten ist.

Menachem Mendel von Witebsk (st. 1788) war fast der einzige unter den Schülern des Maggids, der — in früher Jugend — noch den Baalschem gekannt hatte und ihn seinen Meister hatte nennen dürfen, ja eine legendäre Überlieferung heißt den Baalschem ihn suchen und herbeirufen lassen. In der äußern Geschichte der Bewegung ist er dadurch bedeutsam, daß er sie nach Palästina verpflanzte. „Das Land" stand von den Tagen Israels ben Elieser an, der an

dessen Schwelle, von geheimnisvollen Kräften gezwungen, umkehren mußte, im Mittelpunkt der chassidischen Erlösungssehnsucht, wie es in dem der vorchassidischen gestanden hatte. Rabbi Menachem fand ihr den aktiven Ausdruck, als er – nachdem er an den Kämpfen mit den bannfluchschleudernden Mitnagdim führend teilgenommen hatte – mit dreihundert seiner Chassidim aus Litauen nach Palästina wanderte (1777) und sich bei der alten Kabbalistenstadt Safed, sodann in Tiberias niederließ. Er schuf der Bewegung eine der geographischen Lage nach exzentrische, dem Geist nach zentrale Stätte; er gab ihr die organische Wiederanknüpfung. Und dem Land brachte er das neue Element des Volkstums zu und damit ein Element neuen Lebens. „Einst war das Land Israel erhoben und erhob den Menschen, der hinkam", sagte ein späterer Zaddik; „jetzt ist es gesunken, und der Mensch muß es erheben; das kann aber nur ein Erhobner, wie es Rabbi Menachem Mendel war." Er selbst freilich sagte, man müsse im Lande Israel alles erworbene Geistesgut ablegen und von neuem beginnen. Er betrachtete sich, wie er in einem Brief schreibt, als einen Sendling der Provinzstatthalter in das Schloß des Königs; ihm muß alles, was das Wohl der Provinzen angeht, stets gegenwärtig sein. Zumal mit seiner Gemeinde in Witebsk fühlte er sich dauernd so eng verbunden, daß ihm, wie es heißt, bei dem Gebet, das man vor dem Einschlafen spricht, alles, was sich mit und in seinen Chassidim begab, im Herzen offenbar wurde. Aber Rabbi Menachem hat eine besondere Bedeutung für die geistige Geschichte des Chassidismus, er ist der eigentliche denkerische Erbe des großen Maggids. In der nach seinem Tod unter dem Titel „Die Frucht des Landes" erschienenen Sammlung seiner Lehrreden ist die Grundidee des Maggids von Gott als der all-erschlossenen Innerlichkeit aller Dinge zu ihrer Reife gediehen.

Rabbi Schmelke[1] (st. 1778) ist der große Prediger der Schule. Die Predigt war sein Element, weil er an die verwandelnde Wirkung des Wortes glaubte; und er glaubte an sie, weil er an die Göttlichkeit des echten Wortes glaubte. Die Predigt betrachtete er in tief religiöser Konzeption als die Handlung, durch die das Gebet der Gemeinde zur höchsten Reinheit und Kraft gesteigert wird. Darum forderte er darin immer wieder zwei Dinge von den Betern: zum ersten, daß sie sich zur wahren Gemeinde einen, alles Trennende, Hemmende mit Strömen der Liebe hinwegspülen und sich zu einem einigen Wesen zusammenschließen, um der Einung der Gottheit die Stätte zu bereiten; zum zweiten, daß sie ihr Gebet von allen Sonderwünschen ablösen, sich über all ihr Bedürfen erheben und die ganze Macht ihres Selbst in das eine Begehren versammeln, daß die Einung Gottes und seiner Schechina geschehe. So auch betete er selbst und wurde von seiner Intention verzückt: mitten im Gebet kam er aus allen Bahnen des Gedächtnisses und der Gewohnheit und sang neue, nie gehörte Melodien. Ein Mann dieser Art und dieser Forderung mußte, als er aus seiner Gemeinde Ritschiwel nach dem dem Chassidismus ganz fremden Nikolsburg in Mähren kam, stetes Ärgernis erregen. Auf manches unverkrustete Gemüt übte er tiefe Wirkung; aber die Mehrheit der aus ihrer wohlgeregelten Ruhe Aufgestörten wandte alles auf, um ihm das Leben in ihrer Gemeinde zu verleiden. Die Legende hat in verschiedenen Lesarten die Begebenheit erhalten, wie Rabbi Elimelech, der jüngere Mitschüler Rabbi Schmelkes, ihn besuchte und den Bürgern von Nikolsburg in einer derben Witzpredigt die Wahrheit sagte, sie seien einem so edlen

[1] Schmelke ist die jiddische Form von Samuel; der Rabbi sah darin, daß diese als sein Rufname galt, ein Symbol des Lebens im Galut, in der Verbannung, — ein Symbol seines historischen Ortes, der ihm Macht und Wirkung seiner Seele verengte (s. S. 430).

Arzt kein geziemender Gegenstand, da müsse zuvor er, der Bader Elimelech, sie in seine Roßkur nehmen: und schon schleuderte er ihnen, einen nach dem andern ins Auge fassend, die Namen all ihrer heimlichen Laster und Verkehrtheiten zu. Rabbi Schmelke hätte dergleichen nicht vermocht, schon weil ihm die Schwächen des einzelnen Menschen nicht wichtig genug waren. Seine Grundhaltung zu den Menschen, auch zu seinen Feinden, war eben jene strömende Liebe, die er predigte. Sein Gebet und seine Menschenliebe waren es, die auf seine Schüler und Freunde (sein Lehrhaus war auch in Nikolsburg eines der Hauptzentren der Bewegung) und durch sie auf viele einen tiefen Einfluß übten.

Rabbi Sußja, im Volk als „der Rebbe Reb Sische" bekannt (st. 1800), war im Gegensatz zu dem — nicht durch seinen Willen, aber durch seine Art — aristokratisch abgeschloßnen Schmelke eine tief volkstümliche Gestalt. Mit ihm ist in einem späten Jahrhundert, in der Gepreßtheit des östlichen Ghettos die wundersame Figur wiedererstanden, die wir aus den Legenden von den Sufis, aus denen von den Franziskusjüngern kennen: der „Narr Gottes". Das ist der Mensch, der um der unverstörten Unmittelbarkeitsbeziehung zu Gott willen aus den Regeln und Ordnungen der Menschen getreten ist, ohne jedoch aus ihrem Leben zu treten: er ist nur abgelöst, nicht abgeschieden; er steht einsam dem ewigen Du gegenüber, aber nicht in der Einsamkeit des Abgesonderten, sondern in jener welttreuen und gelaßnen, die alle Verbundenheit einschließt: abgelöst-verbunden lebt er inmitten der Menschen, ihre Mängel nur als die eignen wahrnehmend, sich ihrer und aller Kreatur in der Gottesfreiheit erfreuend. Und da die Menschen so beschaffen sind, daß sie sich diese Haltung, die ihre Ausflüchte vor dem Unendlichen widerlegt, nicht gefallen lassen dürfen, begnügen sie sich nicht damit, den „Narren"

mit ihrer Verachtung zu strafen: er wird der Mann der Leiden, nicht des jähen stürzenden Martyriums, sondern des lebenslang rieselnden; und er freut sich seiner Leiden. Aber auch so ist es mit den Menschen bestellt, daß sich an solch einem Schicksal ihre schönste Liebe entzündet. So ist auch Rabbi Sußja vom Volk geliebt worden.

Rabbi Elimelech, Sußjas jüngerer Bruder (st. 1786), hat in der Jugend dessen Wanderschaft geteilt; ohne Ziel, die Irrfahrten der verbannten Schechina nachlebend, nach erwachenden oder zu erweckenden Seelen Ausschau haltend, waren sie Jahr um Jahr umhergezogen. Dann aber teilte sich ihr Weg. Sußja wurde zwar seßhaft, aber es zog ihn immer wieder zum Wandern, und er blieb bis ins hohe Alter der Knabe, der Gott sein Liedlein vorpfeift. Elimelech war zum Menschenführer berufen. Auch er kannte die zeitlose Welt der Verzückung, aber sein sicherer und überlegener Verstand lehrte ihn sich vor ihren Gefahren schützen und befähigte ihn, das Leben im Geist und die organisierende Tätigkeit einander nahezubringen und zum Bündnis zu bewegen. Wieder war einer in Wahrheit zugleich Oberhaupt der Schule und Oberhaupt der Gemeinde, die drei Kreise umschlossen ihn im steten Gleichgewicht, und so darf Rabbi Elimelech als der eigentliche Nachfolger des großen Maggids angesehen werden, dem er an Selbständigkeit der Lehrgewalt erheblich nachstand, aber an aufbauender Macht nahekam, den er an intuitiver Kenntnis der vielfältigen Menschen, ihrer heimlichen Gebrechen und Nöte und der zugehörigen Heilmittel vielleicht übertraf. So ist er als der Arzt der Seelen, der Bannherr der Dämonen, der wundermächtige Führer und Ratgeber im Gedächtnis des Volks verblieben.

Von ganz anderer Art, Sußja wesensnah, aber breiter, erdhafter, nationaler, der urwüchsigste und volkstümlichste unter den Schülern des Maggids,

ist Rabbi Levi Jizchak, der Raw von Berditschew (st. 1809). Bei ihm durchdringt die Verzückung all sein festes, kräftiges Leben. Die Ekstatik Rabbi Schmelkes, dem er treu anhing, geht auf ihn über, nur daß sie in ihm gleichsam massiver wird; an Stelle jener seltsamen, schöpferisch hervorbrechenden Gesänge tritt eine unzügelbar wilde Bewegtheit des ganzen Körpers im Gebet: er gerät aus einer Ecke der „Klaus" in die andre, er springt in der Sedernacht auf den Festtisch, daß die Schüsseln umherfliegen, er tanzt beim Segen vor der Verlesung des Buchs Ester auf dem Pult und schier auf der Schriftrolle selber, er schlägt um sich, daß niemand sich in seine Nähe wagt. Das Leibliche hemmt ihn nicht. Wo die heiligen Kerzen brennen, greift er mit der bloßen Hand hinein; wenn er am Morgen des Hüttenfestes in die Lade langen will, in der der Paradiesapfel und der Strauß aus Palme, Myrte und Bachweide auf den Segen warten, stößt er die Hand durch den Glasdeckel und merkt es nicht; und am Brunnen, aus dem er Wasser zur Zubereitung der ungesäuerten Brote schöpft, verzückt ihn die heilige Pflicht, daß er hinabstürzt. Er liebt, mit unwissenden und ungehobelten Leuten allerlei derbe Rede zu wechseln; aber auch das weltlichste seiner Worte ist geweiht, ist Jichud. Er packt hart zu, wo immer ihm etwas an einem mißfällt, aber er läßt sich belehren und beugt sich immer wieder der Einfalt. Und in derber breiter Vertraulichkeit redet er auch zu Gott; er tritt ihm nicht allein als leidenschaftlicher Fürsprech des Volks gegenüber, er rechtet mit ihm, fordert von ihm, ja er versteigt sich zu Drohungen von einem bittern und erhabenen Spaß, der, im Mund des einzigartigen Mannes unanfechtbar, in einen andern übergehend zur peinlichen Lästerung würde; aber er lobt ihn auch auf seine Weise, die vorgeschriebnen Gebetsworte mit zärtlichen Koserufen unterbrechend oder den Gesang

der Heiligung Gottes mit einer Aufzählung der großen Länderherren bei ihren Spitznamen einleitend, jedem hinzufügend: „er sagt, er sei der König“ und das Verzeichnis endend mit einem aufjauchzenden: „Ich aber, Levi Jizchak von Berditschew, sage“ — und nun folgt: „Verherrlicht und geheiligt werde...“. Auch die Gnade widerfährt ihm seiner Art gemäß: da kommt er am Abend in eine fremde Stadt, wo er keinen kennt, niemand nimmt ihn auf, endlich erbarmt sich ein Gerber seiner und lädt ihn in sein Haus, aber in der Gerberluft vermag er nicht zu beten, er geht in der Nacht in die einsame „Schul“; hier leuchtet ihm auf, was es mit dem Niederstieg der Schechina ins Exil für eine Bewandtnis hat: er sieht sie gesenkten Hauptes in der Gerbergasse stehen und bricht darüber in Tränen aus; er weint, bis er in Ohnmacht fällt; da erscheint ihm die Schechina und spricht zu ihm.

*

Unter den jüngeren Schülern des Maggids, die nach seinem Tode sich dem einen oder dem andern ihrer ältern Gefährten anschlossen, ragt Rabbi Schnëur Salman von Ladi (st. 1813) hervor, der Raw von Reußen, auch schlechthin „der Raw“ genannt. Er hatte im Sinn, mit seinem Freund und Lehrer Menachem Wendel von Witebsk nach Palästina zu ziehen, kehrte aber auf dessen Wunsch, nach der Sage auf das Geheiß eines Traumgesichts, um und begründete den litauischen Sonderbau des Chassidismus, die „Chabad“-Schule, so genannt nach den Anfangsbuchstaben von drei oberen der zehn nach der Kabbala von Gott emanierten „Sephirot“: Chochma, Weisheit; Bina, Vernunft; Daat, Wissen. Schon aus diesem Namen wird die Grundrichtung der Schule deutlich; die Erkenntnis als Weg zu Gott soll in ihr Recht wieder eingesetzt werden. Die Chabadschule stellt den Versuch einer Synthese von Chassidismus und Rabbinismus dar; neben den „Herzensdienst“ tritt, ihm gleichgestellt, ja zuweilen über-

geordnet, das Studium, und es ist bedeutsam, daß der Raw, freilich einer Anordnung des großen Maggids Folge leistend, eine neue Bearbeitung des Religionsgesetzes, einen neuen „Schulchan Aruch" verfaßte, bedeutsam, daß er als einziger unter den Schülern des Maggids dessen Lehre zu einem System auszugestalten suchte. Die rationalisierende Veranlagung des litauischen Juden hat zur Verankerung der Schule beigetragen. Doch darf ihrer Sonderstellung kein allzu grundsätzlicher Charakter beigemessen werden. War doch der Raw zumeist Anfeindungen der Mitnagdim nicht weniger, eher noch mehr ausgesetzt als die andern Zaddikim seiner Zeit; er wurde auf die Machenschaften der antichassidischen Rabbinen hin wiederholt verhaftet, mußte in Petersburg Festungshaft und langwierige Verhöre über sich ergehen lassen, und es waren entstellte Hauptlehren des Baalschem, die ihm zur Last gelegt wurden und zu deren echtem Sinn er sich auch bekannte. Die eigentlich ideellen Abweichungen seiner Schule waren in der Tat nicht tiefgehend, eher die praktischen. Am wichtigsten für ihre Sonderstellung war wohl des Raws nachdrücklich geäußerte Abneigung gegen das Zaddiktum, wie es sich in seinem Geschlecht entwickelt hatte: als ein wunderkräftig helfendes Mittlerwesen. Sein klarer Blick sah die Gefahren dieser Entwicklung, als deren geringere ihm das Wachsen des Aberglaubens, als deren größte ihm die Schwächung der Unmittelbarkeitsbeziehung zwischen Mensch und Gott erschien. Doch zog er die Grenze nicht getreu; seine extreme Empfindung beeinträchtigte die Wärme des Verhältnisses von Führer und Gemeinde und benahm insbesondre dem weiten Kreis der „Fahrenden" den glühenden Antrieb. Aber auch auf das Verhältnis zu den Schülern muß die geänderte Grundlage ihren Einfluß üben; je mehr das Geheimnis durch das „Wissen" verdrängt wird, tritt an die Stelle des nur

zu übergebenden Wie ein lehrbares und erlernbares Was, die magnetische Kraft zwischen Lehrer und Schüler entschwindet. So konnte ein Zaddik nicht mit Unrecht von der „Chabad" sagen, sie gleiche einer geladenen Flinte in der Hand eines, der zielen kann und das Ziel kennt, nur der Zünder fehle. Doch hatte der Raw selbst den Funken sicherlich; aus seinem Leben werden manche Züge einer elementaren persönlichen Religiosität berichtet; und als eine Urkunde seines „Anhaftens", seiner ekstatischen Hingabe ist eine seiner Melodien verblieben, die, schlechthin „die Melodie des Rabbi" genannt, zuweilen einem kabbalistischen Lied, zuweilen nur dem Gottanruf „Tatenju" (Väterchen) unterlegt, den Chabad-Chassidim immer wieder, beim Festmahl und in der Einsamkeit, inbrunstweckend auf die Lippen tritt.

Ihm gegenüber stehen die vier Schüler Elimelechs: Jaakob Jizchak von Lublin, der „Seher", Israel der Maggid von Kosnitz, der Beter, Menachem Mendel von Rymanow, der Führer, Abraham Jehoschua Heschel von Apt, der Richter, von denen die ersten zwei noch im Lehrhaus des großen Maggids geweilt hatten. Eine besondre Stellung kommt dem Schüler Rabbi Schmelkes, Mosche Leib von Sassow, zu, dessen Amt nicht anders bezeichnet werden kann, als daß er die Geschöpfe liebte. Diese fünf stellen die Spätblüte des eigentlichen Zaddiktums dar.

Von Rabbi Mosche Leib (st. 1807) — ich kehre hier die im Hauptteil gewählte Reihenfolge um — braucht in diesen einführenden Bemerkungen kaum gesprochen zu werden, da sein Bild aus den Geschichten selbst in hinreichender Deutlichkeit aufsteigt. Wie in seinem Freund, dem Berditschewer, Rabbi Schmelke die Gabe des Gebets erweckte, so in ihm die der helfenden Liebe. In seinem Liebeseifer zu Menschen und Tieren lebt eine hinreißende Spontaneität; die Paradoxie jenes Imperativs der Nächstenliebe — man

soll lieben: kann man denn sollend lieben? — scheint hier ausgelöscht. Und doch gibt es Widerstände; auch dem Sassower widerfährt es, daß er einen boshaften, einen selbstsicheren, einen weltverstörenden Menschen nicht von selbst liebt. Aber eben davon pflegte ja sein Lehrer zu sprechen: daß man jede Seele lieben soll, weil sie ein Teil Gottes ist; vielmehr, daß man gar nicht mehr umhin kann, eine Seele zu lieben, wenn man erst wahrhaft inne wurde, daß sie ein Teil Gottes ist. Gott liebt sich in den Wesen; man soll ihm nacheifern und ihn in ihnen lieben. Und so liebt der Sassower die Wesen immer vollkommner: weil er mit der Liebe zu Gott Ernst macht. Gerade an seinen Widerständen und Überwindungen erschließt sich uns der rechtmäßige Sinn jenes Imperativs.

Als eine noch volkstümlichere Gestalt verwandter Art habe ich, damit ein so wesentlicher Ton vollständiger erklinge, in dieses Buch auch Rabbi Wolf von Zbaraž (st. 1800) aufgenommen, obgleich er kein Schüler des großen Maggids, sondern der Sohn und Schüler eines andern bedeutenden Baalschemjüngers, des Rabbi Jechiel Michal war. In ihm ist die Liebe zu den „Bösen" vielleicht noch reiner, jedenfalls noch schlichter ausgebildet. Erwähnt sei, daß einzelne der Geschichten, die von ihm berichtet werden, an Erzählungen aus dem Leben talmudischer Meister erinnern; doch ist die Echtheit des Kerns unverkennbar und die Ähnlichkeit stammt von der ewig gleichen Bewährung des Liebesgeistes.

Was in diesen Männern so naturhaft besteht oder hervorbricht, das muß ein anderer Zaddik, Abraham Jehoschua von Apt (st. 1822), sich durch Irren und Arbeit erwerben. Denn er beginnt mit der „Gerechtigkeit", das heißt mit dem Gerechtseinwollen, und erfährt Schritt für Schritt, daß die menschliche Gerechtigkeit ihrem Wesen nach versagt, wo sie mehr als Ordnung, wo sie Beziehung sein will; daß Gottes

Gerechtigkeit nicht wie seine Liebe die Vollkommenheit einer Eigenschaft ist, der wir nacheifern können, sondern ein Rätselhaftes, dem alles, was Menschen Recht und Gesetz nennen, unvergleichbar bleiben muß: der Mensch soll gerecht sein, in den Grenzen seiner Ordnung, und soll, wenn er sich damit über sie hinaus auf die hohe See der Beziehung wagt, Schiffbruch leiden und sich zur Liebe retten. Die Wende im Leben des Apters ist jene Begebenheit, die ich an ihrem Ort (S. 501) erzähle: wie eine leichtfertige Frau von ihm öffentlich verwiesen wird und nun seine Haltung mit der Gottes vergleicht; da fühlt er sich „bezwungen" und wandelt sich. Aber sein Weg zur Liebe erscheint ihm nicht als der eines einzelnen irdischen Lebens: er sieht ihn im Zusammenhang der Wanderungen seiner Seele, in deren Gange die Liebe zu vollenden ihm aufgegeben ist.

Dies der eine der vier Elimelech-Schüler, von denen in diesem Buch erzählt wird. Sein Gefährte Rabbi Mendel von Rymanow (st. 1815) ist von Art und Leben grundverschieden. Unter allen scheint er vom Lehrer die organisierende Fähigkeit empfangen zu haben, nur daß er sie eingeschränkter übt. Von den drei Kreisen ist es der mittlere, die Gemeinde, der ihn zumeist angeht. Er gibt seiner Gemeinde Gesetze, als wäre sie ein Staat, und sie ist ihm wirklicher als der Staat. Er maßt sich nicht an, gerecht zu sein; er wacht nur über der gerechten Ordnung in seiner Gemeinde. Wenn er rügen muß, greift sein Wort unmittelbar wie eine Gewalt der Natur in das Geschehen ein. Und so kann er, der wie kein andrer nüchtern ist, wo es gilt, Maß und Sitte zu wahren, sich zu urzeitlicher Majestät erheben, wenn er die Gemeinde, um sie, die stets zu erstarren droht, zutiefst aufzurühren und zu verschmelzen, als Gottes eingesetzter Vertreter von dem Zwang der Tora entbindet und neu vor die Wahl stellt. Solchermaßen die Rede verwaltend, wird er auch seinen Schülern

zum Vorbild des mit jedem Wort Verantwortung übenden Menschen.

Siech sein Leben lang und immer wieder am Tode, aber betgewaltig, daß die Beterreihen auf die schmächtige Gestalt wie auf einen heldenhaften Anführer schauten, einer jener von der Geschichte der Religionen in einem verschwiegen hymnischen Abschnitt bewahrten frohmütigen Heroen der leiblichen Krankheit, die, wo für das Auge des Arztes alle Stärke zerrann, vom heimlichen Brunnen das Siegel brechen, daß die Kraft hoch aufsteigt, war der Maggid von Kosnitz, Rabbi Israel (st. 1814). Es heißt, der Baalschem habe ihn seinen Eltern, einem Buchbinder und dessen Weibe, im hohen Alter verheißen, weil sie ihm durch ihre Sabbatfeier das Herz erfreut hatten[1]. Von seiner Kindheit an soll ihm kein „fremder Gedanke" genaht sein, den er nicht erhoben und erlöst hätte. In seiner Jugend hatte er, so wird erzählt, achthundert Bücher der Kabbala durchforscht; als er aber vor das Angesicht des großen Maggids trat, erkannte er, daß er nichts wußte. Nach dem Tode des Meisters schloß er sich Rabbi Schmelke, nach dessen Tod Rabbi Elimelech, nach dessen Tod Rabbi Levi Jizchak an; in der Reife des Lebens und des Werks wollte er noch Schüler heißen. Wenn er das Wort eines der talmudischen und spätern Meister anführte, sprach er dessen Namen stets mit Angst und Zittern aus. Am Vorabend des Versöhnungstags pflegte die ganze Gemeinde, Männer, Frauen und Kinder, vor seine Schwelle zu kommen und mit lautem Weinen um die Sühnung zu flehen; er trat weinend heraus, warf sich in den Staub und rief: „Ich bin sündiger als ihr alle"; so weinten sie mitsammen und zogen dann mitsammen ins Bethaus, das Kolnidre-Gebet zu sprechen. Er sagt einmal, es gebe ein lebendes und ein totes Gebet; dem

[1] S. in der „Legende des Baalschem" die Geschichte „Das dreimalige Lachen" (S. 292ff.).

lebenden liege ob, die toten zu erwecken und mit emporzutragen. Diese Macht des lebenden Geistes ging unablässig von seinem Krankenlager aus. Überallher kamen Juden, Bauern und Edelleute zu ihm, seinen Segen zu empfangen oder auch nur sein Antlitz zu schauen. Von keinem andern Zaddik seit den Tagen des Baalschem werden so viele Heilungen „Besessener" berichtet wie von ihm. Aber die Legende stellt ihn auch der Geschichte seiner Zeit gegenüber. Er soll Napoleons Triumph, danach dessen Sturz geweissagt haben, ja der Beginn dieses Sturzes — der Ausgang des russischen Feldzugs — wird auf die Kraft seines Betens zurückgeführt: der Todkranke stand an einem Sonntag von der zweiten Stunde nach Mitternacht bis zur dritten Stunde nach Mittag im Gebet. Kurz vorher von einem Besucher befragt, wie es ihm ergehe, gab er zur Antwort: „Ich bin jetzt ein Kriegsmann. Die fünf Bachkiesel des jungen David habe ich für meine Schleuder aufgesammelt."

Führenden Anteil an dem kosmischen Kampf, den der Kosnitzer Maggid meinte, nahm auch sein Mitschüler und Freund, der „Seher von Polen", Rabbi Jaakob Joßef von Lublin (st. 1815), der die seinem Lehrer Elimelech eigne intuitive Gewalt in noch gesteigertem Maße besaß; „des Lubliners Augen hat, mit Verlaub, auch der Rebbe Reb Melech nicht gehabt", sagte einer seiner Schüler. Er ist der einzige Zaddik, der vom Volk diesen Beinamen des Sehers, des Schauenden empfing. Dieser Name kann freilich nicht scharf genug gegen den des Propheten, des „Künders" — an den für keinen der Zaddikim irgend zu rühren versucht werden konnte, da wir im unprophetischen Zeitalter leben — abgegrenzt werden. Durch den Propheten redet der Wille Gottes, er sieht und sagt nicht etwa eine zukünftige Wirklichkeit voraus, sondern ihn geht das Zukünftige im Gegenteil nur insofern an, als es noch ganz und gar nicht als eine

Wirklichkeit zu fassen und zu „schauen“ ist, insofern nämlich, als es noch im Willen Gottes und in der freien Beziehung des Menschen zu diesem Willen ruht, insofern also, als es noch von der Bestimmbarkeit, von den Strömen des Überwirklichen umflossen ist. Der „Schauende“ dagegen sieht die Wirklichkeit, und nur sie, in Raum und Zeit, nur daß sein Sehen weiter reicht als die Wahrnehmung der Sinne und die Arbeit des erkennenden Verstandes, auch hinaus ins Werdende, auch tief zurück ins „Vergangene“, dessen er eben auch am Gegenwärtigen und in ihm inne wird. Es heißt im Talmud (Babli, Chagiga 12a): „Das Licht, das Gott am ersten Tag schuf, der Mensch schaute darin vom Ende der Welt bis zum Ende. Als aber Gott das Geschlecht der Sintflut und das Geschlecht des Turmbaus betrachtete und sah, daß ihre Werke verderbt waren, stand er auf und verbarg es vor ihnen... Und für wen verbarg er es? Für die Gerechten der künftigen Zeit.“ Dieses Urlicht, das vor der Schöpfung der Himmelslichter bestand, läßt die Legende sich dem Lubliner Rabbi erschließen, schon in der Kindheit; aber er konnte das Übel der Welt, das seinen Blick überstürzte, nicht ertragen und erbat, daß das All-Schauen von ihm genommen wurde. Doch auch jetzt noch konnte er von der Stirn eines Besuchers oder von dessen überreichtem Bittzettel nicht bloß sein Wesen und seine Taten, sondern auch die Herkunft seiner Seele, ob sie — nach dem Stammbaum der Seelen, die ihre eigne Fortpflanzung haben — in Kain oder in Abel wurzle, und ihre Wanderschaften ablesen. Unzählige kamen zu ihm gezogen, um ihre Seele von dem Licht seiner Augen durchstrahlen und erleuchten zu lassen. Ein Schüler berichtet, wenn einer zum erstenmal zu ihm gekommen sei, habe er ihm Lebens- und Seelgeist enthoben und sie gewaschen und gereinigt und erst dann ihm wieder eingetan, wenn sie wie in der Stunde der Geburt waren.

Und die Schüler fühlten sich in seiner Helle so geborgen, daß sie, solange sie darin verweilten, das Exil vergessen und sich im Heiligtum zu Jerusalem wähnen konnten. Er aber vergaß das Exil nicht. Unablässig der lösenden Stunde harrend, wurde er endlich Urheber und Mitte jener geheimnisvollen Handlung, zu der er sich mit etlichen andern Zaddikim, darunter dem Napoleongegner Israel von Kosnitz und dem Napoleonanhänger Mendel von Rymanow verband, um die napoleonischen Kriege in den vormessianischen Endkampf der Gog und Magog zu verwandeln, und in deren Verlauf die drei Führer in einem Jahr zum Tode kamen[1]. Sie hatten das Ende bedrängt; sie verbrannten in seinem Anhauch.

*

Der „Seher" war der letzte Zaddik, dessen Walten die drei Kreise im Gleichgewicht verband, der letzte, der mit gleicher Kraft den „Olam" und die Schülerschaft leitete. Aber auch bei ihm schon, in seiner zuweilen mehr leidenschaftlichen als überlegenen Führung sind die Zeichen des beginnenden Verfalls erkennbar. Vor allem in seinem Verhältnis zu den Schülern, das in der Neigung, aber auch im Gegensatz eine Heftigkeit annehmen konnte, die den Meistern des Anfangs ganz fremd war. Der große Maggid stand wie der Baalschem zu seinen Schülern in der firmamenthaften Überwölbung der großen Liebesklarheit; so hatten sie ihre Fülle und ihren Frieden in ihm, waren nie bedürftig, nie aufgestört. Bei Rabbi Elimelech hebt schon, wenn auch erst kaum merklich, die Problematik des persönlichen Gefühls an; er unterscheidet schon unter den Schülern, ja er kennt die Eifersucht. Beim Lubliner kommt die Problematik, von seinem unbändigen Machtbewußtsein genährt, zum Ausbruch. Wenn es etwa einen Schü-

[1] Ich habe darauf verzichtet, Stücke der Begebenheit, der letzten ihrer Art, unter die Geschichten dieses Buches aufzunehmen, da die Erzählung der ganzen ein Ganzes für sich ist.

ler doch aus der Helle des Heiligtums zu dem inbrünstigen Dunkel eines andern Zaddiks zieht, den er einmal belauscht hat, wie er in seiner Kammer das Hohelied sprach, verwehrt es ihm der „Seher" mit drohendem Wort. Aber am verhängnishaftesten offenbart sich die Problematik in seiner Beziehung zu seinem bedeutendsten Schüler, dem „Jehudi". Das fragmentarische Material reicht nicht aus, um diese aus Neigung und Gegensatz wunderlich gemischte Beziehung in ihrem innern Zusammenhang zu überschauen; wer aber mit dem Material sich befaßt, muß erkennen, daß er den Boden der Tragödie betreten hat. Wie bei der leiblichen Nachkommenschaft des großen Maggids da, wo die Abgeschiedenheit Abrahams des Engels in den Hochmut seines Sohns umschlägt, so ist bei der geistigen hier, wo Elimelechs Unterschiedlichkeit im Lubliner zu eifernder Seelenherrschaft, die sich mit seiner echten Demut wunderlich vertrug, geworden ist, der Punkt, wo der Niedergang der chassidischen Bewegung sichtbar beginnt. Mit der breiten Einheit der drei Keise ist es hier wie dort zu Ende, sie zerfällt hier wie dort, nur daß dort die Schülerschaft aufgegeben wurde, hier sie der einzige Kreis ist, der zuletzt verbleibt.

Jaakob Jizchak hieß der Jehudi (st. 1814) wie sein Lehrer; eben deshalb soll er, weil es nicht geziemend ist, im Umkreis eines Meisters dessen Namen zu gebrauchen, mit dem Beinamen „der Jude" bezeichnet worden sein; der bürgerte sich so ein, daß später andre Zaddikim Jaakob Jizchak nur „heiliger Jud" anredeten. Aber es liegt in dem Namen etwas anderes, etwas Sinnbildliches. Als Knabe schon wollte der Jehudi an dem Beten der andern nicht teilnehmen, Schelten und Schlagen war vergeblich; da merkte sein Vater, daß er, nachdem das Bethaus geschlossen wurde, übers Dach und durchs Fenster hineingeklettert kam und sein Gebet sprach, und so

Tag und Tag. In seiner Jugend pflegte er, von niemand gesehen, in einer Scheune zu beten. Er galt damals schon als ein großer Gelehrter im Talmud, der aber nichts vom Herzensdienst wisse. Alle meinten von ihm, er gehe nicht ins Tauchbad; man sah ihn nämlich nie in einer der Gruppen, die, weil das Bad neunzig Stufen tief lag und eisig war, stets in einem, zehn Männer oder mehr, hinzogen, um erst einen Scheiterhaufen zu errichten und das Wasser zu erwärmen, auch um einander die Unheimlichkeit der langen glatten Treppe zu mildern; er aber ging allein um Mitternacht hin, tauchte, kehrte heim und lernte in der Kabbala; zuweilen fand ihn in der Frühe seine junge Frau ohnmächtig vor dem Buche liegen. Es war die Stadt Apt, in deren Gebiet seine Eltern wohnten, Rabbi Abraham Jehoschuas Stadt; und dieser war es, der ihn „entdeckte", aber auf seine dringende Bitte verriet er ihn der Welt nicht. Eine Zeit danach hatte der Jüngling ein vertrautes Gespräch mit einem andern, der sein einziger Freund war; dem gestand er, daß ihm eine Höhe gezeigt worden sei, die er im Erdenleben nicht erreichen könne, nun ziehe es ihn dahin und er bitte Gott an jedem Morgen um den leiblichen Tod. Der Freund gab ihm den Rat, zum Rabbi von Lublin zu fahren, bei ihm werde er die Erleuchtung finden. Am nächsten Tag schon folgte Jaakob Jizchak dem Rat. So kam er zu dem „Seher", der ihn, so heißt es, schon erwartete. Hier wurde ihm zunächst eine tiefe Beruhigung zuteil; wenn man von seiner Jugend weiß, versteht man, was er einmal sagte: er habe in Lublin einschlafen gelernt. Aber der Seher stand nicht, wie sein Lehrer, der Maggid, in der großen Liebesklarheit, in deren Obhut sich die Lebenssubstanzen der Schüler, eine jede aus ihren Elementen, auferbauen; er stand in der Welt seiner geistigen Triebe, deren oberster sein Schauen war, und ob auch seine — ebenfalls leidenschaftliche — Demut immer wieder

den Ausgleich zwischen dieser seiner Welt und der Welt ihm auferlegte, er vermochte einen Menschen wie den Jehudi nicht wahrhaft aus dessen Voraussetzungen zu fassen und zu halten. Dem Jehudi aber hatte seine Kindheit und Jugend auch nicht die rechten Kräfte zu einem reinen Einvernehmen mit einem Lehrer wie dem Lubliner mitgegeben; so entstand jene aus Nähe und Ferne gewobene Beziehung, in deren Fortgang der Jehudi das bis dahin Unerhörte tat: er begründete bei Lebzeiten seines Lehrers eine eigne Gemeinde. Hier verließ den Seher sein Sehen; die Handlung, die seinem Schüler — der hatte sterben wollen, zu ihm gekommen war und bei ihm nicht hatte leben können — das Weiterleben ermöglichte, indem sie ihm das Wirken ermöglichte, verstand er als eine Wettkampf-Ansage oder ließ sie sich doch als eine solche auffreden. Das trug den letzten Widerspruch in die schon so beladene Beziehung. Die aber in all ihrer Unruhe und Bitternis für den Jehudi zentral blieb: er mußte alles, was sich begab, dahinrücken; er mußte sich immer wieder an der Überbrückung des Unüberbrückbaren versuchen. Unter dieser Verfinsterung hatte er unterdessen seinen Weg begonnen, und die Scharen flogen ihm zu. „Kehret um," rief er, „kehret schnell um, denn die Zeit ist kurz, keine Frist mehr verbleibt für neue Wanderung, die Erlösung ist nah!" Er blieb jenseits des magischen Bereichs, in das der Lubliner und dessen Freunde damals eintraten; es schien ihm nicht not zu tun, das „Obere" zu beschwören, sondern das „Untere". Er wollte nicht das Ende bedrängen, sondern den Menschen dem Ende zubereiten. „Er wollte", so hat Uri von Strelisk, der ‚Seraph', von ihm gesagt, „einen neuen Weg herabbringen: Lehre und Gebet zu einem Dienst zu verschmelzen. Aber er starb in der Mitte seiner Arbeit und vollbrachte sie nicht." Was ihm von seinen Gegnern am schwersten angerechnet wurde,

daß er die Gebetszeiten nicht einhielt, sondern — wie später der Rižiner und andre ihm nachtaten — wartete, bis die Fülle kam, war nur eine notwendige erste Folge seines Willens zur Konzentration. Zu manchen andern Folgen gelangte er nicht mehr. Er starb im Anstieg seiner Kraft, ein Jahr vor seinem Lehrer. Über die Ursache seines Sterbens weiß eine Sage zu melden, sein Lehrer habe es ihm anbefohlen, um durch ihn aus der oberen Welt zu erfahren, was zu tun sei; aber eine andere erzählt, man habe ihm von oben zur Wahl gestellt, ob sein Lehrer oder er sterben solle, und er habe gewählt. Und noch einen Bericht gibt es, aus dem klingt heraus, daß das Geheimnis seiner Jugend sich ihm damals auf höherem Plan erneuerte, und daß der höchste Jichud, wenn er ohne Verwurzelung vollzogen wird, mit dem leiblichen Tode verbunden ist.

Ich habe von diesem — als erster in der chassidischen Bewegung — unverwurzelten Geist so ausführlich gesprochen, weil an ihm und an seinem Schicksal deutlich wird, was mit dem Doppeltitel dieses Buches gemeint ist. In zwei oder drei Geschlechtern der Lehre, in vierzig Menschenjahren hat der Chassidismus den Gang in die Unterwelt tun müssen, für den anderen Religionsgebilden Jahrtausende gewährt waren: aus der Geborgenheit der Seele zu ihrer Verlassenheit, aus der firmamenthaft überwölbten Gemeinschaft in die letzte Einsamkeit vor dem Unendlichen. Einem einsamen Baum hat der größte unter den Schülern des Jehudi und sein Nachfolger jeden Menschen verglichen.

Von diesem, Rabbi Ssimcha Bunam von Pžysha (st. 1828), ist einmal behauptet worden, es habe ihm ein Übermaß von Klugheit das Fehlen von Weisheit ersetzt. Seither aber ist das Material über den unvergleichlichen Mann erstmalig gesammelt worden, und nun darf dieses Urteil als widerlegt bezeichnet werden. Rabbi Bunam ist vielmehr einer der sel-

tenen exemplarischen Beweise für die merkwürdige und herzerfreuende Wahrheit, daß Klugheit in Weisheit umschlagen kann. Auch er ist wie sein Zeitgenosse Israel von Rižin ein Genie im Sinn der modernen abendländischen Kultur, auch er ein bedeutender Toraredner und Gleichniserzähler ohne die herbe Gewalt der ersten Meister; aber sein Wort steht, wo immer es zu seiner Reinheit und Unmittelbarkeit gediehen ist, da, wohin das des einfallblitzenden Rižiners nicht gelangen kann, in der Sphäre der echten Weisheit. Die wesentliche Ursache dieses Unterschieds scheint mir zu sein, daß Bunam nicht bloß wie Israel Sohn und Vater, sondern auch Schüler und Lehrer gewesen ist. Es ist nicht wahr, daß Weisheit „von selbst" komme: sie hebt im wahren Lernen an und vollendet sich im wahren Lehren. Auf beides hat sich der Mann Bunam wie keiner der Zaddikim nach dem Jehudi verstanden. Der hatte, obgleich die Massen ihm zuströmten, keinen eigentlichen Blick und Sinn für sie, er war in seiner allein wesentlichen Äußerung ein großer Lehrer, und Bunam hat bei ihm in einer großen Weise gelernt. Er war kein „geborner Rabbi"; hintereinander hatte er sich als Schreiber, als Holzhändler, als Apotheker in der Welt umgetan; er war wohl zum Talmudstudium nach Ungarn, aber auch vielmals zum Handel nach Danzig gereist, mit offenen Augen und unbefangen mitlebender Seele. „Meïr", sagt er später einmal von einem andern Zaddik, „ist ein Gottesmann von Jugend auf und weiß nicht, wie man sündigt; wie soll er da wissen, was den Leuten fehlt, die zu ihm kommen? Ich war in Danzig und in den Theatern, und ich weiß, wie es mit dem Sündigen zugeht — seither weiß ich auch, wie man einen jungen Baum, der krumm wächst, zurechtbiegen kann." Ein andermal sagte er: „Ich hatte im Sinn, ein Buch zu schreiben, das sollte ein Viertel Papier stark sein und ‚Adam' heißen,

und es sollte darin stehen der ganze Mensch. Dann aber habe ich mich besonnen, es sei besser, dieses Buch nicht zu schreiben." Seit ihm die chassidische Wahrheit entgegentrat, pflegte Bunam erst zum Kosnitzer Maggid zu fahren, dann kam er nach Lublin, wo der Seher den „deutsch" aussehenden Mann dennoch sogleich liebgewann, endlich lernte er den Jehudi kennen; von da an begab er sich jedesmal von Danzig nach Pžysha zu ihm und war bald sein vertrautester Schüler. Nach seinem Tod wurde er von allen zum Rabbi erwählt; aber das Wandern war ihm so ans Herz gewachsen, daß es ihm widerstrebte, dazusitzen und eine Gemeinde zu führen; erst als er bald darauf zu erblinden begann, fügte er sich drein, aber auch jetzt noch wehrte er sich gegen sein Zaddiktum und ließ viele, die zu ihm kamen, tagelang warten, so schwer war es ihm, den neuen Beruf auszuüben. Zu der Menge hatte er keine Beziehung, auch nicht die des Jehudi, ein Gegenstand ihrer Begeisterung zu sein; aber mit dem Lehren war es ihm, als er erst wahrhaft begonnen hatte, lebendigster, verantwortungsstärkster Ernst; und seine Wirkung auf die jungen Menschen, die überallher kamen und baten, in seiner Nähe verweilen zu dürfen, war eine rüttelnde und umwälzende. Da die Jünglinge um seinetwillen Haus und Erwerb verließen, wurde er wie kein anderer von den Familien im weiten Land befehdet. Aus einem sachlicheren Grund waren ihm die Zaddikim seiner Zeit entgegen. Einer von ihnen, Naftali von Ropschitz, wohl der geistreichste unter den Schülern des Lubliners, sagte einmal zu einem jungen Menschen seiner Stadt, der seinen Segen zu einer Heirat mit einem Mädchen aus der Gegend von Pžysha erbat: „Gegen den Rabbi spreche ich nicht, denn er ist ein Zaddik; aber der Weg ist gefährlich für die Schüler, die ihm folgen. Wir dienen so viele Jahre, um zu der Macht und Inbrunst zu kommen, die sie dort in einer kurzen

Weile erlangen; da kann sich, Gott behüte, die ‚andere Seite' mit der Dämonie des Venussterns einschleichen" (unter dem Gut und Böse sich mischen). Schließlich kam es sogar, auf der großen Zaddikimhochzeit zu Ostila, zu einer Art Gerichtsverhandlung, bei der der Apter Rabbi den Vorsitz führte und die Anklage abwies. Aber der kam eine tiefere Berechtigung zu, als die Ankläger wohl ahnten. Bunam versuchte, auf dem Weg weiterzuführen, den der Jehudi betreten hatte; aber da er nicht, wie sein Lehrer, daran glaubte, daß die Erlösung nah und die Bereitschaft des Menschen zu schaffen sei, konnte er die Richtung nicht wahren. Der Jehudi hatte erstrebt, Wurzel im Ziel zu schlagen; Bunam glaubte an das Ziel nicht in der Unmittelbarkeit; so blieb das Erbe des Meisters in der Luft hängen. Vorüber ist es nun mit dem Ausblick in eine Verschmelzung von Lehre und Gebet, die einen Moment lang am Horizont erschienen war, da es mit der alten Verwurzelung vorüber ist und die neue sich als unmöglich erweist. In der Atmosphäre der Verlassenheit, die nun auch Ziel-Verlassenheit geworden ist, in der Atmosphäre des „Individualismus" kann noch Weisheit gedeihen, aber keine Heiligkeit mehr reifen. „Der Geheimniskundige" wird der weise Bunam genannt, aber geheimnisnah, wie noch der Jehudi war, ist er nicht mehr — auch er nicht mehr Leib und Stimme des religiösen Genius. Das Gebet, das um der Konzentration willen vom Jehudi „verzögert", d. h. subjektiviert worden war, tritt nun — eine natürliche Folge der Suprematie der Schule über die Gemeinde — zurück gegen die Lehre; die aber verwandelt sich unter dem Einfluß der Wurzellosigkeit immer mehr aus der Übergabe des Unaussagbaren wieder in das Studium von Inhalten; das Irrational-Direkte tritt zurück gegen das Rational-Indirekte. Bunam selbst hat das, um was es hier geht, in einem tiefen Wort ausgesprochen: „Was im Sohar steht,

daß das Wort der Schrift ‚Wenn du ausfährst zum Krieg wider deinen Feind' die Kriege mit dem Trieb meint, ist die wahre Deutung; aber als der Krieg geführt wurde, war es das Geheimnis selber, jetzt, wo der Krieg nicht geführt wird, ist es eine Deutung."

Der tragische Vorgang vollendet sich in Bunams geistesstarkem und unseligem Schüler Mendel von Kozk (st. 1859), dessen Leben in diesem Buch nicht mehr erzählt wird. Das Band zwischen Gemeinde und Schule ist nun zerrissen, die Schülerschaft allein gilt noch, aber die Geistigkeit der Schülerschaft ist wie in der vorchassidischen Zeit wieder ganz im Talmudstudium verkapselt, das nun nicht mehr, wie bisher im Chassidismus, sich der Übung der Lehre als Glied einfügt, sondern die ganze absorbiert; auch der alte Dünkel des Gelehrten dem Am-ha-arez gegenüber ist wiedergekehrt und äußert sich in übermütigen Streichen. Man ostendiert die Gleichgültigkeit allem Herzensdienst gegenüber, weil man nicht „religiös" erscheinen will, doch die meisten sind es in Wahrheit nicht mehr. Aber der tut unrecht, der Mendel von Kozk selbst von diesen Auswüchsen aus begreifen zu können glaubt; dazu ist auch diese Randgestalt noch viel zu groß. Mendel von Kozk ist in Wahrheit die Randgestalt des Chassidismus. Er gerät immer tiefer, immer abgründiger in die religiöse Problematik, der sein welterfahrener Lehrer immer wieder obgesiegt hatte. Dann beginnt, was mit ihm vorgeht, sich an Änderungen in seinem Gottesdienst zu äußern. Und endlich stürzt es aus ihm hervor. An einem Sabbat, dem heiligen dritten Mahl, erhebt er sich und spricht: „Der Mensch ist ein Teil Gottes. Der Mensch hat Triebe und Lüste. Auch sie sind Teil Gottes." Was er noch gesprochen hat, darüber gehen die Berichte (sie sind nur in mündlicher Überlieferung erhalten) auseinander; jedoch einem nach endet er mit den Worten: „Es gibt keinen Richter und kein Gericht." Dann berührt er den

Leuchter, die Zeremonie der Scheidung zwischen Sabbat und Woche nur noch symbolisch vollziehend, zugleich aber das Gesetz emphatisch verletzend, und geht. Die Leute sind alle aufgesprungen, sie stehen verwirrt, sie wollen von dannen, mit Mühe gelingt es einem Schüler und Freund des Kozkers, dem Gerer Zaddik, sie zu beruhigen. Rabbi Mendel aber bleibt hinfort bis zum Tod, dreizehn Jahre, in seiner Stube, mit der weißen Sabbat-Pekesche angetan; zuweilen nur streckt er durch den Türspalt einem Besucher die spitzen Finger zum Gruß entgegen.

Wenn ein Chassid dem andern die Begebenheit berichtet, pflegt nun jener vorzubringen: „Und das Tauchbad?“ Darauf antwortet der Erzähler, der Brunnen Miriams, der einst im Stein eingeschlossen mit den Juden durch die Wüste zog, habe sich in der Kammer des Rabbi aufgetan.

Die Mitnagdim aber erzählen sich, den Kozker hätten die Ratten gefressen.

Dow Bär von Mesritsch

Die Aufnahme

Rabbi Bär war ein Gelehrter von erlesnem Scharfsinn, aller gewundnen Gänge der Gemara kundig und auch in den Tiefen der Kabbala erfahren. Als er immer wieder vom Baalschem hörte, beschloß er, ihn aufzusuchen, um die Weisheit des vielgerühmten Mannes zu erproben. Im Haus des Meisters angelangt und ihm gegenübertretend, wartete er nach der Begrüßung, ohne ihn auch nur recht anzuschauen, auf die Lehrworte aus seinem Mund, um sie zu prüfen und zu wägen. Der Baalschem aber erzählte ihm, er sei einst tagelang durch eine Wildnis gefahren und hätte nicht Brot gehabt, um seinen Kutscher zu speisen; da sei ein Bauer des Weges gekommen und habe ihm Brot verkauft. Sodann entließ er den Gast. Am nächsten Abend kam der Maggid wieder zum Baalschem und dachte, nun würde er doch wohl endlich ein Wort der Lehre vernehmen. Rabbi Israel aber erzählte ihm nur, er habe einmal unterwegs kein Heu für seine Pferde gehabt; da sei ein Bauer dahergekommen und habe die Tiere gefüttert. Der Maggid verstand nicht, was die Geschichten ihm sollten. Er war nun gewiß, es sei vergeblich, von diesem Mann Weisheit zu erwarten; in seine Herberge zurückgekehrt, befahl er seinem Diener, die Heimfahrt zu rüsten, die sie antreten wollten, sobald der Mond die Wolken zerstreut hätte. Um Mitternacht wurde es hell; da kam ein Bote vom Baalschem, Rabbi Bär möchte in dieser Stunde vor ihm erscheinen. Er ging sogleich hinüber. Der Baalschem empfing ihn in seiner Kammer. „Hast du Wissen in der Kabbala?“ fragte er. Der Maggid bejahte. „Nimm hier das Buch ‚Der Baum des Lebens‘, schlag auf und lies.“ Der Maggid las. „Besinne dich.“ Er tat es. „Deute.“ Er deutete die Stelle,

die von der Wesenheit der Engel handelte. „Du hast kein Wissen", sagte der Baalschem; „steh auf!" Er stand auf. Der Baalschem stand ihm gegenüber und sprach die Stelle. Da verging vor den Augen des Rabbi Bär die Stube im Feuer, und er hörte die Engel durch das Feuer rauschen, bis ihn die Sinne verließen. Als er erwachte, war die Kammer, wie er sie betreten hatte. Der Baalschem stand ihm gegenüber und sprach: „Die Deutung, die du sagtest, ist richtig. Aber du hast kein Wissen, denn dein Wissen hat keine Seele."

Rabbi Bär ging in die Herberge, hieß den Diener heimfahren und blieb in Mesbiž, der Stadt des Baalschem.

Der Fluch

In jungen Jahren lebte der Maggid mit seinem Weib in großer Armut. Sie wohnten in einem verfallenen Haus außerhalb der Stadt, für das kein Mietzins zu entrichten war, und da brachte die Frau ihren Sohn zur Welt. Bis dahin hatte sie nicht geklagt; als aber die Hebamme etwas Geld verlangte, um für das Kind Kamillentee zu kaufen, und kein Heller da war, stöhnte sie auf: „So ernährt er uns mit seinem Dienst!" Der Maggid hörte diese Worte und sprach zu ihr: „Nun will ich hinausgehen und Israel verfluchen, weil sie uns dem Elend überlassen." Er ging vor die Haustür, hob die Augen zum Himmel und rief: „Ach ihr Kinder Israel, die Fülle des Segens komme über euch!" Dann kehrte er in die Stube zurück. Als er die Frau zum zweitenmal aufstöhnen hörte, sagte er zu ihr: „Nun will ich ihnen aber in Wahrheit fluchen." Wieder ging er hinaus, hob das Haupt und rief: „Den Kindern Israel werde alles Glück zuteil — aber ihr Geld sollen sie den Dornsträuchern und den Steinen geben!"

Der Seufzer

Die Frau hielt schweigend das hungernde verstumm-

te Kind. Da seufzte der Maggid zum ersten Male auf. Ungesäumt kam die Antwort; eine Stimme redete zu ihm: „Du hast deinen Anteil an der kommenden Welt verloren." „Wohlan," sprach er, „der Lohn ist abgeschafft, jetzt kann ich wahrhaft zu dienen beginnen."

Strafe

Als der Maggid wahrnahm, daß er der Welt bekannt geworden war, bat er Gott, ihm kundzutun, durch welche Sünde er sich schuldig gemacht habe.

Das Zeichen

Beim Abschied gab der Baalschem seinem Schüler den Segen. Dann beugte er das eigne Haupt, von ihm den Segen zu empfangen. Rabbi Bär weigerte sich. Aber der Baalschem ergriff seine Hand und legte sie sich aufs Haupt.

Der Besuch

Als Rabbi Jaakob Joßef von Polnoj, der andere der beiden obersten Jünger und Werkerben des Baalschem und der Aufzeichner seiner Lehre, eine Zeit nach dessen Tod in Mesritsch weilte, bat ihn der Maggid, über Sabbat sein Gast zu sein. Der Polnojer sagte: „Ich führe mich Sabbats wie irgendein Hausvater, nach dem Essen muß ich mich schlafen legen und kann nicht die Tischzeit dehnen wie Ihr, der Ihr eine große Schülerschaft habt und an Eurem Tisch Lehre vortragt." „Ich will", erwiderte der Maggid, „mit den Meinen über den Sabbat in zwei Zimmern, die hinter dem Hof liegen, Wohnung nehmen und das Haus Euch überlassen, daß Ihr Euch darin ganz unbehelligt wie in Eurem eignen führen könnt." So blieb der Polnojer mit seinem Schüler Rabbi Mosche, der ihn auf der Reise begleitete, im Haus. Am Sabbatvorabend nahmen diese beiden zu zweien das Mahl ein, und danach ging

Rabbi Jaakob Joßef zur Ruhe. Seinen Schüler verlangte sehr, an dem Tisch des Maggids zu sitzen, denn er kannte ihn als Führer des Geschlechts; aber er fürchtete, sein Lehrer könnte erwachen und seine Abwesenheit bemerken. Nach dem Sabbatabendmahl, der heiligen „dritten Mahlzeit", sagte der Polnojer zu seinem Schüler: „Wir wollen zum Tisch des Maggids gehen, ein weniges von seiner Rede zu hören." Wie sie über den Hof gingen, drang die lehrende Stimme des Maggids zu ihnen; als sie aber an seine Tür kamen, verstummte sie. Rabbi Jaakob Joßef kehrte in den Hof zurück; da hörte er den Maggid wieder vortragen; wieder wandte er den Schritt, wieder stand er an der Schwelle, wieder schwieg es drinnen. Als dies sich noch einmal wiederholt hatte, ging der Polnojer, beide Hände ans Herz gepreßt, im Hof auf und nieder und sprach: „Was wollen wir tun — am Tag, da unser Meister verschied, hat die Schechina ihren Ranzen gepackt und ist nach Mesritsch gewandert." Er versuchte nicht mehr an den Tisch des Maggids zu gelangen; nach Sabbat nahm er freundlichen Abschied von ihm und fuhr mit seinem Schüler heim.

Nähe

Ein Schüler erzählte:
Wenn wir zu unserem Lehrer fuhren: sobald wir innerhalb der Stadtgrenze waren, hatte sich uns alles Begehren erfüllt. Wem sich aber doch noch ein Wunsch regte, der war befriedigt, sowie er in das Haus des Maggids trat. Und fand sich einer, dem auch dann noch der Spiegel der Seele aufgerührt war — wenn er das Angesicht des Maggids schaute, hatte er die Ruhe.

Wirkung

Einige Schüler fuhren einst zum Maggid. „Wir wollen nicht verweilen," sprachen sie zueinander,

„laßt uns nur sein Angesicht schauen.“ Sie hießen den Fuhrmann vorm Haus warten. Der Maggid empfing sie und erzählte ihnen sogleich eine Geschichte, die aus vierundzwanzig Worten bestand. Sie hörten zu, sie nahmen Abschied, sie sagten zum Fuhrmann: „Fahr nur langsam voraus, wir kommen nach.“ Sie gingen hinter dem Wagen her und unterredeten sich von der Geschichte; sie gingen den Rest des Tags und die Nacht hinter dem Wagen her. Als der Morgen anbrach, hielt der Fuhrmann, drehte sich um und zankte: „Ist es euch nicht genug, daß ihr gestern Nachmittag- und Abendgebet vergessen habt, wollt ihr auch noch das Frühgebet versäumen?“ Er mußte es viermal rufen, ehe sie ihn vernahmen.

Lehre

Am Vorabend des Schewuot, des Festes der Offenbarung, saß der Rižiner Rabbi einst an seinem Tisch und sprach nicht wie sonst in dieser Stunde zu seinen Schülern Worte der Lehre, sondern schwieg und weinte. Und so auch am zweiten Abend des Festes; nach dem Tischsegen aber sprach er:

„Manches Mal, wenn mein Ahn, der heilige Maggid, an seinem Tisch gelehrt hatte und die Schüler heimgingen, unterredeten sie sich über die Worte ihres Lehrers, und jeder führte sie anders an, und jeder meinte sie so und nicht anders gehört zu haben, und Rede stand der Rede gegenüber; auch gab es keine Entscheidung, denn kamen sie zum Maggid und befragten ihn, so pflegte er nur den überlieferten Spruch zu wiederholen: ‚Diese und diese sind Worte des lebendigen Gottes‘. Aber wenn die Schüler sich besannen, verstanden sie den Sinn des Widerspiels. Denn an ihrem Quell ist die Tora eine; in den Welten hat sie siebzigfältiges Antlitz. Schaut einer aber eins ihrer Antlitze wahrhaft an, da bedarf es keiner Worte und keiner Lehre mehr, denn die Züge des ewigen Angesichts reden zu ihm.“

Die zehn Grundsätze

Der Maggid sprach zu seinem Schüler Rabbi Sußja: „Die zehn Grundsätze des Dienstes kann ich dich nicht lehren. Aber du magst zu einem kleinen Kind und zu einem Dieb in die Lehre gehen.

Drei Dinge wirst du von dem Kinde lernen:

es ist fröhlich, ohne eines Antriebs zu bedürfen;

keinen Augenblick verweilt es müßig;

und woran es Mangel hat, weiß es kräftig zu begehren.

In sieben Dingen wird dich der Dieb unterweisen:

er tut seinen Dienst in den Nächten;

erlangt er's nicht in einer Nacht, so wendet er die kommende dran;

er und seine Werkgenossen lieben einander;

er wagt sein Leben um ein Geringes;

was er erbeutet hat, gilt ihm so wenig, daß er es um die schlechteste Münze hingibt;

er läßt Schläge und Plagen über sich ergehen, und es ficht ihn nicht an;

sein Handwerk gefällt ihm wohl, und er tauscht es für kein andres ein."

Der Rabbi und der Engel

Rabbi Schmelke, der Raw von Nikolsburg, und sein Bruder Rabbi Pinchas, der Raw von Frankfurt am Main, wurden schwer enttäuscht, als sie an einem Freitag das erstemal in das Haus des großen Maggids kamen. Sie hatten eine lange und wohlgeschmückte Begrüßung erwartet; er entließ sie nach kurzem Gruß, den Vorkehrungen zum Empfang eines höheren Gasts, des Sabbats, hingegeben. Sie hatten erwartet, an den drei Sabbatmahlen gelehrte und geschärfte Vorträge zu vernehmen; der Maggid sprach bei jedem ein paar besinnliche Worte ohne Aufwand des Verstandes, und zumal beim dritten redete er nicht wie ein Lehrer zu lernbegierigen Schülern, sondern wie ein guter Vater einmal reden

mag, wenn die Tischgemeinschaft ein wenig feierlicher als sonst ihn mit den Söhnen vereint hat. Darum nahmen sie schon am nächsten Tag Abschied von Rabbi Bär und gingen sodann ins Lehrhaus, sich auch von seinen Schülern zu verabschieden. Im Lehrhaus fanden sie einen von ihnen, den sie noch nicht kannten; es war Rabbi Sußja. Der sah die Eintretenden lange an, erst den einen, dann den andern; zuletzt sah er zu Boden und sagte ohne Gruß und Übergang: „Maleachi spricht: ‚Denn die Lippen des Priesters sollen die Einsicht hüten, und die Lehre suche man aus seinem Munde, denn ein Engel des Herrn der Heerscharen ist er.‘ Das deuteten unsere Weisen also: ‚Wenn der Rabbi einem Engel gleicht, soll man die Lehre aus seinem Munde suchen.‘ Wie ist dies zu verstehen? Hat denn einer von uns schon einen Engel gesehen, daß er den Rabbi mit ihm vergleichen könnte? Aber eben so ist es gemeint: Wie du nie einen Engel gesehen hast, und doch, wenn er vor dir stünde, würdest du ihn nicht fragen und nicht prüfen und kein Zeichen von ihm fordern, sondern glauben und wissen würdest du, daß dies ein Engel ist, so ist es auch mit dem wahren Zaddik. Von wem du solches erfährst, aus dessen Munde suche die Lehre.“

Als Rabbi Sußja seine Rede geschlossen hatte, waren die Brüder in ihrem Herzen schon in die Schülerschaft aufgenommen.

Die Kugel

Ehe der Maggid die beiden Brüder, Schmelke und Pinchas, zu lehren begann, sagte er ihnen, wie man sich den ganzen Tag über, vom Erwachen bis zum Einschlafen, führen solle, wobei er ihre bisherigen Gepflogenheiten so, zugleich bestätigend und überwindend, einbezog, als sei ihm all ihr Leben vertraut. Am Schluß sagte er: „Und ehe man sich am Abend hinlegt, macht man eine Rechnung über den ganzen

Tag. Und wenn der Mensch sich da vorrechnet, wie er nicht einen einzigen Augenblick eitel vertan habe, und sein Herz sich erhebt, nehmen sie im Himmel all die guten Werke, ballen sie zu einer Kugel zusammen und schleudern die in den Abgrund."

Leib und Seele

Als Rabbi Schmelke von seiner ersten Reise zum großen Maggid heimkehrte und man ihn fragte, was er erfahren habe, antwortete er: „Bis nun hatte ich meinen Leib kasteit, daß er die Seele ertragen könne. Jetzt aber habe ich gesehen und gelernt, daß die Seele den Leib ertragen kann und sich von ihm nicht abzuscheiden braucht. Das ist es, was uns in der heiligen Tora zugesprochen ist: ‚Ich will meine Wohnung in eure Mitte geben, und meine Seele wird euch nicht verschmähen.' Denn nicht soll die Seele ihren Leib verschmähen."

Tora sagen und Tora sein

Rabbi Leib, Sohn der Sara, der verborgene Zaddik, der, dem Lauf der Gewässer folgend, über die Erde wanderte, um die Seelen Lebender und Toter zu erlösen, erzählte: „Daß ich zum Maggid fuhr, war nicht, um Lehre von ihm zu hören: nur um zu sehen, wie er die Schuhe auszieht und wie er sie schnürt."

Das Gespräch der Ofenheizer

Der große Maggid nahm nur erlesene Männer zu Schülern an; von diesen sagte er, sie seien edle Wachskerzen, die nur entzündet zu werden brauchten, um in reiner Flamme zu brennen. Manche Gelehrten ließ er mit dem Bescheid von dannen ziehen, sein Weg stehe ihnen nicht an. Mehrere Jünglinge aber, die der Schülerschaft noch nicht gewürdigt worden waren, blieben in seiner Nähe, um ihn und die Schüler zu bedienen; man pflegte sie die Ofen-

heizer zu nennen, weil diese Tätigkeit zu ihrem erwählten Dienst gehörte.

Eines Nachts hörte einer der Schüler, Schnëur Salman, der nachmalige Raw von Reußen, vor dem Einschlafen, wie im anliegenden Zimmer drei dieser Jünglinge sich am Ofen zu schaffen machten. Dabei unterredeten sie sich von der Opferung Isaaks. Der eine sagte: „Was wird da von Abraham so viel Aufhebens gemacht? Wer täte nicht, was er tat, wenn Gott selber es ihm beföhle? Denkt nur an die vielen, die ohne solch einen Befehl ihr Leben zur Heiligung des Namens hinwarfen! Was haltet ihr davon?“ Der andere sagte: „Ich verstehe es so, daß die Hingabe des Teuersten bei den Kindern Israel kein sonderliches Verdienst mehr ist, eben weil sie das Erbteil der heiligen Väter in sich tragen; Abraham aber war der Sohn eines Götzendieners.“ Der erste der drei Ofenheizer erwiderte: „Was wog das in dem Augenblick, da Gott, Gott selber ihn anredete?“ Der zweite brachte nun vor: „Du mußt nicht vergessen, daß er am frühen Morgen aufstand und unverweilt die Fahrt rüstete, ohne auch nur eine Stunde mit seinem Kind im Hause zu säumen.“ Der erste nahm auch diesen Beweisgrund nicht an. „Wenn Gott mich jetzt anredete,“ sagte er, „ich wartete nicht bis zum Morgen, sondern mitten in der Nacht machte ich mich auf, sein Geheiß zu erfüllen.“ Da sprach der dritte der Jünglinge, der bisher geschwiegen hatte: „Es heißt in der Schrift: ‚Denn jetzt weiß ich‘, und sodann: ‚Du hast deines einzigen Sohns nicht geschont um meinetwillen‘. Man möchte meinen, das Wort ‚um meinetwillen‘ täte nicht not. Aber an eben diesem Wort erfahren wir etwas: daß Abraham, als der Engel seine Hand einhielt, nicht die Freude empfand, daß Isaak am Leben bleiben sollte, sondern immer noch und auch in diesem Augenblick noch und mehr noch als zuvor die eine Freude, daß Gottes Wille durch ihn erfüllt

war. Darum heißt es auch: ‚Denn jetzt weiß ich' — jetzt, als der Engel schon Abrahams Hand eingehalten hatte." Der erste der drei Ofenheizer antwortete darauf nicht mehr, und auch die andern beiden waren verstummt; Rabbi Schnëur Salman hörte nur noch das Knistern und Prasseln der Scheite.

Das Versagen

Einst setzte der Maggid die gesammelte Kraft seines Wesens ein, daß die Erlösung komme. Da fragte es vom Himmel: „Wer ist es, der das Ende bedrängt, und was bedünkt er sich?" Der Maggid antwortete: „Ich bin der Führer des Geschlechts, und es liegt mir ob, mich einzusetzen." Wieder fragte es: „Wie weisest du dich aus?" „Meine heilige Gemeinde", antwortete der Maggid, „wird aufstehn, für mich zeugen." „Sie stehe auf", rief die Stimme. Da ging Rabbi Bär und sprach zur Schar der Jünger: „Ist es wahr, daß ich der Führer des Geschlechts bin?" Aber alle schwiegen. Er wiederholte seine Frage, und noch einmal, und keiner sagte: Es ist wahr. Erst als er sie verlassen hatte, lösten sich ihnen Zungen und Sinn in einem, und sie erschraken über sich.

Die Beschwörung

In der letzten Lebenszeit des Maggids gedieh die Feindschaft der Mitnagdim zu solcher Erbitterung, daß sie die Chassidim, als das wiedergeborene Geschlecht des Turmbaus, in Bann taten und verboten, mit ihnen Gemeinschaft zu halten, mit ihnen sich zu verschwägern, von ihrem Brot zu essen und von ihrem Wein zu trinken. Deswegen erhoben die Schüler des Maggids an den drei Sabbatmahlen Klage vor ihm. Er aber schwieg dreimal, als höre er nicht. Da schlossen sie sich nach Sabbatausgang, zehn an der Zahl, zur Gemeinde zusammen und öffneten das Bet-ha-Midrasch. Dort wandten sie in heimli-

cher Beschwörung den Bann gegen die Bannenden. In der dritten Stunde nach Mitternacht war das Werk getan, und sie gingen in den Schlafsaal. Um die vierte Stunde hörten sie die Krücken, an denen der Maggid seit etlichen Jahren seiner kranken Füße halber ging, über den Boden des Saals schleifen. Sie erhoben sich, wuschen die Hände und standen vor ihrem Lehrer. Er sprach: „Kinder, was habt ihr getan?“ „Wir brachten“, antworteten sie, „nicht mehr die Kraft auf, es zu dulden.“ Er sprach: „Törichtes habt ihr getan, und euer Haupt habt ihr verwirkt.“ In demselben Jahr starb der große Maggid.

Abraham der Engel

Herkunft

Es heißt, der große Maggid habe sich an Leib und Seele so vollkommen geläutert und geeint, daß Leib wie Seele war und Seele wie Leib. Daher sei in der Stunde, da er seinen Sohn zeugte, ein reiner Geist aus der Engelwelt in den Schoß seines Weibes eingegangen, um aus ihm für eine kurze Weile in die Menschenwelt geboren zu werden.

Das Antlitz

Die Erscheinung Rabbi Abrahams war zuweilen so furchtbar erhaben, daß die Menschen sie nicht ertragen konnten. Einem Zaddik widerfuhr es bei einer heiligen Handlung, daß er über seinem Anblick vergaß, ob er den Segen gesprochen hatte, und heimgekehrt nicht Speise und Trank annehmen konnte. Ein anderer festigte seinen Mut vier Wochen lang; als er aber über die Schwelle trat und sah, wie Rabbi Abraham die Tefillin legte, kehrte er zitternd um und wagte sich nicht wieder in seine Nähe.

Die Enkel des Baalschem, die Jünglinge Baruch und Efraim, redeten einst miteinander: „Warum wohl die Leute den Sohn des Maggids einen Engel nen-

nen? Wir wollen ihn uns ansehn." Kaum aber hatten sie von der Straße aus das Antlitz Rabbi Abrahams im Fenster erblickt, flohen sie in solcher Hast, daß Efraim das Psalmenbuch entfiel.

Ehe

In der Hochzeitsnacht, als der Engel in die Kammer trat, war sein Antlitz furchtbarer als je, und eine dumpfe Klage kam von seinen Lippen. Vor dem Bild und der Stimme erschrak die Braut bis in ihr geheimes Leben und fiel bewußtlos nieder. Sie fieberte bis zum Morgen.

Als er in der nächsten Nacht in die Kammer trat, war das Herz der Frau heldisch gestärkt, daß es den Furchtbaren ertrug.

Von da an lebte Abraham abgeschieden wie zuvor.

Der Traum der Frau

Die Frau träumte. Sie sah eine weite Halle, darin ein Halbrund von Thronen, auf jedem Thron ein Gewaltiger. Einer sprach: Laßt uns ihn heimrufen. Die andern nickten im Chor. Die Frau trat vor die Thronenden. Sie redete, kämpfte redend um das Erdenleben des Mannes, entbrannte in der Rede. Stumm lauschten die Gewaltigen. Endlich sprach einer: Laßt uns ihn für zwölf Erdenjahre ihr schenken. Die andern nickten im Chor. Der Traum zerfloß. Beim Morgengruß legte der Maggid die Hände auf das Haupt der Sohnesgattin.

Der Berg

Rabbi Abraham kam einst in das Haus seines Schwiegervaters nach Kremnitz. Die vornehmsten Männer der Gemeinde versammelten sich, den Heiligen zu begrüßen. Er aber wandte sich ihnen nicht zu, sondern sah zum Fenster hinaus auf den Berg, zu dessen Füßen die Stadt lag. Einer der Wartenden, der eignen Gelehrsamkeit bewußt und auf seine Würde

bedacht, sprach ungeduldig: „Was starrt Ihr so den Berg an? Habt Ihr seinesgleichen noch nicht gesehn?“ Der Rabbi antwortete: „Ich schaue und staune, wie solch ein Erdklumpen sich großtat, bis er ein hoher Berg wurde.“

Gedenktag

Am Vorabend des neunten Ab, des Tempelbrandtags, im unerleuchteten Betraum saßen die Männer am Boden, um das tote Heiligtum trauernd, und der Chasan hob an: „Wie lagert verlassen die volkreiche Stadt!“ Rabbi Abraham der Engel, inmitten der Männer, schrie auf: „Wie!“ und verstummte, den Kopf zwischen den Knien. Der Chasan schloß die Klage, die Leute gingen heim, Rabbi Abraham verblieb, den Kopf zwischen den Knien. So fand man ihn tags drauf, und er erhob sich nicht, ehe er die Zerstörung bis zum Ende erfahren hatte.

Das Erbe

Nach dem Tod erschien der Maggid seinem Sohn und befahl ihm unter dem Gebot der Elternehrung, von seinem Weg der reinen Abgeschiedenheit zu lassen; denn wer ihn gehe, sei in Gefahr. Abraham antwortete: „Ich kenne keinen Vater nach dem Fleisch, nur den einen erbarmenden Vater alles Lebendigen.“ „Daß du mein Erbe annahmst,“ sprach der Maggid, „damit hast du mich auch nach meinem Abscheiden als Vater anerkannt.“ „Ich entsage dem Vatererbe“, rief der Engel. Im gleichen Augenblick brach im Haus ein Brand aus, der die geringe Hinterlassenschaft des Maggids an seinen Sohn, und sie allein, verzehrte.

Die weiße Pekesche

Einige Zeit nach der Feuersbrunst, in der die vom Maggid seinem Sohn hinterlassenen Gewänder und Geräte verbrannten, brachte Rabbi Abrahams Schwa-

ger ihm das weißseidne Oberkleid, das der Maggid an den hohen Festtagen getragen hatte, die berühmte „weiße Pekesche“ zum Geschenk. Am Vorabend des Jomkippur zog sie Abraham an, um seinen Vater zu ehren. Die Lichte im Bethaus waren schon entzündet. In einer inbrünstigen Bewegung beugte sich der Zaddik über eines, die Pekesche fing Feuer, man riß sie ihm vom Leib. Mit einem großen Blick sah er zu, wie sie zu Asche zusammensank.

Der andre Traum

Nach dem Tod Rabbi Abrahams, in der Nacht nach den sieben Tagen der Trauer, träumte seine Frau. Sie sah eine weite Halle, darin ein Halbrund von Thronen, auf jedem Thron ein Gewaltiger. Ein Tor öffnete sich, einer trat ein, den andern ähnlich, ihr Mann Abraham. Er sprach: „Ihr Gefährten, mein Weib ist mir gram, weil ich auf der Erde abgeschieden war. Das Recht ist bei ihr. Es tut mir not, daß ich ihre Vergebung erlange.“ Die Frau rief: „Mit dem ganzen Herzen ist dir vergeben“ und erwachte getröstet.

Die Geweihte

Rabbi Jsrael von Rižin erzählte:

Etliche Jahre nach dem Tod des Engels wurde seine Witwe, meine heilige Großmutter, von dem großen Zaddik Rabbi Nachum von Tschernobil zur Ehe begehrt. Aber der Engel erschien ihm im Traum und sah ihn drohend an. Da ließ er von ihr.

Meine heilige Großmutter lebte in Not. Als der Rabbi von Tschernobil ihren Sohn, meinen Vater, in sein Haus aufgenommen hatte, fuhr sie nach dem Lande Israel. Dort tat sie keinem kund, wer sie war. Sie wusch den Leuten die Kleider und ernährte sich davon. Dann starb sie im Lande Israel. Wer mir doch sagte, wo sie begraben liegt!

Menachem Mendel von Witebsk

Kindheit

Von seinem elften Jahr an lernte Menachem im Haus des großen Maggids und war ihm lieb. An einem Sabbat nach dem Mittagmahl sah der Maggid ihn mit übermütiger Miene, das Käppchen schief aufgesetzt, die Stube abschreiten. Er trat an die Schwelle, die Hand an der Türklinke, und fragte: „Wie viele Blätter Gemara hast du heute gelernt?“ „Sechs“, sagte der Knabe. „Wenn nach sechs Blättern“, sprach der Maggid, „das Käppchen an den Rand rückt, wie viele sind wohl nötig, um es abzuwerfen?“ Dann schloß er die Tür. Menachem klopfte dran und rief weinend: „Öffnet und ratet mir, Rabbi.“ Der Maggid öffnete. „Ich will“, sagte er, „mit dir zu meinem Lehrer, dem heiligen Baalschem, fahren.“ Als sie am Freitag nach Mesbiž kamen, ging der Maggid sogleich in das Haus des Baalschem; der Knabe Menachem putzte und kämmte sich mit großer Sorgfalt, wie es seine Art war und bis an sein Lebensende blieb. Der Baalschem wartete stehend vor dem Pult, bis der Knabe Menachem kam, und begann dann erst zu beten. Aber erst nach Sabbatausgang ließ er Menachem rufen. Der Maggid und der andere große Schüler des Baalschem, Rabbi Jaakob Joßef von Polnoj, standen vor ihrem Meister. Der Baalschem hieß den Knaben vor sich treten, sah ihn lange an und erzählte ihm eine Geschichte von Stieren und einem Pflug. Den Zuhörern ging bald auf, daß in dem Gleichnis Menachems Lebensgeschichte beschlossen war; aber der Knabe verstand nur so viel von ihr, als er bisher durchlebt hatte, der Polnojer verstand die halbe, der Maggid die ganze.

Später sprach der Baalschem zum Maggid: „Dieser übermütige Knabe ist demütig von Grund auf.“

Mehr

Der große Maggid blies am Rosch-ha-Schana nicht selber den Schofar, sondern das war das Amt seines Schülers Rabbi Menachem Mendel, und der Maggid rief ihm die Blasweisen vor; in der letzten Zeit seines Lebens, als die kranken Füße ihn nicht mehr tragen konnten, tat er es von seiner Kammer aus. Einmal war Rabbi Menachem Mendel nicht in Mesritsch, und Rabbi Levi Jizchak sollte ihn vertreten. Er setzte den Schofar an den Mund. Als aber der Maggid die erste Tekia ausrief, sah Levi Jizchak ein großes Licht und fiel in Ohnmacht. „Was ficht ihn an?“ sagte der Maggid; „Mendel sieht mehr und fürchtet sich nicht.“

Die Berufung

Etliche Chassidim aus Reußen kamen zu dem großen Maggid und klagten ihm, der weite Weg verbiete ihnen, so oft als es ihnen not sei zu ihm nach Mesritsch zu fahren, und in den langen Zwischenzeiten stünden sie ohne Lehrer und Führer. Der Maggid gab ihnen seinen Gürtel und seinen Stab und sprach: „Bringt dies dem Mann Mendel in der Stadt Witebsk.“ In Witebsk angelangt, erkundigten sie sich in allen Gassen nach Rabbi Mendel, aber überall wurden sie beschieden, man kenne hierorts keinen solchen. Eine Frau, die sie umherforschen sah, fragte sie, wen sie suchten. „Den Rabbi Mendel“, antworteten sie. „Einen Rabbi solchen Namens“, sagte sie, „haben wir hier nicht; aber Mendeles gibt es bei uns wahrhaftig mehr als genug; mein eigner Schwiegersohn heißt Mendele.“ Da verstanden die Chassidim, daß sie zu diesem gesandt waren. Sie folgten der Frau in ihr Haus und übergaben ihrem Schwiegersohn den Gürtel und den Stab. Er legte den Gürtel um seine Mitte und umschloß mit seiner Hand die Krücke des Stabs. Sie sahen ihn an und erkannten ihn nicht wieder. Ein anderer Mann stand vor ihnen,

in Gottes Macht gekleidet, und Gottes Furcht erhob ihre Herzen.

Gezeiten

Einst fiel Rabbi Menachem in eine schwere Krankheit und konnte nicht mehr sprechen. Weinend standen seine Chassidim um das Bett. Da sammelte er seine Kraft und flüsterte: „Ängstigt euch nicht. Aus der Geschichte, die mir der heilige Baalschem erzählt hat, weiß ich, daß ich in das Land Israel fahren werde."

Als Rabbi Menachem vor seiner Fahrt in das Land Israel den Polnojer besuchte, fragte der ihn: „Entsinnt Ihr Euch der Geschichte von den Stieren und dem Pflug?" „Ich entsinne mich", antwortete er. „Und wißt Ihr," fuhr der Polnojer fort, „wo Ihr darin haltet?" Mit einem leichten Seufzer sagte Rabbi Menachem: „Die größre Hälfte hab' ich abgesponnen."

Im Aschenhaufen

Ehe er nach dem Lande Israel fuhr, besuchte Rabbi Menachem Mendel den großen Schüler des Baalschem, den alten Rabbi Jaakob Joßef in Polnoj. Er kam in einem Dreigespann zur Herberge und erregte schon damit Ärgernis bei den Polnojer Chassidim, die von ihrem Lehrer eine strenge Lebensweise gewohnt waren. Als er gar ohne Hut und Gurt, eine lange Pfeife im Mund, aus der Herberge in das Haus des Zaddiks ging, erwarteten alle, Rabbi Jaakob Joßef, von dessen Jähzorn sie Erstaunliches zu erzählen wußten, würde den Gast um seines breiten und nachlässigen Gebarens willen hinausweisen. Aber der Alte empfing ihn an der Schwelle mit großer Liebe und verbrachte etliche Stunden im Zwiegespräch mit ihm. Als Rabbi Mendel sich verabschiedet hatte, fragten den Polnojer seine Schüler: „Was ist an diesem Mann, daß er sich erdreisten durfte, im bloßen Käppchen, in Schuhen mit Silberschnallen und eine lange Pfeife im Mund Euer Haus

zu betreten?“ Der Zaddik sprach: „Ein König, der in den Krieg auszog, barg seine Schätze in sichern Verstecken. Seine kostbarste Perle aber, an der sein Herz hing, vergrub er in einem Aschenhaufen, da er wußte, daß man sie dort nicht suchen würde. So verbirgt Rabbi Mendel seine große Demut, damit die bösen Gewalten nicht an sie rühren können, im Aschenhaufen der Hoffart.“

Am Fenster

Zur Zeit, da Rabbi Menachem im Lande Israel wohnte, ereignete es sich, daß ein törichter Mann, ohne bemerkt zu werden, den Ölberg bestieg und vom Gipfel aus in die Schofarposaune stieß. Im aufgeschreckten Volk sprang die Kunde um, dies sei das Schofarblasen, das die Erlösung verkündigt. Als das Gerücht zu den Ohren Rabbi Menachems kam, öffnete er das Fenster, sah in die Welt hinaus und sprach: „Da ist keine Erneuerung.“

Die Luft des Landes

Rabbi Menachem pflegte zu sagen:
„Wahr ist es, daß die Luft des Landes Israel weise macht. Solang ich außerhalb des Landes war, ging mein Sinnen und Begehren darauf, einmal ein Gebet auf die rechte Art zu sprechen. Seit ich aber im Lande bin, wünsche ich mir nur noch, einmal auf die rechte Art Amen zu sagen.“
Auch erzählte er:
„Dies habe ich im Lande Israel erlangt: Wenn ich auf der Straße ein Strohbündel liegen sehe, ist mir, daß es der Länge und nicht der Breite nach liegt, eine Äußerung göttlicher Gegenwart.“

Die Unterschrift

Seine Briefe aus dem Lande Israel pflegte Rabbi Menachem zu unterzeichnen: „Der in Wahrheit Demütige“.

Man fragte einmal den Rižiner: „Wenn Rabbi Menachem in Wahrheit demütig war, wie durfte er sich so benennen?“ „Er war so demütig,“ antwortete der Rižiner, „daß er die Demut, weil sie ihm innewohnte, für keine Tugend mehr erachtete.“

Schmelke von Nikolsburg

Die Beter und der Messias

Am ersten Tag des Neujahrsfestes kam einst Rabbi Schmelke vor dem Schofarblasen ins Bethaus und betete weinend: „Wehe, Herr der Welt, alles Volk schreit zu dir, aber was soll uns all ihr Geschrei, sie haben ja nur ihr Bedürfen im Sinn und nicht das Exil deiner Herrlichkeit.“ Am zweiten Tag des Festes kam er wieder vor dem Schofarblasen und sprach weinend: „Es heißt im ersten Buche Samuel: ‚Warum ist der Sohn Isais weder gestern noch heute zum Brote gekommen?‘ Warum ist der König Messias nicht gekommen, nicht gestern, am ersten, und nicht heute, am zweiten Tage des Neuen Jahrs? Ach, so heute wie gestern meint all ihr Gebet das leibliche Brot, die leibliche Not allein!“

Die Tränen Esaus

Ein andermal sprach er: „Es heißt im Midrasch: ‚Messias Sohn Davids kommt nicht, ehe die Tränen Esaus versiegt sind‘. Flehen doch die Kinder Israel, Gottes Kinder, Tag und Nacht um Erbarmen — sollen ihre Tränen umsonst geweint sein, solang auch die Kinder Esaus weinen? Aber die Tränen Esaus, damit sind nicht die Tränen gemeint, die die Völker weinen und ihr nicht weinet; sondern das sind die Tränen, die ihr allesamt, ihr Menschen, weint, wenn ihr etwas für euch begehret und darum bittet. Und wahrlich, Messias Sohn Davids kommt nicht, ehe diese Tränen versiegt sind und ihr weinet, weil die Schechina verbannt ist und daß ihre Erlösung geschehe.“

Der Schlaf

Rabbi Schmelke pflegte, damit sein Lernen nicht allzulange Unterbrechung erleide, nicht anders als sitzend zu schlafen, den Kopf auf dem Arm, und zwischen den Fingern ein brennendes Licht, das ihn wecken sollte, sowie die Flamme seine Hand berührte. Als Rabbi Elimelech ihn besuchte und die noch eingesperrte Macht seiner Heiligkeit erkannte, bereitete er ihm sorgsam ein Ruhebett und bewog ihn mit vieler Mühe, sich für ein Weilchen darauf auszustrecken. Dann schloß und deckte er die Fenster. Rabbi Schmelke erwachte erst am hellen Morgen. Er merkte es bald, aber es reute ihn nicht, daß er geschlafen hatte, denn er empfand eine ungekannte sonnenhafte Klarheit. Er ging ins Bethaus und betete der Gemeinde vor, wie es sein Brauch war. Der Gemeinde aber erschien es, als hätte sie ihn noch nie gehört; so bezwang und befreite alle die Macht seiner Heiligkeit. Als er den Gesang vom Schilfmeer sprach, mußten sie den Saum ihrer Kaftane raffen, daß ihn die rechts und links sich bäumenden Wellen nicht netzten.

Später sagte Schmelke zu Elimelech: „Jetzt erst habe ich erfahren, daß man Gott auch mit dem Schlafe dienen kann."

Der Feind

Ein reicher und angesehener Mann in Nikolsburg war dem Rabbi Schmelke feindlich gesinnt und trachtete, wie er ihn beschämen könnte. Am Vorabend des Jomkippur kam er zu ihm und bat ihn, sich an diesem Tag, da alle einander vergeben, mit ihm zu versöhnen. Zugleich brachte er ihm einen Krug sehr alten und starken Weins und nötigte ihn zum Trinken, da er vermeinte, der Zaddik würde, solchen Weins nicht gewohnt, trunken werden und seinen Fall der Gemeinde offenbar machen. Rabbi Schmelke trank um der Versöhnung willen in seiner Gegenwart ein Glas nach dem andern. Der reiche Mann

glaubte schon, sein Ziel erreicht zu haben, und ging zufrieden nach Haus.

Als aber der Abend anbrach und die Stunde des Gebetes nahe war, fiel der Schauer des Gerichtstags auf den Rabbi, und im Nu war jede Spur des Tranks verflogen.

Nach dem Abendgebet blieb Rabbi Schmelke mit andern Frommen die Nacht über im Bethaus und sang wie in jedem Jahre die Psalmen vor, und die Gemeinde stimmte ein. Als er im einundvierzigsten Psalm an den Vers kam: „Durch dieses weiß ich, daß du an mir Gefallen findest: mein Feind wird über mich nicht frohlocken", wiederholte er ihn Mal um Mal und übersetzte ihn, aber nicht wie es üblich ist, sondern mit einer unbefangnen Kühnheit übertrug er: „Durch dieses weiß ich, daß du an mir Gefallen findest: meinem Feinde wird um meinetwillen kein Übel widerfahren." Und er fügte hinzu: „Wenn es auch Menschen gibt, die mir feind sind und mich zu beschämen verlangen, vergib ihnen, Herr der Welt, und sie mögen nicht leiden um meinetwillen." Das sprach er mit so gewaltiger Stimme, daß alle Beter in Tränen ausbrachen und jeder das Wort aus der eignen Herzenstiefe wiederholte. Unter ihnen war auch jener reiche und angesehene Mann. In dieser Stunde kam die Umkehr über ihn, und die Bosheit fiel von ihm ab. Vor allen andern Menschen aber liebte und ehrte er fortan den Rabbi Schmelke.

Das Gebot der Liebe

Ein Schüler fragte den Rabbi Schmelke: „Es ist uns geboten: Liebe deinen Genossen dir gleich. Wie kann ich das erfüllen, wenn mein Genosse mir Böses tut?"

Der Rabbi antwortete:

„Du mußt das Wort recht verstehen: Liebe deinen Genossen als etwas, was du selbst bist. Denn alle Seelen sind eine, jede ist ja ein Funken aus der Ur-

seele, und sie ist ganz in ihnen allen, wie deine Seele in allen Gliedern deines Leibes. Es mag sich einmal ereignen, daß deine Hand sich versieht und dich selber schlägt; wirst du da einen Stecken nehmen und deine Hand züchtigen, weil sie keine Einsicht hatte, und deinen Schmerz noch mehren? So ist es, wenn dein Genosse, der Eine Seele mit dir ist, dir aus mangelnder Einsicht Böses erweist; vergiltst du ihm, tust du dir selber weh."

Der Schüler fragte weiter: „Wenn ich aber einen Menschen sehe, der vor Gott böse ist, wie kann ich den lieben?"

„Weißt du nicht," sagte Rabbi Schmelke, „daß die Urseele aus Gottes Wesen kam und jede Menschenseele ein Teil Gottes ist? Und wirst du dich seiner nicht erbarmen, wenn du siehst, wie einer seiner heiligen Funken sich verfangen hat und am Erstikken ist?"

Der Ring

Einem Armen, der an Rabbi Schmelkes Tür kam, als kein Geld im Hause war, gab er einen Ring. Einen Augenblick darauf erfuhr es seine Frau und überstürzte ihn mit heftigen Vorwürfen, daß er ein so kostbares Schmuckstück, das einen so großen und edlen Stein trug, einem unbekannten Bettler hingeworfen habe. Rabbi Schmelke hieß den Armen zurückrufen und sagte ihm: „Ich habe soeben erfahren, daß der Ring, den ich dir gab, einen hohen Wert hat; achte darauf, ihn nicht allzu wohlfeil zu verkaufen."

Die Boten

Einer beklagte sich bei Rabbi Schmelke, daß er keinen zureichenden Erwerb habe, sondern immer wieder den Beistand hilfreicher Menschen anrufen müsse, und wiederholte seufzend den Spruch des Tischgebets: „Laß uns nicht der Gabe von Fleisch und Blut bedürfen."

Rabbi Schmelke sagte: „Es ist nicht ‚Gabe' zu lesen,

sondern ‚Gaben', denn Gott ist einer, aber seiner Boten sind viele. Und das meint der Spruch: Laß uns nicht der Gaben bedürfen, die wir nicht anders anzusehen vermögen denn als Gaben der Irdischen, sondern laß uns in der Stunde, da wir nehmen, erkennen, daß die Gebenden deine Boten sind."

Die sieben Wissenschaften

Als Rabbi Schmelke sein Amt in Nikolsburg antrat, predigte er an den ersten sieben Sabbaten je über eine der sieben weltlichen Wissenschaften. Die Gemeinde staunte von Woche zu Woche immer mehr über den befremdlichen Gegenstand, doch wagte niemand, den Zaddik zu befragen. Am achten Sabbat sprach er zu Beginn: „Lange habe ich das Wort des Predigers Salomo nicht begriffen: ‚Besser das Schelten des Weisen vernehmen als wer den Gesang der Toren vernimmt.' Warum heißt es nicht: ‚als den Gesang der Toren'? Aber der Sinn ist dieser: Es ist gut, die Ermahnung eines Weisen zu hören, der den Gesang der Toren, das ist die sieben weltlichen Wissenschaften, die vor der Gotteslehre ein Torenlied sind, vernommen und erfaßt hat. Denn einem andern können die närrischen Weltweisen sagen: ‚Verschmähe du nur unsre Wissenschaften, der du ihre Süßigkeit nicht gekostet hast! Kenntest du sie, du kenntest nichts anderes mehr.' Wer sich aber der sieben Wissenschaften beflissen hat und durch ihrer aller Inneres hindurchgeschritten ist, um sich die Weisheit der Tora zu erwählen, wenn der ‚Eitelkeit der Eitelkeiten' ruft, kann keiner ihn Lügen strafen."

Die saubern Freidenker

Etliche Nikolsburger Freidenker disputierten mit Rabbi Schmelke. „Aber das müßt Ihr uns doch zugeben," brachten sie zuletzt vor, „daß auch wir Tugenden haben, die hinwieder den Polnischen fehlen.

So sind unsre Kleider von untadliger Sauberkeit; nicht so die der Polnischen, die gegen das Geheiß der Weisen verstoßen: ‚Der Lehrbeflissene, es finde sich kein Flecken auf seinem Gewand'." Der Rabbi antwortete ihnen lachend: „Ihr habt recht: eure Kleider sind sauber und die der Polnischen sind unsauber. Das kommt daher, daß nach dem Wort des Talmuds von der Stufenfolge der Eigenschaften Reinlichkeit zur Reinheit führt, Reinheit zur Abgeschiedenheit, und so fort bis zur Stufe des heiligen Geistes. Wenn nun die Polnischen daran gehen, mit der Reinlichkeit zu beginnen, bietet der Böse Trieb all seine Überredung auf, sie davon abzubringen; denn es ist ihm angst, sie könnten von Stufe zu Stufe steigen und den Heiligen Geist erlangen. Und wenn sie sich auch des Bösen Triebs zu erwehren suchen und ihm beteuern, sie hätten dergleichen nicht vor, so glaubt er ihnen nicht und läßt nicht ab, bis er ihnen die Reinlichkeit ausgeredet hat. Ihr aber, wenn der Böse Trieb an eurer Sauberkeit Anstoß nimmt, braucht ihm nur zu versichern, daß ihr nicht aufzusteigen gedenkt, und er glaubt es euch aufs Wort und läßt euch hinfort so sauber sein, als ihr nur irgend mögt."

Die Donaufahrt

Es wird erzählt:

In der kaiserlichen Burg wurden schlimme Anschläge gegen die Juden beraten. Da fuhr Rabbi Schmelke mit seinem Schüler Mosche Leib, dem Sassower, nach Wien, um den bösen Plan zu vereiteln. Es war aber Eisgang auf der Donau und der Fluß von treibenden Schollen bedeckt. Die beiden bestiegen ein schmales Boot, das nicht mehr als zwei Männer faßte. Sie standen im Boot, Rabbi Schmelke stimmte das Lied an, das am Schilfmeer gesungen worden war, und der Baß des Sassowers fiel ein. So zog das Schifflein seinen sichern Weg durch das Eis. In Wien liefen die Leute mit aufgesperrten Mäulern

am Ufer zusammen, und bald wußte man auch am Hof von den wunderbaren Ankömmlingen. Noch am selben Tag wurde Rabbi Schmelke von der Kaiserin empfangen und fand deren Gehör.

Die Seele Samuels

Am zweiten Ijar des Jahres 5538 rief Rabbi Schmelke, aufrecht auf seinem hohen Stuhle sitzend — sein Antlitz war hell und seine Augen ungetrübt wie an allen Tagen — die Schüler herbei und sprach zu ihnen: „Wisset, daß dies mein Todestag ist.“ Sie brachen in Tränen aus, er aber verwies es ihnen und sprach weiter: „Wisset, daß in mir die Seele des Propheten Samuel ist. Dem sind drei äußre Zeichen: ich heiße Samuel wie er, ich bin vom Levitenstamm wie er, und mein Leben hat wie das seine zweiundfünfzig Jahre gewährt. Aber sein Name wurde Samuel und der meine Schmelke gesprochen. Und so bin ich Schmelke geblieben.“ Darauf hieß er die weinenden Schüler hinausgehn, lehnte sich zurück und starb.

Sußja von Hanipol

Das Gleichnis vom Holzhacker

In jungen Jahren schloß sich Sußja der Gemeinde des großen Maggids, des Rabbi Bär von Mesritsch, an. Doch saß er nicht bei den andern Schülern, sondern wanderte im Wald, lag in dessen Verstecken und sang Gott seine Loblieder zu, bis die Leute auf ihn das Wort der Sprüche Salomos anwandten: „Und du wirst beständig umirren in der Liebe zu ihr.“ Sein jüngerer Bruder aber, der Knabe Elimelech, war der Gemeinde noch fremd und lernte eifrig in den Büchern. Er verwunderte sich über Sußja und fragte ihn einst: „Bruder, was ist dein Gebaren doch sonderbar, und alle im Lehrhaus sagen, daß es sonderbar ist!“ Darauf antwortete ihm Sußja mit einem

Lächeln: „Mein Bruder, ich will dir eine Geschichte erzählen.“ Und dies ist die Geschichte:

Ein armer Holzhacker hatte ein großes Verlangen, das Angesicht seines Königs zu sehen. Darum verließ er sein Dorf und ging Tag für Tag, bis er in die Königsstadt kam. Nach mancherlei vergeblichen Mühen gelang es ihm, Ofenheizer im Palast des Königs zu werden. Da verwandte er nun allen Fleiß und Verstand auf sein Handwerk, holte selber das schönste harzduftende Holz aus dem Wald, spaltete es in ebenmäßige Scheite und füllte mit ihnen in kundigem Aufbau zu wohlbedachten Stunden die Kamine. Den König erfreute die gute lebendige Wärme, derengleichen er vorher nicht verspürt hatte, und er fragte ihr nach. Als man ihm von dem Ofenheizer und seiner Arbeit berichtete, ließ er ihm sagen, er dürfe sich einen Wunsch ausbitten. Der arme Mann bat, er möchte zuweilen das Angesicht des Königs sehen. Das wurde ihm gewährt; in einen Gang, der aus dem Holzspeicher führte, wurde ein kleines Fenster gebrochen, durch das man in den königlichen Wohnsaal blicken konnte; da durfte der Ofenheizer stehen und sein Verlangen sättigen.

Einmal ereignete es sich, daß der Königssohn an der Tafel seines Vaters ein Wort sprach, das diesem mißfiel, und er wurde zur Strafe für die Dauer eines Jahres aus den Gemächern des Königs verwiesen. Eine Zeit verbrachte er in der bittern Einsamkeit, dann wieder irrte er trübselig in den Gängen des Schlosses umher. Er kam an das Fensterchen des Ofenheizers; da wurde sein Herz noch stärker als zuvor von der Sehnsucht erfaßt, den Vater wiederzusehn, und er bat den Mann, ihn durchblicken zu lassen. So kamen sie ins Gespräch.

„Mein Bruder,“ sprach Sußja zu Elimelech, als er in seiner Erzählung so weit gediehen war, „dies sagte der Ofenheizer zum Königssohn, als er sich mit ihm unterredete: ‚Du bist heimisch in den Gemächern

des Herrn und nährst dich an seinem Tisch; dir tut nichts not als dein Wort in Weisheit zu hüten. Ich aber habe nicht Weisheit noch Lehre, darum muß ich meinen Dienst tun, um das Angesicht des Herrn schauen zu dürfen.'"

Das Wort

Rabbi Israel von Rižin erzählte:

„Alle Schüler meines Ahnen, des großen Maggids, sprachen die Lehre in seinem Namen, nur Rabbi Sußja nicht. Das kam daher, weil Rabbi Sußja kaum je eine Rede des Meisters zu Ende angehört hat. Denn zu Anfang der Rede, wenn der Maggid den Satz der Heiligen Schrift vortrug, den er auslegen wollte, und mit den Worten der Schrift ‚Und Gott sprach' oder ‚Und Gott redete' begann, ergriff die Verzückung Rabbi Sußja, und er schrie und bewegte sich so wild, daß er die Tafelrunde verstörte und man ihn hinausführen mußte. Da stand er dann im Flur oder in der Holzkammer, schlug an die Wände und schrie: ‚Und Gott sprach!' Er wurde erst still, wenn mein Ahn auszulegen aufhörte. So ist es gekommen, daß er die Reden des Maggids nicht kannte. Aber die Wahrheit ist, das sage ich euch — aber die Wahrheit ist, das sage ich euch: Wenn einer in Wahrheit redet und einer in Wahrheit aufnimmt, dann ist es genug an einem Worte — mit einem Worte kann man die Welt erheben, mit einem Worte kann man die Welt entsühnen."

Nur das Gute

Der junge Sußja war einst im Hause seines Lehrers, des großen Rabbi Bär, als ein Mann vor diesen trat und die Bitte vorbrachte, er möge ihn bei einem Unternehmen beraten und ihm beistehn. Da aber Sußja sah, daß dieser Mann der Sünde voll und von keinem Gedanken der Reue berührt war, erzürnte er über ihn und fuhr ihn an: „Wie kann solch einer wie du, der diesen und diesen Frevel beging, sich erfre-

chen, ohne Scham und Verlangen nach Buße sich vor ein heiliges Angesicht zu stellen!“ Der Mann ging schweigend von dannen, Sußja aber überkam die Reue um seiner Rede willen, und er wußte nicht, was er beginnen sollte. Da segnete ihn sein Lehrer, er solle fortan nur das Gute an den Menschen sehen, auch wenn einer sich vor seinen Augen verging.

Da aber die Gabe des Schauens, die Sußja verliehen war, durch keinen Menschenspruch von ihm genommen werden konnte, geschah, daß er von dieser Stunde an die Übeltaten der Menschen, denen er begegnete, als seine eigenen erfuhr und sich selber der Schuld daran zieh. —

Wenn der Rižiner dies von Rabbi Sußja erzählte, setzte er jedesmal hinzu: „Und wären wir alle in dieser Beschaffenheit, dann wäre das Böse schon vernichtet und der Tod verschlungen und die Vollendung gegenwärtig.“

Auf der Wanderschaft

Sußja und Elimelech zogen drei Jahre lang über Land, um das Los der umherirrenden Gottesherrlichkeit zu teilen und die verirrten Menschen zu ihr zu bekehren. Einmal übernachteten sie in einer Herberge, wo eine Hochzeit gefeiert wurde. Die Festgäste waren rohe Gesellen und hatten zudem über das Maß getrunken. Sie sannen eben auf einen neuen Spaß, und die armen Wanderer kamen ihnen gerade recht. Kaum hatten die beiden sich in einem Winkel niedergelegt, Rabbi Elimelech an der Wand und Rabbi Sußja neben ihm, da kamen schon die Kerle herbei, packten den zunächstliegenden Sußja, schlugen und peinigten ihn; endlich warfen sie ihn wieder hin und begannen zu tanzen. Elimelech hatte es verdrossen, unbehelligt auf seinem Sack und Bündel zu liegen, und er neidete dem Bruder die Schläge. Darum sagte er zu ihm: „Lieber Bruder, laß mich doch an deiner Stelle liegen und lege du

dich in die Ecke"; und sie tauschten ihre Plätze. Als die Gesellen den Tanz beendet hatten, wollten sie den früheren Spaß wieder aufnehmen und legten schon Hand an Rabbi Elimelech; aber einer von ihnen rief: „Das ist nicht nach Recht und Ordnung; dem andern muß auch sein Teil an unsern Ehrengaben werden." So zogen sie denn Sußja aus der Ecke hervor, versetzten ihm eine neue Tracht Prügel und schrien: „Auch du sollst ein Andenken an die Hochzeit bekommen!"

Danach sprach Sußja lachend zu Elimelech: „Sieh, lieber Bruder, wem Schläge beschert sind, den finden sie, wo immer er sich hintut."

Der Empfänger

Ein Mann in Sußjas Stadt sah, daß er sehr arm war, und legte ihm jeden Tag im Bethaus einen Zwanziger in den Tefillinbeutel, damit er sein und der Seinen Leben zu fristen vermöchte. Seither wuchs der Wohlstand des Mannes von Mal zu Mal. Je mehr er besaß, um so mehr gab er an Sußja, und je mehr er ihm gab, um so mehr besaß er.

Einmal besann er sich aber, daß Sußja ein Jünger des großen Maggids war, und es geriet ihm in den Sinn: wenn schon die Gabe an den Schüler so vielfältig gelohnt werde, welch ein Reichtum würde über ihn kommen, wenn er den Meister selbst beschenkte. So fuhr er nach Mesritsch und erwirkte von Rabbi Bär mit vielen Bitten, daß er eine ansehnliche Gabe von ihm annahm. Von diesem Augenblick an schwand sein Wohlstand mehr und mehr, bis aller Gewinn der gesegneten Zeit dahin war. Da kam er in seiner Betrübnis zu Rabbi Sußja, erzählte ihm alles und befragte ihn, was dies sei: habe doch er selbst ihm gesagt, daß der Meister unmeßb argrößer sei als er.

Sußja antwortete ihm: „Sieh, solang du gabst und nicht hinsahst, wem du gibst, sondern Sußja war

dir recht oder ein andrer, so lange gab auch Gott dir und sah nicht hin. Als du aber begannst, dir edle und auserlesene Empfänger zu suchen, tat Gott desgleichen."

Das Leiden

Rabbi Schmelke und sein Bruder kamen einst zu ihrem Lehrer, dem heiligen Maggid von Mesritsch, und redeten zu ihm: „Unsere Weisen haben ein Wort gesprochen, das uns keine Ruhe läßt, weil wir es nicht fassen können. Das ist das Wort, der Mensch solle Gott für das Übel lobpreisend danken wie für das Gute und solle es in gleicher Freude empfangen. Ratet uns, Rabbi, wie wir es fassen." Der Maggid antwortete: „Geht in das Lehrhaus, da werdet ihr einen Mann finden, der eine Pfeife raucht: das ist der Mann Sußja. Er wird euch die Deutung sagen." Sie gingen ins Lehrhaus und legten Rabbi Sußja ihre Frage vor. Er lachte: „Da habt ihr euch den Rechten ausgesucht! Ihr müßt euch schon an einen andern wenden, und nicht an einen wie ich, dem zeitlebens kein Übel widerfuhr." Sie aber wußten: es war Rabbi Sußjas Leben vom Tag seiner Geburt an bis zu diesem Tag aus Not und Pein ohne andern Einschlag gewoben. Da verstanden sie, was es heißt, Leid in Liebe empfangen.

Sußja und der Sündige

Rabbi Sußja kam einst in eine Herberge und sah auf der Stirn des Wirts die Sünden vieler Jahre. Eine Weile blieb er still und unbewegt. Als er aber allein in der Stube war, die man ihm angewiesen hatte, fiel mitten im Singen der Psalmen der Schauer des Mitlebens auf ihn, und er schrie auf: „Sußja, Sußja, du Arger, was hast du getan? Ist doch keine Lüge, die dich nicht verlockt hätte, und kein Frevel, den du nicht gekostet hättest. Sußja, Törichter, Verwirrter, wohin nun mit dir?" Und er nannte die Sünden des Wirts mit Ort und Zeit einer jeden als seine ei-

genen und schluchzte. Der Wirt war dem seltsamen Mann nachgeschlichen; er stand vor der Tür und hörte seine Rede. Erst faßte ihn eine dumpfe Bestürzung, dann aber leuchteten Reue und Gnade in ihm auf, und er erwachte zu Gott.

Sußja und die Vögel

Einmal zog Rabbi Sußja über Land und sammelte Geld, um Gefangene auszulösen. So kam er in eine Herberge zu einer Zeit, da der Wirt nicht daheim war. Als er seiner Gewohnheit nach durch die Zimmer wanderte, sah er in einem einen großen Käfig mit allerlei Vögeln stehen, und Sußja sah, daß die eingefangnen danach bangten, wieder im Raum der Welt zu fliegen und freie Vögel zu sein. So entbrannte sein Erbarmen über sie, und er sprach zu sich: „Da rennst du dir die Füße ab, Sußja, um Gefangene zu lösen, und was kann es für eine Lösung Gefangener geben, die größer wäre, als diese Vögel aus ihrem Kerker zu entlassen?“ Alsdann öffnete er den Käfig, und die Vögel flogen in die Freiheit. Als der Wirt heimkam und den leeren Käfig sah, fragte er die Hausleute in großem Zorn, wer ihm dies angetan habe. Sie antworteten: „Da treibt sich ein Mann herum, dessen Aussehn ist wie eines Narren, und kein andrer als er kann diese Missetat begangen haben.“ Der Wirt schrie Sußja an: „Du Narr, wie hat sich dein Herz erfrecht, mir meine Vögel zu rauben und das viele Geld zunichte zu machen, das ich für sie gezahlt habe!“ Sußja entgegnete ihm: „Du hast es in den Psalmen oft gelesen und gesagt: ‚Und sein Erbarmen über all seine Kreatur.‘“ Darauf schlug ihn der Wirt, bis seine Hand müde war, und warf ihn endlich zur Tür hinaus. Und Sußja ging fröhlich seines Wegs.

Von der Demut

Rabbi Sußja und sein Bruder Rabbi Elimelech un-

terredeten sich einst von der Demut. Elimelech sagte: „Der Mensch soll erst die Größe des Schöpfers betrachten, dann wird er zu der rechten Demut kommen." Sußja aber sprach: „Nicht so, sondern damit beginne der Mensch, wahrhaft demütig zu sein, dann wird die Erkenntnis des Schöpfers über ihn geraten." Sie fragten ihren Lehrer, den Maggid, bei wem das Recht sei. Er entschied: „Diese und diese sind Worte des lebendigen Gottes. Aber die innere Gnade ist dessen, der mit sich beginnt und nicht mit dem Schöpfer."

Von Adam

Sußja fragte einmal seinen Bruder, den weisen Rabbi Elimelech: „Bruderleben, es steht doch in den heiligen Büchern geschrieben, daß die Seelen aller Menschen in Adam beschlossen waren. Da waren ja auch wir dabei, als er den Apfel aß. Ich kann es nicht begreifen, daß ich ihn habe essen lassen — daß du ihn hast essen lassen." Elimelech antwortete: „Wir mußten, wie alle mußten. Denn hätte er nicht gegessen, ewig wäre das Gift der Schlange in ihm geblieben, ewig hätte er gesonnen: Ich brauche nur von diesem Baum zu essen, da werde ich wie Gott — ich brauche nur von diesem Baum zu essen, da werde ich wie Gott."

Sußja und seine Frau

Sußjas Frau war ein zänkisches Weib und lag ihm beständig in den Ohren, er solle sich von ihr scheiden lassen, und sein Herz war schwer von ihrer Rede. Eines Nachts rief er sie an und sprach zu ihr: „Hendel (das war ihr Name), sieh her!" Und er zeigte ihr, daß sein Kissen ganz feucht war. Dann sprach er weiter zu ihr: „Es steht geschrieben in der Gemara: ‚Wer sein erstes Weib vertreibt, der Altar selber vergießt Tränen über ihn.' Von diesen Tränen ist das Kissen durchnäßt. Und nun, was

willst du noch? Willst du noch den Scheidebrief?“ Von diesem Augenblick an wurde sie still. Und als sie still geworden war, wurde sie froh. Und als sie froh geworden war, wurde sie gut.

Die Tage

Rabbi Sußja pflegte jeden Morgen beim Aufstehen, ehe er ein Wort zu Gott oder den Menschen sprach, auszurufen: „Ganz Israel einen guten Morgen!“

Tagsüber schrieb er alles, was er tat, auf einen Zettel, am Abend vor dem Schlafengehn holte er ihn hervor, las und weinte so lange, bis die Schrift von den Tränen vertilgt war.

Der Segen

Sußja pflegte jeden jüdischen Knaben, der ihm begegnete, zu segnen mit den Worten: „Du sollst gesund und stark sein wie ein Goj!“

Der Gesang

Rabbi Sußja hörte einmal im Bethaus am Vorabend des Versöhnungstags einen Vorsänger die Worte „Und es ist vergeben“ auf wunderbare Weise singen. Da rief er Gott an: „Herr der Welt, hätte Israel nicht gesündigt, wie wäre vor dir solch ein Gesang erklungen?“

Sußjas Andacht

Sußja war einmal bei dem Rabbi von Neshiž zu Besuch. Der hörte nach Mitternacht ein Geräusch aus der Kammer des Gastes, trat an die Tür und lauschte. Da hörte er, wie Sußja in der Stube auf und nieder lief und redete: „Herr der Welt, sieh, ich liebe dich, aber was vermag ich zu tun, ich kann ja nichts!“ Danach lief er weiter auf und nieder und redete das gleiche, bis er sich plötzlich bedachte und rief: „Hei, ich kann ja pfeifen, da will ich dir was vorpfeifen.“

Als er aber zu pfeifen begann, erschrak der Rabbi von Neshiž.

Gottesfurcht

Sußja betete einst zu Gott: „Herr, ich liebe dich so sehr, und ich fürchte dich nicht genug! Herr, ich liebe dich so sehr, und ich fürchte dich nicht genug! Mache, daß ich dich fürchte wie einer deiner Engel, die dein furchtbarer Name durchfährt!“ Alsbald erhörte Gott das Gebet, und der Name durchfuhr dem Sußja das verborgene Herz, wie es den Engeln geschieht. Da kroch Sußja unter das Bett wie ein Hündchen, und die Angst des Tieres erschütterte ihn, bis er aufheulte: „Herr, laß mich dich wieder lieben wie Sußja!“ Und Gott erhörte ihn zum andernmal.

Am Scheideweg

Auf einer seiner Wanderungen begab es sich, daß Rabbi Sußja an einen Scheideweg kam, und er wußte nicht, welche der beiden Straßen er gehen sollte. Da hob er die Augen auf und sah, daß die Herrlichkeit Gottes ihm voranging.

Die Polnischen haben keine Lebensart

Rabbi Natan Adler von Frankfurt erzählte:
Nicht umsonst sagt man: Die Polnischen haben keine Lebensart. Sooft meine Seele sich zum Himmel erhebt, immer ist Rabbi Sußja schon da. Ich habe einmal durchgefastet, um ans Tor des Himmels zu kommen, wenn es noch verschlossen ist. Da stehe ich nun vor dem Tor, und wie es geöffnet wird, gehe ich als erster hinein. Wen, meint ihr, erblicke ich drin? Den Rabbi Sußja. Wie er hereingekommen ist, weiß ich nicht, aber er war schon da. Er hatte nicht gewartet, bis man ihn einließ. Nicht umsonst sagt man: Die Polnischen haben keine Lebensart.

Sußja, das Feuer und die Erde

Sußja legte einmal seine Hand ins Feuer; als es sie

versengte und sie zurückzuckte, verwunderte er sich und sagte: „Ei, wie grob ist Sußjas Leib, daß er sich vor dem Feuer fürchtet.“

Ein andermal sprach er zur Erde: „Erde, Erde, du bist besser als ich, und doch trete ich dich mit meinen Füßen. Aber bald werde ich unter dir liegen und dir untertan sein.“

Feuer und Wolke

Es wird erzählt:

Ehe Sußja der Welt offenbar geworden war, weilte er einst zu Sukkot in der Laubhütte des Raws von Ostrawa. Des Abends legte sich der auf sein hochaufgebettetes, mit Kissen und Decken wohlversehnes Lager, Sußja nach Art der armen Sabbatgäste auf den Boden. In der Nacht sprach er zu sich: „Ah, Sische hat kalt, er kann in der Sukka nicht schlafen.“ Sogleich kam ein Feuer vom Himmel und erwärmte die Hütte so gut, daß der Raw von Ostrawa Federbetten und Decken abwerfen mußte. „So, nun ist es warm genug“, sagte Sußja zu sich. Sogleich hob sich der Fürst des Feuers von dannen, und bald mußte der Raw von Ostrawa ein Stück nach dem andern über sich ziehen. Das wiederholte sich noch etliche Male, Frost und Glut lösten einander immer wieder ab, und am Morgen sprach der Raw von Ostrawa seinen Festgast schon nicht mehr „Sische“, sondern „Reb Sische“ an. Nach Sukkot wollte Sußja wieder seines Weges ziehen, aber die kranken Füße trugen ihn nicht, und er seufzte auf: „Ach, Herr der Welt, Sische kann nicht gehn!“ Sogleich kam eine Wolke herab und sprach: „Setzt Euch auf!“ „Rebbe,“ schrie der Ostrawer, „ich will eine Fuhre mieten, nur schickt die Wolke weg!“ Seither nannte er ihn nicht mehr „Reb Sische“, sondern „Rebbe Reb Sische“, und so hieß er fortan im ganzen Land.

Der Schrecken

Es wird erzählt:

Von einem Manöver kehrte die siegreiche Armee

über den Ort Hanipol zurück. Da besetzten sie die Schenke, soffen sämtlichen Vorrat aus und zahlten keinen Heller. Dann wollten sie weiter trinken, und da es nichts gab, zerschlugen sie alle Gefäße und Geräte; hierauf verlangten sie wieder zu trinken, und da es noch immer nichts gab, verprügelten sie die Insassen. Endlich gelang es den zu Tod Erschreckten, einen Boten zu Rabbi Sußja zu senden. Sußja kam sogleich zur Schenke, blieb vor dem Fenster stehen, sah zu den Soldaten herein und rief dreimal die Worte des Gebets: „Uw'chen ten pachd'cha... Und so lege deinen Schrecken, Adonai unser Gott, auf alle deine Geschöpfe." Da rannte die Armee in wirrer Hast zu Tür und Fenstern hinaus, ließen Waffen und Tornister liegen und liefen straßab, ohne des Befehlshabers acht zu haben, der ihnen am Rand des Fleckens entgegenkam. Erst als er sie anherrschte, blieben sie stehen und bekannten: „Ein alter Jud ist gekommen und hat geschrien: Pachdach! Da haben wir Angst gekriegt, wir wissen selbst nicht wie, und haben immer noch Angst." Der Befehlshaber führte sie zur Schenke, wo sie allen Schaden bezahlen und die Schläge entgelten mußten, ehe sie weitermarschieren durften.

Das Hirtenlied

Rabbi Sußja kam einst an einer Wiese vorbei, wo ein Schweinehirt, von seiner Herde umgeben, ein Lied auf der Weidenflöte blies. Er trat näher und lauschte, bis er es inne hatte und mit sich nehmen konnte. So wurde die Weise des Hirtenknaben David aus der langen Gefangenschaft befreit.

Das Ende

Rabbi Sußja wurde sehr alt. Sieben Jahre bis zu seinem Tode lag er auf dem Krankenbett, denn er hatte, so ist von ihm geschrieben, das Leiden auf sich genommen, um Israel zu entsühnen.

Auf seinem Grabstein stehen die Worte: „Der Gott in Liebe diente, der sich der Leiden freute, der viele der Schuld entwandte."

Elimelech von Lisensk

Die Uhr

Wenn Rabbi Elimelech am Sabbat das Gebet der Heiligkeit sprach, mußte er von einer Weile zur andern das Ziffernblatt seiner Uhr betrachten, um sich in der Zeit zu erhalten. Denn die Worte, die er sprach, zogen ihn mit Macht in die Zeitlosigkeit.

Gute Werke

Als Rabbi Elimelech aus einer Stadt, die er besucht hatte, heimreiste, gaben ihm alle Chassidim eine lange Strecke das Geleit. Wie der Wagen zum Tor hinausfuhr, stieg der Zaddik aus, hieß den Kutscher die Pferde wieder antreiben und ging inmitten der Menge hinterdrein. Auf die Fragen der erstaunten Chassidim antwortete er: „Als ich sah, mit wie großer Hingabe ihr das gute Werk des Geleitgebens übt, konnte ich es nicht ertragen, von dessen Gemeinschaft ausgeschlossen zu sein."

Die Antworten

Rabbi Elimelech sagte einmal:
Ich bin sicher, der kommenden Welt teilhaftig zu werden. Wenn ich vor dem obern Gericht stehe und sie mich fragen: „Hast du nach Gebühr gelernt?" werde ich antworten: Nein. Dann fragen sie wieder: „Hast du nach Gebühr gebetet?" und ich antworte desgleichen: Nein. Und sie fragen zum dritten: „Hast du nach Gebühr Gutes getan?" und ich kann auch diesmal nicht anders antworten. Da sprechen sie das Urteil: „Du sagst die Wahrheit. Um der Wahrheit willen gebührt dir ein Anteil an der kommenden Welt."

Das Hausgesind

Eine sehr alte Frau, die in ihrer Jugend als Magd in Rabbi Elimelechs Haus gedient hatte, pflegte, wenn man sie um Erzählungen vom Zaddik bedrängte, zu sagen: „Ich weiß nichts. Nur auf eins besinne ich mich noch. Unter der Woche war allweil Streit in der Küche, wie es bei Mägden so der Brauch ist. Aber am Vorabend des Sabbats kam etwas über uns, daß wir einander um den Hals fielen und eine die andere bat: ‚Mein Herz, vergib mir, was ich dir diese ganze Woche angetan habe!'"

Der Büßer

Rabbi David von Lelow hatte sechs Jahre lang und dann noch einmal sechs Jahre die große Kasteiung vollzogen: Fasten je von Sabbat zu Sabbat und alle Arten der strengen Pein. Aber auch nachdem die zweiten sechs Jahre um waren, fühlte er, daß er nicht an der Vollendung stand, und wußte nicht, was er noch tun sollte, um zu erlangen, was ihm fehlte. Da er von Rabbi Elimelech, dem Arzt der Seelen, gehört hatte, fuhr er zu ihm, um von ihm Hilfe zu erbitten. Am Sabbatabend trat er mit vielen andern vor den Zaddik. Der reichte allen die Hand, nur von ihm wandte er sich ab und sah ihn nicht an. Bestürzt ging der Lelower Rabbi hinweg; dann aber bedachte er, es müßte ihn der Meister doch wohl mit einem andern verwechselt haben. Darum näherte er sich ihm am Abend nach dem Beten wieder und streckte ihm die Hand entgegen, aber es erging ihm wie zuvor. Er weinte die ganze Nacht, wagte am Morgen nicht mehr das Bethaus des Zaddiks zu betreten und beschloß, gleich nach Sabbatausgang heimzufahren; als aber die Stunde des heiligen dritten Mahles kam, bei dem Rabbi Elimelech Worte der Lehre sprach, konnte er sich nicht bezwingen und schlich ans Fenster. Da hörte er den Rabbi reden: „Zuweilen kommen Leute zu mir, die sich in Fasten und Marter-

pein mühten, und mancher vollbringt die große Kasteiung und wiederholt sie alsdann, zwölf ganze Jahre; und nach all dem wähnen sie sich würdig des heiligen Geistes und kommen zu mir, daß ich ihn auf sie niederziehe; den kleinen Mangel, der ihnen verblieb, soll ich füllen. In Wahrheit aber ist all ihre Übung und Mühsal weniger als ein Tropfen im Meer, ja all ihr Dienst steigt nicht zu Gott, sondern zu dem Götzen ihres Hochmuts. Die müssen zu Gott umkehren in vollkommner Abkehr von ihrer bisherigen Arbeit und müssen von neuem zu dienen beginnen mit wahrhaftigem Herzen." Als Rabbi David diese Worte vernahm, ergriff ihn der Geist mit solcher Gewalt, daß er fast von Sinnen kam. Zitternd und schluchzend stand er hinterm Fenster. Nachdem die Hawdala vollzogen war, ging er mit angehaltenem Atem zur Haustür, öffnete sie ganz leise mit großer Furcht und blieb an der Schwelle stehn. Da erhob sich Rabbi Elimelech von seinem Sitz, lief auf den Regungslosen zu, umarmte ihn und rief: „Gesegnet sei der Kommende!" Dann zog er ihn an den Tisch und setzte ihn an seine Seite. Nun aber konnte Eleasar, der Sohn des Zaddiks, sein Staunen nicht länger bewältigen und sagte: „Vater, das ist doch der Mann, den du zweimal hinweggewiesen hast, weil du seinen Anblick nicht ertragen konntest!" „Nicht doch," antwortete Rabbi Elimelech, „das war ein ganz anderer; dieser da ist doch unser lieber Rabbi David!"

Das unreine Feuer

Auf der Fahrt zu Rabbi Elimelech, den er nach dem Tod des großen Maggids zu seinem zweiten Lehrer angenommen hatte, hielt sich der junge Jaakob Jizchak, der nachmalige Lubliner, in einer kleinen Stadt auf und hörte im Bethaus deren Raw das Morgengebet mit großer Inbrunst sprechen. Er blieb über Sabbat bei ihm und sah die gleiche Inbrunst in all seinem Reden und Tun. Als er mit ihm ver-

trauter geworden war, fragte er ihn, ob er einem Zaddik gedient habe. Jener verneinte es. Das verwunderte Rabbi Jaakob Jizchak, denn es kann ja der Weg aus keinem Buch und keinem Bericht, sondern allein von Person zu Person erfahren werden. Er bat den frommen Mann, mit ihm zu seinem Lehrer zu fahren, und jener willigte ein. Als sie aber über Rabbi Elimelechs Schwelle traten, kam er dem Schüler nicht wie sonst mit dem Liebesgruß entgegen, sondern wandte sich zum Fenster und achtete der Gäste nicht. Der Lubliner verstand, daß die Ablehnung seinem Gefährten galt, geleitete den heftig Erregten zur Herberge und kehrte allein zurück. Rabbi Elimelech trat ihm mit dem Liebesgruß entgegen; dann sagte er: „Was ist dies mit dir, Freund, daß du mir solch einen Menschen gebracht hast, dem ich nicht in das verunreinigte Gottesbild seines Antlitzes blicken kann?“ Bestürzt hörte Jaakob Jizchak ihm zu, doch wagte er weder zu erwidern noch zu fragen; aber Rabbi Elimelech verstand ihn und sprach weiter: „Du weißt, Bruder, es ist ein Ort, der Wandelstern Venus allein bestrahlt ihn, da mischen sich Gut und Böse. Zuweilen beginnt einer Gott zu dienen, und Absicht und Hochmut tun sich darein, und besinnt er sich nicht mit großer Kraft, es zu wenden, dann wohnt er an dem trüben Ort und wird es nicht inne. Auch vermag er starke Inbrunst zu üben, denn dicht daran ist der Ort der unreinen Feuerlohe, da holt er sein Feuer und läßt all seinen Dienst daran entbrennen und weiß nicht, woher er es nahm.“

Aus dem Munde des Lubliners hörte der Fremde die Worte Rabbi Elimelechs und erkannte die Wahrheit. In dieser Stunde geschah die Umkehr an ihm, weinend lief er in das Haus des Meisters und fand unverweilt dessen Hilfe und mit dessen Hilfe den Weg.

Satans Drohung

Es wird erzählt:
Satan kam zu Rabbi Elimelech und sprach:
„Ich lasse es mir nun nicht länger gefallen, wie du mich mit Chassidim verfolgst. Glaub nur nicht, daß ich euch nicht beikäme. Ich mache alle Welt zu Chassidim, dann habt ihr keine Kraft mehr."
Einige Zeit danach ging Rabbi Elimelech mit einem Stecken ins Lehrhaus, um etwelche Chassidim hinauszujagen. Es ist nicht bekannt geworden, warum er es nicht getan hat. Ich vermute, daß er sich nicht getraute, Satans Sendlinge auszusondern.

Elija

Rabbi Elimelech sagte von einem, der Prophet Elija erscheine ihm. Ein andrer wunderte sich, wie dies möglich sei, da sogar dem Meister Ibn Esra, einem Geist so viel höherer Sphäre, die Erscheinung des Propheten, wie man aus seinen eigenen Worten entnehmen kann, versagt geblieben sei. „Du redest wahr," sprach der Zaddik, „und doch ist es so, wie ich gesagt habe. Du weißt, daß Elija nach seiner Entrückung der Engel des Bundes geworden ist und jeder Beschneidung eines jüdischen Knaben beiwohnt. Wie kann dies aber sein, da doch die Beschneidungen jeweilig zur gleichen Stunde nach dem Beten vollzogen werden, viele zugleich an allen Enden der Erde? Das will ich dir sagen. Weil Elija alles Volk Israel mit dem Geist der Umkehr schlug, daß es aufs Angesicht fiel und den wahren Gott ausrief, darum wurde ihm die Allseele Israels verliehen. So ist, wo immer ein Knabe zum Bunde dargebracht wird, ein Teil von Elijas Seele zugegen und geht in das Kind ein, nach dessen Art und Wurzel ein großes oder kleines Teil. Und bildet der aufwachsende Knabe seine Elijaseele zur Gestalt, dann erscheint ihm der Elija, der in ihm war. So hat der Mann, von dem ich sprach, das geringe Teil des Propheten,

das in ihm ruhte, durch seine guten Werke zur Offenbarung gedeihen lassen, Ibn Esra aber hatte nicht die Kraft, das große, das ihm beigegeben war, zu vollenden."

Eine Verhandlung

Es wird erzählt:

Der Kaiser in Wien erließ eine Verordnung, die das bedrängte Leben der Juden in Galizien vollends in Fesseln schlagen mußte. Damals weilte im Lehrhaus Rabbi Elimelechs ein eifriger und lernbeflissener Mann, Feiwel mit Namen. Der stand eines Nachts auf, betrat die innere Kammer des Zaddiks und sprach zu ihm: „Herr, ich habe einen Rechtsstreit mit Gott"; und während er noch redete, entsetzte er sich über seine Worte. Rabbi Elimelech jedoch gab ihm die Antwort: „Wohl, aber in der Nacht wird nicht Gericht gehalten." Am Morgen kamen zwei Zaddikim nach Lisensk, Israel von Kosnitz und Jaakob Jizchak von Lublin, und nahmen Wohnung bei Rabbi Elimelech. Nach dem Mittagsmahl ließ er jenen Mann rufen und sagte ihm: „Nun lege uns deinen Rechtsfall vor." „Ich habe nicht mehr die Kraft zu reden", stammelte Feiwel. — „So gebe ich dir die Kraft." Da redete Rabbi Feiwel: „Wie darf es sein, daß wir diesem Reich verknechtet sind? Spricht doch Gott in der Tora: ‚Denn meine Diener sind die Söhne Israels.' Und hat er uns auch der Fremde überantwortet: wo immer wir sind, ist es an ihm, uns die Freiheit, ihm zu dienen, ungeschmälert zu wahren." Hierauf sprach Rabbi Elimelech: „Gottes Entgegnung kennen wir, denn auch sie steht geschrieben, in der Fluchrede durch Mose und die Propheten. — Jetzt aber sollen nach der Vorschrift beide Rechtsgegner den Ort des Gerichts verlassen, damit die Richter ihres Ansehens nicht achten. So gehe du hinaus, Rabbi Feiwel. Und dich, Herr der Welt, vermögen wir nicht hinauszuschicken, denn deine Herrlichkeit füllt die

Erde, und ohne deine Gegenwart könnte keiner von uns einen Augenblick leben; wisse aber, daß wir auch deines Ansehens nicht achten werden.“ Danach saßen die drei zu Gericht, schweigend und mit geschlossenen Augen. Nach einer Stunde riefen sie den Mann Feiwel in die Stube und verkündeten das Urteil, daß das Recht bei ihm sei. In derselben Stunde wurde in Wien die Verordnung aufgehoben.

Die umgestürzte Schüssel

Es wird erzählt:

Einmal saß Rabbi Elimelech mit den Schülern beim Sabbatmahl. Der Diener stellte die Suppenschüssel vor ihn. Rabbi Elimelech hob sie und stürzte sie um, daß die Suppe den Tisch übergoß. In diesem Augenblick schrie der junge Mendel, der nachmalige Rymanower: „Rabbi, was tut Ihr? Sie werden uns ja alle gefangennehmen!“ Die Schüler lächelten über die unsinnige Rede; sie würden laut aufgelacht haben, wenn nicht die Gegenwart des Lehrers sie bezähmt hätte. Er aber lächelte nicht; er nickte dem jungen Mendel zu und sprach: „Fürchte dich nicht, mein Sohn!“

Einige Zeit danach wurde bekannt, an jenem Tag sei dem Kaiser ein gegen die Juden des ganzen Landes gerichteter Erlaß zur Unterschrift vorgelegt worden. Mal um Mal setzte der Kaiser die Feder an; aber immer wieder kam irgendeine Störung dazwischen. Endlich unterschrieb er. Dann griff er nach dem Sandfaß; aber statt seiner hob er das Tintenfaß und stürzte es über das Schriftstück. Hierauf zerriß er das Blatt und verbot, ihm den Erlaß noch einmal vor die Augen zu bringen.

Vom Lebenswein trinken

Es wird erzählt:

Einmal saßen am zweiten Schewuotabend die Chassidim um Rabbi Elimelechs Tisch und freuten sich

der Stunde. Der Rabbi sah sich im Kreise um und nickte einem jeden zu, denn er freute sich ihrer Freude. Und er sprach lächelnd: „Seht, wir haben alles zu unserer Freude, woran fehlt es uns noch?“ Aber ein Übermütiger rief ihm zu: „Wahrlich, uns fehlt's an nichts anderem mehr, als wie die Frommen im Paradies vom Lebenswein zu trinken.“ Der Zaddik befahl ihm: „Nimm die Jochstange auf die Schultern, hänge zwei Eimer dran und geh an das Tor des ewigen Hauses. Da setz die Eimer ab und dreh dich um und sprich: Elimelech schickt um Wein. Dann wende dich wieder und heb die gefüllten Eimer an die Stange und bring sie uns her. Aber hüte dich wohl, und wer immer dich anredet, antworte nicht.“ Da tat jener zitternd, wie ihm befohlen war, holte den Wein am Friedhofstor und trug ihn zitternd heim. Rings um ihn schwang die mondlose Nacht von Stimmen, die um einen Tropfen baten, greise und kindliche im gleichen Seufzerklang. Hinter dem stumm Forteilenden schleifte es von zahllosen unirdischen Schritten. Schon stand er fast an Elimelechs Schwelle, da ging es ihn von vorn an. „Jetzt könnt ihr mir nichts mehr anhaben!“ schrie er. Die Stange brach mitten entzwei, die Eimer fielen und zersprangen, klatschend schlug es ihm rechts und links ins Gesicht, er taumelte durch die halboffene Tür. Draußen war es totenstill. Drinnen sprach der Zaddik: „Setz dich, Narr, an unsern Tisch.“

Der Fischhändler

Es heißt, Rabbi Elimelech habe das Mahl der Sabbat-Nachfeier, welches das königliche Geleitmahl oder das Mahl König Davids genannt wird, nicht mit vollen Ehren begangen, und darum habe ihm der König gezürnt.

Auch wird erzählt:

Einst kam an einem Freitagnachmittag ein bäurisch gekleideter Mann mit einem Fischranzen zu Rabbi

Elimelech und bot ihm in der Bauernsprache der Gegend die Fische an. Der Zaddik schickte ihn zu seiner Frau; die aber hieß ihn gehen, weil sie schon etliche Stunden zuvor alle Speisen für den Sabbat vorbereitet habe. Der Mann ließ sich nicht abfertigen, sondern erschien wieder beim Rabbi; der ließ seiner Frau sagen, sie solle immerhin etwas kaufen, sie aber beharrte auf ihrer Weigerung. Der Händler trat zum dritten Male in die Stube des Zaddiks, holte die Fische aus dem Ranzen, warf die zappelnden auf den Boden und brummte: „Ihr tätet gut daran, sie für das Geleitmahl zu verwenden!“ Da hob Rabbi Elimelech die Brauen (er hatte große Augenbrauen und pflegte sie emporzuziehen, wenn er jemand recht ansehen wollte), schwieg eine Weile und sprach alsdann:

„Ich habe nicht mehr die Kraft, Euer Mahl mit allen Ehren zu begehen; aber ich will meinen Kindern anbefehlen, es zu tun.“

Die verborgenen Zaddikim

Rabbi Gabriel, ein Schüler Rabbi Elimelechs, fuhr einmal zu seinem Lehrer im Mietswagen eines Mannes von täppischem Gebaren, der ihm auf dem ganzen Weg zu seinem steten Verdruß mit derben und unehrerbietigen Scherzen zusetzte. Als sie in das Haus des Zaddiks kamen, lief der dem Fuhrmann entgegen, begrüßte ihn mit hoher Freude und fragte ihn aus; dem Rabbi Gabriel schenkte er geringe Beachtung. Auf der Rückfahrt wollte der Schüler den Mann, dem solche Ehrung erwiesen worden war, bedienen, der aber fertigte ihn mit einer schnöden Redensart ab. Nach etlichen Monaten sah Rabbi Gabriel in der Hauptstadt den Fuhrmann im Gespräch mit einem Maurer. Er folgte ihnen unbemerkt in ihre Herberge und hörte den einen zum andern sagen: „Bei Melech gibt es noch ein Stück Wahrheit und sonst nirgends“, und der andere wie-

derholte: „Bei Melech gibt es noch ein Stück Wahrheit.“ Da bemerkten sie den Rabbi in seinem Versteck und schrien ihn an: „Pack dich, was willst du unter uns gemeinen Leuten!“ So mußte er von dannen gehen.

Nach dem Tod Rabbi Elimelechs fuhr Gabriel durch einen Wald, da kam ihm der Wagen seines Freundes, des Rabbi Uri, entgegen. Sie stiegen ab und gingen miteinander. Er erzählte dem Gefährten, wie er einst den Fuhrmann und den Maurer belauscht hatte. Weinend standen sie beide, jeder an einen Baum gelehnt, und wehklagten: „Ein Stück Wahrheit hat es auf der Welt gegeben, und das ist uns auch genommen worden!“

Die Ader

Der Enkel des Baalschem, Rabbi Mosche Efraim, war den polnischen Chassidim abgeneigt, weil er gehört hatte, sie kasteiten sich viel und verdürben in sich das Ebenbild Gottes, statt alle Glieder des Leibes zu vollenden und ihn ganz mit der Seele zu einem heiligen Gefäß des Dienstes zu verschmelzen. Als nach dem Tode Rabbi Elimelechs dessen Schüler Rabbi Mendel von Rymanow zu ihm kam, um ihn, wie der Sterbende befohlen hatte, wegen der Nachfolge zu befragen, wurde er als Polnischer erkannt und daher knapp und kühl aufgenommen. Sein Gesicht veränderte sich vor aufsteigendem Gram. Rabbi Mosche Efraim sah ihn aufmerksam an; die erbleichte Stirn und die groß aufgetanen Augen schienen ihm keines niedern Mannes zu sein. Er fragte freundlich: „Bist du schon bei einem Zaddik gewesen?“ „Ich habe“, sagte Mendel, „meinem erhabenen Lehrer, dem Rabbi Elimelech, gedient.“ Da sah ihn Rabbi Efraim mit erhöhter Achtsamkeit an und fragte weiter: „Was ist dir an dem wunderbaren Mann am wunderbarsten erschienen?“ Und während er fragte, dachte er: Nun wird dieser Chassid mit dem leuchtenden Gesicht seine wahre Art offenbaren und mir

irgendeine Wundergeschichte erzählen. Rabbi Mendel antwortete ihm: „Tag für Tag, wenn mein Lehrer in der Betrachtung der Furchtbarkeit Gottes war, wurden seine Adern steif wie harte Stricke. Und jene Ader hinter dem Ohr, die nichts in der Welt fürchtet und erst in der Sterbestunde erzittert, sah ich da Tag für Tag an ihm mit mächtigem Pulse schlagen." Rabbi Mosche Efraim schwieg. Dann sagte er: „Das habe ich nicht gewußt", und wiederholte zweimal: „Das habe ich nicht gewußt", und nahm Rabbi Mendel wie einen Sohn auf.

Levi Jizchak von Berditschew

Der Begleiter

In jungen Jahren wurde Levi Jizchak seiner erstaunlichen Gaben wegen von einem reichen Mann, wie es der Brauch ist, zum Schwiegersohn genommen. Im ersten Jahr nach der Hochzeit erwies man ihm am Tag der Torafreude um des angesehnen Schwiegervaters willen im Bethaus die Ehre, daß er das Gebet „Dir ist zu wissen offenbart" vor der Gemeinde sprechen sollte. Er trat vor das Pult und stand eine Weile reglos. Sein Tallit lag auf dem Pult. Er streckte die Hand aus und nahm ihn, sich darein zu hüllen, aber dann legte er ihn wieder hin und stand reglos wie zuvor. Die Vorsteher hießen den Diener ihm zuflüstern, er möge die Versammlung nicht ermüden, sondern mit dem Vortrag beginnen. „Wohl", sagte er und nahm den Tallit in die Hand, und hatte ihn fast umgenommen, da tat er ihn wieder aufs Pult. Der Schwiegervater schämte sich vor der Gemeinde, zumal er sich des vortrefflichen Jünglings, den er seinem Hause geworben habe, vielfach berühmt hatte. Zornig befahl er, ihm zu sagen, er möge sogleich das Gebet anheben oder vom Pult abtreten. Aber ehe der Bote noch bei Levi Jizchak angelangt war, erscholl plötzlich dessen Stimme: „Bist

du ein Lehrkundiger und bist du ein Chassid, so sprich du das Gebet"; zugleich kehrte er an seinen Platz zurück. Der Schwiegervater schwieg. Als sie aber zu Hause waren und Levi Jizchak in großer Freude, wie es sich an diesem Tag geziemt, ihm gegenüber am Festtisch saß, konnte er sich nicht länger bezwingen und rief: „Warum hast du mir diese Schande angetan?" Zur Antwort erzählte der Rabbi: „Wie ich zuerst die Hand ausstrecke, um mir den Tallit über den Kopf zu ziehen, gesellt sich der Böse Trieb zu mir und lispelt mir ins Ohr: „Ich will mit dir zusammen sagen: ‚Dir ist zu wissen offenbart'." Ich frage: „Wer bist du, daß du dessen würdig wärst?" Darauf er: „Wer bist du, daß du dessen würdig wärst?" „Ich bin lehrkundig", sage ich. „Auch ich bin lehrkundig", erwidert er. Verächtlich will ich ihn abfertigen: „Wo hast du denn gelernt?" „Wo hast du denn gelernt?" wirft er zurück. Ich gebe ihm Bescheid. „Da war ich doch mit dir," raunt er mir lachend zu, „da hab' ich doch mit dir gelernt." Ich besinne mich. „Aber ich bin ein Chassid", halte ich ihm siegesgewiß entgegen. Und er unerschüttert: „Auch ich bin ein Chassid." Ich: „Zu wem bist du denn gefahren?" Und wieder er als Echo: „Zu wem bist du denn gefahren?" „Zum heiligen Maggid von Mesritsch", antworte ich. Darauf lacht er mich noch höhnischer an: „Da war ich doch auch mit dir und habe in einem mit dir die Chassidut empfangen. Und darum will ich mit dir zusammen sagen: ‚Dir ist zu wissen offenbart'." Da hatte ich genug. Ich ließ ihn stehn. Und was hätte ich sonst tun sollen?"

Das Erlernte

Als Levi Jizchak von seiner ersten Fahrt zu Rabbi Schmelke von Nikolsburg, die er gegen den Willen seines Schwiegervaters unternommen hatte, zu diesem heimkehrte, herrschte er ihn an: „Nun, was hast du schon bei ihm erlernt?!" „Ich habe erlernt", ant-

wortete Levi Jizchak, „daß es einen Schöpfer der Welt gibt.“ Der Alte rief einen Diener herbei und fragte den: „Ist es Euch bekannt, daß es einen Schöpfer der Welt gibt?“ „Ja“, sagte der Diener. „Freilich,“ rief Levi Jizchak, „alle sagen es, aber erlernen sies auch?“

Tag um Tag

Der Rabbi von Berditschew prüfte an jedem Abend die Werke dieses Tags und tat Buße um jeden Mangel, den er fand, und sprach: „Levi Jizchak wird es nicht mehr tun.“ Dann redete er zu sich: „Levi Jizchak, das hast du doch auch gestern gesagt!“ Und wieder: „Gestern hat Levi Jizchak nicht die Wahrheit gesprochen, aber heute spricht er die Wahrheit.“

Er pflegte zu sagen: „Wie eine Gebärende im übergewaltigen Schmerz sich verschwört, sie wolle nicht mehr bei ihrem Manne liegen, und vergißt ihren Schwur, so bekennen wir an jedem Versöhnungstag unsre Schuld und unsere Umkehr und fahren fort zu sündigen, und du fährst fort zu vergeben!“

Sein Zuname

Der Zuname Rabbi Levi Jizchaks war „Barmherzig“, und mit diesem Namen, der aber nicht der seines Vaters gewesen war, bezeichneten ihn die Bücher der Behörden. Das war so gekommen. Ein königlicher Erlaß hatte befohlen, daß jedermann seinem Namen einen Zunamen beifüge, und da die Juden zögerten, ging der Büttel in Berditschew von Haus zu Haus, um die Eintragung zu erzwingen. Als er Rabbi Levi Jizchaks Schwelle betrat und seine Frage hersagte, sah ihm der Zaddik als einem Menschen ins Angesicht und sprach ihn über die Frage hinweg so an: „Hefte dich an Gottes Eigenschaft. Wie er barmherzig ist, so sei du barmherzig.“ Aber der Büttel zog das Verzeichnis hervor und trug ein: Vorname Levi Jizchak, Zuname Barmherzig.

Gottes Tefillin

Der Berditschewer sprach einmal mitten im Gebet zu Gott:

„Herr der Welt, du mußt Israel seine Sünden vergeben. Tust du es, so ist es gut. Tust du es aber nicht, so will ich aller Welt sagen, daß du in ungültigen Tefillin gehst. Denn wie heißt der Spruch, der in deine Tefillin eingeschlossen ist? Es ist der Spruch Davids, deines Gesalbten: Wer ist wie dein Volk Israel, ein einzig Volk auf Erden! Vergibst du aber Israel seine Sünden nicht, dann ist es ein einziges Volk nicht mehr, unwahr ist das Wort, das deine Tefillin tragen, ungültig sind deine Tefillin geworden!"

Ein andermal sagte er: „Herr der Welt, Israel sind die Tefillin deines Hauptes. Wenn einem schlichten Juden die Tefillin zu Boden fallen, hebt er sie sorglich auf und säubert sie und küßt sie. Gott, deine Tefillin sind zu Boden gefallen!"

Ich verzeihe

Als Rabbi Levi Jizchak einst in der hohen Glut des Versöhnungsgebets an die Worte kam: „ER sprach: Ich verzeihe", brach er ab und rief: „Herr der Welt, wir haben nicht mehr die Kraft zu sagen: ER sprach — Herr der Welt, sag du selber, du selber sag: Ich verzeihe!"

Unterbrechung

Als der Berditschewer an einem Jomkippur-Vormittag im Vortrag des hohepriesterlichen Dienstes im Heiligtum an die Stelle kam, wo der Priester zuerst die sühnenden Blutstropfen sprengte und die Worte zu sprechen hatte: „Und so zählte er: eins — eins und eins — eins und zwei — eins und drei ..." fiel er nach dem zweiten Wort ‚eins', von der Inbrunst überwältigt, zu Boden und lag wie tot. Umsonst versuchten die Umstehenden, ihn zu ermuntern. Sie hoben ihn vom Boden, trugen ihn in seine Kammer und legten ihn aufs Ruhebett. Dann nahmen

die Chassidim, die wohl wußten, daß dies eine Begebenheit der Seele und nicht leibliche Erkrankung war, das Gebet wieder auf. Gegen Abend — sie hatten eben Neïla zu sagen angehoben — stürzte der Rabbi herein und vors Pult und schrie: „... und eins". Dann besann er sich und betete der Ordnung nach weiter.

Im Kampf

Einst betete der Berditschewer am Jomkippur in der Lemberger ‚Schul'. Mitten im Mußafgebet hielt er unversehens inne, und man hörte ihn in polnischer Sprache, mit drohender Stimme sagen: „Ich will dich schon lehren!"

Bei der Abendmahlzeit sprach der Rabbiner von Lemberg zum Berditschewer: „Über Eure sonstige Art zu beten erlaube ich mir keine Vorhaltung, aber das eine muß ich fragen: wie konntet Ihr das Gebet unterbrechen, dazu noch mit polnischer Rede?" „Mit den andern Widersachern", antwortete Rabbi Levi Jizchak, „wurde ich eben leichter fertig als mit dem Fürst-Dämon von Polen."

Die Abwesenden

Einmal ging der Berditschewer im Bethaus nach dem Gebet der achtzehn Segenssprüche auf ein paar Leute zu und begrüßte sie mit wiederholtem „Friede sei mit euch", als wären sie in diesem Augenblick von einer Reise gekehrt. Als sie ihn befremdet anstarrten, sagte er: „Was wundert ihr euch? Ihr wart doch eben in der Ferne, du auf einem Markt und du auf einem Kornschiff, und als das Sprechen des Gebets aufhörte, seid ihr zurückgekommen; so habe ich euch begrüßt."

Das Stammeln

Rabbi Levi Jizchak kam einst in eine Herberge, wo viele Kaufleute eingekehrt waren, die zu einem Markt fuhren. Der Ort war fern von Berditschew, so kannte niemand den Zaddik. Am frühen Morgen wollten die

Gäste beten; da sich aber im ganzen Haus nur ein einziges Paar Tefillin fand, zog einer nach dem andern sie an, sprach in Eile das Gebet und reichte sie dem nächsten. Als alle fertig waren, rief der Rabbi zwei junge Leute zu sich heran; er wolle sie etwas fragen. Sie traten näher, er sah ihnen ernsthaft ins Angesicht und sagte: „Ma—ma—ma, wa—wa—wa.“ „Was wollt Ihr?“ riefen die Jünglinge, erhielten aber nichts zur Antwort als die gleichen wirren Laute. Da hielten sie ihn für einen Narren. Nun aber redete er sie an: „Wie, versteht ihr die Sprache nicht, und habt doch soeben zu Gott dem Herrn in ihr gesprochen?“

Einen Augenblick schwiegen die jungen Leute bestürzt, dann aber sagte der eine: „Habt Ihr nicht ein Kind in der Wiege liegen sehen, das die Stimme noch nicht zu gliedern vermag? Habt Ihr nicht gehört, wie es allerlei Geräusch mit seinem Munde macht: Ma—ma—ma, wa—wa—wa? Alle Weisen und Gelehrten können es nicht verstehen. Wenn aber seine Mutter hinzukommt, weiß sie sogleich, was die Laute meinen.“

Als der Berditschewer diese Antwort vernahm, begann er zu tanzen vor Freude. Und wenn er sich in den folgenden Jahren an den „erhabenen Tagen“ mit Gott mitten im Gebet nach seiner Art unterredete, pflegte er ihm diese Antwort zu erzählen.

Abraham und Lot

Der Berditschewer kam einst nach Lemberg und ging in das Haus eines reichen und geachteten Mannes. Zum Hausherrn vorgelassen bat er, ihm Unterkunft für einen Tag zu gewähren, verschwieg aber Namen und Stand. Der Reiche fuhr ihn an: „Ich brauche hier keine Wandersleute. Geh doch in eine Herberge!“ „Ich bin kein Herbergsgast“, sagte der Rabbi; „gebt mir etwas Raum in einer Stube, und ich will Euch um nichts anderes behelligen.“ „Fort

mit dir!" rief jener; „wenn du kein Herbergsgast bist, wie du sagst, so geh zu dem Schullehrer um die Ecke; der pflegt solche zugelaufenen Leute mit Ehren zu empfangen und zu bewirten."

Rabbi Levi Jizchak ging zum Schullehrer und wurde mit Ehren empfangen und bewirtet. Aber auf dem Weg hatte ihn jemand erkannt, und alsbald verbreitete sich in der Stadt die Kunde, der heilige Rabbi von Berditschew sei da und habe im Hause des Schullehrers Wohnung genommen. Kaum hatte er ein wenig geruht, staute sich schon eine Menge Zulaßbegehrender vor der Tür, und als sie geöffnet wurde, strömten die Scharen herbei, den Segen des Zaddiks zu empfangen. Darunter war auch jener reiche Mann; er drängte sich vor den Rabbi und begann: „Möge doch unser Herr und Meister mir vergeben und mein Haus seines Besuches würdigen. Alle Zaddikim, die nach Lemberg kamen, haben bei mir gewohnt."

Rabbi Levi Jizchak wandte sich zu den Umherstehenden und sprach: „Wißt ihr, welcher Unterschied zwischen unserem Vater Abraham, der Friede über ihm, und Lot besteht? Warum wird mit solchem Wohlgefallen erzählt, wie Abraham Dickmilch, Milch und ein zartes Kalb den Engeln auftrug? Hat doch auch Lot einen Kuchen gebacken und ein Mahl vorgesetzt. Und warum wird es als Verdienst angesehen, daß Abraham sie in seinem Hause aufnahm? Hat doch auch Lot sie geladen und beherbergt. Aber es verhält sich damit also. Bei Lot heißt es: Die Engel kamen nach Sodom. Bei Abraham aber heißt es: Er hob seine Augen und sah, da standen Männer vor ihm. Lot sah Engelsgestalten, Abraham arme, bestaubte, der Ruhe und der Labung bedürftige Wandersleute."

Neidisch

Der Berditschewer ging einst auf der Straße auf

einen Mann zu, der ein hohes Amt innehatte und ebenso böse wie mächtig war, faßte ihn beim Saum seines Rocks und sprach zu ihm: „Herr, ich beneide dich. Wenn du zu Gott umkehrst, wird aus jedem deiner Flecken ein Lichtstrahl werden, und du wirst ganz zu Licht gedeihen. Herr, ich beneide dich um dein großes Leuchten.“

Die weinende Frau

Der Berditschewer erzählte:

Einmal, kurz vor Rosch-ha-Schana, ist zu mir eine Frau gekommen, die weinte und weinte. Frag' ich sie: „Warum weinst du? Warum weinst du?“ Antwortet sie: „Wie soll ich nicht weinen? Der Kopf tut mir weh! Der Kopf tut mir weh!“ Sag' ich zu ihr: „Wein' nicht! Wenn du weinst, wird dir der Kopf noch mehr weh tun.“ Antwortet sie: „Wie soll ich nicht weinen? Wie soll ich nicht weinen? Ich habe einen einzigen Sohn, und da kommt der heilige und furchtbare Tag, und ich weiß nicht, wird mein Sohn bestehen vor Gottes Gericht?“ Sag' ich zu ihr: „Wein' nicht! Wein' nicht! Er wird gewiß bestehen vor Gottes Gericht! Denn sieh, es steht geschrieben: ‚Ist mir Efraim doch ein Lieblingssohn, ein Kind der Freude! Dieweil ich gegen ihn rede, gedenke ich sein noch. So erregt sich mein Innres ihm zu — erbarmen, erbarmen will ich mich sein, spricht Er.‘“

Diese Begebenheit erzählte der Berditschewer mit einer wundersamen Melodie, und mit dieser selben Melodie wird sie heute noch von Chassidim berichtet.

Schülertum

Als Rabbi Kalman, der Verfasser des vielberühmten Buches Licht und Sonne, noch ein fünfjähriger Knabe war, versteckte er sich nach Kinderart unter dem Tallit des Berditschewers und sah in das überhüllte Antlitz empor. Da senkte sich eine bren-

nende Kraft auf ihn nieder, drang in sein Herz und ergriff Besitz davon.

Nach vielen Jahren führte Rabbi Elimelech dem Berditschewer einige seiner edelsten Schüler vor und unter ihnen den jungen Kalman. Rabbi Levi Jizchak sah ihn an und erkannte ihn. „Der ist mein," sagte er.

Die falschen Messiasse

Ein Ungläubiger hielt einmal dem Berditschewer vor, die großen alten Meister seien auch tief im Irrtum befangen gewesen; so habe Rabbi Akiba an den Empörer Barkochba als an den Messias geglaubt und habe ihm gedient.

Der Berditschewer antwortete:

„Einem Kaiser erkrankte einst sein einziger Sohn. Ein Arzt riet, ein Linnen mit einer scharfen Salbe zu bestreichen und es um den bloßen Leib des Kranken zu legen. Ein anderer widersprach, weil der Knabe zu schwach sei, um die heftigen Schmerzen, die die Salbe verursacht, zu ertragen. Der dritte empfahl nun einen Schlaftrunk; aber der vierte befürchtete, der könnte dem Herzen des Kranken einen Schaden zufügen. Da schlug der fünfte vor, man solle den Trunk löffelweise reichen, von Stunden zu Stunden, sooft der Prinz erwache und die Schmerzen spüre. Und so wurde getan.

Als Gott sah, daß die Seele Israels krank war, hüllte er sie in das ätzende Linnen des Galut und legte, daß sie es ertrüge, den Schlaf der Dumpfheit auf sie. Damit aber der sie nicht zerstöre, weckt er sie von Stunden zu Stunden mit einer falschen Messiashoffnung und schläfert sie wieder ein, bis die Nacht vergangen ist und der wahre Messias erscheint. Um dieses Werkes willen werden zuweilen die Augen der Weisen verblendet."

Einst und jetzt

Der Berditschewer sprach: Eine verkehrte Welt

sehe ich vor mir. Einst war in Israel die ganze Wahrheit in den Gassen und auf den Märkten, da sprachen alle wahr. Wenn sie aber ins Bethaus kamen, brachten sie auch eine Lüge zustand. Jetzt hingegen ist es umgekehrt. Auf Straßen und Plätzen reden alle falsch, im Bethaus aber bekennen sie die Wahrheit. Denn einst war es so in Israel: Wahrheit und Treue waren die Leuchte vor ihren Schritten, und wenn sie auf den Markt und in die Welt des Handels kamen, bewährten sie mit ihrer Seele das Wort: „Dein Ja sei rechtschaffen, und dein Nein sei rechtschaffen", und all ihr Handel geschah in Treuen. Kamen sie aber ins Bethaus, da schlugen sie sich auf die Brust und sprachen: „Wir haben gefehlt, wir haben veruntreut, wir haben geraubt", und all das war gelogen, denn sie waren treu gewesen vor Gott und den Menschen. Heute ist es umgekehrt. In ihrem Handel üben sie Falschheit und Betrug, im Gebet bekennen sie die Wahrheit.

Das Armenwesen

Als Levi Jizchak in Berditschew Raw wurde, vereinbarte er mit den Vorstehern der Gemeinde, daß sie ihn zu ihren Versammlungen nicht laden sollten, es sei denn, wenn sie einen neuen Brauch oder eine neue Ordnung einzuführen gedächten. Einmal wurde er zu einer Versammlung geladen. Sogleich nach der Begrüßung fragte er: „Welches ist der neue Brauch, den ihr einsetzen wollt?" Sie antworteten: „Wir wollen, daß die Armen fortan nicht mehr an der Schwelle des Hauses betteln, sondern eine Büchse werde aufgerichtet und alle Wohlhabenden tuen Geld hinein, jeder nach seinem Vermögen, und daraus sollen die Bedürftigen bedacht werden." Als der Rabbi dies hörte, sprach er: „Meine Brüder, habe ich denn nicht von euch erbeten, um eines alten Brauchs und einer alten Ordnung willen solltet ihr mich nicht der Lehre entziehen und zu eurer Ver-

sammlung laden?" Erstaunt wandten die Vorsteher ein: „Unser Meister, es ist doch eine neue Einrichtung, die wir heute beraten!" „Ihr irrt," rief er, „eine uralte ist es, ein uralter Brauch von Sodom und Gomorra her. Entsinnt euch, was erzählt wird von dem Mädchen, das in Sodom einem Bettler ein Stück Brot reichte; wie sie das Mädchen griffen und entkleideten und mit Honig bestrichen und den Bienen zum Fraße aussetzten um des großen Frevels willen, den sie verübt hatte. Wer weiß, vielleicht hatten auch sie eine Gemeindebüchse, darein die Wohlhabenden ihr Almosen taten, um den Armen nicht ins Auge zu schauen!"

Der Wunsch

Eine Frau pflegte zum Jomkippur nach Berditschew zu kommen, um in Rabbi Levi Jizchaks Gemeinde zu beten. Einmal verzögerte sie sich, und als sie ins Bethaus kam, war die Nacht schon angebrochen. Die Frau grämte sich sehr, denn sie war gewiß, die Abendandacht sei schon vorüber. Aber der Rabbi hatte nicht begonnen, sondern hatte mit der staunenden Gemeinde gewartet, bis die Frau kam. Als sie merkte, daß er noch nicht Kol Nidre gesprochen hatte, geriet sie in große Freude und rief Gott zu: „Herr der Welt, was soll ich dir wünschen für das Gute, das du an mir getan hast? Ich wünsche dir, du sollst so viel Freude an deinen Kindern erleben, wie du mich jetzt hast erleben lassen!"
Da ward, während sie noch sprach, eine Stunde der göttlichen Gnade über der Welt.

Der Seder des Unwissenden

Rabbi Levi Jizchak hatte einst den Seder der ersten Peßachnacht mit allen Intentionen gehalten, so daß jeder Spruch und jeder Brauch in der Weihe seines geheimen Sinns am Tisch des Zaddiks aufleuchtete. Nach der Feier, in der Morgendämmerung, saß

Rabbi Levi Jizchak in seiner Kammer und war froh und stolz, weil ihm der Dienst dieser Nacht so geglückt war. Da aber redete es zu ihm: „Wessen berühmst du dich? Lieblicher ist mir der Seder Chajims des Wasserträgers als der deine.“ Der Rabbi rief seine Hausleute und Schüler zusammen und fragte nach dem Mann, dessen Name ihm genannt worden war. Niemand kannte ihn. Auf das Geheiß des Zaddiks gingen einige Schüler ihn suchen. Lange mußten sie umherlaufen, ehe ihnen am Rand der Stadt, wo die Armen wohnen, das Haus Chajims des Wasserträgers gezeigt wurde. Sie klopften an die Tür. Eine Frau kam heraus und fragte nach ihrem Begehr. Als sie es erfahren hatte, verwunderte sie sich und sagte: „Wohl ist Chajim der Wasserträger mein Mann. Aber er kann nicht mit euch kommen, denn er hat gestern viel getrunken und schläft sich nun aus, und wenn ihr ihn auch weckt, wird er die Füße nicht zu heben vermögen.“ Jene antworteten nur: „Der Rabbi hat es befohlen!“ gingen hin und rüttelten ihn auf. Er sah sie aus blinzelnden Augen an, verstand nicht, wozu sie seiner bedurften, und wollte sich wieder zurechtlegen. Sie jedoch hoben ihn vom Lager, nahmen ihn in ihre Mitte und trugen ihn fast auf ihren Schultern zum Zaddik. Der ließ ihm einen Sitz in seiner Nähe geben, und als er stumm und verwirrt dasaß, beugte er sich zu ihm und sprach: „Rabbi Chajim, mein Herz, auf welches Geheimnis ging Euer Sinnen, als Ihr das Gesäuerte zusammensuchtet?“ Der Wasserträger sah ihn mit stumpfen Augen an, schüttelte den Kopf und antwortete: „Herr, ich habe mich umgesehen in allen Winkeln und habe es zusammengesucht.“ Staunend fragte der Zaddik weiter: „Und welche Weihe hattet Ihr im Sinn, als Ihr das Gesäuerte verbranntet?“ Er dachte nach, betrübte sich und sagte zögernd: „Herr, ich habe vergessen, es zu verbrennen. Und nun entsinne ich mich, es liegt

noch auf dem Balken.“ Als Rabbi Levi Jizchak dies hörte, ward er vollends unsicher; aber er fragte weiter: „Und das sagt mir nun, Rabbi Chajim: wie habt Ihr den Seder gehalten?“ Da war es, als erwache jenem etwas in Aug und Gliedern, und er sprach mit demütiger Stimme: „Rabbi, ich will Euch die Wahrheit sagen. Seht, ich habe von je gehört, daß es verboten ist, Branntwein zu trinken die acht Tage des Festes, und da trank ich gestern am Morgen, daß ich genug habe für acht Tage. Und da wurde ich müde und schlief ein. Dann weckte mich mein Weib, und es war Abend, und sie sagte zu mir: ‚Warum hältst du nicht den Seder wie alle Juden?‘ Sagte ich: ‚Was willst du von mir? Bin ich doch ein Unwissender, und mein Vater war ein Unwissender, und ich weiß nicht was tun und was lassen. Aber sieh, das weiß ich: unsre Väter und unsre Mütter waren gefangen bei den Zigeunern, und wir haben einen Gott, der hat sie hinausgeführt in die Freiheit. Und sieh, nun sind wir wieder gefangen, und ich weiß es und sage dir, Gott wird auch uns in die Freiheit führen.‘ Und da sah ich den Tisch stehen, und das Tuch strahlte wie die Sonne, und standen drauf Schüsseln mit Mazzot und Eiern und andern Speisen, und standen Flaschen mit rotem Wein, und da aß ich von den Mazzot mit den Eiern und trank vom Wein und gab meinem Weibe zu essen und zu trinken. Und dann kam die Freude über mich, und ich hob den Becher Gott entgegen und sagte: ‚Sieh, Gott, diesen Becher trink ich dir zu! Und du neige dich zu uns und mache uns frei!‘ So saßen wir und tranken und freuten uns vor Gott. Und dann war ich müde, legte mich hin und schlief ein.“

Beim Mahl der sieben Hirten

An Rabbi Levi Jizchaks Tisch kam öfters ein redlicher und ungelehrter Mann, der von der Schülerschar mit abweisenden Blicken betrachtet wurde,

weil er gar nicht zu fassen vermöge, was aus des Rabbis Munde kommt; und was will der Pechsieder unter den Salbenreibern? Da er aber in seiner guten Einfalt die Haltung der Schüler nicht bemerkte oder auch sich nicht durch sie anfechten ließ, sprachen sie endlich der Ehefrau des Zaddiks zu, sie möchte den Tölpel hinwegweisen. Sie wollte dies nicht ohne die Erlaubnis ihres Mannes tun; so legte sie ihm Bedenken und Bitte der Schüler vor. Der Rabbi antwortete: „Wenn einst die sieben Hirten beim heiligen Gelage sitzen, Adam, Set, Metuselah zur Rechten, Abraham, Jakob, Mose zur Linken, David in der Mitte, und ein armer Unwissender, Levi Jizchak von Berditschew, hinzutritt, ich glaube daran, daß sie dem Tölpel gar noch zunicken."

Die erstreckte Frist

Einst sprach Rabbi Levi Jizchak von Berditschew am Ende des Versöhnungstags, aus dem Bethaus tretend, zu den Leuten, die ihn umstanden: „Wisset, heute ist die Zeit meines Lebens vollendet, und ich hätte in dieser Stunde von der Welt zu scheiden. Aber es hat mich sehr bekümmert, daß ich die zwei köstlichen Gebote, die uns nun entgegenkommen und in vier Tagen bei uns sein werden, Sukka und Etrog, nicht mehr erfüllen soll. Darum habe ich gebetet, daß mir über das Hüttenfest die Frist erstreckt werde, und Gott hat mich erhört." Und so geschah es: am Tag nach dem der Freude am Gesetz erkrankte der Berditschewer, und am Tag nach diesem starb er.

Schnëur Salman von Ladi („der Raw")

Nicht zurück

In den Jahren nach der Heirat lebte Salman dem Brauch gemäß bei seinen Schwiegereltern „auf Kost". Aber seine Abgeschiedenheit, seine Art zu beten und

all sein Dienst waren ihnen befremdlich, und sie erachteten ihn, wiewohl sie seine Gelehrsamkeit bewunderten, für einen Narren. Umsonst bedrängten sie die Tochter, sich von ihm den Scheidebrief geben zu lassen; daher mußten sie sich damit begnügen, ihm das Leben schwer zu machen. Sie verweigerten ihm Kerzen, so daß er am Fenster beim Mondlicht lernte; und in den Winternächten, in denen er oft fast bis zur Morgendämmerung aufblieb, ließen sie ihn Kälte leiden. Das währte, bis er mit zwanzig Jahren sich aufmachte, um zu dem großen Maggid nach Mesritsch zu wandern.

Als später der Ruhm Rabbi Salmans sich zu verbreiten begann, reute es seine Schwiegermutter der Pein, die sie und ihr inzwischen verstorbner Mann ihm angetan hatten, und sie bat den Zaddik, wieder in ihrem Hause Wohnung zu nehmen; sie wolle es ihm an nichts fehlen lassen und sich auch seiner Chassidim hilfreich annehmen. Rabbi Salman lehnte die Einladung ab, und als die Frau nicht nachließ, sagte er: „Sieh, wer kann es besser haben als das Kind im Mutterleib? Es braucht sich um Essen und Trinken nicht zu bekümmern; auf seinem Haupte brennt ein Licht, und es lernt die ganze Tora. Aber wenn es hervortritt, kommt ein Engel und schlägt es auf den Mund, daß es alles Gelernte vergißt. Und doch, wenn einer zurückkehren könnte, er wollte es nicht. Warum wohl? Weil er sein Maß gewonnen hat."

Die Erlaubnis

Salman besprach sich mit seinem Bruder, daß sie zum heiligen Maggid nach Mesritsch ziehen wollten. Dann bat er seine Frau, daß sie drein willige, und sie tat es; nur mußte er ihr versprechen, daß er nach anderthalb Jahren zurückkehren würde. Sie hatte sich dreißig Rubel zusammengespart, die gab sie ihm, und er kaufte dafür Pferd und Wagen. Der Bruder aber hatte nicht die Einwilligung seiner Frau erbe-

ten. Als sie in die Stadt Orscha kamen, fiel das Pferd und war tot. „Das ist, weil du ohne Fug mitgekommen bist," sagte Salman zum Bruder, „und es ist dir bedeutet, daß du diesen Weg nicht zu wandern hast. Darum kehre heim, ich aber will weitergehn; und von allem, was ich erlange, will ich dir zuteilen." So schieden sie, und Salman ging zu Fuß weiter.

Der Blick des Meisters

Das Gemach des großen Maggids stieß an den Saal, in dem die Schüler schliefen. In der Nacht ging er zuweilen, ein Licht in der Hand, hinüber und sah die Gesichter der Schlafenden an. Einmal bückte er sich zu der niedern Ofenbank, auf der der junge Salman unter einer schlechten dreieckigen Decke lag, betrachtete ihn lange und sprach dann zu sich: „O Wunder über Wunder, daß ein so großer Gott in einem so schmächtigen Hause wohnt."

Aufstieg

Rabbi Schnëur Salman erzählte:

„Vor Mesritsch war mein Dienst auf der Betrachtung gegründet, aus der mir Gottesliebe und Gottesfurcht quollen. In Mesritsch stieg ich zu der Stufe auf, wo das Bewußtsein selber Liebe und Furcht ist.

Als ich zuerst den heiligen Maggid sagen hörte: ‚Die Gotteseigenschaft Gnade, das ist unsere Liebe Gottes, die Gotteseigenschaft Macht, das ist unsere Furcht Gottes', — da hielt ich das für eine Deutung. Aber dann sah ich, daß es so ist: Gottesgnade ist Gottesliebe, Gottesmacht ist Gottesfurcht."

Die Vogelsprache

Rabbi Pinchas von Korez wollte den jungen Salman, der ihn auf seiner zweiten Fahrt nach Mesritsch aufsuchte, die Sprache der Vögel und die Sprache der Gewächse lehren, er aber wehrte es ab. „Der Mensch braucht nur ein Ding zu verstehen", sagte er.

Im Alter fuhr Rabbi Schnëur Salman einmal mit einem Enkel über Land. Überall hüpften und zwitscherten die Vögel. Der Rabbi hielt eine Weile den Kopf aus dem Wagen. „Wie flink sie reden", sagte er dann zu dem Kind; „sie haben ihr eigenes Alphabet. Man braucht nur gut zu hören und gut zu fassen, um ihre Sprache zu verstehn."

Von dem großen Eifer

Schnëur Salman beschloß nach dem Tode des Maggids, die Stadt Mesritsch endgültig zu verlassen. Als er vom Sohn des Maggids, Rabbi Abraham dem Engel, der ihn in der geheimen Weisheit unterrichtet hatte, Abschied nahm, sagte der ihm, er wolle ihm das Geleit geben, und setzte sich zu ihm in den Wagen. Hinter dem Stadttor rief Rabbi Abraham dem Fuhrmann zu: „Treib die Pferde an und laß sie laufen, bis sie vergessen, daß sie Pferde sind." Salman nahm das Wort auf. „Bis ich diesen Weg des Dienstes recht erlernt habe, bedarf es einer geraumen Zeit", sagte er und blieb noch ein Jahr in Mesritsch.

Am untern Ende

Nach dem Tode seines Lehrers, des großen Maggids, pflegte Schnëur Salman zu Rabbi Menachem von Witebsk zu fahren und galt als dessen Schüler, obgleich seine eigentliche Lehrzeit um war. An Sabbaten und Festtagen aßen alle Chassidim am Tisch ihres Rabbis. Schnëur Salman saß stets am untern Ende. Am Abend des Neuen Jahrs sah der Witebsker den untern Platz leer. Er ging ins Lehrhaus, wo er Salman noch im Gebet stehend fand, hörte ihm eine Weile unbemerkt zu und kehrte in die Stube zurück. „Stört ihn nicht," sagte er, „er hat Freude an Gott und Gott an ihm."

Zu Gott

Einmal unterbrach Salman das Gebet und sprach:

„Ich will nicht dein Paradies, ich will nicht deine kommende Welt, ich will nur dich allein.“

Angst

Als die Chassidim zu ihm zu fahren begannen und er zum ersten Mal, zum Fenster hinausschauend, die heranziehende Schar erblickte, entsetzte er sich und schrie: „Was wollen sie von mir? Warum kommen sie zu mir? Was haben sie an mir gesehn?“ Da sprach seine Frau zu ihm: „Gemach, nicht zu dir kommen sie, sie wollen nur, weil du im Schatten des heiligen Maggids geweilt hast, von ihm erzählen hören.“ „Dann ist es gut,“ sagte er und beruhigte sein Herz, „erzählen, ja, erzählen will ich ihnen.“ Als er aber erst zu erzählen anfing, konnte er die Lehre nicht länger verschlossen halten.

Wo bist du?

Als Rabbi Schnëur Salman, der Raw von Reußen, weil seine Einsicht und sein Weg von einem Anführer der Mitnagdim bei der Regierung verleumdet worden waren, in Petersburg gefangen saß und dem Verhör entgegensah, kam der Oberste der Gendarmerie in seine Zelle. Das mächtige und stille Antlitz des Raw, der ihn zuerst, in sich versunken, nicht bemerkte, ließ den nachdenklichen Mann ahnen, welcher Art sein Gefangener war. Er kam mit ihm ins Gespräch und brachte bald manche Frage vor, die ihm beim Lesen der Schrift aufgetaucht war. Zuletzt fragte er: „Wie ist es zu verstehen, daß Gott der Allwissende zu Adam spricht: ‚Wo bist du?‘“ „Glaubt Ihr daran,“ entgegnete der Raw, „daß die Schrift ewig ist und jede Zeit, jedes Geschlecht und jeder Mensch in ihr beschlossen sind?“ „Ich glaube daran“, sagte er. „Nun wohl,“ sprach der Zaddik, „in jeder Zeit ruft Gott jeden Menschen an: ‚Wo bist du in deiner Welt? So viele Jahre und Tage von den dir zugemessenen sind vergangen, wie weit bist

du derweilen in deiner Welt gekommen?' So etwa spricht Gott: ‚Sechsundvierzig Jahre hast du gelebt, wo hältst du?'"

Als der Oberste die Zahl seiner Lebensjahre nennen hörte, raffte er sich zusammen, legte dem Raw die Hand auf die Schulter und rief: „Bravo!" Aber sein Herz flatterte.

Frage und Antwort

Der Raw sprach einen Schüler, der eben bei ihm eintrat, so an: „Mosche, was ist das, ‚Gott'?"

Der Schüler schwieg.

Der Raw fragte zum zweiten-, zum drittenmal.

„Warum schweigst du?"

„Weil ich es nicht weiß."

„Weiß ich's denn?" sprach der Raw. „Aber ich muß sagen, denn so ist es, daß ich es sagen muß: Er ist deutlich da, und außer ihm ist nichts deutlich da, und das ist er."

Womit er betete

Der Raw fragte einst seinen Sohn: „Womit betest du?" Der Sohn verstand den Sinn der Frage: auf welche Betrachtung er sein Gebet gründe. Er antwortete: „Mit dem Spruch: ‚Jegliche Höhe neige sich dir.'" Dann fragte er den Vater: „Und womit betest du?" Er sprach: „Mit der Diele und mit der Bank."

Besinnung

Einmal besuchte den Raw einer der Mitnagdim und legte ihm allerlei Fragen vor. Zuletzt wollte er wissen, warum an der Tür des Zaddiks ein Diener stehe und nicht zu jeder Zeit die Leute zu ihm vorlasse. Der Raw legte den Kopf in die Hände. Nach einer Weile hob er ihn und sagte: „Haupt und Rumpf sind ein Leib, und doch muß das Haupt anders bedeckt und sorglicher gehütet werden." Der Mitnaged gab sich zufrieden und ging. Aber der Sohn des Zaddiks war nicht zufrieden. „Um diese Antwort zu erteilen," sagte er, „brauchtest du doch nicht

den Kopf in die Hände zu legen und dich zu besinnen.“ Rabbi Salman sprach: „Als Korah zu Mose redete: ‚All die Gemeinschaft, alle sind sie heilig, in ihrer Mitte ist ja ER, warum erhebt ihr euch über SEIN Gesamt?‘, da hörte es Mose und fiel auf sein Angesicht. Dann erst erwiderte er Korah. Warum wohl? Er hätte, was er sagte, doch gleich sagen können. Aber Mose besann sich: Vielleicht kommt dieses Wort von oben, und Korah ist nur ein Bote, wie darf ich ihm da erwidern? Daher fiel er auf sein Angesicht und betrachtete, ob er sich in Wahrheit über die andern zu erheben suche. Und als er betrachtet und erkannt hatte, daß keine solche Sucht an ihm war, wie Gottes Wort es bezeugt, daß der Mann Mose sehr demütig war, mehr als alle Menschen, da wußte er, daß Korah nicht zu ihm abgesandt war, und er erwiderte ihm.“

Vom Messias

Einer fragte den Raw scherzend: „Wird der Messias ein Chassid oder ein Mitnaged sein?“ „Ich denke, ein Mitnaged“, sagte er. „Denn würde er ein Chassid sein, die Mitnagdim würden ihm nicht glauben. Die Chassidim aber werden ihm glauben, was immer er sei.“

Schauen

In den Tagen vor dem Sterben fragte der Raw seinen Enkel: „Siehst du etwas?“ Der blickte ihn erstaunt an. „Ich“, sagte der Raw, „sehe nur noch das göttliche Nichts, das die Welt belebt.“

Jaakob Jizchak von Lublin („der Seher“)

Der alte Lehrer

Einst fuhr Rabbi Jaakob Jizchak mit einigen Schülern und Begleitern nach einer fernen Stadt. Es war Freitag mittags, und sie mußten schon nah am Ziel sein, als sie an einen Scheideweg kamen. Der Fuhr-

mann fragte, welche Richtung er einschlagen solle; der Rabbi wußte es nicht und sagte: „Laß die Zügel hängen und die Pferde gehn, wohin sie wollen.“ Nach einiger Zeit erblickten sie die ersten Häuser einer Stadt; aber sie erfuhren bald, daß es eine andre war. „Nun ist es aus mit dem Rabbitum“, sagte der Lubliner. „Wie sollen wir es aber anstellen,“ fragten die Schüler, „um über Sabbat Speise und eine Ruhestatt zu bekommen, wenn wir nicht eröffnen dürfen, wer Ihr seid?“ Es war nämlich des Zaddiks Brauch, daß er von den Geldgaben, die ihm gebracht wurden, nicht eine kleine Münze über Nacht behielt, sondern alles den Armen austeilte. „Laßt uns ins Bethaus gehen,“ sagte er, „da werden wir von dem Hausherrn als Sabbatgäste mitgenommen werden.“ Und so geschah es; der Rabbi allein verweilte so lange im Gebet, bis das Bethaus sich geleert hatte. Aufblickend sah er nur noch einen etwa achtzigjährigen Mann dasitzen. Der fragte ihn: „Wohin geht Ihr zur Sabbateinweihung?“ „Ich weiß es nicht“, antwortete der Zaddik. „Geht nur in die Herberge,“ sagte der Alte, „und nach dem Ruhetag will ich Geld für Eure Zeche sammeln.“ „In der Herberge“, entgegnete Rabbi Jaakob Jizchak, „kann ich nicht den Sabbat einweihen, weil sie dort den Segen über die Lichte nicht sprechen.“ Der Alte sagte zögernd: „In meinem Haus ist nur ein wenig Wein und Brot für mich und mein Weib.“ „Ich bin kein Schlemmer“, versicherte der Lubliner. So gingen sie zusammen.

Der Alte sprach den Segen über den Wein und darauf der Rabbi. Nach dem Segensspruch über das Brot fragte der Greis: „Woher seid Ihr?“ — „Aus Lublin.“ — „Und kennt Ihr ihn?“ — „Ich bin stets bei ihm.“ Da bat der Alte mit zitternder Stimme: „Erzählt mir etwas von ihm.“ „Warum begehrt Ihr das so sehr?“ fragte der Zaddik. „Ich war“, berichtete jener, „in jungen Jahren Schulhelfer, und

er war eins der Kinder, auf die ich zu achten hatte. Es waren keine sonderlichen Gaben an ihm zu bemerken. Und nun habe ich vernommen, daß er ein Großer geworden ist. Seither faste ich einen Tag in jeder Woche daß ich gewürdigt werde, ihn zu schauen. Denn ich bin zu arm, um nach Lublin fahren, und zu schwach, um hingehen zu können." „Und besinnt Ihr Euch noch auf etwas aus jener Zeit?" fragte der Rabbi. „Tag für Tag", sagte der Alte, „mußte ich nach ihm suchen, wenn ich ihn zum Gebetbuch rief, und fand ihn nie. Nach einer guten Weile kam er stets von selbst, und dann schlug ich ihn. Einmal paßte ich ihm auf und ging ihm nach. Da sah ich, er saß im Wald auf einem Ameisenhaufen und schrie: ‚Hör Israel, ER unser Gott, ER Einer!' Fortan habe ich ihn nicht mehr geschlagen."

Nun verstand Rabbi Jaakob Jizchak, warum ihn seine Pferde in diese Stadt gebracht hatten. „Ich bin es", sagte er. Als der Alte dies hörte, fiel er in Ohnmacht und konnte nur mit großer Mühe wiederbelebt werden.

Nach Sabbatausgang ging der Zaddik mit seinen Schülern aus der Stadt, und der Alte gab ihm das Geleit, bis er müde ward und umkehren mußte. Er kam heim, legte sich hin und starb. Indessen saß der Rabbi mit den Seinen in einem Dorfwirtshaus beim Mahl der Sabbatnachfeier. Nach dem Mahl erhob er sich und sprach: „Wir wollen in die Stadt zurück, um meinen alten Lehrer zu bestatten."

Die Tränenweihe

Rabbi Sußja kam einst auf seiner großen Wanderschaft in die Stadt, wo der Vater des Knaben Jaakob Jizchak wohnte. Im Lehrhaus stellte er sich seinem Brauch gemäß hinter dem Ofen zum Gebet, das Haupt ganz in den Tallit eingehüllt. Plötzlich sah er, sich halb umwendend, daraus hervor und, ohne

den Blick auf irgendeinem andern Gegenstand verweilen zu lassen, dem Knaben Jaakob Jizchak in die Augen. Dann drehte er den Kopf wieder dem Ofen zu und betete weiter. Den Knaben kam mit unergründlicher Gewalt das Weinen an, ein Tränenabgrund brach in ihm auf, und er weinte eine Stunde lang. Erst als die Tränen versiegten, ging Sußja auf ihn zu und sprach: „Die Seele ist dir erweckt. Nun geh zu meinem Bruder Elimelech und lerne bei ihm, daß auch dein Geist aus seinem Schlaf tauche."

Am Felsrand

Nahe der Stadt Lisensk, wo Rabbi Elimelech lehrte, ist ein zumeist waldüberwachsener, auf einer Seite aber steil abfallender Hügel, dessen felsiger Gipfel bis auf den heutigen Tag Rabbi Melechs Tisch genannt wird. Da pflegte der junge Jaakob Jizchak sich zu ergehen und nachzusinnen, wie man zur wahren Demut und Selbstvernichtung komme. Einmal wußte er sich keinen Rat mehr, als sein Leben darzubringen; er trat an den Felsrand und wollte sich hinabstürzen. Es war ihm aber unbemerkt sein Gefährte, der junge Salke aus Grodzisk, gefolgt; er lief auf ihn zu, faßte ihn am Gürtel und ließ nicht ab, ihm heilsam zuzusprechen, bis er den Vorsatz aus seiner Seele gelöst hatte.

Als nach dem Tode seines Lehrers Jaakob Jizchak zum Rabbi in Lublin erkoren wurde, kam Rabbi Salke zu ihm gefahren. Der Zaddik ergriff beide Hände des Eintretenden und sprach: „Rabbi Salke, mein Leben, ich habe Euch sehr lieb. Das kommt, weil Ihr auf der ersten Erdenfahrt meiner Seele mein Vater gewesen seid. Aber wenn ich mich entsinne, was Ihr mir in Lisensk angetan habt, kann ich Euch nicht ganz lieb haben."

Die Landschaft

Als Rabbi Jaakob Jizchak beim Enkel des Baalschem, Rabbi Baruch, zu Gaste war, nahm ihn der stolze

und geheimnisvolle Mann, der einmal von sich gesagt hatte, er wolle der Aufseher der Zaddikim sein, am Sabbatvortag in seinem Wagen mit, um zum Tauchbad zu fahren. Unterwegs versenkte sich Rabbi Baruch in die wirkende Kraft seiner Betrachtung, und die Landschaft wandelte sich aus seinem Sinn. Als sie vom Wagen stiegen, fragte er: „Was sieht der Seher?“ Rabbi Jaakob Jizchak antwortete: „Die Felder des heiligen Landes.“ Als sie den Hügel überquerten, der die Straße vom Bache trennte, fragte Baruch: „Was riecht der Seher?“ Er antwortete: „Die Luft des Tempelbergs.“ Als sie in den Bach tauchten, fragte der Enkel des Baalschem: „Was spürt der Seher?“ Und Rabbi Jaakob Jizchak antwortete: „Den Balsamstrom des Paradieses.“

Das Ruhebett

Es war bekannt, daß der Lubliner oftmals, wenn er sich in einem Hause zu Gast auf ein fremdes Ruhebett legte, keinen Schlaf fand. Daher gab Rabbi Jossel von Ostila, sowie er vernahm, daß der Zaddik auf der nächsten Reise in seine Stadt käme, einem wackern und frommen Schreiner den Auftrag, aus dem besten Holz und mit der sorgsamsten Arbeit ein Bett zu zimmern. Der Meister nahm ein Tauchbad, sammelte seinen Sinn auf das Werk, und es geriet ihm wie keins zuvor. Als der Lubliner bei Rabbi Jossel, dessen Bitte willfahrend, Wohnung nahm, führte ihn der in die Kammer, wo das Lager, mit sanften Kissen und den weichsten und reinlichsten Decken erhöht, in seinem frischen Glanze stand. Aber mit schmerzlichem Erstaunen nahm der Gastgeber wahr, daß der Zaddik sich auf dem Bette seufzend hin und wider warf und von dem Schlaf gemieden wurde. Bestürzt stand er da und wagte erst nach einer Weile, dem Gast das eigene Bett anzubieten; der Lubliner legte sich darauf, schloß sogleich behaglich die Augen und schlief ein. Später faßte sich

Rabbi Jossel ein Herz und fragte, was ihn an dem Ruhebett, das ein gottesfürchtiger Meister mit eifervoller Sorgfalt für ihn gezimmert habe, mangelhaft dünke. Der Zaddik sagte: „Der Mann ist gut, und seine Arbeit ist gut; aber er hat sie in den neun Tagen vor dem Jahrestag der Tempelzerstörung gemacht, und in seiner frommen Art klagte er unablässig um das Heiligtum; nun haftet die Schwermut an seinem Werk und schlägt einem daraus entgegen."

Der Widersacher

Rabbi Mosche Teitelbaum war von Jugend auf ein Feind der chassidischen Lehre, denn sie erschien ihm als eine arge und unbändige Ketzerei. Einst weilte er zu Gast bei seinem Freunde, Rabbi Joßef Ascher, der gleich ihm den Neuerern entgegen war. In jenen Tagen war das Gebetbuch des Meisters Lurja, des Ehrwürdigen, dessen Wort der Vorfahre des chassidischen Wortes ist, im Druck ausgegeben worden. Als es vor die beiden Rabbis gebracht wurde, entriß Rabbi Mosche dem Boten den schweren Band und warf ihn zu Boden. Rabbi Joßef Ascher aber hob ihn auf und sagte: „Es ist ja doch ein Gebetbuch, und man darf es nicht verächtlich machen."
Als man dem Lubliner diesen Vorfall berichtete, sprach er: „Rabbi Mosche wird ein Chassid werden, Rabbi Joßef Ascher wird ein Gegner bleiben. Denn wer großen Brand der Feindschaft hat, kann zu Gott entbrennen; wessen Widerwille aber kalt ist, dem ist der Weg verschlossen." Und so geschah es.

Trauer und Freude

Als Rabbi Mosche ein Schüler des Lubliners geworden war, prüfte er eine Zeitlang die Lebensweise der Chassidim, und sie gefiel ihm wohl. Aber einmal stieg eine Frage in seinem Herzen auf. Er sah, wie sie sich allezeit freuten, jede Arbeit in Freude verrichteten, in Freude wandelten und ruhten, in hoher

Freude beteten, und zugleich gedachte er des Wortes im Gesetzbuch: „Es steht jedem Gottesfürchtigen an, um die Zerstörung des Heiligtums Trauer und Trübsal zu hegen.“ Darüber faßte ihn, als er zum Lubliner unterwegs war, der Zweifel an; aber er bändigte ihn und sprach zu Gott: „Herr, du kennst meine Gedanken und daß es mein Wille ist, meine Augen sollten sich nicht vermessen, Unrecht zu gewahren am Rechtmäßigen. Darum sei du mit mir und hilf mir, daß mein Meister, wenn ich zu ihm komme, meine Frage stille. Denn so sagen ja unsere Weisen: ‚Wer sich zu reinigen kommt, dem stehen sie bei.‘ Sie, heißt es, und nicht er; von den Menschen reden sie.“ So verweilte er im Gebet und besprach sich mit Gott, bis er nach Lublin kam. Als er über Rabbi Jaakob Jizchaks Schwelle trat, redete der ihn an: „Warum ist dein Antlitz heute bekümmert? Wohl heißt es im Gesetzbuch, es stehe jedem Gottesfürchtigen an, um die Zerstörung des Heiligtums Trauer und Trübsal zu hegen. Aber glaube, auch wir sprechen die Mitternachtsklage um Jerusalem mit Weinen und Weheruf, und doch geschieht alles in Freude. Kennst du die Geschichte vom König, der in die Verbannung kam? Er irrte lang umher, bis er bei einem seiner Freunde Zuflucht fand. Der Getreue mußte weinen, sooft er daran dachte, daß der König aus seinem Reich vertrieben sei. Und zu gleicher Zeit lebte die Freude in ihm, daß der König bei ihm wohne. Lieber, die verbannte Gottesherrlichkeit hat Wohnung bei uns genommen. Ich dürfte von dem Geheimnis nicht reden, denn es ist geboten, Gottes Sache im Schweigen zu behüten; aber unsere Weisen haben gesagt: ‚Wer sich zu reinigen kommt, dem stehen sie bei.‘ Sie, heißt es, und nicht er; von den Menschen reden sie.“

Das Leuchten

Einige Chassidim kamen nach Lublin. Ehe sie zum

Rabbi gingen, bat ihr Fuhrmann sie, sie möchten mit den andern Zetteln auch einen mit seinem Namen überreichen, auf daß der Rabbi seiner zum Guten Gedenke, und sie taten nach seinem Wunsch. Als der Lubliner den Zettel las, rief er. „Wie leuchtet der Name dieses Mannes!“ Die Chassidim verwunderten sich; es sei ein einfältiger und unwissender Mensch, und sie hätten in all den Tagen keine sonderliche Tugend an ihm wahrgenommen. „Seine Seele“, sagte der Rabbi, „strahlt mir in diesem Augenblick wie ein lauteres Licht entgegen.“ Die Chassidim gingen alsbald, den Fuhrmann zu suchen, fanden ihn jedoch in der Herberge nicht. Sie gingen von Straße zu Straße; da kam ihnen ein fröhlicher Zug entgegen, Spielleute mit Zimbeln und Pauken voran, eine hüpfende und händeklatschende Schar hinterdrein, und inmitten, alle andern an Jubel und heller Lust überflügelnd, der Fuhrmann. Auf ihre Frage erzählte er: „Als ihr fort wart, dachte ich: ich will mir auch etwas Freude suchen gehn. Da schlenderte ich so durch die Stadt, bis mir aus einem Haus Musik und Fröhlichkeit entgegenklangen. Ich trat ein und sah, es wurde die Hochzeit zweier Waisen gefeiert. Da feierte ich mit, trank und sang und freute mich. Aber nach einer Weile entstand ein Streit und eine Verwirrung, denn die Braut hatte das Geld nicht, um dem Bräutigam nach Sitte und Pflicht einen Tallit zu schenken. Und es war nahe daran, daß der Ehevertrag zerrissen wurde. Da wurde mir das Herz heiß, ich konnte die Beschämung des Mädchens nicht ertragen, zog meinen Beutel aus der Tasche, und siehe da, was darin war, reichte gerade hin, um den Tallit zu bezahlen. Darum ist mein Herz froh.“

Der Übergang

Ein reicher und mächtiger Mann namens Schalom, der allgemein Graf Schalom zubenannt wurde, fiel einst in eine schwere Krankheit. Sein Sohn fuhr

alsbald zum Rabbi von Lublin, daß er Erbarmen herabflehe. Als er aber nach einer langen Reise vor dem Zaddik stand und ihm den Bittzettel reichte, sprach Rabbi Jaakob Jizchak: „Da ist keine Hilfe mehr. Er ist schon aus der Sphäre der Herrschaft in die der Lehre getreten." Heimgekehrt erfuhr der Mann, daß sein Vater in eben jener Stunde verstorben war, in derselben Stunde aber hatte ihm sein Weib einen Sohn geboren. Der wurde nach dem Großvater Schalom genannt und wuchs zu einem Meister der Lehre auf.

Der lange Rechtsstreit

Einmal sagte der Lubliner zu einem seiner Schüler, dem Rabbi Heschel von Komarno: „Warum suchst du nie den Raw der Stadt auf? Du tätest gut, zuweilen zu ihm zu gehen." Das Wort verwunderte den Schüler, denn der Raw, der Eiserne Kopf zubenannt, war ein erbitterter Gegner des chassidischen Wegs; aber er gehorchte und betete fortan nachmittags in dessen Hause. Der Raw nahm ihn freundlich auf. Nach einiger Zeit wurde nach dem Beten ein Rechtsstreit vorgebracht. Als die Parteien hinausgeschickt wurden und die Erörterung begann, trat der eine der Beisitzer für den Kläger, der andere für den Verklagten ein; der Eiserne Kopf hatte zu entscheiden. Rabbi Heschel saß da und folgte achtsam der Verhandlung; es war ihm offenkundig, daß das Recht beim Kläger war, aber zu seinem Schrecken merkte er, daß der Raw sich der andern Seite zuneigte. Er wußte sich keinen Rat und wollte es doch nicht dulden: endlich kam ihm eine Glosse zur einschlägigen Talmudstelle in den Sinn, wo seine Auffassung als die richtige dargelegt wurde. Er holte den Band der Gemara, trat zum Raw heran und bat, ihm die Glosse zu deuten. Etwas unwillig wies ihn der Eiserne Kopf ab: es sei nicht an der Zeit; aber Heschel wiederholte sein Anliegen so inständig, daß

er das Buch aus seiner Hand nahm und hineinblickte. Erbleichend sagte er dem Fragenden, er wolle ihm tags darauf die Deutung geben, und entließ ihn. Als Rabbi Heschel sich am folgenden Tag nach dem Ausgang der Verhandlung erkundigte, erfuhr er, daß der Kläger obgesiegt hatte. Am gleichen Abend sagte der Lubliner zu ihm: „Nun brauchst du nicht mehr zum Raw zu gehen." Als ihn der Schüler erstaunt ansah, sprach er weiter: „Neunundneunzigmal waren nun diese zwei, der Kläger und der Verklagte, auf Erden, und immer wieder wurde das Recht verkehrt, und beider Seelen blieben unerlöst. So mußte ich dich ihnen zu Hilfe senden."

Das Hindernis

Einst erwartete Rabbi Jaakob Jizchak mit großer Zuversicht, daß die Erlösung in diesem Jahr käme. Als das Jahr um war, sprach er zu seinem Schüler, dem „Jehudi": „Die gemeinen Leute haben die vollkommene Umkehr getan oder können sie tun, von ihrer Seite ist kein Hindernis. Das Hemmende sind die gehobnen Menschen. Sie vermögen nicht zur Demut und so auch nicht zur Umkehr zu gelangen."

Ein Gespräch

Der Lubliner zu seinem Schüler, dem „Jehudi": Sag mir doch, mein Lieber, warum schluckst du die Worte beim Beten?

— Weil mir die Worte so süß sind.

— Meinst du, sie seien es mir nicht?

— Eure, Rabbi, sind Feuerfunken; die schluckt man nicht so leicht.

Wahrheit

Den Lubliner fragte ein Schüler: „Ihr habt uns, Rabbi, gelehrt, wenn ein Mensch seinen Gehalt kenne und mit seiner Seele ehrlich abrechne, dann gelte, was das Volk sagt: ‚Abgerechnet ist halb bezahlt.' Wie ist das zu verstehn?" „Wird auf eine

Ware," sprach der Zaddik, „die über die Landesgrenze kommt, das königliche Siegel gelegt, so ist die Ware beglaubigt. So wenn einer seinen Gehalt kennt und mit seiner Seele ehrlich abrechnet: Wahrheit, das Siegel Gottes, prägt sich ihm auf, und er ist beglaubigt."

Der Weg

Rabbi Bär von Radoschitz bat einst den Lubliner, seinen Lehrer: „Weiset mir einen allgemeinen Weg zum Dienste Gottes!" Der Zaddik antwortete: „Es geht nicht an, den Menschen zu sagen, welchen Weg sie gehen sollen. Denn da ist ein Weg, Gott zu dienen durch Lehre, und da, durch Gebet, da, durch Fasten, und da, durch Essen. Jedermann soll wohl achten, zu welchem Weg ihn sein Herz zieht, und dann soll er sich diesen mit ganzer Kraft erwählen."

Sünde und Schwermut

Ein Chassid klagte dem Lubliner, daß er von bösen Lüsten geplagt werde und darüber in Schwermut gefallen sei. Der Rabbi sagte ihm: „Hüte dich über alles vor der Schwermut, denn sie ist schlimmer und verderblicher als die Sünde. Was der böse Geist im Sinn hat, wenn er die Lüste im Menschen weckt, ist nicht, ihn in die Sünde, sondern ihn durch die Sünde in die Schwermut fallen zu lassen."

Der fröhliche Sünder

In Lublin lebte ein großer Sünder. Sooft er mit dem Rabbi zu sprechen begehrte, war der ihm zu Willen und unterredete sich mit ihm wie mit einem vertrauten und erprobten Mann. Viele Chassidim ärgerten sich daran, und einer sagte zum andern: „Wie kann es sein, daß der Rabbi, der jedem zum erstenmal Erblickten sein Leben bis zu diesem Tag, ja die Herkunft seiner Seele von der Stirn abliest, nicht sehen sollte, daß dieser ein Sünder ist? Und wenn er es sieht, wie kann es sein, daß er ihn des Verkehrs

und des Gesprächs würdigt?" Endlich faßten sie sich den Mut, vor den Rabbi zu treten und ihn zu fragen. Er antwortete ihnen: „Wohl weiß ich davon wie ihr. Aber es ist euch ja bekannt, wie sehr ich die Freude liebe und die Schwermut hasse. Und dieser Mann ist ein so großer Sünder — andere bereuen doch im Augenblick, nachdem sie gesündigt haben, grämen sich einen Augenblick lang und kehren dann erst zu ihrer Torheit zurück, er aber kennt keinen Gram und kein verdrießliches Besinnen, sondern wohnt in seiner Freude wie in einem Turm. Und der Glanz seiner Freude überwältigt mein Herz."

Flickarbeit

Ein Chassid des Lubliners fastete einmal von Sabbat zu Sabbat. Am Freitagnachmittag überkam ihn ein so grausamer Durst, daß er meinte sterben zu müssen. Da erblickte er einen Brunnen, ging hin und wollte trinken. Aber sogleich besann er sich, um einer kleinen Stunde willen, die er noch zu ertragen hätte, würde er das ganze Werk dieser Woche vernichten. Er trank nicht und entfernte sich vom Brunnen. Stolz flog ihn an, daß er die schwere Probe bestanden habe. Wie er dessen inne ward, sprach er zu sich: „Besser, ich gehe hin und trinke, als daß mein Herz dem Hochmut verfällt." Er kehrte um und trat an den Brunnen. Schon wollte er sich darüber neigen, um Wasser zu schöpfen, da merkte er, daß der Durst von ihm gewichen war. Nach Sabbatanbruch betrat er das Haus seines Lehrers. „Flickarbeit!" rief ihm der an der Schwelle zu.

Fremde Gedanken

Einer bat den Lubliner um Hilfe gegen die fremden Gedanken, die ihn beim Beten bedrängten. Der Rabbi deutete ihm an, wie er sich verhalten solle, aber der Mann setzte ihm immer weiter zu und wollte sich nicht abfertigen lassen. Endlich sagte der Rabbi:

„Ich weiß nicht, warum du mir in einem fort von fremden Gedanken vorjammerst. Wer heilige Gedanken hat, zu dem kommt zuweilen ein unreiner, und den nennt man dann einen fremden. Aber du — es sind doch deine eigenen gewohnten Gedanken: wem willst du sie zuschreiben?“

Beschämung

Einer, dem der Rabbi von Lublin mit der Geißel des Wortes über alle heimlichen Schwächen der Seele fuhr, unterbrach ihn aufbegehrend: „Rabbi, Ihr beschämt mich!“ „Beschäme ich dich?“ sprach der Zaddik; „beschäme ich dich, so muß ich dich um Vergebung bitten.“

Der Dienst

Es war der Brauch Rabbi Jaakob Jizchaks, die armen Wanderer in seinem Hause aufzunehmen und sie selbst zu bedienen. Einst hatte er einem die Speisen gereicht und ihm eingeschenkt und seines Winks gewärtig neben seinem Stuhl gestanden; nach dem Mahl nahm er die leeren Schüsseln und Teller und trug sie in die Küche. Da fragte ihn der Gast: „Unser Meister möge mich belehren. Ich weiß, daß Ihr, indem Ihr mir dientet, Gottes Gebot erfüllt, der im Bettler als in seinem Gesandten geehrt werden will. Aber sagt mir, warum habt Ihr Euch die Mühe angetan, die leeren Gefäße hinauszutragen?“ Der Rabbi gab ihm zur Antwort: „Gehörte doch auch das Hinaustragen der Kelle und der Kohlenpfanne aus dem Allerheiligsten zum Dienst des Hohenpriesters am Versöhnungstag!“

Der Lubliner und der Eiserne Kopf

Der Raw der Stadtgemeinde von Lublin, Esriel Hurwitz, der der Eiserne Kopf zubenannt war, bedrängte Rabbi Jaakob Jizchak unablässig mit Einwänden und Vorhaltungen. Einmal sagte er zu ihm: „Ihr

wisst und bekennt doch selber, daß Ihr kein Zaddik seid. Warum führt Ihr andere auf Eure Wege und zieht eine Gemeinde zusammen?" Rabbi Jaakob Jizchak antwortete: „Was kann ich da tun? Sie laufen mir zu und werden meines Wortes froh und begehren es gar." Darauf jener: „So gebt es am kommenden Sabbat allen insgesamt zu wissen, daß Ihr keiner der Erhabenen seid, und sie werden sich von Euch kehren." Dies zu tun war der Zaddik erbötig, und am nächsten Sabbat bat er die Versammelten, sie möchten ihm doch nicht länger Rang und Würden zusprechen, die ihm nicht zukämen. Da zog glühend in aller Herzen die Demut ein, und sie hingen ihm seither noch eifriger an. Als er dem Eisernen Kopf von seiner Bemühung und ihrem Ergebnis berichtete, bedachte sich der und sagte sodann: „Das ist eben der Weg bei euch Chassidim, den Demütigen zu lieben und den Hochmütigen zu meiden. Darum sagt ihnen, Ihr seiet der Auserwählten einer, und sie werden sich von Euch kehren." Rabbi Jaakob Jizchak antwortete: „Wenn ich auch kein Zaddik bin, so bin ich doch kein Lügner, und wie kann ich wider die Wahrheit reden?"

Ein andermal fragte Rabbi Esriel Hurwitz den Lubliner: „Wie geht das zu, daß sich so viele um Euch scharen? Ich bin doch weit größer in der Lehre als Ihr, und mir strömen sie nicht zu." Der Zaddik antwortete: „Auch mich nimmt es wunder, daß einem geringen Menschen wie ich viele nahen, um Gottes Wort zu vernehmen, statt es bei Euch zu suchen, dessen Gelehrsamkeit Berge versetzt. Es mag sich aber so verhalten, daß sie zu mir kommen, weil ich mich darüber wundre, daß sie kommen, und daß sie zu Euch nicht kommen, weil Ihr Euch darüber wundert, daß sie nicht kommen."

Der Lubliner und ein Prediger

Ein berühmter wandernder Maggid predigte einmal

in einer Stadt, als die Kunde sich verbreitete, der Rabbi von Lublin sei gekommen. Alsbald gingen alle Zuhörer von dannen, den Zaddik zu begrüßen. Der Prediger merkte, daß er allein verblieben war; er zögerte eine Weile, dann begab auch er sich in die Herberge, wo der Lubliner eingekehrt war. Dessen Tisch war bereits von „Lösegeldern", welche die Bittsteller und anderen Besucher dem Zaddik bringen, ganz bedeckt. Der Maggid fragte: „Wie geht das zu: ich predige hier seit etlichen Tagen und habe noch nichts bekommen, Euch aber ist in einer Stunde all dies zugeflogen?" Rabbi Jaakob Jizchak antwortete: „Es wird wohl dies sein, daß jeder in den Herzen der Menschen das erweckt, was er im eignen hegt; ich Geldeshaß, Ihr Geldesliebe."

Der Harfner

Der Lubliner pflegte von Zeit zu Zeit inmitten des Gebets eine Tabakprise zu nehmen. Ein eifriger Beter hatte es bemerkt und sagte zu ihm: „Es geziemt doch nicht innezuhalten." „Ein großer König", antwortete der Lubliner, „ging einst durch seine Thronstadt und hörte einen zerlumpten alten Straßensänger sein Lied singen und die Harfe schlagen. Er fand Gefallen daran, nahm den Mann in sein Schloß auf und hörte ihm Tag um Tag zu. Da der Spielmann sich aber von seiner alten Harfe nicht trennen wollte, ereignete sich immer wieder, daß er sie mitten im Spiel neu stimmen mußte. Einmal fuhr ein Hofmann den Alten an: ‚Du könntest wahrhaftig vorher dafür sorgen, daß dein Instrument in gutem Stand sei!' ‚Unser Herr', sagte der Straßensänger, ‚hat in Chören und Kapellen Scharen besserer Leute als ich. Aber wenn sie ihm nicht Genüge tun und er sich meine Harfe hervorgesucht hat, dann ist es offenbar sein Wille, ihre und meine Art zu ertragen.'"

Das Hochzeitsgeschenk

Auf der Hochzeit seiner Enkelin Hinda, in dem Augenblick, als die Geschenke überreicht wurden, legte Rabbi Jaakob Jizchak sein Haupt in seine Hände, und es sah aus, als entschlummerte er. Der Badchen rief einmal ums andre: „Hochzeitsgeschenke von seiten der Braut“ und wartete auf den Rabbi, aber der rührte sich nicht. Alle schwiegen und harrten, daß er erwache. Als eine halbe Stunde verstrichen war, flüsterte ihm sein Sohn ins Ohr: „Vater, man ruft das Hochzeitsgeschenk von seiten der Braut aus!“ Der Alte fuhr aus dem Sinnen auf und antwortete: „So gebe ich mich selber. Nach dreizehn Jahren soll das Geschenk gebracht werden.“

Als nach dreizehn Jahren der Hinda ein Sohn geboren wurde, nannte man ihn nach dem toten Großvater Jaakob Jizchak. Herangewachsen glich er ihm in allen Zügen; so war sein rechtes Auge wie beim Lubliner um ein weniges größer als das linke.

Israel von Kosnitz

Siechtum und Stärke

Israel, der Maggid von Kosnitz, der seinen Eltern in hohem Alter nach der Verheißung des Baalschem geboren war, siechte von Jugend auf. Sein Leib war wie dürres Holz und so hager, daß sich die Ärzte verwunderten, wie er leben könne. Er lag zumeist in Hasenfelle gehüllt auf seinem Ruhebett. Wenn er sich erhob, mußte er, da seine Füße keinen Schuh vertrugen, bärenfellgefütterte Pantoffeln anziehn, um stehen zu können. Ins Bethaus trug man ihn in einem Liegestuhl. Da aber, sowie er an der Schwelle gesprochen hatte: „Wie furchtgewaltig ist dieser Ort“, verwandelte er sich. Montags und Donnerstags, an den Tagen, an denen aus der Schrift verlesen wird, ging er in Tallit und Tefillin, die Torarolle im Arm, so leichten Fußes durch die zwei

wartenden Reihen, daß die ihn rechts und links begleitenden Diener mit den Fackelkerzen ihm kaum folgen konnten, neigte sich im Tanzschritt gegen die heilige Lade, in die er die Rolle legte, tat einen zweiten Tanzschritt gegen das Pult, auf dem die Menora stand, und stellte die Kerzen hinein. Dann sprach er mit seiner gewohnten schwachen Stimme die ersten Worte des Gebets, aber mit jedem Wort wuchs die Stimme, bis sie die Herzen aller emporriß. Wenn nach dem Beten die Diener ihn im Liegestuhl heimtrugen, war er blaß wie ein Sterbender, und seine Blässe leuchtete. Darum sagte man von ihm, sein Leib leuchte wie tausend Seelen.

Als er einmal zu einem Beschneidungsfest geladen war und in den Wagen steigen sollte, traten ein paar Leute hinzu, um ihn hineinzuheben. „Ihr Toren," sprach er, „wozu bedarf ich eurer Kraft! Es heißt: ‚Die auf Gott harren, werden Kraft eintauschen.' Ich tausche meine Kraft mit Gott; der hat Kraft genug." Und er sprang in den Wagen.

Der Rock

Was immer der Kosnitzer sprach, es klang, wie wenn er betete, nur sehr viel leiser und schwächer.

Er liebte es, Sprüche und Verse des polnischen Bauernvolkes vor sich hinzusingen. Nach einem Purimmahl, das er in großer Freude abgehalten hatte, sprach er: „Gut sagt das Volk:

Ohne Rock bei Tanz und Schmaus,
Liebe Seele, toll' dich aus.

Aber welch ein wunderlicher Rock ist doch der Leib!"

Auch zu Gott sprach er mitunter polnisch. Wenn er allein war, hörte man ihn zuweilen sagen: „Mój kochanku", das ist: Mein Liebster.

Ein Gebet

Der Kosnitzer sprach zu Gott:

„Herr der Welt, ich bitte dich, du mögest Israel erlösen. Und willst du nicht, so erlöse die Gojim!“

Ein andres Gebet

Einmal sprach der Maggid von Kosnitz:
„Ich stehe vor dir, Gott, wie ein Botenknabe und warte, wohin du mich schickst.“

Die Verschmähte

Eine Frau klagte dem Kosnitzer Maggid weinend, daß ihr Mann sich von ihr abgewandt habe und sie häßlich nenne. „Und vielleicht bist du in der Tat häßlich?“ sagte Rabbi Israel. „Rebbe,“ rief die Frau aus, „war ich ihm unter dem Trauhimmel nicht schön und lieblich? Warum bin ich nun schwarz geworden?“ Da erfaßte den Maggid ein Zittern, und er konnte nur mit Mühe der Frau den Trost zusprechen, er wolle beten, daß Gott ihr das Herz ihres Mannes wieder zuwende. Als sie gegangen war, redete er zu Gott: „Gedenke dieses Weibes, Herr der Welt, und gedenke Israels. Als Israel am Sinai gelobte: ‚Wir tuns, wir hörens‘ und du es erkorst und dir antrautest, war es dir nicht schön und lieblich? Warum ist es nun schwarz geworden?“

Kasteiung

Zum Kosnitzer Maggid kam einst ein Mann, der zur Kasteiung einen Sack am bloßen Leibe trug und je von Sabbat zu Sabbat fastete. Der Maggid sprach zu ihm: „Meinst du, der Böse Trieb scheue dich? Er narrt dich in den Sack hinein! Besser noch ist es um den, der vorgibt, von Sabbat zu Sabbat zu fasten, und insgeheim sich täglich ein paar Bissen zusteckt: er betrügt nur andere; du aber bist dir selber ein Trug und eine Täuschung.“

Mit einem Blick

Der junge Zwi Elimelech hörte einst bei der dritten

Sabbatmahlzeit seinen Lehrer, Rabbi Mendel von Rymanow, sagen: „Wer im Geschlecht des Maggids von Kosnitz lebt und es versäumt, sein Angesicht zu sehen, der wird, wenn Messias kommt, nicht gewürdigt werden, dessen Angesicht zu schauen.“ Sowie man das Licht auf den Tisch stellte, verabschiedete sich Zwi Elimelech vom Rabbi, nahm den Stock in die Hand und den Ranzen auf die Schultern und wanderte Tage und Nächte durch fast ohne Rast nach Kosnitz; denn wer weiß, ob Messias nicht in dieser Woche kommt? In Kosnitz angelangt, ging er geradenwegs in das Lehrhaus des Maggids, ohne Stock und Ranzen in einer Herberge hinzulegen; denn wer weiß, ob Messias nicht in dieser Stunde kommt? Man wies ihn in die kleine Kammer. Da standen viele Leute um das Ruhebett des Maggids. Zwi Elimelech lehnte sich an die Wand, stützte die eine Hand auf seinen Stab, die andere auf einen vor ihm stehenden Mann, hob sich empor und sah in das Angesicht des Maggids. „Mit einem Blick“, sprach er zu sich, „erwirbt man die kommende Welt.“

Die Welt der Melodie

Der „Jehudi“ sah einmal im Geist, daß die Krankheit des Kosnitzer Maggids sich zur Sterbensgefahr gesteigert hatte. Sogleich befahl er zweien seiner Getreuen, die treffliche Sänger und Spielleute waren, nach Kosnitz zu fahren, um Rabbi Israels Herz mit Musik zu erquicken. Die beiden machten sich unverzüglich auf den Weg, kamen am Freitag ins Haus des Maggids und wurden betraut, den Sabbat mit ihrem Spiel und Gesang zu empfangen. Als die Klänge in die Stube einzogen, wo Rabbi Israel lag, horchte er auf, und sein Angesicht erhellte sich. Sein Atem ging immer gleichmäßiger, die Stirn wurde kühler, und die Hände lagen von Krampf befreit auf der Decke. Am Ende blickte er wie erwachend auf und sprach: „Der Jehudi hatte gesehn, daß ich durch

alle Welten hinweggegangen bin, nur in der Welt der Melodie war ich nicht. Da hat er zwei Boten geschickt, daß sie mich durch diese Welt zurückführen."

Die Seele des Spielmanns

Es wird erzählt:

Um Mitternacht kam einst eine Stimme in die Kammer des Maggids von Kosnitz und klagte: „Heiliger Israels, erbarme dich einer elenden Seele, die seit zehn Jahren von Wirbel zu Wirbel irrt." „Wer bist du", fragte der Maggid, „und wie hast du dein Erdenleben vollbracht?" „Ein Klesmer war ich," sprach die Stimme, „die Zimbeln waren mein Instrument, und ich habe gesündigt wie alle fahrenden Spielleute sündigen." — „Und wer hat dich zu mir geschickt?" Da stöhnte die Stimme auf: „Ich habe ja auf des Rabbis Hochzeit gespielt, und Ihr lobtet mich und wolltet mehr hören, und ich spielte ein Stück ums andre zu Euerm Wohlgefallen." — „Weißt du noch die Melodie, die du spieltest, als sie mich unter den Trauhimmel führten?" Die Stimme sang die Melodie. „So soll dir am kommenden Sabbat Erlösung werden", sprach der Maggid.

Am Freitagabend darauf sang der Maggid vor dem Vorbeterpult das Lied: „Auf, mein Freund, der Braut entgegen" in einer Weise, die niemand kannte und in die die Sänger nicht einzustimmen vermochten.

Adams Teil

Es wird erzählt, einst sei, als der Kosnitzer Maggid im Gebet stand, Adam, der erste Mensch, zu ihm getreten und habe ihn angesprochen: „Dein Teil an meiner Schuld hast du gelöst — willst du nicht auch noch mein Teil lösen?"

Im letzten Jahr

Als der Maggid von Kosnitz sterbenssiech im letzten Jahr vor seinem Tod am Vorabend des Versöhnungs-

tags vor der Lade betete, hielt er inne, ehe er die Worte sagte: „ER sprach: ‚Ich verzeihe'", und redete zu Gott: „Herr der Welt, du allein weißt, wie groß deine Macht ist, und du allein weißt, wie groß meine leibliche Schwäche ist. Und auch dies weißt du, daß ich diesen ganzen Monat Tag um Tag nicht um meinetwillen, sondern um deines Volkes Israel willen im Gebet vor der Lade gestanden habe. Darum frage ich dich: wenn es mir leicht geworden ist, das Joch deines Volkes auf mich zu nehmen und mit meinem elenden Leibe den Dienst zu tun, wie kann es dir, dessen die Allgewalt ist, schwerfallen, zwei Worte zu sprechen?" Danach hieß er eine Freudenweise anheben und rief mit starker Stimme: „ER sprach: ‚Ich verzeihe'."

Menachem Mendel von Rymanow

Das Loblied

Um aus seiner Heimat in Rabbi Elimelechs Stadt reisen zu können, verdang sich der junge Mendel einem Fuhrherrn als Knecht. Zu seinen Pflichten gehörte, daß er während der Rast Wagen und Pferde hüten mußte. Es war ein grausamer Frosttag. Der Fuhrherr und die Fahrgäste wärmten sich in der Herberge, aßen und tranken, Rabbi Mendel in seinem dünnen Rock und den durchlöcherten Schuhen ging neben dem Wagen auf und nieder und rieb sich die Hände. „Gelobt sei der Schöpfer," sang er vor sich hin, „daß ich kalt habe; gelobt sei der Schöpfer, daß ich hungrig bin." Er hüpfte auf einem Fuß, dann auf dem andern und sang sein Loblied wie eine Tanzweise. Ein des Wegs kommender Herbergsgast sah und hörte das und verwunderte sich. „Junger Mann," sagte er, „was redest du da zusammen?" „Ich danke Gott," antwortete Mendel, „daß ich gesund bin und meinen Hunger so kräftig spüren kann." „Warum ißt du dich denn aber nicht satt?" fragte der Mann.

Mendel besann sich. „Dazu braucht man Geld“, sagte er. Der Mann rief einen Knecht zum Wagenhüten herbei, nahm Mendel in die Herberge mit und ließ ihm Essen und warmes Getränk reichen. Dann versorgte er ihn mit festem Schuhwerk und einem kurzen Schafspelz, wie ihn die Dorfjuden tragen.

In Lisensk angelangt, ging Mendel unverweilt in Rabbi Elimelechs Haus und trat schnell, von den Dienern nicht bemerkt, in die Stube des Zaddiks, der über einem Buch saß, in eine Tiefe der Lehre versenkt. Sein Sohn winkte dem ungehobelten Fremden zu, hinauszugehn und draußen zu warten, bis er nicht mehr störte. Aber Rabbi Elimelech hatte schon aufgesehen. Er faßte den Sohn am Arm und sprach, fast singend, als spräche er ein Loblied: „Laß nur, laß nur, was willst du von dem Jüdel? Feuerfunken fliegen ihm ums Haupt.“

Der Kauf

Rabbi Mendels Schwiegereltern setzten ihrer Tochter zu, von dem Mann, der seine Zeit mit geistigen Übungen verbrachte und zu den Geschäften ebenso untauglich wie unlustig war, sich den Scheidebrief geben zu lassen. Als sie widerstand, wiesen sie das Paar, das bisher dem Brauch gemäß bei ihnen gelebt hatte, aus dem Haus. Nun kam harte Not über die beiden. Zuweilen gelang es der Frau, aus der väterlichen Küche mit Hilfe der Köchin einige Speisevorräte, aus dem väterlichen Keller ein paar Holzbündel zu stehlen. Einmal aber waren die Eltern verreist, die Kaufleute gaben nichts mehr ohne Bezahlung her, und so konnte die Frau an drei Tagen Rabbi Mendel, der im Bet-ha-Midrasch saß und lernte, kein Essen bringen. Am dritten wagte sie sich noch einmal über die Schwelle des Bäckers. Er wies sie ab. Sie ging schweigend hinaus. Da folgte er ihr und bot ihr Brot und andre Speise an, wieviel sie tragen könne, wenn sie ihm dafür ihren Anteil an der kom-

menden Welt verhieße. Sie zögerte nur einen Augenblick, dann nahm sie den Vertrag an. Als sie in das Bet-ha-Midrasch trat, sah sie ihren Mann auf seinem Platz, fast ohnmächtig, aber das Buch fest mit beiden Händen umklammernd. Sie breitete das Tuch, trug ihm auf und sah ihm zu, während er aß. Er blickte empor; nie zuvor war sie stehengeblieben. Sie blickten einander an. Sie sah, daß er in diesem Blick erfuhr, was sie getan hatte; und dann sah sie, daß sie der Ewigkeit von neuem teilhaftig war.

Das hungrige Kind

Einmal, als in Rabbi Mendels Haus keine Brotschnitte war, kam sein Sohn weinend zu ihm gelaufen und klagte, sein Hunger sei so groß, daß er ihn nicht mehr ertragen könne. „So groß ist dein Hunger nicht", sagte der Vater; „denn sonst hätte ich etwas, um ihn dir zu stillen." Der Knabe schlich sich schweigend fort; ehe er noch aber an der Tür war, sah der Rabbi eine kleine Münze, einen Dreier, auf dem Tisch liegen. „Ich habe dir unrecht getan," rief er, „du bist in Wahrheit sehr hungrig."

Der Löffel

An Rabbi Elimelechs Tisch vergaß einmal der Diener, Rabbi Mendel, der zu Gast war, einen Löffel hinzulegen. Alle aßen, nur er nicht. Der Zaddik bemerkte es und fragte: „Warum ißt du nicht?" „Ich habe keinen Löffel", sagte er. „Sieh," sprach Rabbi Elimelech, „man muß auch einen Löffel verlangen, und gar erst eine Schüssel." Rabbi Mendel nahm das Wort des Lehrers in sein Herz auf. Von diesem Tag an wandte sich sein Los.

Die Berufung

Ein Mann kam zu Rabbi Mendel und bat, ihm zu bestätigen, daß er zum Rabbi berufen sei; er fühle sich auf dieser Stufe angelangt und fähig, Segen über

Israel zu gießen. Der Zaddik sah ihn eine Weile schweigend an. „Mich", erzählte er dann, „pflegte in der Jugend um jede Mitternacht die Stimme eines Mannes mit dem Ruf zu wecken: ‚Mendel, steh auf, die Mitternachtsklage verrichten!' Die Stimme war mir vertraut geworden. Aber eines Nachts geschah es, da kam ein anderer Ruf: ‚Rabbi Mendel,' so sprach es, ‚steh auf, die Mitternachtsklage verrichten!' Der Schrecken erfaßte mich, ich zitterte diesen Morgen, und tagsüber peinigte mich der Schrecken. ‚Vielleicht habe ich falsch gehört', beschwichtigte ich mein Herz. Aber in der nächsten Nacht sprach es wieder: ‚Rabbi Mendel!' Von da an kasteite ich mich vierzig Tage lang und betete unablässig, daß es von mir genommen werde. Aber das Tor des Himmels blieb mir verschlossen, und die Stimme ließ nicht ab. Da ergab ich mich drein."

Die Teilung

Vor seinem Sterben legte Rabbi Elimelech seine Hände auf die Häupter seiner vier liebsten Schüler und teilte sein Gut unter sie aus. Jaakob Jizchak von Lublin gab er die schauende Kraft seiner Augen, Abraham Jehoschua von Apt die richtende Kraft seines Mundes, Israel von Kosnitz die betende Kraft seines Herzens, aber Mendel von Rymanow gab er die lenkende Kraft seines Geistes.

Die Frauenkleidung

Die erste Verfügung Rabbi Mendels in Rymanow war, die Töchter Israel sollten nicht in bunten und üppig verzierten Kleidern auf den Gassen einherprunken. Die jüdischen Mädchen und Frauen von Rymanow hielten sich fortan getreulich an das Gebot des Zaddiks. Aber die Schwiegertochter des reichsten Mannes, die er sich eben aus der Kreisstadt geholt hatte, weigerte sich, ihren Staat unbewundert in den Truhen vermodern zu lassen. Als Rabbi

Mendel sie reichbeflittert die Hauptstraße auf und ab schreiten sah, ließ er sich die ausgelassensten Gassenjungen kommen und ermächtigte sie, der Frau nachzurufen, was ihnen das Herz eingäbe. Ergrimmt kam der reiche Mann, eins der Häupter der Gemeinde, zum Rabbi und setzte ihm auseinander, seine Verfügung sei der Tora entgegen, denn Esra der Schreiber habe unter seinen Erlassen auch dies angeordnet, es sollten Händler von Flecken zu Flecken ziehen, damit die Töchter Israel sich schmücken könnten. „Glaubst du etwa," fragte Rabbi Mendel, „Esra hätte damit gemeint, sie sollten auf den Gassen einherprunken? Und er hätte nicht gewußt, daß keine Frau die ihr zukommende Ehrung anderswo als in ihrem Haus empfangen kann?"

Maße und Gewichte

Am letzten Tag jedes Monats ließ Rabbi Mendel in allen jüdischen Läden Maße und Gewichte nachprüfen. Einmal fanden seine Boten bei einem reichen Kaufmann ein außer Gültigkeit gekommnes Schöpfmaß. Der Mann erklärte, es werde nicht mehr zum Messen verwendet. „Und wenn es auch nur als Spucknapf dient, das Gesetz verbietet, es in einem Hause zu dulden", sagte der eine der Beauftragten, Rabbi Hirsch, Rabbi Mendels getreuer Diener, den der Zaddik im stillen zu seiner Nachfolge ausersehen hatte. Er warf das Maß zu Boden und zertrat es. „Ist auch Saul unter den Propheten?" fuhr ihn der Kaufmann höhnisch an; „verstehst du dich auch schon darauf, das Gesetz auszulegen?" Heimgekehrt berichtete Hirsch dem Zaddik, es sei alles in Ordnung, aber von dem andern Boten erfuhr Rabbi Mendel den Vorgang. Sogleich befahl er, mit dem Hammer an aller Leute Türe zu schlagen und sie zu einer Predigt ins Bethaus zu laden; nur an die Tür jenes Kaufmanns solle man nicht klopfen. Die Gemeinde versammelte sich. Rabbi Mendel predigte

über gerechte Maße und Gewichte. Jetzt erst ging es dem reichen Mann, der mit den andern gekommen war, auf, warum man ihn nicht geladen hatte. Daß der Rabbi von ihm, aber zu allen außer ihm redete, kehrte ihm das Herz um. Nach der Predigt ging er auf Rabbi Mendel zu und bat, ihn zu strafen und ihm zu vergeben.

Von der Gastfreundschaft

Einer klagte Rabbi Mendel, er könne das Gebot der Gastfreundschaft nicht erfüllen, denn die Augen seines Weibes seien den Besuchern mißgünstig, und sooft er jemand mitbringe, entstehe Hader, der den häuslichen Frieden zerstöre. Der Rabbi sprach: „Unsere Weisen sagen: ‚Größer ist die Gastfreundschaft als der Empfang der Herrlichkeit Gottes.‘ Dieses Wort mag uns übermäßig scheinen. Aber man muß es recht verstehen. Es heißt, wenn Frieden zwischen Mann und Weib sei, ruhe die Schechina zwischen ihnen. Darum wird von der Gastfreundschaft gesagt, sie sei noch größer als der Empfang der Schechina: auch wenn ihre Erfüllung den Frieden zwischen einem Manne und seinem Weibe stört, ist ihr Befehl der entscheidende.“

Die Gastbrote

In einer Zeit der Teuerung sah Rabbi Mendel, daß die vielen Bedürftigen, die in seinem Haus zu Gast waren, kleinere Brote als sonst bekamen. Er ordnete an, man solle sie größer machen, als sie vorher waren; denn die Brote hätten dem Hunger und nicht dem Preise gerecht zu sein.

Der Dachschaden

Es kamen Beamte der Regierung nach Rymanow, um ein Haus zu bestimmen, in dem die Speisevorräte für das Heer verwahrt würden. Sie fanden keinen geeigneten Ort als das Bethaus der Juden. Als die

Vorsteher der Gemeinde dies erfuhren, kamen sie bestürzt und ratlos zu Rabbi Mendel. Nur einer unter ihnen wußte von einem Umstand zu berichten, der eine Änderung des Beschlusses erhoffen ließe: seit einiger Zeit sei das Dach des Bethauses schadhaft, und wenn es erst kräftig hereinregne, würde man den Vorräten wohl eine andere Unterkunft suchen. „So ist", sprach der Zaddik, „das Urteil gerecht, daß aus dem Heiligtum ein Lagerhaus werde; denn das Urteil ist über eure Trägheit und Leichtfertigkeit gesprochen. Ordnet unverzüglich an, daß der Schaden ausgebessert werde." Das geschah noch am gleichen Tag. Von der Absicht der Beamten hörte man seither nichts mehr; erst nach Wochen erfuhr man, daß sie sich an eben jenem Tag für eine andere Stadt entschieden hatten.

Vor Gericht

Als der Apter und der Rymanower bei Rabbi Jaakob Jizchak, dem „Seher", in der Stadt Lanzut weilten, die dessen Wohnstätte war, ehe er nach Lublin kam, wurden sie von seinen Widersachern bei der Behörde verleumdet und von dieser in Gewahrsam gesetzt. Sie kamen überein, daß Rabbi Mendel, der der deutschen Sprache, der Amtssprache, am besten mächtig war, im Verhör für sie alle antworten solle. Der Richter fragte: „Was ist euer Geschäft?" „Königsdienst", sagte der Rymanower. — „Was für eines Königs?" — „Des Königs der Könige." —„Und warum seid ihr zwei Fremden nach Lanzut gekommen?" — „Um von diesem hier den höheren Diensteifer zu erlernen." — „Und warum tragt ihr weiße Gewänder?" — „Es ist die Farbe unseres Amtes." — Der Richter sprach: „Wir haben mit dieser Art Leute nichts zu schaffen" und entließ sie.

Am Offenbarungsfest

Einst ging am ersten Tag des Schewuotfestes, am

Morgen, ehe man den Abschnitt der Schrift zu verlesen begann, Rabbi Mendel aus dem Betsaal in seine Kammer. Nach einer Weile kehrte er in den Betsaal zurück und sprach: „Dem Zwang zur Annahme der Tora, der euch meisterte, als der Berg umgestürzt ward und über euch hing wie eine Mulde, dem Zwang und der Verantwortung enthebe ich euch heute. Von neuem habt ihr die Wahl.“ Da riefen alle: „Auch jetzt nehmen wir die Tora an.“

Ein Schüler des Lubliners, Rabbi Jossel, der zugegen war, weil er in jenem Jahr nicht wie sonst über die Festtage zu seinem Lehrer fahren konnte, pflegte, wenn er dies erzählte, hinzuzufügen: „Und all ihre Unreinheit war weggeschmolzen wie damals am Sinai.“

Von den Spöttern

Rabbi Mendel sagte einmal zu Rabbi Mosche von Sambor: „Hätte Pharao gewußt, daß man mit Gespött die ganze Welt abfertigen kann, er hätte Israel nie freigelassen.“ Er zeigte mit dem Finger zum Fenster hinaus: „Seht diesen Himmel an — mit ihrem Gespött können sie Euch beweisen, es gebe ihn nicht.“ Nach dem Mahl sprach er in seiner Kammer: „Meint Ihr etwa, in unserm Bet-ha-Midrasch hätten heute keine Spötter mitgebetet? Einer fand den Vortrag des Chasan zu gedehnt und ein anderer nicht süß genug.“

Das Herz

Rabbi Mendel von Rymanow pflegte zu sagen, alle Menschen, die ihn angegangen hätten, um ihretwillen Gott zu bitten, zögen in der Stunde, da er das stille Gebet der achtzehn Segenssprüche spreche, durch seinen Sinn.

Einst wunderte sich jemand, wie dies möglich sei, da die Zeit doch nicht hinreiche. Rabbi Mendel antwortete: „Von der Not eines jeden bleibt eine Spur in meinem Herzen eingeritzt. In der Stunde des Ge-

bets öffne ich das Herz und sage: Herr der Welt, lies ab, was hier geschrieben steht!"

Der Bund der Schüler

Die Schüler Rabbi Mendels schlossen einen Bund. Sie schrieben eine Urkunde, in der es heißt: „Wir wollen einen Bund von Gefährten stiften, die mitsammen die Wahrheit suchen und nach Rechtlichkeit und Demut streben; die streben, mit dem ganzen durchläuterten Herzen zu Gott umzukehren, auf daß nicht mehr eine Mauer uns von seiner Heiligkeit und Lehre trenne." Sooft sie einen Beschluß faßten, wie sie sich führen sollten, trugen sie ihn auf der Rolle ein, die mit dieser Urkunde begann. Einer der Beschlüsse lautet: „Uns vor widrigen Worten zu hüten, von denen unser heiliger Rabbi verkündet hat, daß man mit ihnen das Gebot überschreitet: Morde nicht!" Der Spruch Rabbi Mendels, der hier angeführt wird, lautet: „Jedes Wort ist eine vollkommene Gestalt, und wer die Laute des Worts den Dämonen hinwirft, der tut an ihm, wie wer sich wider seinen Nächsten aufmacht und ihn erschlägt."

Abraham Jehoschua von Apt

Die Zukunft wissen

In seiner Jugend, wenn er übers Feld ging, hörte er aus dem Rauschen der Gewächse die künftigen Dinge, und wenn er in den Gassen ging, hörte er aus den Schritten der Menschen die künftigen Dinge; wenn er aber entwich und in die Stille seiner Kammer ging, redeten die Glieder des eigenen Leibes zu ihm die künftigen Dinge. Da ward ihm bange um den Weg, ob er ihn noch wahrhaft gehen könnte, wissend, wohin der Schritt ihn trug. So faßte er sich ein Herz und betete, daß es von ihm genommen werde. Und der barmherzige Gott willfahrte seiner Bitte.

Die Bestechung

In seiner Jugend war Rabbi Abraham Jehoschua „Vater des Gerichtshofs" zu Kolbischow, und fünf Städte gehörten zu seinem Bezirk. Einst hatte er eine Rechtssache zusammen mit zwei bestochenen Beisitzern zu entscheiden. Da er sich ihren Vorschlägen beharrlich widersetzte, rieten sie endlich ihrem Auftraggeber, er möge dem Rabbi, dessen Unbestechlichkeit alle drei wohl kannten, einen ansehnlichen Geldbetrag heimlich in die Tasche des Festrocks legen, den er nur an den Neumondstagen trug. Der Mann folgte dem Rat, und es gelang ihm, unbemerkt zu bleiben. Bei der nächsten Verhandlung spürte der Rabbi, wie sein Sinn sich dem Gutachten seiner Beisitzer zuneigte. Er schwieg eine Weile; dann vertagte er die Urteilsfällung, ging in seine Kammer und weinte sich vor Gott aus. Am Tag des neuen Mondes zog er den Festrock an und fand das Geld. Er hieß den Mann kommen und entnötigte ihm das Bekenntnis.

Wenn der Apter diese Begebenheit erzählte, pflegte er den Spruch des fünften Buches Mose anzuführen: „Die Beschenkung blendet die Augen der Weisen, sie verkehrt der Bewährten Rede."

Versuchungen

Joßef Landau, Rabbiner von Jassy in Rumänien, hatte sich von einem Machthaber der Gemeinde, dem er um eines Vergehens gegen das geistliche Gesetz willen entgegengetreten war, nicht bestechen lassen. Als er einige Zeit danach den Apter besuchte, erzählte er ihm mit selbstzufriedener Miene, wie er der Versuchung widerstanden habe. Beim Abschied segnete ihn der Zaddik, er möge ein lautrer und gottesfürchtiger Mann werden. „Der Segen meines Herrn und Lehrers", sagte Rabbi Joßef Landau, „gefällt mir wohl, und was darüber könnte ich begehren? Aber warum habt Ihr ihn mir gerade

diesmal gespendet?" Der Apter antwortete: „Es steht geschrieben: ‚Dein, Adonai, ist die Gnade, denn du vergiltst jeglichem nach seinem Werk.' Die Erklärer haben sich immer wieder gefragt, was dies für eine Gnade sei, wenn einer einem Mietling den ihm zukommenden Lohn bezahle. Aber in Wahrheit ist es Gottes Gnade, daß er jeden Menschen nach dessen innerm Rang in Versuchung führt, den gemeinen Mann in leichte, den höhern in schwere. Wenn Ihr einer so geringen ausgesetzt worden seid, so ist dies ein Zeichen, daß Ihr noch nicht auf einer der obern Stufen zur Vollendung steht. Darum habe ich Euch gesegnet, daß Ihr zu ihnen aufsteiget und größerer Prüfung gewürdigt werdet."

In die Hölle

Der Apter sprach zu Gott:
Herr der Welt, mir ist bewußt, daß ich keinerlei Tugend und Verdienst habe, um deren willen du mich nach meinem Tode ins Paradies unter die Gerechten versetzen könntest. Aber willst du mich etwa in die Hölle in die Mitte der Bösewichter setzen, so weißt du doch, daß ich mich mit ihnen nicht vertragen kann. Darum bitte ich dich, führe alle Bösen aus der Hölle, dann kannst du mich hineinbringen.

Die Wende

Zum Apter kam einmal eine angesehene Frau, seinen Rat zu erfragen. Sowie er sie erblickte, fuhr er sie an: „Buhlerin, es ist noch nicht lang, daß du gesündigt hast, und nun erdreistest du dich, meine reine Stube zu betreten!" Da antwortete das Weib aus seinem innern Herzen: „Der Schöpfer der Welt ist den Bösen langmütig, er fordert ihre Schuldzahlung nicht in Eile ein, er offenbart ihr Geheimnis keiner Kreatur, daß sie sich nicht schämen, zu ihm umzukehren, er verbirgt ihnen sein Angesicht nicht. Aber der Rabbi von Apt sitzt auf seinem Stuhl und kann

sich keinen Augenblick lang enthalten aufzudecken, was der Schöpfer der Welt zugehüllt hat.“ Seither pflegte der Apter zu sagen: „Von je hat mich keiner bezwungen, nur einmal ein Weib.“

Der Stolze und der Demütige

Der Apter kam einst in eine Stadt, da bewarben sich zwei Männer um die Gunst, ihn beherbergen zu dürfen. Beide führten die Wirtschaft mit frommer Sorgfalt, beider Häuser waren geräumig und wohlversehen. Aber um den einen spann sich ein schlimmes Gerücht von Buhlschaft und sündigem Treiben; er selber wußte, daß er schwach war, und dachte gering von seinem Wert. Den andern hingegen konnte kein Mensch in der Gemeinde irgendeines Übels bezichtigen, er schritt stattlich und stolz in seiner Makellosigkeit einher. Der Rabbi wählte das Haus dessen, von dem die arge Rede ging. Als er nach dem Grund seiner Wahl befragt wurde, antwortete er: „Vom Hochmütigen spricht Gott: ‚Ich und er können nicht zusammen in der Welt verweilen.‘ Und wenn der Heilige, gesegnet sei er, bei ihm keinen Platz hat, wie sollte ich ihn haben? Dagegen heißt es in der Tora: ‚der bei ihnen wohnt inmitten ihrer Makel.‘ Und wenn Gott da Herberge nimmt, wie sollte ich es nicht?“

Die Goldwage

Rabbi Naftali, ein Schüler des Apters, bat einen Gefährten, er möge erkunden, was ihr Lehrer von ihm halte. Ein halbes Jahr mühte der sich, den Rabbi auszuforschen, vernahm aber kein Wort von ihm über Naftali, kein gutes und kein schlimmes. Das berichtete er dem Freund und sagte: „Sieh, der Meister hat eine Goldwage im Mund. Er sagt über keinen ein urteilendes Wort, daß er ihm nicht etwa damit unrecht täte. Hat er uns doch verboten, selbst über die zu urteilen, die als böse von Grund

aus gelten. Denn wer sie kränke, kränke Gott selber!"

Die Verleumdung

Zwei Jünglinge wohnten in derselben Stadt, die waren Freunde von Kindheit an. Nach ihrer Heirat beschlossen sie, ihr Geschäft gemeinschaftlich zu führen, und es gedieh. Aber der Frau des einen, die klug und im Umgang mit Kunden gewandt war, mißfiel es, daß dem andern, der ein braves, doch etwas einfältiges Eheweib hatte, der gleiche Anteil am Gewinn zufiel. Ob ihr Mann ihr auch verwies, es komme nicht auf unsre List und Stärke, sondern auf das Wohlgefallen Gottes an, sie nahm keine Belehrung auf, sondern setzte ihm immer mehr zu, bis er zu seinem Freunde sprach: „Lieber, wir müssen auseinandergehn, denn ich kann dies nicht länger ertragen." Nach der Teilung des Geschäfts blieb das Glück dem Gefährten treu, die kluge Frau hingegen hatte fortan Mißgeschick in allen Käufen und Verkäufen. So wuchs die Bosheit in ihr, und es fiel ihr endlich bei, die andere durch zwei bestochene Lügenzeugen des Ehebruchs bezichtigen zu lassen. Die Sache kam vors geistliche Gericht. Als Rabbi Abraham Jehoschua von Apt die Zeugen vernommen hatte, hieß er seinen Sohn rufen und sprach zu ihm: „Schreib an die ganze Landschaft: ‚Wer fortan dem Apter Rabbi einen Rubel gibt, ist ein Sünder in Israel.' Denn es heißt in der Tora: ‚Auf dem Mund zweier Zeugen soll ein Sachentscheid stehn.' Ich aber sehe, daß dieses Weib schuldlos ist. So geht mein Sehen wider die heilige Tora, und wer mir noch steuert, sündigt." Als diese Worte in hoher Gewalt aus dem Munde des Apters kamen, ergriff die Zeugen ein Schrecken, sie stießen einander den Ellbogen in die Seite und gestanden die Wahrheit.

In der Welt des Wahns

Einmal sprach der Apter von der Welt des Wahns,

wo die Seelen aller in der Verblendung ihrer Eitelkeit Dahingegangnen umherirren müssen, und erzählte: „In einem harten Winter vor etlichen Jahren wollte ein armer Mann auf dem Markt unsrer Stadt etwas Holz kaufen, um seinem Weib, das eben entbunden worden war, die Stube zu erwärmen. Er fand nur noch einige Bündel und war eben dabei, sie zu kaufen, als der Vorsteher der Gemeinde hinzutrat und den Preis überbot. Umsonst bat ihn der Arme, der keinen höhern zu zahlen vermochte, sich der Frau und des Kindes zu erbarmen. In der Nacht darauf erkrankten Frau und Kind und starben nach wenigen Tagen. Der Mann überlebte sie nur um ein kurzes; aber am selben Tag wie er war der Vorsteher tot. Damals erschienen beider Seelen vor mir in meinem Traum. Denn der Arme hatte seinen Widersacher vor mein Gericht gefordert. Ich sprach das Urteil. Der Vorsteher war zeit seines Lebens vielmals von Bedrückten und Gepeinigten vor den weltlichen Richtern angeklagt worden und hatte immer wieder, in allen Windungen der Rechtsprechung bewandert, das Verfahren von einer Instanz zur anderen gezerrt, bis er den Freispruch erlistete. So legte er auch jetzt, in seiner Sicherheit unerschüttert, als lebte er noch auf Erden, in der Welt seines Wahns nach seiner Gewohnheit Berufung beim Stuhlrichter ein. Der war bald zur Stelle, aber der gewissen Erwartung entgegen verschärfte er meinen Spruch. ‚Ich will's dem Stuhlrichter zeigen', schrie der Mann und appellierte weiter, und wieder war der zuständige Gerichtshof versammelt, und wieder erhöhte er die Strafe. ‚Und wenn ich zum Kaiser gehen sollte, ich fechte die Sache durch', gelobte der Vorsteher. Jetzt ist er beim Statthalter angelangt."

Die hören sollen, hören

Einst drängten sich die Leute, um die Lehre zu vernehmen, die der Apter sprach. „Umsonst!" rief er

ihnen zu; „wer hören soll, hört auch aus der Ferne, wer nicht hören soll, hört auch aus der Nähe nicht."

Die Witwe

Ein Schüler des Apters erzählte:
Einst stand ich bei einem Gespräch, das mein Lehrer mit einer Witwe führte. Er redete zu ihr von ihrem Witwentum, mit den guten Worten eines Trösters, und so, als den Trost für ihre Seele, nahm sie die Rede auf und stärkte sich daran. Ich aber sah ihn weinen und mußte selber weinen; da gewahrte ich, daß er zur Herrlichkeit Gottes, der verlassenen, sprach.

Die Seele

Wenn Rabbi Abraham Jehoschua am Versöhnungstag die Awoda vortrug, das Gebet, das den Dienst des Hohenpriesters im Tempel zu Jerusalem wiederholt, und an die Stelle kam, wo es heißt: „Und so sprach er", sagte er jedesmal nicht diese Worte, sondern er sagte: „Und so sprach ich". Denn er hatte die Zeit, da seine Seele in einem Hohenpriester zu Jerusalem war, nicht vergessen, und er brauchte den Dienst im Tempel nicht von außen zu erfahren.
Auch erzählte er selber einmal: „Zehnmal war ich auf dieser Welt. Ein Hoherpriester war ich, ein Fürst war ich, ein König war ich, ein Exilarch war ich, zehnerlei Würden hatte ich inne. Aber keinmal habe ich die Menschen vollkommen geliebt. Darum wurde ich wieder gesandt, um die Liebe zu vollenden. Gerät es mir diesmal, kehre ich nicht mehr wieder."

Weinen und Lachen

Ein Mann bekannte einst dem Apter eine Sünde und berichtete ihm weinend, wie er Buße getan habe. Der Zaddik lachte. Der Mann redete weiter, was er noch zu tun gedenke, um seine Schuld zu sühnen; der Zaddik hörte nicht auf zu lachen. Der Mann

wollte noch etwas sagen; aber das Lachen verschlug ihm Stimme und Atem. Entsetzt starrte er den Zaddik an. Da geschah ihm, daß auch die Seele den Atem anhielt und nun vernahm, was in der Tiefe spricht. Er erkannte, wie nichtig all sein büßerisches Treiben gewesen war, und erfuhr die Umkehr.

Später erzählte der Apter seinen Chassidim: „Ehe ich vor zweitausend Jahren Hoherpriester im Tempel zu Jerusalem wurde, mußte ich den Dienst von Stufe zu Stufe erlernen. Zunächst wurde ich in die junge Priesterschaft aufgenommen. Damals war dieser Mann der ‚Abgesonderten' einer, der strengen Reinheit ergeben und in der Übung aller Tugenden erprobt. Unversehens widerfuhr ihm, daß er sich in eine schwere Sünde verstrickte. Der Vorschrift gemäß bereitete er sich, das Sühnopfer darzubringen. Zu jener Zeit war der Brauch so: Wenn einer bei dem über das Opfervieh gesetzten Beamten ein ausgewähltes Tier holte, fragte der ihn, welche Sünde ihm zu sühnen obliege. Dem Mann trat der Gram seines Geheimnisses über die Lippen, und er schüttete sein Herz aus wie Wasser. Dann ging er mit dem Opfertier durch die Straßen Jerusalems bis zur Tempelhalle, wo es geschlachtet werden sollte. Hier traten ihm die jungen Priester entgegen und fragten ihn wieder, und wieder schmolz sein Herz wie Wachs im Feuer. Wenn er endlich zum Hohenpriester kam und ihm das Innerste bekannte, war er ein anderer geworden. Als nun dieser Mann mit seinem Opfertier an die Tempelhalle trat, erbarmte es mich seines verstörten und tränenübergossenen Angesichts. Ich sprach ihm zu, weinte mit ihm und ermunterte sein Herz, bis er es selber zu festigen begann und das Gewicht der Sünde immer leichter wurde. Beim Hohenpriester angelangt, erfuhr er die Umkehr nicht, und sein Opfer wurde nicht in Gnaden angenommen. Daher mußte er im Umschwung der Zeit noch einmal zur Erde niedersteigen und noch einmal vor

mir erscheinen. Aber diesmal habe ich ihn mehr geliebt."

Der Tisch

Am Neumondstag seines Sterbemonats redete der Apter an seinem Tisch vom Tod der Gerechten. Nach dem Tischgebet stand er auf und begann glühenden Angesichts in der Stube auf und nieder zu gehen. Dann hielt er vor dem Tisch inne und sprach: „Du reiner Tisch wirst für mich zeugen, daß ich rechtschaffen an dir gegessen und rechtschaffen an dir gelehrt habe."

Später befahl er, man solle aus dem Tisch seinen Sarg machen.

Im Sterben

Im Sterben schrie der Apter: „Warum säumt der Sohn Isais?" Er weinte und sprach: „Der Rabbi von Berditschew versprach vor dem Tode, er wolle an der Ruhe aller Heiligen rütteln und nicht ablassen, bis Messias kommt. Dann haben sie ihn in Halle um Halle mit Wonnen so überschüttet, daß er vergaß. Aber ich werde nicht vergessen."

Die Inschrift

Vor dem Sterben befahl der Apter seinen Söhnen, auf seinen Grabstein kein anderes Wort schreiben zu lassen als: „Der Israel liebte." Diese Inschrift trägt der Stein.

Das Grab zu Tiberias

Es wird erzählt:

Einst saß der Apter in Gedanken und sah verwundert und ein wenig wehmütig drein. Den Chassidim, die ihn fragten, ob ihn etwas beschwere, sagte er: „Auf allen früheren Erdenfahrten meiner Seele hatte ich eine Würde in Israel; nur diesmal habe ich keine." In eben dem Augenblick trat ein Sendbote aus dem Lande Israel ein und überreichte dem Rabbi ein Schreiben, worin ihn der wolhynische Kolel, das ist die Gemeinschaft der aus Wolhynien Eingewander-

ten, dessen Sitz in Tiberias war, zu seinem Oberhaupt ernannte. Der Apter hieß ein Freudenmahl rüsten. Danach übergab er dem Boten einen Geldbetrag mit dem Auftrag, neben dem Grab des Propheten Hosea für ihn ein Bodengeviert von gleicher Größe zu erwerben.

In der Nacht, in der Rabbi Abraham Jehoschua starb, schlug eine Stimme an die Fenster des wolhynischen Versammlungshauses in Tiberias: „Geht hinaus, dem Rabbi von Apt das Geleit zu geben." Aus der Tür tretend sah der Hauswart des Kolel eine Bahre durch die Luft getragen, von tausend Seelen umschwebt. Er folgte ihr auf den Friedhof und sah, wie der Leichnam zu Grabe gebracht wurde.

Mosche Leib von Sassow

In den Nächten

In seiner Jugend zog Mosche Leib zuweilen am Abend heimlich andere Kleider an, entfernte sich unbemerkt und nahm an den Vergnügungen einiger Altersgenossen teil, sang und tanzte mit ihnen. Sie liebten ihn alle, und sein hingeworfenes Wort war ihnen ein Gesetz, aber er befahl ihnen nie. Als er nach Nikolsburg fuhr, um bei Rabbi Schmelke zu lernen, gaben sie ihre Gelage auf, weil sie ohne ihn keine Freude dran fanden.

Nach vielen Jahren kam einer von ihnen, der inzwischen in fernen Ländern gewesen war, in die Heimat zurück und verweilte unterwegs in Sassow. In der Herberge und auf der Straße erzählten ihm alle Leute, mit denen er sprach, von einem wunderbaren Mann, dem großen Zaddik Rabbi Mosche Leib. Es kam ihm, als er den vielverbreiteten Namen hörte, nicht in den Sinn, es könnte dies der Geselle seiner einstigen Freuden sein; als er aber, von der Neugier getrieben, vor den Rabbi trat, erkannte er ihn sogleich. Es durchfuhr ihn: Sieh doch, wie dieser die

Welt zu betrügen versteht! Während er jedoch Rabbi Mosche Leib in das vertraute und doch ehrfurchtgebietende Antlitz sah, entsann er sich nun erst wahrhaft und verstand endlich die unsichtbare Lenkung jener Nächte, und wie ihr Spiel sich Mal um Mal unter der Wirkung eines unfaßbaren Gesetzes erhoben hatte. Er neigte sich vor dem ihn freundlich anblickenden Zaddik und sprach: „Herr, ich danke Euch."

Die Rute

Mosche Leibs Vater war ein heftiger Gegner des chassidischen Wegs. Als er erfuhr, daß Mosche Leib ohne sein Vorwissen das Haus verlassen und sich nach Nikolsburg ins Lehrhaus des Rabbi Schmelke begeben hatte, entbrannte sein Zorn. Er schnitt sich eine scharfe Rute und stellte sie in seine Stube für die Heimkehr des Sohns bereit. Sooft er an einem Baum einen geeigneten Zweig sah, schnitt er eine neue Rute, die ihn wirksamer dünkte, und warf die alte weg. Viel Zeit verging, viele Ruten lösten einander ab. Als der Diener einmal das Haus gründlich säuberte und in Ordnung brachte, tat er die Rute in eine Dachkammer. Bald darauf kam Mosche Leib, der sich bei seinem Lehrer einen kurzen Urlaub ausgebeten hatte, nach Haus. Als er den Vater bei seinem Anblick aufstehen und wütend herumsuchen sah, ging er geradenwegs in die Dachkammer, holte die Rute und legte sie vor den Alten hin. Der sah ihm bezwungen in das ernste und liebevolle Gesicht.

Der Chalat

Sieben Jahre lang lernte Mosche Leib im Lehrhaus des heiligen Rabbi Schmelke von Nikolsburg. Als die sieben Jahre vollendet waren, ließ der Rabbi ihn rufen und sagte ihm nichts anderes als dies: „Nun kannst du heimkehren". Sodann gab er ihm drei Dinge auf den Weg: einen Dukaten, einen Brotlaib und ein langes weißes Gewand von der Art, die

Chalat genannt wird, und entließ ihn mit seinem Segen.

Als Mosche Leib am Abend, müde von der Wanderung des Tages, sich einem Dorf näherte, wo er zu übernachten und sein Brot zu verzehren gedachte, hörte er ein Stöhnen und merkte, daß es hinter einem vergitterten Kellerfenster hervorkam. Er trat hinzu, sprach den Stöhnenden an und hatte bald von ihm erfahren, daß er, ein jüdischer Schankpächter, hier eingekerkert sitze, weil er dem Gutsherrn den Zins, dreihundert Gulden, schuldig geblieben sei. Erst warf Mosche Leib den Brotlaib durchs Fenstergitter hinab, dann schlug er, als wäre er hier heimisch, ohne Fragen und Zögern den Weg zum Gutshof ein, ließ sich vor den Herrn führen und forderte ihn auf, den Juden freizulassen; er wolle ihm einen Dukaten als Lösegeld geben. Der Gutsherr besah sich den frechen Burschen, der eine Schuld von dreihundert Gulden mit einem Dukaten auskaufen wollte, und wies ihn hinaus. Aber kaum war Mosche Leib draußen, da ergriff ihn die Pein des gefangenen Juden mit solcher Gewalt, daß er die Tür wieder aufriß und hineinrief: „Und Ihr müßt ihn freigeben! Nehmt meinen Dukaten und gebt den Mann frei!“ Es war aber in jenen Tagen im Reiche Polen jeder Edelmann ein König auf seinem Besitz und hatte Macht über Leben und Tod. So wurde Mosche Leib auf das Geheiß des Herrn von den Knechten gepackt und in den Hundezwinger geworfen. Und da ihn aus den Augen der Hunde, die auf ihn losstürzten, der Tod ansah, zog er schnell den weißen Chalat an, um im festlichen Gewand zu sterben. Da wichen die Hunde vor dem Anblick des Kleides und krochen winselnd an die Wände.

Als der Gutsherr den Zwinger betrat, lehnte Mosche Leib immer noch zunächst der Tür, und die Hunde umstanden ihn in weitem Kreis, winselnd und zitternd. Er hieß ihn sich aufmachen und von dannen

gehen. Aber Mosche Leib verschwor sich: „Nicht ehe Ihr meinen Dukaten genommen und den Mann freigegeben habt!“ Alsdann nahm der Herr den Dukaten, ging selber nach dem Haus, wo der Jude gefangen war, öffnete den Keller und hieß den Mann in Frieden heimkehren. Mosche Leib aber zog seines Wegs weiter.

Wie den Sassower ein Dieb belehrte

Der Sassower reiste einmal im Land umher, um Geld zum Freikauf Schuldgefangener zu sammeln, aber es gelang ihm nicht, den nötigen Betrag zu erhalten. Da reute es ihn, so viel Zeit der Lehre und dem Gebet umsonst entzogen zu haben, und er nahm sich vor, fortan zu Hause zu bleiben. Am selben Tag erfuhr er, daß ein Jude, der ein Kleid gestohlen hatte, bei der Tat betroffen und nach reichlicher Prügelstrafe in Gewahrsam genommen worden war. Er verwandte sich beim Richter für den Eingekerkerten und erwirkte dessen Freilassung. Als er ihn aus dem Gefängnis holte, ermahnte ihn der Zaddik: „Denk an die Schläge, die du erlitten hast, und hüte dich, dergleichen wieder zu begehen.“ „Warum denn nicht?“ sagte der Dieb; „was einmal nicht geriet, kann das nächste Mal geraten.“ „Wenn dem so ist,“ sprach der Sassower zu sich, „so muß auch ich das Meine wieder und wieder versuchen.“

Die Störung

In einer Mitternacht, als Rabbi Mosche Leib in das Geheimnis der Lehre versenkt war, klopfte es an sein Fenster. Draußen stand ein betrunkener Bauer und begehrte Einlaß und Nachtlager. Einen Augenblick war das Herz des Zaddiks erzürnt und redete zu ihm: „Wie erfrecht sich der Trunkenbold und was soll er uns hier im Haus?“ Dann antwortete er seinem Herzen: „Und was soll er Gott in seiner Welt? Wenn Gott sich mit ihm verträgt, kann ich mich ihm wei-

gern?" Sogleich öffnete er die Tür und bereitete das Lager.

Imitatio Dei

Der Sassower gab einmal einem übel berüchtigten Menschen sein letztes Geld hin. Die Schüler warfen es ihm vor. „Soll ich", sagte er, „wählerischer sein als Gott, der es mir gegeben hat?"

Wie der Sassower die Liebe lernte

Rabbi Mosche Leib erzählte:

Wie man die Menschen lieben soll, habe ich von einem Bauern gelernt. Der saß mit anderen Bauern in einer Schenke und trank. Lange schwieg er wie die andern alle, als aber sein Herz vom Wein bewegt war, sprach er seinen Nachbarn an: „Sag du, liebst du mich oder liebst du mich nicht?" Jener antwortete: „Ich liebe dich sehr." Aber er sprach wieder: „Du sagst: ich liebe dich, und weißt doch nicht, was mir fehlt. Liebtest du mich in Wahrheit, du würdest es wissen." Der andre vermochte kein Wort zu erwidern, und auch der Bauer, der gefragt hatte, schwieg wieder wie vorher. Ich aber verstand: das ist die Liebe zu den Menschen, ihr Bedürfen zu spüren und ihr Leid zu tragen.

Auf dem Jahrmarkt

Es war ein Brauch des Rabbi Mosche Leib, auf die Jahrmärkte zu fahren und da Ausschau zu halten, wo etwa einer seiner Hilfe bedürftig wäre. Einmal hatten die Händler, durch eine vorbeiziehende Gauklertruppe oder sonst ein Schauspiel weggelockt, das Vieh unversorgt auf dem Marktplatz gelassen, und die dürstenden Kälber ließen die Köpfe hängen. Da lief der Rabbi herbei, nahm einen Eimer und tränkte die Tiere, als hätte er zeitlebens kein anderes Gewerbe getrieben. Eben kam einer der Händler zurück, und als er sah, daß ein Mann damit beschäftigt war, die Kälber zu tränken, rief er ihm zu, er solle

auch die seinen versehen, die in einer Seitengasse stünden; es werde ihm auf einen Groschen nicht ankommen. Der Rabbi gehorchte und blieb bei seinem Geschäft, bis es vollendet war.

Menschenliebe

Der Sassower saß am Bett aller kranken Knaben der Stadt, pflegte und wartete sie. Einmal sagte er: „Wer einem pestkranken Kind nicht den Eiter aus seiner Beule saugen mag, ist noch nicht zur halben Höhe der Menschenliebe gelangt."

Die Versäumnis

Am Vorabend des Versöhnungstags, zur Zeit, da man Kol Nidre sagen sollte, waren alle Chassidim im Bethaus versammelt und warteten auf den Rabbi. Die Zeit verging, er kam nicht. Eine der Frauen sprach zu sich: „Es dauert wohl noch eine Weile, bis angefangen wird, und ich habe mich so sehr beeilt, und mein Kind ist allein zu Haus geblieben, da will ich doch schnell nach ihm sehen, ob es nicht aufgewacht ist, in ein paar Minuten bin ich wieder hier." Sie lief hinüber, horchte an der Tür, es war still. Leise drückte sie die Klinke nieder, steckte den Kopf vor, da stand der Rabbi und hielt ihr Kind im Arm, dessen Weinen ihn auf dem Weg zum Bethaus hergelockt hatte; er hatte mit ihm gespielt und ihm vorgesungen, bis es einschlief.

Wie der Sassower die Mitternachtsklage sprach

Rabbi Mosche Leib war ein riesenhaft gewachsener Mann, aber ein schweres Siechtum zehrte an seiner Kraft. Dennoch erhob er sich, auch wenn er am Abend von den Schmerzen erschöpft gewesen war, zu jeder Mitternacht von seinem Lager, ging wach und stark aus seiner Kammer und sprach die Klage um Jerusalem. Darum sagten die Chassidim, das Wort des Hohenlieds „Die Stimme meines Freun-

des pocht" sei an ihm offenbart, denn die Stimme der trauernden Gottesherrlichkeit pochte sichtbarlich in ihm und erweckte ihn.

Rabbi Hirsch hatte von dem wundersamen Tun des Sassowers um Mitternacht gehört. Als er in seinem Hause weilte, verbarg er sich einmal, um ihm zuzusehen. Um Mitternacht sah er, wie der Sassower Bauernkleider anzog, auf den schneebedeckten Hof ging, eine Last Holz aus dem Keller holte, sie zusammenband und sich damit belud. Dann verließ er das Haus, und Rabbi Hirsch folgte ihm in den klirrenden Frost der Winternacht bis ans Ende der Stadt, wo Rabbi Mosche Leib an einer armseligen Hütte stehenblieb und das Holz ablud. Der Schüler schlich sich ans hintere Fenster heran und sah eine leere Stube, einen erloschnen Ofen und auf einem Bette liegend eine Frau, die mit trostloser Gebärde ihr neugeborenes Kind an die Brust preßte. Schon aber stand der Sassower in der Stube, Rabbi Hirsch sah ihn auf die Frau zutreten und hörte ihn sie in ruthenischer Sprache anreden: „Ich habe eine Last Holz zu verkaufen und mag damit nicht weitergehn; willst du sie mir um geringen Preis abnehmen?" Die Frau antwortete: „Ich habe keinen Heller im Haus." Der Rabbi aber ließ sich nicht abfertigen. „Das Geld will ich mir ein andermal bei dir holen, nimm mir nur das Holz ab." Die Frau widersprach weiter: „Was soll mir das Holz? Kann ich es doch nicht in kleine Scheite hauen, und ein Beil ist auch nicht da." Darauf der Sassower: „Dafür laß mich sorgen", ging vor die Tür hinaus, zog ein Beil hervor und hackte das Holz klein. Und während er das Holz klein hackte, hörte Rabbi Hirsch ihn den einen Teil der Mitternachtsklage sprechen, der unter dem Namen der Urmutter Rahel steht, und die Worte drangen zu ihm: „Erwache, vom Staube erhebe dich, Gefangne Jerusalems!" Dann trug der Rabbi das Holz, sich tief bückend, um durch die niedere

Tür Eingang zu finden, in die Stube und heizte den Ofen. Während er die Scheite hineintat, sprach er mit leiser Stimme den andern Teil der Mitternachtsklage, der unter dem Namen der Urmutter Lea steht, und beschloß ihn: „Du wirst dich Zions erbarmen, die Mauern Jerusalems wirst du aufbauen". Sodann verließ er die Stube und ging eilenden Schrittes nach Hause.

Rechtfertigung

Sooft Rabbi Mosche Leib jemand etwas Böses verüben sah, legte er bei Gott ein gutes Wort für ihn ein. Einmal trieben in seiner Gegenwart einige Leute unnützes Geschwätz inmitten des Betens. „Sieh, Herr der Welt," rief er, „sogar inmitten ihrer eifrigen Unterredungen rufen sie deinen Namen an."

Gott und Mensch

Einer Nachbarin Mosche Leibs starb ein Kind nach dem andern im ersten Jahr. Einmal schrie sie im Haus des Zaddiks auf: „Das ist kein guter Gott, der einem Kinder gibt, um sie einem wieder nehmen zu können; das ist ein grausamer Gott!" Die Ehefrau Rabbi Mosche Leibs fuhr sie an: „So darf ein Mensch nicht reden! Man muß sagen: Gottes Gnade ist unerforschlich, und was er tut, ist wohlgetan." „Nicht doch," sprach der Rabbi, der die Unterredung in seiner Kammer gehört hatte und nun heraustrat, „man soll sich nicht drein fügen. Fasset Mut, Frau, und fasset Kraft: übers Jahr werdet Ihr einen Sohn gebären, und ich werde ihn einst unter den Trauhimmel führen." Und so geschah es.

Der Heiltanz

Rabbi Mosche Leib von Sassow hatte die Nachricht empfangen, daß sein Freund, der heilige Rabbi von Berditschew, erkrankt war. Am Sabbat sprach er Mal um Mal dessen Namen und betete. Dann zog

er neue Saffianschuhe an, schnürte sie fest und tanzte.

Ein Zaddik, der zugegen war, erzählte: „Eine Macht ging von dem Tanz aus, jeder Schritt war ein mächtiges Geheimnis. Ein unbekanntes Licht erfüllte das Haus, und wer zusah, sah die Himmelsschar mittanzen."

Der Brauttanz

Ein Chassid erzählte:

Ich war auf der Hochzeit des Enkels Rabbi Mosche Leibs unter einer großen Schar von Gästen. Als man den Reigen zum Brauttanz anführte, sprang plötzlich ein Mann im kurzen Bauernrock, eine kurze Bauernpfeife im Mund, in den Kreis und tanzte allein in dessen Mitte. Ich wollte ihn schon beim Ärmel fassen, denn ich dachte: der muß doch nicht bei Sinnen sein, daß er in einen Kreis von lauter Zaddikim einbricht; aber als ich sah, daß alle ihm schweigend zuschauten, gab ich mich zufrieden. Nach dem Tanz erfuhr ich, daß es der Rabbi war.

Wie der Sassower einer Kindbetterin half

Es wird erzählt:

In einem Dorf lag eine Frau seit Tagen in den Wehen, und die Stunde ihrer Befreiung wollte nicht kommen. Man schickte einen Boten zum Sassower, daß er auf sie das Erbarmen herabflehe. Der Mann kam in tiefer Nacht in der Stadt an, wo er niemand, auch den Zaddik selbst nicht, kannte und im Finstern keinen Weg wußte. Nur in einem Haus sah er noch ein Licht brennen. Er klopfte an. Ein alter Mann öffnete ihm, schenkte ihm ein Glas Branntwein zur Stärkung ein und ließ sich von ihm berichten, zu welchem Ende er hergekommen sei. „Es ist schon zu spät hinzugehn," sagte er dann, „leg dich nur hier zur Ruhe, und am Morgen will ich dich zum Rabbi führen." Er gab ihm zu essen und bettete ihm ein Lager auf.

Frühmorgens erwachte der Mann, und es reute ihn, daß er nachts seiner Müdigkeit und dem Zureden des Alten nachgegeben und den eiligen Auftrag verschoben hatte. Da trat sein Gastgeber zu ihm und sprach: „Sei getrost, eben habe ich erfahren, daß die Frau eines gesunden Knaben entbunden worden ist. Geh in die umliegenden Orte und berichte es den Verwandten.“ Vorm Haus merkte der Mann aus den Fragen der Leute, daß es das des Rabbi war; aber er wagte nicht mehr umzukehren.

Vom Weg der Geschlechter

Der Rižiner erzählte:

Als der Baalschem einst das Leben eines todkranken Knaben, dem er zugetan war, retten wollte, hieß er ein reines Wachslicht gießen, nahm es in den Wald, heftete es an einen Baum und entzündete es. Dann sprach er einen langen Spruch. Das Licht brannte die ganze Nacht. Am Morgen war der Knabe genesen.

Als mein Ahn, der große Maggid, der Schüler des Baalschem, eine ebensolche Heilung bewirken wollte, wußte er die geheime Spannung des Spruches nicht. Er tat, was sein Meister getan hatte, und rief dessen Namen an. Das Werk geriet.

Als Rabbi Mosche Leib von Sassow, der Schülersschüler des großen Maggids, eine ebensolche Heilung bewirken wollte, sprach er: „Wir haben nicht mehr die Kraft, es auch nur zu tun. Aber erzählen will ich die Begebenheit, und Gott wird helfen.“ Und das Werk geriet.

Die Hochzeitsmelodie

Einmal vermählte Rabbi Mosche Leib zwei arme Waisen miteinander und sorgte dafür, daß sich die beiden am Hochzeitstag nicht wie Verlassene und Heimlose fühlten. Als sich über den beiden jungen Menschen der Baldachin erhob, verklärte sich das

Angesicht des Rabbis, denn er erlebte diesen Augenblick in einer gedoppelten Vaterschaft. Er lauschte der Melodie der Spielleute. Dann sprach er zu denen, die ihn umgaben: „Möchte mir doch gewährt sein, daß, wenn der Tag meiner Bestimmung erscheint, man mich mit dieser Melodie in das ewige Haus geleite."

Nach vielen Jahren — diese Stunde und dieses Wort waren längst vergessen — begab es sich an einem schneereichen Wintertag, daß eine Schar von Spielleuten zu einer Hochzeit nach Brody fuhr. Plötzlich zogen die Pferde an und schlugen einen heftigen Trab ein. Umsonst versuchte man sie aufzuhalten, sie liefen immer schneller, schleuderten die Schlitten immer wilder und rannten unbeirrbar einem Ziel zu. An einem Friedhof hielten sie endlich still. Die Spielleute sahen eine große Volksmenge versammelt und fragten nach dem Ort und nach dem Namen des Toten. Als man ihnen Rabbi Mosche Leib nannte, fiel ihnen ein, wie sie in jungen Jahren vor ihm auf der Hochzeit der beiden Waisen gespielt hatten. Jetzt entsann man sich im umstehenden Volk der Begebenheit, und alle riefen: „Spielt die Hochzeitsmelodie!"

Nach dem Tod

Es wird erzählt:

Als Rabbi Mosche Leib von Sassow gestorben war, sprach er zu sich: „Nun bin ich aller Gebote ledig geworden, womit kann ich jetzt noch Gottes Willen tun?" Er bedachte sich: „Sicherlich ist Gottes Wille, daß ich für meine unzähligen Sünden Strafe empfange!" Sogleich lief er mit der ganzen Kraft und sprang in die Hölle. Darüber gab's im Himmel große Unruhe, und bald bekam der Höllenfürst einen Erlaß: Solange der Rabbi von Sassow dort ist, soll das Feuer ruhn. Der Fürst bat den Zaddik, sich nach dem Paradies hinwegzubegeben, denn hier sei nicht sein Platz; es gehe nicht an, daß die Hölle seinet-

wegen feire. „Ist dem so," sagte Mosche Leib, „dann rühre ich mich nicht weg, bis alle Seelen mitgehen dürfen. Auf Erden habe ich mich mit der Auslösung Gefangener abgegeben, da werde ich doch diese Menge da nicht im Kerker leiden lassen!" Und er soll es durchgesetzt haben.

Wolf von Zbaraž

Die Magd

Rabbi Wolfs Ehefrau hatte einst einen Streit mit ihrer Dienstmagd. Sie beschuldigte die Magd, ein Gerät zerbrochen zu haben, und forderte Ersatz des Schadens; jene leugnete die Tat und weigerte die Buße. Der Streit erhitzte sich, bis die Frau das Schiedsgericht der Tora anzurufen beschloß und sich eilig ankleidete, um den Raw der Stadt aufzusuchen. Als Rabbi Wolf dies sah, zog auch er sein Sabbatgewand an. Von der Frau befragt, warum er das tue, erklärte er, mitgehen zu wollen. Sie widersprach; es schicke sich nicht für ihn, auch wisse sie selbst, was sie dem Gericht vorzutragen habe. „Du weißt es wohl," antwortete der Zaddik, „aber die arme Waise, deine Magd, als deren Fürsprech ich gehe, weiß es nicht, und wer sonst als ich sollte sich ihrer Sache annehmen?"

Der Rettigesser

Bei der dritten Sabbatmahlzeit, dem traulichen und heiligen Gemeinschaftsmahl, saßen die Chassidim an Rabbi Wolfs Tisch, ihr Gespräch nur leise und mit verhaltenen Gebärden fortspinnend, um den in Sinnen versunknen Zaddik nicht zu stören. Es war aber der Wille Rabbi Wolfs und der Brauch im Haus, daß jedermann jederzeit eintreten und sich an seinem Tisch niederlassen durfte. So kam auch jetzt ein Mann und setzte sich zu den andern, die ihm Platz machten, wiewohl ihnen seine derben Sitten bekannt waren. Nach einer Weile zog er einen großen Rettig

aus der Tasche, schnitzelte sich einen Haufen mundgerechter Stücke zurecht und begann sie schmatzend zu verzehren. Nun konnten seine Nachbarn ihre Erbosung nicht länger niederhalten. „Du gefräßiger Kerl," fuhren sie ihn an, „wie wagst du's, mit deinen Schankhausmanieren die erhabene Tafel zu beleidigen?" Obgleich sie sich mühten, ihre Stimmen zu dämpfen, merkte der Zaddik, was vorging. „Ich habe ein Verlangen", sagte er, „nach einem guten Rettig. Könnte wohl jemand von euch mir einen verschaffen?" Jäh ergriffen von einer Freude, die seine Beschämung überströmte und begrub, reichte der Rettigesser eine Hand voll Schnitzel Rabbi Wolf hinüber.

Der Fuhrmann

An einem harten Frosttag kam Rabbi Wolf zu einer Beschneidungsfeier gefahren. Als er eine Weile im Saal verbracht hatte, erbarmte es ihn des wartenden Fuhrmanns; er ging unbemerkt zu ihm hinaus und sagte: „Komm doch herein und wärme dich!" „Ich darf meine Pferde nicht allein lassen", antwortete der Mann, warf die Arme und trat von einem Fuß auf den andern. „Die will ich dir hüten, bis du warm hast und mich wieder ablösen kannst", sagte Rabbi Wolf. Davon wollte der Fuhrmann zuerst nichts wissen, ließ sich aber nach langem Zureden bestimmen und ging ins Haus. Da gab es für jeden, der kam, gleichviel welchen Standes und ob er dem Gastgeber bekannt war, vollauf zu essen und zu trinken. Nach dem zehnten Gläschen hatte der Fuhrmann vergessen, wer ihn bei den Pferden vertrat, und ließ Stunde um Stunde vergehn. Indessen hatten die Leute den Zaddik vermißt, aber sich damit beruhigt, daß er einen wichtigen Gang hätte machen müssen und danach wiederkehren würde. Nach geraumer Zeit kamen einige der Gäste auf die schon abendliche Straße und sahen Rabbi Wolf am Wagen stehen, die

Arme werfen und von einem Fuß auf den andern treten.

Die Pferde

Wenn Rabbi Wolf zu Wagen fuhr, erlaubte er nicht, die Pferde zu schlagen. „Nicht einmal zu schelten brauchst du sie," belehrte er den Fuhrmann, „wenn du sie nur anzureden verstehst."

Die Streitenden

Rabbi Wolf sah an keinem ein Böses und hieß jeden Menschen gerecht. Als zwei einst miteinander stritten und man Wolf gegen den Schuldigen aufzureden versuchte, antwortete er: „Bei mir gelten sie beide gleich — und wer kann sich erdreisten, zwischen zwei Gerechte zu treten?"

Die Spieler

Ein Chassid verklagte vor Rabbi Wolf einige Leute, daß sie ihre Nächte beim Kartenspiel zu Tagen machten. „Das ist gut", sagte der Zaddik. „Wie alle Menschen wollen auch sie Gott dienen und wissen nicht wie. Aber nun lernen sie sich wach halten und bei einem Werk ausharren. Wenn sie darin die Vollendung erlangen, brauchen sie nur noch umzukehren — und was für Gottesdiener werden sie dann geben!"

Die Diebe

Diebe schlichen sich eines Nachts in Rabbi Wolfs Haus und steckten ein, was ihnen unter die Hand kam. Der Zaddik sah ihnen von seiner Kammer aus zu und störte sie nicht. Als sie fertig waren, nahmen sie mit anderen Geräten einen Krug mit, in dem vorhin einem Kranken der Abendtrunk gereicht worden war. Rabbi Wolf lief ihnen nach. „Ihr guten Leute," rief er, „was ihr bei mir gefunden habt, das seht als mein Geschenk an und wißt, daß ich's euch gönne. Aber mit diesem Krug, darum bitte ich euch,

geht vorsichtig um; es haftet Krankenatem dran, der euch anstecken könnte."

Seither sagte er jeden Abend vor dem Schlafengehn: „Ich gebe all meinen Besitz frei." So wollte er, wenn wieder Diebe kämen, die Schuld von ihnen wenden.

Die Abtrünnigen

In Lemberg kamen mehrere Zaddikim zusammen und berieten sich über die Verderbtheit des Geschlechts. So viele schwüren die heiligen Sitten ab, zögen kurze Gewänder an, schören Bart und Schläfenlocken und fielen bald auch der inneren Abtrünnigkeit anheim. Man müsse dem bröckelnden Gestein Halt gebieten oder gewärtig sein, daß an einem unfernen Tag der ganze hohe Bau einstürze. Daher beschlossen die Versammelten, einen festen Grenzdamm zu erbauen und damit zu beginnen, daß den Ungetreuen fortan verwehrt sein sollte, das geistliche Gericht anzurufen. Doch kamen sie überein, die Gültigkeit des Beschlusses auszusetzen, bis auch Rabbi Wolf von Zbaraž ihm zustimmte. Etliche Zaddikim überbrachten ihm Bericht und Ansuchen. „Liebe ich euch denn mehr als sie?" sagte er. Der Beschluß blieb unausgeführt.

Jaakob Jizschak von Pžysha („der Jehudi")

Der Schmied

Als Rabbi Jizchak in jungen Jahren im Haus seines Schwiegervaters „auf Kost" war, hatte er einen Schmied zum Nachbarn. Der stand frühmorgens auf und schlug auf seinen Amboß los, daß es dem schlafenden Jüngling in den Ohren dröhnte. Er erwachte und besann sich: „Wenn dieser um vergängliches Werk und weltlichen Gewinn sich so früh dem Schlummer entreißt, soll ich es zum Dienst des ewigen Gottes nicht vermögen?" Am nächsten Morgen stand er vor dem Schmied auf. Der sah in

die Schmiede tretend den jungen Gelehrten am Fenster über einem Buch sitzen, und das reizte ihn: „Der hat es doch nicht nötig und ist schon an der Arbeit! Ich werde mich doch von so einem nicht unterkriegen lassen!“ Nachts darauf stand er vor dem Jehudi auf. Aber der junge Rabbi nahm den Wettstreit auf und gewann ihn. In spätrer Zeit pflegte er zu sagen: „Was ich erlangt habe, verdanke ich zuvorderst einem Schmied.“

Der Weg zur Vollendung

Einmal wurde der Jehudi ersucht, den dreizehnjährigen Henoch, seinen nachmaligen Schüler, in der Gemara zu prüfen. Der Knabe mußte die ihm aufgegebene Stelle eine Stunde lang besinnen, ehe er sie erklären konnte. Danach legte der Zaddik seine Hand um Henochs Wange und sagte: „Als ich dreizehn war, erschlossen sich mir schwerere Stellen als diese im Nu, und als ich achtzehn war, galt ich als ‚ein Großer in der Tora‘. Aber es ging mir auf, daß ein Mensch mit dem Lernen allein nicht zur Vollendung kommen kann. Ich verstand, was von unserm Vater Abraham erzählt ist: wie er Sonne, Mond und Sterne erforschte und nirgends Gott fand, und wie sich ihm im Nichtfinden die Gegenwart Gottes offenbarte. Mit dieser Einsicht trug ich mich drei Monate. Dann forschte ich so lange, bis auch ich zur Wahrheit des Nichtfindens kam.“

Was der Jehudi in Lublin lernte

Als der Leipniker Raw, der dem chassidischen Weg entgegen war, mit dem jungen Jizchak und seiner Gelehrsamkeit bekannt geworden war, fragte er ihn: „Was hast du nur bei dem Lubliner zu suchen? Was kannst du bei ihm lernen? Was hast du bei ihm gelernt?“ „Und wenn nichts anderes,“ sagte der Jehudi, „eins habe ich bei meinem Lehrer, dem heiligen Rabbi in Lublin gelernt: wenn ich mich

schlafen lege, schlummre ich im gleichen Augenblick ein."

Das Los des Engels

Der Jehudi erzählte:

„Ein Chassid kam nach dem Tod vor das himmlische Gericht, und er hatte starke Fürsprecher, so daß eine günstige Entscheidung schon sicher schien, als ein großer Engel auftrat und ihn eines Vergehens anklagte. ‚Warum hast du dies getan?' wurde er gefragt und fand keine andere Antwort als: ‚Mein Weib hat mich dazu verleitet.' Da lachte der Engel hoch auf: ‚Fürwahr, eine treffliche Rechtfertigung; er hat der Stimme eines Weibes nicht widerstehen können.' Das Urteil wurde gefällt: Dem Mann Strafe für sein Vergehen, dem Engel die Probe, in irdischen Leib einzukehren und eines Weibes Ehemann zu werden."

Die Chassidim, die den Ausgang dieser Geschichte hörten, faßten ihn dahin auf, daß der Rabbi sich selber meinte.

Erwidrung im Streit

Die Ehefrau des Jehudi setzte ihm oft mit langen Streitreden zu. Er hörte an, was sie vorbrachte, schwieg und nahm es in Freuden hin. Einmal aber, als ihr Schelten das gewohnte Maß überstieg, gab er ihr ein paar Worte zurück. Später fragte ihn sein Schüler Rabbi Bunam: „Was hat dieser Tag vor den andern voraus?" „Ich sah," sprach der Jehudi, „daß ihre Seele am Abscheiden war vor wütendem Gram, weil ich von ihrem Schreien mich nicht anfechten ließ. Darum reichte ich ihr ein wenig Rede, damit sie fühle, die ihre bekümmere mich, und sich an ihrem Gefühl stärke."

Zorn entsühnt den Feind

Es gab Leute, die den Jehudi unablässig bei seinem Lehrer, dem Rabbi von Lublin, verleumdeten, daß er ihn zu verdrängen strebe. Zu ihnen gehörte die

Ehefrau des Lubliners. Als sie plötzlich starb, ließ ihr Mann den Jehudi rufen und sprach zu ihm: „Das hast du bewirkt." — „Da sei Gott vor." — „Was also hast du getan, als du erfuhrst, wie sie von dir redete?" — „Ich habe die Psalmen gesagt." — „Und das nennst du nichts tun?" — „Was hätte ich denn sollen?" — „In Zorn geraten", antwortete der Lubliner. — „Rabbi," sprach der Jehudi, „schaut mir in die Augen und durch die Augen ins Herz, und seht da nach, ob ich in Zorn zu geraten verstehe." Der Seher sah seinem Schüler in die Augen. „Wahrhaftig," sagte er, „der Jud versteht das Zürnen nicht."

Der Festtag des Galut

Als der Jehudi einmal am zweiten Schewuottag am Tisch des Kosnitzer Maggids saß, sprach dieser zu ihm: „Es bedrängt mich, daß ich am zweiten Festtag, der nur in den Ländern des Exils gefeiert wird, Weihe und Erleuchtung stärker spüre als am ersten, der im Lande Israel als der einzige gilt. Könnt Ihr, heiliger Jud, mir sagen, woran es liegt, daß der Tag der Fremde mein Herz heiliger als der Heimatstag bewegt?" „Wenn ein Mann", antwortete der Jehudi, „mit seinem Weibe gestritten hat und sie sich versöhnen, wird die Liebe größer als zuvor." „Ihr habt mich wiederbelebt", sagte der Maggid und küßte ihn auf die Stirn.

Schriftdeutung

Rabbi Bunam kam einst in die Kammer seines Lehrers, des Jehudi. Der sah vom Buch auf wie einer, der seine Arbeit für einen Augenblick, jedoch nicht ungern unterbricht, und sprach wie in einem Spiel: „Sag mir einen Vers in der Tora, und ich will ihn dir deuten." Bunam sagte den Vers, der ihm als erster einfiel: „So redete Mose die Worte dieses Gesangs in die Ohren aller Versammlung Israels, bis sie vollendet waren." „Bis sie vollendet waren",

wiederholte der Jehudi und sah wieder ins Buch; die Unterredung war zu Ende. Rabbi Bunam ging in hoher Freude hinaus. Sein Gefährte, Rabbi Henoch, der mit ihm in der Kammer des Lehrers gewesen war, fragte ihn, worüber er sich freue, er habe doch die versprochene Deutung nicht zu hören bekommen. „Besinne dich!“ sagte Bunam. Da verstand auch der andre: Mose hatte seinen Gesang wieder und wieder zu den Kindern Israel gesprochen, bis er sie zur Vollendung brachte.

Schweigen und Reden

Einer hatte die Probe des Schweigens auf sich genommen und redete drei Jahre lang nichts außer den Worten der Lehre und des Gebets. Endlich ließ der Jehudi ihn rufen. „Junger Mann,“ sagte er zu ihm, „was ist das, daß ich in der Welt der Wahrheit kein Wort von dir zu sehen bekomme?“ „Rabbi,“ rechtfertigte sich jener, „wozu soll ich Eitles reden? frommt es nicht besser, nur zu lernen und zu beten?“ „So kommt“, sprach der Jehudi, „eben kein Wort von dir selber in die Welt der Wahrheit. Wer nur lernt und betet, mordet das eigne Wort in der Seele. Was ist das: Eitles reden? Man kann was immer eitel sagen, man kann was immer wahrhaftig sagen ... Und nun lasse ich dir eine Pfeife mit Tabak für die Nacht zurechtlegen, komm nach dem Abendgebet zu mir, und ich will dich reden lehren.“ Sie saßen die Nacht durch beisammen; am Morgen war die Lehrzeit zu Ende.

Sprache

Der Jehudi ging mit seinem Schüler Perez über eine Wiese, auf der weidende Rinder brüllten, während aus dem hindurchfließenden Bach eine Gänseschar schnatternd und flügelschlagend hervorstieg. „Könnte man doch all die Rede verstehen!“ rief der Schüler. „Wenn du“, sagte der Rabbi, „dahinkommst,

aus dem Grunde zu fassen, was du selber redest, wirst du die Sprache aller Wesen verstehen lernen."

Nicht was zum Munde eingeht...

Der Jehudi trug einst seinem Schüler Rabbi Bunam auf, eine Reise zu unternehmen. Bunam fragte nicht, sondern ging mit etlichen andern Chassidim zur Stadt hinaus, wohin die Straße sie führte. Gegen Mittag kamen sie in ein Dorf und kehrten beim Schankpächter ein, der erfreut über die frommen Gäste sie zum Essen einlud. Rabbi Bunam setzte sich in die Wirtsstube, die andern gingen aus und ein und forschten allerlei wegen des Fleisches, das ihnen vorgesetzt werden sollte: nach der Fehlerfreiheit des Tiers, nach der Person des Schächters, nach der Sorgfalt des Salzens. Da hob ein Mann in zerrissenen Kleidern, der hinter dem Ofen saß und den Wanderstecken noch in der Hand hielt, zu reden an: „O ihr Chassidim! Ihr macht viel Aufhebens, ob euch rein genug sei, was ihr in den Mund tut, aber was euch aus dem Munde geht, um dessen Lauterkeit tragt ihr minder Sorge!"

Rabbi Bunam wollte entgegnen. Schon aber war der Wandersmann, wie es Elijas Sitte ist, verschwunden. Der Rabbi verstand, zu welchem Ende ihn sein Lehrer auf den Weg geschickt hatte.

Elternehrung

Einst lernte der Jehudi mit seinen Schülern in der Gemara. Eine Stelle machte ihn nachdenklich; schweigend vertiefte er sich in ihre Betrachtung. Unter den Schülern war ein Knabe, dessen Vater bald nach seiner Geburt gestorben war. Da er wußte, daß solche Unterbrechungen bei seinem Lehrer eine gute Weile währten, ging er eilig heim, um indessen seinen heftigen Hunger zu stillen. Als er schon auf dem Rückweg ins Lehrhaus war, rief ihm seine Mutter zu, er solle ihr zuvor ein schweres Heubündel vom

Speicher heruntertragen. Er kehrte nicht um, denn er fürchtete, sich zu verspäten. Mittenwegs aber bedachte er sich: Der Sinn des Lernens ist ja das Tun; sogleich lief er zurück und gehorchte seiner Mutter. Dann ging er wieder ins Lehrhaus. Sowie er über die Schwelle trat, erwachte der Jehudi aus seiner Betrachtung, erhob sich zur vollen Größe und sprach freudig zum Knaben: „Gewiß hast du in dieser Stunde die Mutter geehrt. Denn Abaji, von dem wir wissen, daß unter den Meistern der Gemara er allein weder seinen Vater noch seine Mutter kannte, und dessen Seele sich daher je und je denen einverleibt, die das Gebot der Elternehrung, der ihm versagten, erfüllen, ist mir soeben erschienen und hat mir die schwere Stelle gedeutet."

Das rechte Kind

Nach einem Sabbatendmahl, bei dem viele Hausväter zugegen waren, sprach der Jehudi: „Ach ihr Leute! Fragt man einen von euch, weswegen er sich auf Erden mühe, antwortet ein jeder: ‚Um meinen Sohn großzuziehen, daß er lerne und Gott diene.' Und ist der Sohn herangewachsen, vergißt er, weswegen sich sein Vater auf Erden mühte, und müht sich gleicherweise, und fragst du ihn nach dem Zweck all der Plage, dann sagt er dir: ‚Ich muß doch meinen Sohn zur Lehre und zu guten Werken großziehen.' Und so geht es, ihr Leute, von Geschlecht zu Geschlecht. Aber wann wird man endlich das rechte Kind zu sehen bekommen?"

Vom Verfall

Eines Nachts lagen der Jehudi und sein Schüler Bunam in einer Kammer. Entgegen seiner Gewohnheit schlief der Jehudi nicht, sondern sann und seufzte. Rabbi Bunam fragte: „Warum seufzt Ihr?" „Ich muß immerzu", sprach er, „daran denken, daß nach Mose die Richter kamen, nach den Richtern die Pro-

pheten, dann die Männer der großen Versammlung, sodann die Tannaim und Amoraim, und so fort bis zu den Ermahnern, und als auch dies verdarb und falsche Ermahner sich mehrten, standen die Zaddikim auf. Darüber aber seufze ich, daß ich sehe: auch dies wird verdorben werden. Was wird Israel tun?"

Können und Wollen

Über Land wandernd traf der Jehudi einst auf einen umgestürzten Heuwagen. „Hilf mir doch den Wagen aufrichten!" rief ihm der Besitzer zu. Er versuchte es, aber es ging nicht vonstatten. „Ich kann nicht", versicherte er endlich. Der Bauer sah ihn streng an. „Du kannst," sagte er, „aber du willst nicht."

Am Abend dieses Tags sprach der Jehudi zu seinen Schülern: „Heute ist es mir gesagt worden. Wir können den Namen Gottes aufrichten, aber wir wollen nicht."

Der Vorausgehende

Als der junge Perez im Sterben lag, setzte sich der Jehudi ans Bett seines Schülers und sprach zu ihm: „Perez, deine Zeit ist noch nicht gekommen." Er sagte: „Rabbi, ich weiß es wohl, aber ich bitte, daß mir gestattet sei, etwas auszusprechen." „Sprich", sagte der Jehudi. „Ich habe gesehen," sprach Perez, „daß der Rabbi bald von der Erde scheiden muß, und ich will nicht ohne Euch hier bleiben." Einige Wochen nach ihm starb der Jehudi.

Der letzte Einblick

Der Jehudi erzählte zuweilen, er erlange an jedem Neujahrstag einen neuen Einblick in den Dienst der geheimen Einungen, und da erscheine ihm alles, was er im vergangenen Jahr tat, nichtig vor dem Neuen; und so gehe er von Kreuzung zu Kreuzung den schrankenlosen Weg. Aber einmal, gegen Ende des

Jahres, als er das „Buch des Engels Rasiel“ las, tat sich ihm kund, daß er bald nach dem Neujahrstag sterben müsse. Er ging zu seinem Lehrer, dem Rabbi von Lublin, und berichtete es ihm. „Bleibt bei uns über Rosch-ha-Schana,“ sagte der Lubliner, „und man wird Euch erhalten“. Aber er nahm Abschied und kehrte in sein Haus zurück.

Am Tag seines Todes gingen Rabbi Kalman und Rabbi Schmuel an einem fernen Ort mitsammen. Rabbi Kalman sprach: „Es gibt eine Einung, die man an diesem Tag, aber nur im Lande Israel vollziehen kann; wer sie außerhalb des Landes vollzieht, muß selben Tags sterben. So ist es schon Mose, unserm Meister, der Friede über ihm, widerfahren.“

Ssimcha Bunam von Pžysha

Das Schauspiel und der Zettel

Als Rabbi Bunam noch Holzhändler war, fragten ihn in Danzig etliche Kaufleute, warum er, der im Schrifttum so bewandert sei, zu Zaddikim fahre; was könnten die ihm sagen, was er nicht ebensogut aus seinen Büchern erführe? Er gab ihnen Antwort, aber sie verstanden ihn nicht. Am Abend forderten sie ihn vergeblich auf, mit ihnen ins Schauspiel zu gehen. Als sie heimkamen, erzählten sie ihm, sie hätten vieles Wunderbare gesehen. „Die wunderbaren Dinge kenne ich auch,“ sagte er, „ich habe den Zettel gelesen.“ „Danach“, beschieden sie ihn, „könnt Ihr nicht wirklich etwas davon wissen, was wir mit unsern Augen gesehen haben.“ „So eben verhält es sich“, sprach er, „mit den Büchern und den Zaddikim.“

Der Hirt

Nach dem Tod des Jehudi wußten die Schüler nicht, wen sie sich zum Meister erwählen sollten. Sie fragten Rabbi Bunam um Rat. Er sprach: „Ein Hirt weidete die Schafe am Feldrain. Ermüdet fiel er zur

Erde und schlief ein. Das war ihm noch nie geschehn. Um Mitternacht erwachte er, der Vollmond stand hoch, die Nacht war kühl und klar. Der Hirt trank einen Schluck Wasser vom Bach; es tat ihm wohl. Zugleich entsann er sich seiner Schafe; sein Herzschlag stockte. Er sah sich um, die Tiere lagen wenige Schritte vor ihm wie im Pferch aneinandergedrängt; er zählte sie, keins fehlte. Er rief: ‚Geliebter Gott, wie soll ich dir's vergelten? Vertrau mir deine Schafe an, so will ich sie hüten wie meinen Augapfel.' Solch einen Hirten sucht euch zum Rabbi." Der alte Rabbi Abele Neustädter, der einst den Jehudi in der Kabbala unterwiesen hatte und der vielen unter den Versammelten als der Nachfolger seines Schülers erschien, stand vom Stuhl auf und setzte Rabbi Bunam hinein.

Der teure Arzt

Als Rabbi Bunam die Nachfolge seines Lehrers, des Jehudi, antrat, wandten sich viele Jünglinge ihm zu und vergaßen Haus und Erwerb. Das verdroß die Väter sehr, und Rabbi Bunam erfuhr schärfere Verfolgung als alle Zaddikim des Zeitalters. Einmal kam einem jungen Mann sein Schwiegervater nachgefahren, hieß den Reisewagen in der Tür des Rabbis warten, drang ein und schrie an der Schwelle: „Die besten Söhne verderbt Ihr uns, daß sie alles hinwerfen und bei Euch die Jahre versitzen. Und dann sagt Ihr noch, Ihr wolltet sie Gottesfurcht lehren! Gottesfurcht lehren! Dazu brauchen wir Euch nicht, dazu haben wir gute Bücher genug, da können sie mehr finden als bei Euch!" Rabbi Bunam wartete, bis der Mann nichts mehr zu sagen wußte, dann sprach er: „Ihr wißt wohl, daß ich ein Apotheker gewesen bin. Da habe ich beobachtet, daß ein Arzt, der alle Kranken ungerufen und unbelohnt besuchte, geringeres Zutrauen und weniger Achtung für seine Anordnungen fand als ein anderer,

der sich gehörig bezahlen ließ. Mit Pein und Plage, die sie von ihren Vätern und Schwiegervätern erleiden, müssen die Seelenkranken zahlen, die mich aufsuchen, und glauben dem Arzt, der ihnen so teuer zu stehen kommt."

Der Mantel

Ein Schüler Rabbi Bunams wurde gefragt: „Was ist denn an Eurem Lehrer so Großes, daß Ihr Euch seiner so berühmt?" Er sprach: „Elija fand den Elisa, wie er mit seinen Stieren den Acker pflügte. Ihr müßt Euch den Elisa nicht wie einen Propheten vorstellen, sondern wie einen rechten Bauern, der seine Stiere anruft: ‚Hü, zieht an!' Da kam der Meister und warf seinen Mantel auf ihn, und schon brannte Elisa lichterloh. Er schlachtete die Stiere, er zerbrach den Pflug. ‚Was habe ich dir denn angetan?' fragte Elija. ‚Oh!' schrie er, ‚was hast du mir angetan!' Er verließ Vater und Mutter und rannte hinter seinem Lehrer her, daß man ihn von Elija nicht mehr abreißen konnte. So ist es, wenn Rabbi Bunam die Hand eines Schülers faßt. Das kann der einfältigste Mann sein, es beginnt in ihm so lebendig zu werden, daß er am liebsten sich Gott auf dem Altar darbringen möchte."

Der Schatz

Den Jünglingen, die zum erstenmal zu ihm kamen, pflegte Rabbi Bunam die Geschichte von Rabbi Eisik Sohn Rabbi Jekels in Krakau zu erzählen. Dem war nach Jahren schwerer Not, die sein Gottvertrauen nicht erschüttert hatten, im Traum befohlen worden, in Prag unter der Brücke, die zum Königsschloß führt, nach einem Schatz zu suchen. Als der Traum zum drittenmal wiederkehrte, machte sich Rabbi Eisik auf und wanderte nach Prag. Aber an der Brücke standen Tag und Nacht Wachtposten, und er getraute sich nicht zu graben. Doch kam er

an jedem Morgen zur Brücke und umkreiste sie bis zum Abend. Endlich fragte ihn der Hauptmann der Wache, auf sein Treiben aufmerksam geworden, freundlich, ob er hier etwas suche oder auf jemand warte. Rabbi Eisik erzählte, welcher Traum ihn aus fernem Land hergeführt habe. Der Hauptmann lachte: „Und da bist du armer Kerl mit deinen zerfetzten Sohlen einem Traum zu Gefallen hergepilgert! Ja, wer den Träumen traut! Da hätte ich mich ja auch auf die Beine machen müssen, als es mir einmal im Traum befahl, nach Krakau zu wandern und in der Stube eines Juden, Eisik Sohn Jekels sollte er heißen, unterm Ofen nach einem Schatz zu graben. Eisik Sohn Jekels! Ich kann's mir vorstellen, wie ich drüben, wo die eine Hälfte der Juden Eisik und die andre Jekel heißt, alle Häuser aufreiße!" Und er lachte wieder. Rabbi Eisik verneigte sich, wanderte heim, grub den Schatz aus und baute das Bethaus, das Reb Eisik Reb Jekels Schul heißt.

„Merke dir diese Geschichte", pflegte Rabbi Bunam hinzuzufügen, „und nimm auf, was sie dir sagt: daß es etwas gibt, was du nirgends in der Welt, auch nicht beim Zaddik finden kannst, und daß es doch einen Ort gibt, wo du es finden kannst."

Die drei Gefangenen

Nach dem Tode des Rabbi Uri von Strelisk, den man den Seraph nannte, kam einer seiner Chassidim zu Rabbi Bunam, um sich ihm anzuschließen. Rabbi Bunam fragte: „Welches war der Weg deines Lehrers, euch im Dienst zu unterweisen?" „Sein Weg", sagte der Chassid, „war, Demut in unsere Herzen zu pflanzen. Darum mußte jeder, der zu ihm kam, mochte er ein Vornehmer oder ein Gelehrter sein, zu allererst zwei große Eimer am Marktbrunnen füllen oder eine andere beschwerliche und geringgeschätzte Arbeit auf der Straße vollbringen." Rab-

bi Bunam sprach: „Ich will dir eine Geschichte erzählen. Drei Männer, zwei kluge und ein törichter, saßen einst in einem nachtfinstern Verlies, in das ihnen täglich Speisen und Eßgerät hinuntergelassen wurden. Das Dunkel und die Not der Gefangenschaft hatten den Narren vollends verwirrt, so daß er sich der Geräte, weil er sie nicht sah, nicht zu bedienen verstand. Einer seiner Gefährten belehrte ihn, aber am nächsten Tag wußte er das Gerät wieder nicht zu handhaben, und so mußte der Kluge sich unablässig mit ihm abmühen. Der dritte Gefangene aber saß schweigend und kümmerte sich um den Toren nicht. Einmal fragte ihn der zweite, warum er sich des Beistands enthalte. „Sieh," antwortete jener, „du mühst dich ab und kommst zu keinem Ziel, denn jeder Tag wirft dein Werk um; ich aber sitze und überlege, wie ich es anstellen muß, um in die Wand ein Loch zu bohren, daß das Licht der Sonne herfinde und wir alles sehen."

Alle und jeder

Rabbi Bunam sagte einmal:
Wenn am Sabbat meine Stube voller Leute ist, wird es mir schwer, Lehre zu sprechen. Denn jeder bedarf seiner eigenen Lehre, jeder soll in seiner Lehre vollendet werden, und was ich allen zuteile, entziehe ich jedem von ihnen.

Beginn der Lehre

Rabbi Bunam begann die Lehre mit den Worten: „Wir danken dir, Quell des Segens und Gesegneter, daß du offenbar und verborgen bist." Dann sprach er: „Der beherzte Mensch muß Gott fühlen, wie er den Ort fühlt, auf dem er steht. Und wie er sich nicht ohne Ort zu denken vermag, so soll er in aller Einfalt des Orts der Welt inne werden, des offenbaren, der sie enthält; zugleich aber, daß eben er das verborgene Leben ist, das sie erfüllt."

Alle Glieder

Als Rabbi Bunam von seinen Gegnern befragt wurde, warum er allmorgendlich das Gebet verzögere, antwortete er: „Der Mensch hat Knochen, die noch schlafen, wenn er schon erwacht ist. Es steht aber geschrieben: ‚All meine Gebeine sollen sprechen: Herr, wer gleicht dir?' So muß denn der Mensch warten, bis alle seine Gebeine erwacht sind."

Zwei Taschen

Rabbi Bunam sprach zu seinen Schülern: „Jeder von euch muß zwei Taschen haben, nach Bedarf in die eine oder andere greifen zu können: in der rechten liege das Wort: ‚Um meinetwillen ist die Welt erschaffen worden', und in der linken ‚Ich bin Erde und Asche'."

Das Halstuch

Rabbi Bunams Lieblingsschüler hatte sein Halstuch verloren und suchte danach mit großem Eifer. Die Gefährten lachten über ihn. „Er tut recht," sagte der Zaddik, „wenn er ein Ding, dessen er sich bedient hat, wert hält. So besucht ja auch die Seele nach dem Tod den entsunkenen Leib und neigt sich über ihn."

Gaben

Rabbi Bunam sprach zu seinen Chassidim: „Wer von euch nichts als liebreich ist, ist ein Buhler, wer nichts als fromm, ein Gauner, wer nichts als klug, ein Ungläubiger. Nur wer alle drei Gaben hat, kann Gott rechtschaffen dienen."

Im Exil

Am Tag des Neuen Jahrs nach der Heimkehr vom Gottesdienst sprach Rabbi Bunam zu den in seinem Haus versammelten Chassidim:
Ein Königssohn empörte sich wider seinen Vater und wurde von dessen Angesicht verbannt. Nach

einer Zeit erbarmte es den König, und er hieß ihn suchen. Es währte lang, bis einer der Boten in der Fremde ihn in einer Dorfschenke fand, wo er bloßfüßig und im zerrissenen Hemd unter betrunkenen Bauern tanzte. Der Höfling verneigte sich und sagte: „Ich bin von Euerm Vater gesandt, Euch zu fragen, was Ihr begehrt. Was immer es sei, er ist bereit, es zu erfüllen.“ Der Prinz fing zu weinen an. „Hätte ich doch“, sagte er, „ein warmes Gewand und ein Paar kräftiger Schuhe!“ — Seht, so winseln wir um das kleine Bedürfen der Stunde und vergessen, daß Gottes Herrlichkeit im Exil ist.

Das Zeichen der Vergebung

„Woran erkennen wir wohl“, fragte Rabbi Bunam seine Schüler, „in diesem Zeitalter ohne Propheten, wann uns eine Sünde vergeben ist?“ Die Schüler gaben mancherlei Antwort, aber keine gefiel dem Rabbi. „Wir erkennen es“, sagte er, „daran, daß wir die Sünde nicht mehr tun.“

Die Ausnahme

Rabbi Bunam sprach einmal:
Ja, ich kann alle Sünder zur Umkehr bringen, — nur die Lügner nicht.

Die Frucht der Kasteiung

Einer fragte Rabbi Bunam: „Ich habe Mal um Mal mich kasteit und alle Regeln erfüllt, aber Elija ist mir noch nicht erschienen.“
Zur Antwort erzählte ihm der Zaddik:
„Der heilige Baalschem begab sich einmal auf eine weite Reise. Er mietete ein Zweigespann, setzte sich in den Wagen und sprach den Namen. Sogleich sprang der Weg mit Macht den anziehenden Pferden entgegen, und ehe sie sich in Trab setzten, waren sie schon an der ersten Herberge und wußten nicht, wie ihnen geschah. Hier pflegten sie gefüttert zu wer-

den; aber noch hatten sie sich nicht recht besonnen, als schon die zweite Herberge an ihnen vorüberstürmte. Schließlich verfielen die Tiere auf den Gedanken, sie seien offenbar Menschen geworden und würden daher erst am Abend in der Stadt, wo übernachtet würde, Nahrung erhalten. Als aber der Wagen auch am Abend nicht anhielt, sondern von Stadt zu Stadt weiterflog, kamen die Pferde überein, es sei nicht anders möglich, als daß sie in Engel verwandelt worden seien und weder Essens noch Trinkens mehr bedürften. Da hielt der Wagen am Ziel, sie kamen in den Stall, kriegten ein Maß Hafer vorgeschüttet und stießen die Mäuler hinein wie ausgehungerte Pferde.

Solang es dir ebenso ergeht," sagte Rabbi Bunam, „tätst du gut, dich zu bescheiden."

Der gefällige Traum

Ein ehrsüchtiger Mann kam zu Rabbi Bunam und erzählte ihm, sein Vater erscheine ihm im Traum und spreche: „Ich gebe dir kund, daß du zum Führer bestimmt bist." Der Zaddik nahm die Erzählung schweigend hin. Bald darauf kam der Mann wieder und berichtete, der Traum habe sich wiederholt. „Ich sehe," sagte Rabbi Bunam, „daß du zur Führerschaft bereit bist. Kommt dein Vater noch einmal, so antworte ihm, du seiest bereit zu führen, aber er möchte nun auch den Leuten erscheinen, die von dir geführt werden sollen."

Die widerspenstige Ehre

Einer sagte zu Rabbi Bunam: „An mir hat sich erwiesen, daß nicht wahr ist, was geschrieben steht, wer vor der Ehre fliehe, dem jage sie nach, wer ihr nachjage, den fliehe sie. Denn ich bin ihr mit rechtem Fleiß davongerannt, sie aber hat nicht einen Schritt getan, um mich einzuholen." „Offenbar", erwiderte der Rabbi, „hatte sie bemerkt, daß du

dich umsahst, und fand nun am Spiel keinen Reiz mehr.“

Die eitle Abgeschiedenheit

Man erzählte Rabbi Bunam von einem in der Abgeschiedenheit lebenden Mann. „Mancher“, sagte er, „zieht sich in die Wildnis zurück und blinzelt durchs Gestrüpp, ob ihn keiner aus der Ferne bewundert.“

Der Irrgang

Man sprach vor Rabbi Bunam von Zaddikim, die in den Verzückungen ihres einsamen Dienstes aufgingen. Er entgegnete: „Ein König ließ zu seinem Schloß einen weiten und vielverschlungenen Irrgang errichten. Wer sein Angesicht schauen wollte, hatte keinen anderen Weg als diesen, wo jeder Schritt in die unendliche Wirrnis verführen konnte. Die sich aus großer Liebe zum König hineinwagten, waren von zweierlei Art. Die einen dachten an nichts als Stück vor Stück des Wegs zu überwinden, die andern brachten an seinen bedenklichsten Krümmungen für die Nachkommenden Zeichen an, die zum Weitergang ermutigten, ohne ihn leicht zu machen. Die ersten unterwarfen sich der Absicht in der Anordnung des Königs; die zweiten vertrauten dem Willen seiner Gnade.“

Die Wohltat

Als Rabbi Bunam noch ein Holzhändler war und alljährlich auf den Holzmarkt nach Danzig fuhr, hörte er auf der Reise in einer kleinen Stadt, wo er den Sabbat verbringen wollte, von einem frommen und gelehrten Mann, der in großem Elend lebte. Da lud er sich bei dem Mann als Sabbatgast ein, ließ ihm Geräte und Speisenvorrat in das leere Haus tragen und wußte ihm auch noch würdige Kleider aufzunötigen. Nach dem Sabbat überreichte Rabbi Bunam seinem Gastgeber einen ansehnlichen Geldbetrag als Abschiedsgeschenk. Jener weigerte sich,

das Geld anzunehmen; er habe schon übergenug empfangen. „Das andre", sagte der Zaddik, „habe ich nicht Euch, sondern mir gegeben, um die Wunde des Mitleidens, die mir Euer Elend schlug, zu heilen; nun erst kann ich das Gebot des Wohltuns erfüllen. Darum steht geschrieben: ‚Geben sollst, geben du ihm, und nicht erbose sich dein Herz, wann du ihm gibst' — wer den Anblick der Armut nicht ertragen kann, muß sie so lange lindern, bis der Verdruß seines Herzens überwunden ist, dann erst vermag er in Wahrheit seinem Mitmenschen zu geben."

Das Licht

Nach seiner Erblindung war Rabbi Bunam bei Rabbi Fischel zu Gast, von dessen Wunderheilungen viel Rühmens im Lande war. „Vertraut Euch mir an," sagte der Gastgeber, „ich will Euch das Licht zurückholen." „Dessen bedarf es nicht," antwortete Bunam; „was zu sehen mir nottut, sehe ich."

Nicht tauschen

Rabbi Bunam sprach einmal:
Ich möchte nicht mit Vater Abraham tauschen. Was hätte Gott davon, wenn der Erzvater Abraham wie der blinde Bunam würde und der blinde Bunam wie Abraham? Da taugt es schon mehr, ich lege es darauf an, ein klein wenig über mich hinauszuwachsen.

Der einsame Baum

Rabbi Bunam sprach einmal:
Wenn ich die Welt betrachte, erscheint es mir zuweilen, als sei jeder Mensch ein Baum in einer Wildnis, und Gott habe in seiner Welt keinen als ihn allein, und er keinen, dem er sich zuwenden könnte, als Gott allein.

Der unerlöste Ort

Einmal betete Rabbi Bunam in einer Herberge. Die

Leute rannten ihn an und stießen ihn, aber er ging nicht in seine Kammer. Später sagte er zu den Schülern: „Zuweilen glaubt man, an einem Ort nicht beten zu können, und sucht einen andern auf. Aber das ist nicht der rechte Weg. Denn der verlassene Ort klagt einem nach: ‚Warum wolltest du nicht auf mir deine Andacht verrichten? Störte dich ein Hindernis, so war dir eben dies das Zeichen, daß es dir oblag, mich zu erlösen.‘“

Der verbotene Weg

Es wird erzählt:

Rabbi Bunam machte einst mit seinen Schülern eine Fahrt ins Land. Unterwegs schliefen alle ein. Plötzlich erwachten die Schüler, da stand der Wagen im tiefsten Waldesdickicht, ringsum nirgends ein Pfad, keiner konnte verstehn, wie sie hingelangt waren. Sie weckten den Zaddik. Er blickte auf und rief: „Wache!“ „Wer fährt?“ antwortete es aus dem Dickicht. — „Der Pżysher Apotheker.“ Drohend tönte zurück: „Diesmal und kein zweites!“ Ein Weg öffnete sich, der Wagen fuhr, die Schüler erkannten die Gegend, nie hatten sie da einen Wald gesehn. Sie wagten nicht, hinter sich zu blicken.

Die Schlüssel

Der Gerer erzählte:

Rabbi Bunam hatte die Schlüssel aller Firmamente. Und warum auch nicht? Der Mensch, der nicht sich meint, dem gibt man alle Schlüssel. Er hätte auch Tote beleben können; aber er war ein ehrlicher Mann und nahm nicht, was ihm nicht zukam.

Der Sinn

Als Rabbi Bunam im Sterben lag, weinte seine Frau. Er sprach: „Was weinst du? All mein Leben war ja nur dazu, daß ich sterben lerne.“

Israel von Rižin

Auf Erden

Als der Rabbi von Sawran aus dem Wunsch, mit dem Rižiner Frieden zu machen, ihn besuchte, fragte ihn dieser: „Glaubt Ihr daran, daß es einen Zaddik gibt, der an Gott hangt ohne abzulassen?“ Der Rabbi entgegnete, wie einer, der seinen Zweifel verhehlen will: „Es mag wohl sein.“ Darauf der Rižiner: „So war mein Großvater, Rabbi Abraham, den sie den Engel nannten.“ Aber jener: „In Wahrheit, er hat auf Erden nicht viele Tage verbracht.“ Der Rižiner: „So war mein Vater, Rabbi Schalom.“ Und der Rabbi von Sawran noch einmal: „In Wahrheit, auch er hat auf Erden nicht viele Tage verbracht!“ Da antwortete ihm der Rižiner: „Was redet Ihr von Jahr und Tag? Meint Ihr, sie seien auf Erden gewesen, um hier auszutrocknen? Sie kamen, vollbrachten ihren Dienst und kehrten zurück.“

Die Geschichte vom Rauch

Einmal kam Rabbi Mosche von Kobryn am Vorabend des Sabbats zum Rižiner. Der stand mitten in der Stube, die Pfeife in der Hand, und um ihn dicker Rauch. Sogleich begann der Rižiner zu erzählen: »Es war einmal ein Mann, der verirrte sich am Vorabend des Sabbats um die Zeit der Dämmerung im Wald. Plötzlich erblickte er in der Ferne ein Haus. Er ging darauf zu. Als er eintrat, saß ihm gegenüber ein Räuber, schrecklich anzusehn, und vor ihm auf dem Tisch lag eine Flinte. Aber ehe noch der aufspringende Räuber die Flinte ergriffen hatte, war sie schon in der Hand des Mannes, und in der Erwägung eines Augenblicks wußte er: ‚Treffe ich ihn, so ist es gut; treffe ich ihn nicht, so wird die Stube voll Rauch, und ich kann entfliehn.‘“ Als der Rižiner so weit erzählt hatte, legte er die Pfeife aus der Hand und sagte: „Sabbat!“

Zweierlei Zaddikim

Der Rižiner erzählte, wie Leute zu Jassy den Apter Rabbi nach seiner Predigt schmähten. Anfügend sprach er: „Es gibt in jedem Geschlecht Menschen, die über den Zaddik murren und Mose scheel nachblicken. Denn der Apter ist der Mose seines Zeitalters.“ Dann hielt er inne, und nach einer Weile sprach er wieder: „Es gibt zweierlei Dienst und zweierlei Zaddikim. Die einen dienen Gott mit der Lehre und dem Gebet, die andern mit dem Essen, dem Trinken und irdischer Freude, so daß sie all dies zur Heiligkeit erheben. Das sind die, über die das Murren ergeht. Aber Gott hat sie so erschaffen, weil er will, daß die Menschen in den Lüsten nicht gefangen liegen, sondern frei in ihnen werden; das eben ist der Beruf dieser Zaddikim, die Menschen frei zu machen. Jene andern sind die Herren der offenbaren, sie sind die der heimlichen Welt; ihnen werden die Geheimnisse erschlossen und die Träume aufgetan, wie es Josef geschah, der sich die schönen Haare kräuselte und Gott mit den Freuden dieser Welt diente.“

Ein andermal sprach er über den Vers „Der Himmel ist Gottes Himmel, und die Erde hat er den Menschenkindern gegeben“ und sagte: „Es gibt zweierlei Zaddikim. Die einen lernen und beten den ganzen Tag und halten sich von allen niedern Dingen fern, um zur Heiligkeit zu gelangen. Die andern aber denken nicht an sich, sondern sinnen nur darauf, die heiligen Funken, die in alle Dinge versenkt sind, wieder zu Gott zu erheben, und geben sich mit allen niedern Dingen ab. Jene, die sich allzeit für den Himmel bereiten, werden im Vers Himmel genannt, und sie haben sich zu Gott abgesondert. Diese aber sind die Erde, die den Menschenkindern gegeben ist.“

Der andre Weg

Als einst über die Juden eine Zeit großer Not ge-

kommen war, gab der Rabbi von Apt, damals der „Älteste des Zeitalters", den Befehl aus, allerorten solle gefastet werden, um Gottes Erbarmen herabzurufen. Rabbi Israel aber rief seine Spielleute, die er mit sorgfältigem Eifer aus vielen Städten zusammengebracht hatte, und hieß sie Abend um Abend auf dem Söller seines Hauses ihre besten Weisen spielen. Sooft oben die Klarinette und die zarten Glöckchen schallten, versammelten sich im Garten Chassidim in wachsender Schar, bald besiegte die Musik die Traurigkeit, und sie tanzten mit Stampfen und Händeklatschen. Leute, die über dieses Treiben entrüstet waren, vermeldeten dem Apter, wie der Fasttag, den er befohlen, zum Freudentag gewandelt werde. Er antwortete ihnen: „Nicht an mir ist es, mit dem zu rechten, der im Gedächtnis das Geheiß der Schrift bewahrt hat: ‚Wenn ihr Krieg bekommt in euerm Land wider der Dränger, der euch drängt: in die Drommeten schmettert, so werdet ihr bedacht vor IHM euerm Gott.'"

Das Dach

Der Lemberger Raw Jakob Ornstein war ein Gegner der Chassidim. Darum meinte er, als einst der Rižiner ihn besuchte, er werde ihm tiefsinnige Deutungen der Schrift vortragen, um ihm die Gelehrsamkeit der Chassidim zu erweisen. Der Zaddik aber fragte ihn: „Woraus sind die Dächer der Häuser in der Stadt Lemberg gemacht?" „Aus Eisenblech", antwortete der Raw. „Und weshalb gerade aus Eisenblech?" „Um gegen eine Feuersbrunst geschützt zu sein." „Dann könnten sie ja auch aus Ziegeln sein", sagte Rabbi Israel und nahm Abschied. Als er gegangen war, lachte der Raw und rief: „Das ist nun der Mann, dem die Scharen zulaufen!" Nach etlichen Tagen kam Rabbi Meïr von Primischlan nach Lemberg, um seinem Freund, dem Rižiner, zu begegnen, doch fand er ihn nicht mehr. Man berich-

tete ihm dessen Rede. Da sprach er erglühenden Angesichts: „Wahrlich, aus Ziegeln sollte das Dach sein, das Herz des Mannes, der über die Gemeinde wacht: von all ihrem Leid erschüttert, daß es in jedem Augenblick zu zerbrechen droht, und doch ausharrend; aber es ist aus Eisenblech."

Die Gegenlist

Einige Mitnagdim von Sanok kamen zum Rižiner, als er durch ihre Stadt fuhr, und beschwerten sich bei ihm: „Wir beten mit Tagesanbruch in der Gemeinde, und danach sitzen wir in die Gebetsmäntel gehüllt und mit den Gebetsriemen auf Haupt und Arm und lernen eine Lektion der Mischna. Nicht so die Chassidim: sie beten, wenn die angeordnete Stunde verstrichen ist, und sind sie zu Ende, dann setzen sie sich zusammen und trinken Schnaps. Und da nennt man sie die ‚Frommen' und uns die ‚Widersacher'!"

Leib, der Diener des Rižiners, wurde, indes er die Beschwerde anhörte, von unwiderstehlichem Lachen überfallen, mochte dann die Ursache seines Gelächters nicht verhehlen und sagte: „Dienst und Gebet der Mitnagdim sind eben eiskalt und haben keine Wärme, grad wie ein Toter, und wenn man bei einem Toten wacht, lernt man der Vorschrift gemäß in der Mischna. Aber den Chassidim, wenn sie ihr bißchen Dienst tun, glüht das Herz und ist warm wie ein lebendiger Mensch, und wer lebendig ist, muß Schnaps trinken."

Der Rabbi sprach: „Der Scherz mag hingehn. Die Wahrheit aber ist diese: Ihr wißt, von dem Tag an, da unser Tempel zerstört wurde, ist uns das Gebet an Opfers Stelle. Und wie das Opfer untauglich wurde, wenn der Gedanke unrein war, so auch ist es mit dem Gebet. Darum ist der Böse Trieb listig hinterher, um den Beter mit fremden Gedanken mancher Art zu verwirren. Dafür haben nun die

Chassidim eine Gegenlist erfunden. Nach dem Gebet setzen sie sich zusammen und trinken einander zu: ‚Zum Leben!' Jeder bringt vor, was sein Herz bedrückt, und darauf sagt einer zum andern: ‚Gott möge dein Verlangen erfüllen!' Und da, wie unsre Weisen sagen, das Gebet in jeder Sprache gesprochen werden kann, wird auch diese Rede und Gegenrede beim Trunk als Gebet erachtet. Der Böse Trieb aber sieht nur, daß sie essen und trinken und Worte des Alltags reden, und kümmert sich nicht weiter um sie."

„Dir"

Einst saßen die Chassidim trinkend beisammen, als der Rabbi eintrat. Sein Blick schien ihnen nicht freundlich. „Mißfällt es Euch, Rabbi," fragten sie, „daß wir trinken? Heißt es doch, wenn Chassidim beim Trank beisammensitzen, sei es, als lernten sie in der Tora!" „Es gibt in der Tora", sagte der Rižiner, „manch ein Wort, das einmal heilig, ein andermal unheilig ist. So steht geschrieben: ‚Und der Herr sprach zu Mose: Haue dir zwei Tafeln von Stein,' aber auch: ‚Nicht mache dir gehaunes Werk.' Woran liegt das wohl, daß dasselbe Wort dort heilig und hier unheilig ist? Seht, das liegt daran, daß das Wort ‚Dir' dort nachfolgt, hier vorangeht. So ist es mit allem Tun. Wo das ‚Dir' nachfolgt, ist alles heilig, wo es vorangeht, ist alles unheilig."

Der Gang auf dem Seil

Einmal saßen die Chassidim in brüderlicher Gemeinde beisammen, als Rabbi Israel, die Pfeife in der Hand, zu ihnen trat. Da sie ihn so nah und vertraut vor sich sahen, redeten sie ihn an: „Sagt uns doch, lieber Rabbi, wie sollen wir Gott dienen?" Er verwunderte sich und antwortete: „Weiß ich's denn?" Aber sogleich fuhr er fort zu sprechen und erzählte: „Es waren einst zwei Freunde, die wurden eines gemeinsamen Vergehens halber vor dem Kö-

nig angeklagt. Da er sie aber liebte, wollte er ihnen eine Gnade erweisen. Lossprechen konnte er sie nicht, denn auch das königliche Wort besteht nicht gegen die Satzung des Rechts. So sprach er das Urteil, es solle über einem tiefen Abgrund ein Seil gezogen werden und die zwei Schuldigen sollten es, einer nach dem andern, beschreiten; wer das jenseitige Ufer erreiche, dem sei das Leben geschenkt. Es geschah so, und der eine der Freunde kam ungefährdet hinüber. Der andre stand noch am selben Fleck und schrie: „Lieber, sage mir doch, wie hast du es angestellt, um die fürchterliche Tiefe zu überqueren?“ „Ich weiß nichts,“ rief jener zurück, „als dieses eine: wenn es mich nach der einen Seite riß, neigte ich mich auf die andre.“

Das Leiden

Einer, der von schwerem Siechtum heimgesucht war, klagte Rabbi Israel, das Leiden verstöre ihm Lernen und Gebet. Der Rabbi legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Woher weißt du denn, Freund, was Gott wohlgefälliger ist, deine Lehre oder dein Leid?“

Gott der Vergebende

Als der Rižiner auf den Rat der Ärzte nach Odessa kam, um im Meer zu baden, wohnte dort ein Enkel des berühmten Rabbi Jakob Emden, namens Meïr, der von den Wegen seiner Väter gewichen war. Als Rabbi Israel von ihm erfuhr, ließ er ihn rufen und forderte ihn auf, mit ihm nach Rižin zu fahren; für all seinen Lebensbedarf solle gesorgt werden. Der Mann war es zufrieden. In Rižin hatte er nur kurze Zeit am Tisch des Rabbis gesessen, als er vollkommene Buße tat. Eines Tags aber sah der Zaddik ihn mit düsterm Gesicht stehn und fragte ihn: „Meïr, mein Sohn, was betrübt dich? Sind es deine Sünden, so denke, daß die Umkehr alles gutmacht.“ Er antwortete: “Wie soll ich mich nicht grämen? Nach-

dem ich Buße getan habe, kehre ich mich Mal um Mal wieder zur Sünde, wie ein Hund zu seinem Ausgespienen — und wie kann ich wissen, ob meine Buße immer noch angenommen wird?" Da berührte der Rižiner seinen Arm und sagte: „Hast du nicht bedacht, warum es im Gebet heißt: ‚Denn du bist ein Vergebender zu Israel und ein Verzeihender zu den Stämmen Jeschuruns'? Wäre es nicht genug, zu schreiben: ‚Du vergibst und verzeihst'? Aber wie es der Menschen Art und Nötigung ist, zu sündigen und immer wieder zu sündigen, so ist es Gottes Art und göttliche Nötigung, zu vergeben und immer wieder zu vergeben."

Die Buße

Ein arger Sünder, der keine üble Lust an sich hatte vorübergehen lassen, kam zu Rabbi Motel von Tschernobil, übergab ihm ein Blatt, darauf die Sünden seines Lebens aufgezeichnet waren, und bat um Verhängung einer Buße. Als Rabbi Motel das Blatt gelesen hatte, sagte er: „Ich bin schon zu alt, als daß ich noch einen so schweren Büßer auf mich nehmen könnte. Fahr zum Rižiner, er ist noch jung — er wird dich auf sich nehmen." So kam der Mann zum Rižiner und gab ihm das Blatt. Nun las Rabbi Israel die ganze lange Rechnung, die großen Posten und die kleinen, und der Sünder wartete. Endlich sprach der Zaddik: „Dies ist deine Buße. Welches Wort des Gebets du sprichst, von jetzt bis an dein Ende, keines rede leeren Mundes, sondern jedes Wort bewahre in seiner Fülle."

„Triebe brechen"

Ein junger Mann gab dem Rižiner einen Bittzettel, darauf stand, Gott möge ihm beistehn, damit es ihm gelinge, die bösen Triebe zu brechen. Der Rabbi sah ihn lachend an: „Triebe willst du brechen? Rücken und Lenden wirst du brechen, und einen Trieb wirst

du nicht brechen. Aber bete, lerne, arbeite im Ernst, dann wird das Böse an deinen Trieben von selbst verschwinden."

Im eignen Lichte wandeln

Ein junger Rabbi klagte dem Rižiner: „In den Stunden, in denen ich mich der Lehre ergebe, fühle ich Leben und Licht, aber sowie ich zu lernen aufhöre, ist alles verschwunden. Was soll ich tun?"
Der Rižiner gab ihm zur Antwort: „Das ist, wie wenn einer in finstrer Nacht durch den Wald geht, und für eine Weile gesellt sich ihm ein andrer, eine Laterne in der Hand, aber am Kreuzweg gehn sie auseinander, und der erste muß weitertappen. Trägt einer jedoch sein eigenes Licht, hat er keine Finsternis zu fürchten."

Die Zeit des Gebets

Als er beim Apter zu Gast war, wartete Rabbi Israel einmal, wie er es oft tat, lange mit dem Morgengebet. Befragt, wann er beten wolle, antwortete er, er wisse es selber noch nicht, und erzählte eine Geschichte: „Ein König hatte eine Stunde bestimmt, zu der er jedem seiner Untertanen frei Gehör gab. Einmal kam zu andrer Tageszeit ein Bettler vor das Schloß und verlangte, zum König geführt zu werden; die Wächter fuhren ihn an, ob er denn die Verfügung nicht kenne. Der Bettler sprach: ‚Ich kenne sie wohl; aber sie gilt nur für jene, die mit dem König von den Dingen reden wollen, deren sie bedürfen; ich aber will mit dem König von den Dingen reden, deren das Reich bedarf.' Sogleich wurde dem Bettler der Einlaß gewährt. Wie kann ich demnach", beschloß der Rižiner seine Erzählung, „wissen, wann ich beten werde?"

Das Bohnengericht

Eine Schar junger Männer kam aus einer fernen Stadt nach Rižin, um während der hohen Festtage

in Rabbi Israels Nähe zu weilen. Als sie bemerkten, daß er die vorgeschriebenen Gebetszeiten nicht einhielt, sondern wartete, bis die Andacht ihn überkam, wollten sie es ihm nachtun und begannen, nun auch zu warten, sie wußten nicht recht, worauf. Nach dem Fest der Gesetzesfreude gingen sie zum Rabbi, um von ihm Abschied zu nehmen. Er gab ihnen den Segen und sagte: „Achtet darauf, die Gebete nicht zu verzögern, sondern sprecht jedes zu seiner Zeit. Ich will euch die Geschichte von dem Mann erzählen, dem sein Weib jahraus jahrein Tag um Tag ein Bohnengericht zum Mittagessen vorsetzte. Einmal versäumte sie sich, und das Mahl kam um eine Stunde zu spät auf den Tisch. Als der Mann es vor sich stehen sah, erzürnte er und rief: ‚Ich meinte, du hättest mir heute eine erlesene Speise zugedacht, und das Kochen hätte sich hingezogen, weil es vieler Zuwendung und Sorgfalt bedurfte. Aber auf das Bohnengericht, das ich an jedem Tag esse, habe ich keine Lust zu warten.‘ “ Damit schloß der Zaddik seine Rede, die jungen Leute verneigten sich und traten die Heimfahrt an. Unterwegs begegneten sie in einer Herberge einem alten Mann, der ihnen von Angesicht unbekannt war und mit dem sie doch sogleich ins Gespräch kamen. Als sie ihm die Abschiedsworte ihres Rabbis erzählten, lächelte er und sprach: „Der Zorn des Mannes kam daher, weil noch keine vollkommene Liebe zwischen ihm und seinem Weibe war. Ist diese aber erfüllt, dann gefällt es dem Mann wohl, wenn das Weib ihn lange warten läßt, um ihm dann das Gericht zu reichen, das er an jedem Tag ißt, und seinem Herzen ist alles neu und alles gut.“ Die Worte gingen den jungen Leuten tief ein. Als sie wieder zu den hohen Festtagen nach Rižin kamen, berichteten sie sie dem Zaddik. Er schwieg eine Weile, dann sagte er: „Was der Alte zu euch sprach, hat er zu mir, er hat es auch zu Gott gesprochen.“

Ezechiel und Aristoteles

Einmal fragte der Rižiner, als viele weise Männer um seinen Tisch versammelt waren: „Warum eifern die Leute gegen unsern Meister Mose ben Maimon?“ Ein Rabbi antwortete: „Weil er an einer Stelle sagt, Aristoteles habe mehr von den Sphären des Himmels gewußt als Ezechiel; wie sollte man da nicht gegen ihn eifern?“ Der Rižiner sprach: „Es ist so, wie unser Meister Mose ben Maimon sagt. Zwei Menschen kamen in einen Königspalast. Der eine verweilte in jedem Saal, betrachtete mit kundigem Blick die Prunkstoffe und Kleinodien und konnte sich nicht sattsehn. Der andre ging durch die Säle und wußte nur: Das ist des Königs Haus, das ist des Königs Gewand, noch ein paar Schritte und ich werde meinen Herrn König schauen.“

Buße und Erlösung

Der Rižiner sprach:

„Es wird vom heiligen Zaddik von Spola, dem ‚Großvater‘, erzählt, er habe einmal gerufen: ‚Messias, warum kommst du nicht? Worauf wartest du? Ich schwöre dir bei meinem Bart, die Juden werden nicht Buße tun.‘ Und ich widerstreite dem Spoler Großvater nicht. Aber dies verspreche ich dir, Herr der Welt, wenn der König Messias erscheint, werden sie alsbald Buße tun. Und sie haben eine Rechtfertigung. Denn ehe wir gesündigt hatten, bei deinem Bund mit Abraham zwischen den Opferstücken hast du über uns die vier Exile verhängt; so mußt du uns auch die Erlösung bringen, ehe wir Buße tun.“

Ein andermal, nach der Morgenmahlzeit, legte der Rižiner die Finger seiner rechten Hand auf den Tisch und sagte: „Gott spricht zu Israel: ‚Kehret euch zu mir, und ich will mich zu euch kehren.‘“ Danach drehte er die Rechte um und sagte: „Wir Kinder Israel aber sprechen: ‚Führe uns zurück, Herr, zu dir, und wir werden umkehren; erneue unsre Tage wie

vordem. Denn die schwere Verbannung lastet auf uns, und wir haben keine Kraft, von selber zu dir umzukehren.'" Sodann wandte er die Hand wieder: „Aber der Heilige, gesegnet sei er, spricht: ‚Ihr müßt euch vorerst zu mir kehren.'" So tat der Rižiner viermal und drehte seine Hand nach oben und nach unten. Zuletzt aber sagte er: „Das Recht ist bei den Kindern Israel, denn wahrlich, die Fluten der Pein schlagen über ihnen zusammen, und sie vermögen ihr Herz nicht zu regieren, daß es umkehre."

Die kommende Zeit

An einem Sabbat saß Rabbi Israel an seinem Tisch und seine Chassidim um ihn. Da sprach er zu ihnen: „Es nahen Tage, da es dem gemeinen Menschen gut ergehen wird an Leib und Seele, aber dem edlen Menschen wird es nicht gut ergehen, nicht am Leib und nicht an der Seele, und er wird nicht einmal einen Psalm zu sprechen vermögen." Und er beschloß: „Warum sage ich euch dies? Damit es euer Herz nicht verdrieße: es soll so sein, es muß so sein."

Ein andermal sprach er: „In den drei letzten Weltstunden vor der Erlösung wird es so schwer sein, an der Jüdischkeit festzuhalten, wie wer an einer glatten Eiswand emporklettern wollte. Darum heißt es im Gebet: ‚Hilf uns in den drei Stunden!' Das sind die letzten Stunden."

Der Messias in Rußland

Der Rižiner pflegte zu sagen: Der Messias wird zuerst in das Land Rußland kommen.

Es wird auch erzählt: Ein Chassid des Rabbi Motel von Tschernobil, des Rižiners Oheims, kam einst zu seinem Zaddik gefahren. Als er in der Herberge betete, mit dem Gesicht, wie es sein Brauch war, eng zur Wand, stand plötzlich ein Mann hinter ihm und redete: „Die Fläche der Erde habe ich mit meinen

Füßen gemessen, aber ein Golus wie in Rußland habe ich nicht gesehen." Der Chassid drehte sich um, da sah er, wie der Mann auf Rabbi Motels Haus zuging und eintrat. Aber als er ihm in das Haus folgte, war er nicht mehr da. Umsonst fragte der Chassid ihm nach.

Der Schofarbläser am Sabbat

An einem Neujahrstag, der auf einen Sabbat fiel, sprach der Rižiner:
An einem Neujahrstag, der auf einen Sabbat fällt, darf man das Schofarhorn, das die Welt zum neuen Jahr beruft, nicht blasen. Da bläst Gott selber Schofar. Und er versteht wohl zu blasen. Darum ist an diesem Tag unsre Hoffnung so wach; denn der Quell des Erbarmens selber ist es, der sie weckt.

Die zwei Käppchen

Rabbi David Mosche, der Sohn des Rižiners, sagte einst zu einem Chassid: „Ihr habt meinen Vater gekannt zu der Zeit, als er in Sadagora wohnte und schon das schwarze Käppchen trug und in der Schwermut ging; aber Ihr habt ihn nicht gesehen, als er in Rižin wohnte und noch das goldene Käppchen trug." Der Chassid verwunderte sich: „Wie kann das sein, daß der Heilige von Rižin in der Schwermut ging? Habe doch ich selbst von ihm gehört, Schwermut sei die niederste Beschaffenheit." „Und eben in diese Beschaffenheit", antwortete Rabbi David, „mußte er, als er die Höhe erreicht hatte, Mal um Mal niedersteigen, um dort unten die Seelen zu erlösen, die hineingestürzt waren."

Der Schofarhall

Rabbi David Mosche erzählte:
In seinem Todesjahr konnte mein Vater am Tag des Neuen Jahrs nicht in das Bethaus gehen, sondern ich betete mit ihm in seiner Stube. Sein Dienst war

wunderbarer als je zuvor. Danach sprach er zu mir: „Heute habe ich den Schofarhall des Messias gehört."

Das Mahl des Sabbatausgangs

In seinem Alter wohnte der Rižiner des Sommers in der kleinen Stadt Potok. Einmal kam Rabbi Mosche von Kobryn zu ihm über den Sabbat. An diesem Tag aß der Rižiner das Mahl des Sabbatausgangs nicht, sondern saß am Abend in seinem Garten, und der Rabbi von Kobryn saß bei ihm. Eine gute Weile schwieg der Rižiner; dann sprach er: „Nicht wahr, wir können das Mahl durch die Früchte dieses Baums da vor uns ersetzen?" Dann faßte er den Rabbi von Kobryn am Gürtel und sagte: „Wir wollen ein wenig lustwandeln." Und als sie es taten, sprach er noch einmal: „Lieber Rabbi Mosche, du bist doch ein gelehrter Mann, ist es nicht wahr, daß man rechtmäßigerweise das Mahl des Sabbatausgangs durch Früchte ersetzen darf?" Da verstand der Rabbi von Kobryn, daß der Rižiner sein Ende und seine Söhne meinte, und rief laut: „Unser heiliger Rabbi, die Welt braucht Euch noch!" Aber anderthalb Monate nach diesem Sabbat starb Rabbi Israel.

DAS VERBORGENE LICHT

Vorwort

Innerhalb der Reihe der Bücher, mit denen ich meine Aufgabe zu erfüllen suche, die chassidische Botschaft in die Welt zu tragen, gehört dieser Band mit dem ihm vorangegangenen „Der große Maggid und seine Nachfolge“ (1922) zusammen. Auch er besteht zum überwiegenden Teil aus „legendären Anekdoten“. Ich habe in den zwei Bänden aus den etwa zehntausend Stücken dieser Gattung, die meine Sammlung umfaßt, um fünfhundert ausgewählt. Damit ist meine Arbeit am anekdotischen Material abgeschlossen; was ich noch folgen zu lassen gedenke, ist anderer Art.

Zu der legendären Anekdote tritt in diesem Buch eine andere Gattung, die ich als „Antwortsprüche“ bezeichnen möchte. Der Lehrer, der Zaddik, wird gefragt, nach der Bedeutung eines Schriftverses, nach dem Sinn eines Brauchs, er gibt Auskunft, und indem er sie gibt, lehrt er mehr, als der Fragende zu lernen hoffte. Diese Gattung liegt in den Texten, die ich bearbeitet habe, oft nicht in der Form des Gesprächs vor, sondern die Frage ist der Antwort einverleibt; ich habe zumeist — überall da, wo sie unverkennbar war — die Urgestalt wiederhergestellt; nur einzelnen Stücken, in denen der Frage-Charakter nicht in die Erscheinung tritt, die mir aber doch hierhergehörig schienen, habe ich die reine Vortragsform belassen. Dazu kommen mehrere Lehrreden und Predigten, die ich um ihrer Wichtigkeit willen wiedergegeben habe. Doch ist kein Stück der reichen theoretischen Literatur des Chassidismus entnommen, alle entstammen den Volksbüchern, wo sie das aus dem Leben der Zaddikim Erzählte ergänzen. Eine Auswahl der eigentlichen Lehrvorträge wird in einem andern Zusammenhang mitzuteilen sein.

Die Anordnung dieses Buches ist eine andere als die des ihm vorangegangenen. Dort geschah sie nach Gestalten, hier nach den großen Gegenständen der chassidischen Lebenslehre. Diese Lehre sollte hier sichtbar werden, indem, Gegenstand für Gegenstand, berichtet wurde, wie sie gelebt worden ist. Von der Absicht ihrer Darstellung war, wie die Auslese, so auch die Reihenfolge der Geschichten und Sprüche bestimmt. Das Gefüge der einzelnen Abschnitte bedeutet stets einen Weg durch einen Bereich der Lehre; jedem Stück ist sein Platz von dem Wort angewiesen, das es zu sagen hat.

Die Lehre, die so in ihrem Gelebtsein dargestellt wird, ist ganz und gar nicht als ein Gedankensystem zu verstehen. Einem dahin gehenden Versuch werden sich schon die augenfälligen „Widersprüche" wirksam entgegenstellen. Wer aber nicht eine Weltanschauung kennen lernen, sondern den Weg gehen will, wird merken, daß die „Widersprüche" die Stadien des Wegs sind.

Seit ich, vor zwanzig Jahren, die Arbeit am chassidischen Schrifttum begonnen habe, ist es mir um die Lehre und den Weg zu tun. Aber damals meinte ich, das sei etwas, was man auch bloß betrachten könne und dürfe; seither habe ich erfahren, daß die Lehre zum Lernen und der Weg zum Gehen da ist. Je tiefer ich es erfuhr, um so mehr ist mir diese Arbeit, an der sich mein Leben maß und vermaß, zur Frage, zum Leid und doch auch zum Trost geworden. Ich wünsche den Lesern dieses Buchs, daß es ihnen ebenso ergehe.

Heppenheim an der Bergstraße
im Frühling 1924

VOM URLICHT, DAS IM ANBEGINN DER SCHÖPFUNG GESCHAFFEN WARD, ERZÄHLT DER TALMUD, DER MENSCH HABE IN IHM VON ENDE ZU ENDE DER WELT GESCHAUT; ALS ABER DAS GESCHLECHT DER MENSCHEN VERDARB, HABE GOTT IHM DAS LICHT ENTRÜCKT UND ES VERBORGEN. FÜR WEN BARG ER ES? SO WIRD GEFRAGT. FÜR DIE GERECHTEN. UND WO? IN DER LEHRE. WAS MACHEN SIE ABER MIT DEM LICHT, DAS SIE IN DER LEHRE FINDEN? SIE HOLEN ES HERAUS DURCH IHR LEBEN.

Von Gott und dem Menschen

„Ich glaube"

Rabbi Noach von Lechowitz hörte einst von seiner Kammer aus, wie im dranstoßenden Lehrhaus einer seiner Treuen die Glaubenssätze zu sprechen begann, dann aber, sogleich nach den Worten „Ich glaube in vollkommnem Glauben" abbrach und sich zuflüsterte: „Das versteh ich nicht", und nochmals: „Das versteh ich nicht". Der Zaddik trat aus der Kammer ins Lehrhaus. „Was ist es, das du nicht verstehst?" fragte er. „Ich verstehe nicht, was das für ein Ding ist", antwortete der Mann. „Ich sage: Ich glaube. Glaube ich wirklich, wie geht es dann zu, daß ich sündige? Glaube ich aber nicht wirklich, warum sage ich dann eine Lüge her?" „Es heißt," sagte Rabbi Noach zu ihm, „der Spruch ‚Ich glaube' sei ein Gebet. ‚Ich möge glauben', das bedeute er." Da glühte der Chassid auf. „So ist es recht," schrie er, „so ist es recht! Möge ich glauben, Herr der Welt! möge ich glauben!"

Die fünfzigste Pforte

Ein Schüler Rabbi Baruchs von Mesbiž hatte, ohne seinem Lehrer davon zu sagen, der Wesenheit Gottes nachgeforscht und war im Gedanken immer weiter vorgedrungen, bis er in ein Wirrsal von Zweifeln geriet und das bisher Gewisseste ihm unsicher wurde. Als Rabbi Baruch merkte, daß der Jüngling nicht mehr wie gewohnt zu ihm kam, fuhr er nach dessen Stadt, trat unversehens in seine Stube und sprach ihn an: „Ich weiß, was in deinem Herzen verborgen ist. Du bist durch die fünfzig Pforten der Vernunft gegangen. Man beginnt mit einer Frage, man grübelt, ergrübelt ihr die Antwort, die erste Pforte öffnet sich: in eine neue Frage. Und wieder ergründest du sie, findest ihr die Lösung, stößest die zweite Pfor-

te auf, — und schaust in eine neue Frage. So fort und fort, so tiefer und tiefer hinein. Bis du die fünfzigste Pforte aufgesprengt hast. Da starrst du die Frage an, deren Antwort kein Mensch erreicht, denn kennte sie einer, dann gäbe es nicht mehr die Wahl. Vermissest du dich aber weiter vorzudringen, stürzest du in den Abgrund." „So müßte ich also den Weg zurück an den Anfang?" rief der Schüler. „Nicht zurück kehrst du," sprach Rabbi Baruch, „wenn du umkehrst: jenseits der letzten Pforte stehst du dann, und stehst im Glauben."

Überall

Der Rabbi von Kobryn lehrte:
Gott spricht zum Menschen, wie er zu Mose sprach: „Tue die Schuhe von deinen Füßen" — tue die Gewöhnung ab, die deinen Fuß umschließt, und du wirst erkennen, daß der Ort, auf dem du eben jetzt stehst, heiliger Boden ist. Denn es gibt keine Wesensstufe, auf der man nicht, überall und allezeit, Gottes Heiligkeit finden könnte.

Eins, wer weiß es?

Zur ersten Frage des Rätselspiels, das am Schluß der Peßach-Haggada gesungen wird — „Eins, wer weiß es? Eins, ich weiß es" —, sprach Rabbi Mosche von Kobryn: Eins, wer weiß es? Wer kann den einig Einen erkennen? Fragen doch die Seraphim selber: „Wo ist der Ort seiner Herrlichkeit?"! Eins, ich weiß es dennoch! Denn, wie der Weise sagt: „Wo finde ich dich? Und wo finde ich dich nicht?" Und auch die Seraphim antworten: „Voll ist die ganze Erde seiner Herrlichkeit." Ich kann den einig Einen erkennen darin, was er an mir wirkt.

Furcht

Der Kozker fragte einen Chassid:
„Hast du schon einmal einen Wolf gesehn?"

„Ja“, sagte er.
„Und hast du dich vor ihm gefürchtet?“
„Ja.“
„Dachtest du da aber daran, daß du Furcht hast?“
„Nein,“ antwortete der Chassid, „ich fürchtete mich nur.“
„So soll man es“, sprach der Rabbi, „mit der Furcht Gottes halten.“

Für ein Fünklein

Ein Zaddik, der Rabbi Chajim von Zans gram war, sagte einmal zu ihm: „Ihr klettert in den obern Welten herum, und ich wirke, wenn ich zehn Psalmen hersage, ebensoviel wie Ihr.“ „Es ist wahr,“ antwortete der Zanser, „ich klettre in den Welten, aber für ein Fünklein der Furcht Gottes gebe ich alles hin.“

Keinen andern

Als Rabbi Chajim noch ein Knabe war, wurde er einmal belauscht, wie er lange in seiner Stube auf und nieder lief und in einem fort vor sich hin flüsterte: „Ich meine keinen andern, nur dich allein!“

Gottes Wohnung

„Wo wohnt Gott?“
Mit dieser Frage überraschte der Kozker einige gelehrte Männer, die bei ihm zu Gast waren.
Sie lachten über ihn: „Wie redet Ihr! Ist doch die Welt seiner Herrlichkeit voll!“
Er aber beantwortete die eigene Frage:
„Gott wohnt, wo man ihn einläßt.“

Das Versteckspiel

Rabbi Baruchs Enkel, der Knabe Jechiel, spielte einst mit einem andern Knaben Verstecken. Er verbarg sich gut und wartete, daß ihn sein Gefährte suche. Als er lange gewartet hatte, kam er aus dem Versteck; aber der andre war nirgends zu sehen. Nun

merkte Jechiel, daß jener ihn von Anfang an nicht gesucht hatte. Darüber mußte er weinen, kam weinend in die Stube seines Großvaters gelaufen und beklagte sich über den bösen Spielgenossen. Da flossen Rabbi Baruch die Augen über, und er sagte: „So spricht Gott auch: ‚Ich verberge mich, aber keiner will mich suchen.‘“

Die beiden Fremdlinge

Im hundertundneunzehnten Psalm spricht der Psalmensänger zu Gott: „Ein Fremdling bin ich auf Erden, verbirg mir nicht deine Gebote!“

Zu diesem Vers sagte Rabbi Baruch: Wer in die Ferne verschlagen wird und in unbekanntes Land gerät, der hat mit keinem Menschen Gemeinschaft und weiß sich mit keinem zu unterreden. Wenn da aber ein zweiter Fremdling erscheint, mag auch dessen Heimat eine andre sein, die zwei können miteinander vertraut werden und verweilen fortan mitsammen und sind einander zugetan. Und wären sie nicht beide Fremdlinge, sie wären einander nicht nah gekommen. Das meint der Psalmist: „Du bist wie ich ein Fremdling auf Erden und hast deiner Glorie keine Ruhestatt: so entziehe dich mir nicht, sondern enthülle mir deine Gebote, daß ich dein Freund werden kann.“

Der Platz des Gerechten

Der Kozker wurde gefragt:

„David der König preist Gott im Psalm, daß er die Hungernden speise, die Gefangnen löse, die Blinden sehend mache, die Gebeugten aufrichte und die Gerechten liebe. Warum wohl versetzt er den Gerechten unter lauter Leute, die Mangel leiden und Gebrechen tragen?“

„Und wohin sonst sollte David ihn tun?“ rief der Rabbi, „wo sonst wäre sein Platz? Sie wissen alle, was ihnen fehlt, dem Hungernden das Brot und dem Blinden das Gesicht. So weiß er, daß er in jedem Augenblick der lebendigen Kraft Gottes bedarf.“

Durch dessen Wort...

Ein Chassid des Kobryners war bei öffentlichen Arbeiten beschäftigt. Eines Morgens überkam ihn dabei eine Sorge, er wußte sich keinen Rat, endlich ließ er alles liegen, ging in die Stadt und, ohne ins eigene Haus zu blicken, geradeswegs zum Zaddik. Dem hatte man eben ein Graupengericht zum Frühstück gereicht, und er sprach darüber den Segen: „... durch dessen Wort alles geworden ist". Den eintretenden Chassid hatte er nicht angesehn und ihm nicht die Hand geboten. Der stand beiseite und wartete, bis er seine Sache vorbringen könnte. Endlich sagte der Rabbi zu ihm: „Salman, ich habe gemeint, du glichest deinem Vater; aber jetzt sehe ich, du gleichst ihm nicht. Einmal war dein Vater mit einem ganzen Packen Sorgen zu mir gekommen. Als er eintrat, sprach ich wie heute gerade den Segen: ‚... durch dessen Wort alles geworden ist'. Als ich ihn gesprochen hatte, merkte ich, daß dein Vater schon wieder fortwollte. ‚Awrähmel,' sagte ich, ‚hast du kein Anliegen?' ‚Nein', erwiderte er mir und nahm Abschied. Verstehst du? Wenn ein Jude vernimmt, daß alles durch Gottes Wort geworden ist, was hat er da noch zu fragen? Ist ihm doch eine Antwort auf alle seine Fragen und Sorgen gegeben!" Und Rabbi Mosche bot dem Chassid die Hand zum Gruß. Der schwieg eine Weile, nahm Abschied und ging getrost zu seiner Arbeit zurück.

Gedenken und Vergessen

Am Tag des Neuen Jahrs sprach Rabbi Jehuda Zwi von Rosdol:

Wir haben heute gebetet: „Alles Vergeßnen gedenkst du von Ewigkeit her." Was haben wir damit gesagt? Gott will nur dessen gedenken, was der Mensch vergißt. Wenn einer das Gute tut und das Getane nicht im Sinn hält, sondern nichts vollbracht zu haben weiß, seines Dienstes ist Gott eingedenk. Re-

det aber einer zu seinem erhobenen Herzen: „Schön habe ich gebetet, schön habe ich gelernt", vor Gottes Augen ist nichts mehr davon da. Ist einer der Sünde verfallen, und danach besinnt er sich auf sie mit all seiner Kraft und bereut sie, hat Gott sie vergessen. Die leichthin abgestreiften Sünden aber sind bei ihm verwahrt.

Untertauchen

„Israels Tauchbad ist Gott." So hat einst Rabbi Akiba ein Schriftwort gedeutet.
Der Kozker fügte hinzu: Wie im Tauchbad, wenn nur ein Haar herausschaut, die Unreinheit fortbesteht, so soll man ganz untertauchen, daß kein Haar herausschaue.

Ich

Ein Schüler des großen Maggids hatte etliche Jahre dessen Unterweisung empfangen und gedachte heimzukehren. Unterwegs besann er sich, er wolle in Karlin Rabbi Ahron aufsuchen, der vordem im Lehrhaus des Maggids sein Gefährte gewesen war. Es ging auf Mitternacht, als er die Stadt betrat, aber sein Verlangen nach dem Anblick des Freundes war so groß, daß er sich sogleich zu dessen Haus wandte und an das erleuchtete Fenster klopfte. „Wer ruft?" hörte er die vertraute Stimme fragen und antwortete, da er gewiß war, daß auch die seine erkannt würde, nichts als: „Ich!" Aber das Fenster blieb verschlossen, und von innen kam kein Laut mehr, ob er auch wieder und wieder pochte. Endlich schrie er bestürzt: „Ahron, warum öffnest du mir nicht?" Da entgegnete ihm die Stimme des Freundes, aber so ernst und groß, daß sie ihn fast fremd bedünkte: „Wer ist es, der sich vermißt, sich Ich zu nennen, wie es Gott allein zusteht!" Als der Schüler dies vernahm, sprach er in seinem Herzen: „Meine Lehrzeit ist noch nicht um" und kehrte unverweilt nach Mesritsch zurück.

Die Scheidewand

Zu dem Wort der Schrift „Ich stehe zwischen IHM und euch" sprach Rabbi Michal von Slotschow: Das Ich steht zwischen Gott und uns. Wenn der Mensch Ich sagt und sich das Wort seines Schöpfers anmaßt, scheidet er sich von ihm. Wer aber sein Ich darreicht, vor dem besteht keine Scheidewand mehr. Denn von ihm ist geschrieben: „Ich bin meines Freundes, und nach mir steht sein Verlangen" — wenn mein Ich meines Freundes geworden ist, steht sein Verlangen nach mir.

Der Getreue

Im Midrasch wird erzählt:

Die Dienstengel sprachen einst zu Gott: „Du hast Mose gestattet zu schreiben, was er schreiben will — da möchte er ja zu Israel sagen: ‚Ich habe euch die Lehre gegeben!'" „Nicht doch," erwiderte ihnen Gott, „aber täte er es, er wäre mir treu."

Rabbi Jizchak von Worki wurde von seinen Schülern befragt, wie dies zu verstehen sei. Er antwortete mit einem Gleichnis:

Ein Kaufmann wollte auf Reisen gehen. Er nahm sich einen Gehilfen und stellte ihn in den Laden; er selbst hielt sich zumeist in der angrenzenden Stube auf. Von da aus hörte er im ersten Jahr zuweilen, wie der Gehilfe zu einem Käufer sagte: „So billig kann es der Herr nicht hergeben." Der Kaufmann reiste nicht. Im zweiten Jahr vernahm er mitunter von nebenan: „So billig können wir's nicht hergeben." Er verschob noch die Reise. Aber im dritten Jahr hieß es: „So billig kann ich's nicht hergeben." Da trat er seine Reise an.

Wer darf Mensch heißen?

Über das Schriftwort: „Ein Mensch, wenn er von euch IHM eine Nahung darnaht..." sprach der Rižiner: Erst wer sich Gott zum Opfer darbringt, darf Mensch heißen.

Die Kreatur

Am fünfzehnten des Monats Schewat, dem „Neujahr der Bäume", als man, wie immer an diesem Tag, Früchte auf den Tisch stellte, sprach Rabbi Abraham Jaakob von Sadagora, der Sohn des Rižiners:
Es steht geschrieben: „Ein Mensch, wenn er von euch IHM eine Nahung darnaht, vom Vieh, von den Rindern und von den Schafen mögt ihr eure Nahung darnahn." Alle Kreatur, Gewächs und Getier, bringt sich dem Menschen dar und nah, durch den Menschen aber sind alle Gott dar- und nahgebracht. Wenn der Mensch sich mit all seinen Gliedern Gott zum Opfer reinigt und heiligt, reinigt und heiligt er die Kreatur.

Heiligung Gottes

Den Slotschower Maggid fragten seine Schüler:
„Zum Wort der Schrift: ‚Werdet heilig, denn heilig bin ich', bemerkt der Midrasch: ‚Meine Heiligkeit ist oberhalb von eurer Heiligkeit.' Wer wüßte dies nicht? Was wird uns damit gelehrt?"
Er erklärte:
„So ist es zu verstehen: Meine Heiligkeit, die oberhalb der Welt ist, hat ihren Bestand von eurer Heiligkeit. Wie ihr unten meinen Namen heiligt, so heiligt er sich in den Höhen des Himmels. Denn es steht geschrieben: ‚Gebt Gott Macht!'"

Wir bilden Gottes menschliche Gestalt

Unsere Weisen sprachen: „Wisse, was oberhalb von dir ist." Das deutete der Apter also: Wisse, was oberhalb, ist von dir. Und was ist dies, was oberhalb ist? Ezechiel sagt es: „Und auf der Gestalt des Throns eine Gestalt anzusehen wie ein Mensch darauf oberhalb." Wie kann das von Gott gesagt werden? Steht doch geschrieben: „Wem wollt ihr mich zuähneln und vergleichen und anbilden, daß ich ihm ähnlich wäre?" Aber es ist so, daß die Gestalt, anzusehen wie ein Mensch, von uns ist. Es ist die Ge-

stalt, die wir mit dem Dienst unseres wahrhaften Herzens bilden. Damit schaffen wir unserem Schöpfer, dem Bild- und Gleichnislosen, ihm selber, gesegnet sei er und gesegnet sei sein Name, eine menschliche Gestalt. Wenn einer Barmherzigkeit und liebreiche Hilfe erweist, bildet er an Gottes rechter Hand. Und wenn einer den göttlichen Krieg kämpft und das Übel verdrängt, bildet er an Gottes linker Hand. Der oberhalb auf dem Throne ist, von dir ist er.

Vom Gebet

Im Psalm

Rabbi Baruch sprach den Vers im dreißigsten Psalm: „DU, mein Gott, ich habe zu dir geschrien" und unterbrach ihn: „Ich habe nur ‚Zu dir!' geschrien, nicht daß du mich heilst, nur daß ich zu dir komme", und fuhr fort: „‚Und du hast mich geheilt' — du aber hast mich heilen wollen." Und wieder sprach er den Vers: „Zu dir, DU, rufe ich" und unterbrach ihn: „Bin ich Gott nah, und er steht mir gegenüber, dann rufe ich ihn nur an, und er antwortet mir", und fuhr fort: „‚Und zu meinem Herrn flehe ich' — bin ich aber Gott fern, und er bleibt mir verborgen, dann muß ich zu ihm flehen."

Die Sorge

Ein Chassid klagte dem Kozker seine Armut und Bedrängnis.

„Sorge nicht," beschied ihn der Rabbi. „Bete mit deinem ganzen Herzen zu Gott, und der Herr des Erbarmens wird sich deiner erbarmen."

„Ich weiß aber nicht," redete jener weiter, „wie ich beten soll."

Mit aufwallendem Mitleiden sah ihn der Kozker an. „Da hast du freilich", sprach er, „eine große Sorge."

Wer nicht zu fragen weiß

Wenn der Kobryner in der Peßach-Haggada die Stelle von den vier Söhnen las, die den Sinn der heiligen Bräuche zu erfahren begehren, und an die Worte kam, die vom Jüngsten gesagt sind und den Hausvater also beraten: „Und wer nicht zu fragen weiß, eröffne du es ihm", pflegte er innezuhalten und aufseufzend zu Gott zu sprechen: „Und wer, ach, nicht zu beten vermag, tu du ihm sein Herz auf, daß er beten könne."

Vor dem Gebet

Vor dem Gebet pflegte der Slotschower Maggid zu sprechen:
„Ich verbinde mich mit ganz Israel, mit denen, die größer sind als ich, und mit denen, die kleiner sind als ich. Mit den Größern, daß durch sie mein Gedanke aufsteige. Mit den Kleinern, daß ihr Gedanke durch mich aufsteige."

Die schlechte Bitte

Der Ropschitzer erzählte:
Zur Zeit der Belagerung Sebastopols ritt der Zar Nikolaj einen der Wälle entlang, als ein feindlicher Bogenschütze auf ihn anlegte. Ein russischer Soldat, der das aus der Ferne bemerkte, scheuchte mit einem Schrei das Pferd des Kaisers zur Seite, und der Pfeil verfehlte sein Ziel. Der Zar sagte dem Mann, er solle sich eine Gunst ausbitten. „Unser Feldwebel", brachte der Soldat vor, „hat ein grausames Gemüt und schlägt mich immerzu; wenn ich doch unter einen andern kommen könnte!" „Narr," rief Nikolaj, „sei selbst Feldwebel!" So flehen wir um die kleinen Dinge der Stunde und wissen nicht zu beten, daß uns Erlösung werde.

Heraus

Rabbi Bunam legte aus:
Es heißt: „Aus den Himmeln redete ich mit euch."

Gott geht aus seinen Himmeln heraus, wenn er mit uns reden will. Und wir? Es heißt: „Aus der Drangsal rief ich Jah.“ Wir gehen aus all unsern Bedrängnissen heraus und rufen: Daß nur der Name Gottes vollkommen werde!

Unwürdigkeit und Erhörung

Man fragte Rabbi Ahron von Karlin: „Zu Mose Fürbitte, Gott möge dem Volk vergeben, ergänzt die Deutung: ‚damit sie nicht sagen, ich sei nicht würdig gewesen, das Erbarmen auf sie herabzuflehen‘. Geht dies nicht dem Zeugnis der Schrift zuwider, die Mose den demütigsten aller Menschen nennt?“

„Eben weil er so demütig war,“ antwortete der Zaddik, „redete er zu Gott: Nimm mein Gebet an, wiewohl ich dessen nicht würdig bin; damit sie nicht sagen, es sei an mir die Unwürdigkeit des Menschen offenbar geworden, und nicht ablassen, aus der Macht der Herzen dich anzusprechen, sondern erkennen, daß du das Beten alles Mundes vernimmst.“

Es werde Licht

Rabbi Schelomo Chajim von Kajdanow lehrte:
Es steht geschrieben: „Und er sprach: Gott: es werde Licht!“ — wenn ein Mensch in seiner Wahrheit betet: „Gott, es werde Licht“, dann wird ihm licht.

„Nicht mehr auf natürlichem Weg“

Rabbi David Mosche, des Rižiners Sohn, erkundigte sich einst nach einem seiner Chassidim, der in einer schweren Bedrängnis der Hilfe Gottes bedurfte: ob sie ihm schon geworden sei. Man antwortete ihm, das sei noch nicht geschehen; auch sei die Sache von solcher Art, daß eine Hilfe auf dem natürlichen Weg sich hier kaum erdenken lasse.

„Gewiß“, sagte der Zaddik, „hat dieser Mann den vollkommenen Glauben nicht.“

Als er sah, daß die Chassidim ihn nicht verstanden, fuhr er fort:

„Es sieht ja zunächst so aus, als gäbe es keinen Grund, den natürlichen Weg vom außernatürlichen abzusondern. Dieses Ereignis ist von Gott, und jenes ist von Gott, was will man da viel Unterschiede machen? Aber der Unterschied besteht in Wahrheit. Ihr wißt: Als die Welt erschaffen wurde, war die Ergießung des Lichtes so schrankenlos, daß die Welt es nicht ertragen konnte und die Gefäße zerbrachen. Daher geschah die Einschränkung, damit das Licht empfangen werde. Und dies heißt der natürliche Weg: die Einpassung der Fülle in das begrenzte Maß des Gefäßes. Solch ein Gefäß aber ist die Bereitschaft des Menschen, und die Bereitschaft ist der Glaube. Aber wie nicht bei allen Menschen und auch bei jedem von ihnen nicht zu allen Zeiten der Glaube gleich ist, so ist auch die Grenze des natürlichen Wegs verschieden. Wessen Glaube stärker, wessen Gefäß weiträumiger ist, dem ist ein größeres Maß natürlichen Wegs zugeteilt, denn dieser reicht bis zur Grenze des Glaubens. Oder gestern war dein Glaube klein, und da mußtest du eine Hilfe, deren du bedurftest, außer der Natur suchen, heute aber ist dein Glaube groß geworden, und so ist alle Hilfe, die dir geschieht, in den natürlichen Weg eingetan. Das ist es, was von Nachschan ben Aminadab erzählt wird, daß er, als Israel am Schilfmeer stand, noch ehe es gespalten war, hineinsprang, und da das Wasser ihm zum Halse reichte, sprach: ‚Hilf, Herr, die Wasser gehn ans Leben‘: er schrie nicht, er sprach es mit sanfter Stimme, denn sein Glaube war groß, und alles, was geschah, war natürlich.“

In das Wort

Rabbi Mosche von Kobryn lehrte:

„Wenn du ein Wort vor Gott sprichst, geh du mit allen deinen Gliedern in das Wort ein.“

Ein Hörer fragte:
„Wie soll das möglich sein, daß der große Mensch in das kleine Wort hineinkomme?“
„Wer sich größer dünkt als das Wort,“ sagte der Zaddik, „von dem reden wir nicht.“

Im Feuer

Der junge Rabbi Feiwisch, des Ropschitzers Schüler, sprach allmitternächtlich die Klage um Jerusalem, als sei die Gottesstadt heute zerstört worden. Mal um Mal überwältigte ihn die unendliche Trauer.
Einst hieß am späten Abend der Ropschitzer die Chassidim, die um ihn waren, ihm ins Lehrhaus folgen. „Ich will euch zeigen,“ sagte er, „was das Wort des Propheten bedeutet: ‚Steh auf, schreie in der Nacht!‘“ Im halbdunkeln Lehrhaus fanden sie den jungen Feiwisch in tiefem Schlaf auf einer Bank liegend. Eine Weile standen sie vor ihm und wunderten sich, weshalb der Zaddik sie hergerufen habe. Plötzlich fiel der Jüngling zu Boden, riß seinen Hemdkragen auf und schrie: „Mutter, ich verbrenne!“ Da schlug es Mitternacht.
Später verließ Feiwisch den Ropschitzer und wurde ein Schüler des Apter Rabbis. Darüber grämte sich sein erster Lehrer. „Ich habe mit aller Kraft“, sagte er, „das Feuer niedergehalten; beim Apter wird er im Brandopfer seines Herzens aufgehen.“ Rabbi Feiwisch starb bald danach im Bethaus mitten im Sprechen des Gebets „Die Seele alles Lebendigen lobe deinen Namen!“

Der kranke Fuß

Rabbi Chajim von Zans war in seiner Jugend ein Schüler des Ropschitzer Zaddiks. Beim Beten pflegte er vor großer Inbrunst mit beiden Schuhen aufzustampfen. Er lahmte aber an einem Fuß. Einmal kam die Frau des Zaddiks, nachdem sie dem Beten

Rabbi Chajims zugesehen hatte, zu ihrem Mann und sprach: „Was bist du doch für ein schlechter Mensch! Warum läßt du ihn mit dem kranken Fuß aufstampfen? Sag ihm doch, er dürfe es nur mit dem gesunden tun!“ „Das könnte ich nur,“ antwortete der Zaddik, „wenn er im Beten jeweils wüßte, ob er mit dem gesunden, ob er mit dem kranken Fuß auftritt.“

Das Opfer

Rabbi Mosche von Kobryn sprach einst an einem Sabbat der Gemeinde das Mußafgebet vor, welches für das Opfer der Sabbate und Festtage steht. Bei den Worten „Führe uns in unser Land, da werden wir dir die Opfer unsrer Pflichten bringen“ fiel er ohnmächtig zu Boden. Mit großer Mühe rief man ihn ins Leben zurück, und er vollendete das Gebet.
Als er des Abends an seinem Tisch noch einmal sprach: „Dort werden wir dir das Sonderopfer dieses Sabbats bringen, wir haben ja kein Heiligtum und keinen Opferdienst“, entbrannte er und schrie auf: „Herr der Welt, wir, wir, wir selber, uns selber wollen wir dir an Opfers Statt darbringen!“
Da verstanden alle, warum er im Bethaus wie des Lebens entledigt hingefallen war.

Das Wagnis des Gebets

I

Einer bat Rabbi Schelomo von Karlin, er möge ihn am kommenden Tag besuchen. „Wie kannst du“, sagte der Zaddik, „von mir ein Versprechen begehren? Heute muß ich zu Abend beten und ‚Höre Israel‘ sprechen, da begibt sich meine Seele an den Rand des Lebens; dann kommt das Dunkel des Schlafs; und in der Frühe das große Morgengebet, das ist ein Schreiten durch alle Welten, und endlich das Aufs-Angesicht-Fallen, da neigt sich die Seele über den Rand des Lebens. Vielleicht werde ich auch

diesmal noch nicht sterben, aber wie soll ich dir versprechen, etwas nach dem Gebet zu tun?"

2

Ehe er zum Beten ging, pflegte Rabbi Uri, der Schüler Rabbi Schelomos von Karlin, allmorgendlich sein Haus zu bestellen und von Weib und Kindern Abschied zu nehmen.

Der leichte Tod

Man fragte einst Rabbi Pinchas, warum, wenn er bete, kein Laut zu hören und keine Bewegung zu sehen sei, als hätte er der Inbrunst nicht, die den andern Zaddikim den ganzen Leib erschüttre.

„Brüder," antwortete er, „beten heißt an Gott haften, und an Gott haften heißt sich von der Stofflichkeit lösen, recht als ginge die Seele aus dem Leib. Unsre Weisen sagen, es gebe einen Tod, der sei schwer wie das Ziehen eines Taus durch den Ring des Mastbaums, und es gebe einen Tod, der sei leicht wie das Ziehen eines Haars aus der Milch, und er sei der Tod im Kuß genannt. Meinem Gebet ist dieser zuteil geworden."

Er ist dein Psalm

Rabbi Pinchas sprach zum Wort der Schrift „Er ist dein Psalm und er dein Gott":

Er ist dein Psalm, und er, derselbe, ist dein Gott. Das Gebet, das der Mensch betet, das Gebet selber ist Gottheit. Nicht wie wenn du von deinem Gefährten eine Gabe erbittest: ein ander Ding ist er, ein andres dein Wort. Nicht so im Gebet, das die Wesenheiten eint. Der Beter, der wähnt, das Gebet sei ein ander Ding als Gott, ist wie der Bittsteller, dem der König das Verlangte reichen läßt. Der aber weiß, daß das Gebet selber Gottheit ist, gleicht dem Königssohn, der sich aus den Schätzen seines Vaters holt, was er begehrt.

Von Himmel und Erde

Zwei Welten

Rabbi Henoch sprach:
Auch die Völker der Erde glauben, daß zwei Welten sind; „auf jener Welt", sagen sie. Der Unterschied ist dies: sie meinen, die zwei seien voneinander abgehoben und abgeschnitten, Israel aber bekennt, daß beide Welten eine sind und werden sollen.

Den Menschenkindern

Rabbi Henoch hielt, als er den Psalmvers gesprochen hatte: „Die Himmel sind Gottes Himmel, und die Erde gab er den Menschenkindern", inne und sagte: „‚Die Himmel sind Gottes Himmel', sie sind eben schon himmlischer Art, ‚und die Erde gab er den Menschenkindern', daß sie sie zu einem himmlischen Ding machen."

Im Staub

Einer fragte den Gerer Rabbi: „Warum weinen die Leute stets, wenn sie die Worte sprechen: ‚Der Mensch, sein Ursprung ist aus dem Staub und sein Ende im Staub'? Wäre sein Ursprung aus dem Gold und sein Ende im Staub, da möchte es geziemen zu weinen, nicht aber, wenn er dahin kehrt, woher er gekommen ist."
Der Zaddik antwortete: „Der Ursprung der Welt ist im Staub, und der Mensch ist in sie gesetzt, daß er den Staub zum Geist erhebe. Aber sein Ende ist — immer wieder ist das Ende, daß er versagt und alles im Staub aufgeht."

Das Eine

Man sprach einmal vor Rabbi Pinchas von dem großen Elend der Bedürftigen. In Gram versunken

hörte er zu. Dann hob er den Kopf. „Laßt uns", rief er, „Gott in die Welt ziehen, und alles wird gestillt sein."

Die Wohnung

Die Schüler redeten zu Rabbi Jizchak von Worki: „Zum Bericht der Schrift, der Vorrat der vom Volk zum Bau der Stiftshütte dargebrachten Gaben sei so überreich gewesen, daß nach vollendetem Werk ein Rest verblieb, sagt der Midrasch, Mose habe Gott befragt, was daraus zu machen sei, und Gott habe ihm geantwortet: ‚Mache daraus eine Wohnung für das Zeugnis', und Mose habe so getan. Wie ist das zu verstehn? Wohnung des Zeugnisses heißt doch die Lade, als der Behälter der Tafeln, und auch sie war doch schon vollendet!"

„Ihr wißt," erwiderte Rabbi Jizchak, „daß die Heiligkeit des Heiligtums im Einzug der Schechina bestand. Wie kann es aber sein, so ist immer wieder gefragt worden, daß die Herrlichkeit dessen, von dem es heißt: ‚Die Himmel und die Himmel der Himmel werden dich nicht fassen', in den Raum zwischen den Stangen der Lade eingeschränkt wurde? So hört auf das Lied der Lieder: ‚Eine Sänfte machte sich der König Salomo aus Gehölz des Libanon. Ihre Säulen machte er aus Silber, ihre Lehnen aus Gold, ihren Sitz aus Purpur.' Und wollt ihr wissen, wie man auf solch einem Bette ruhen könne, so folgt sogleich die Antwort: ‚Ihr Innres gepolstert mit Liebe'. Die Liebe des Volks, das zum Bau des Heiligtums spendete, zog die Schechina zwischen die Stangen der Lade. Weil aber des Liebeswillens überviel war, über alles Werk hinaus, fragte Mose: ‚Was sollen wir mit diesem Willen beginnen?', und Gott antwortete ihm: ‚Mache daraus', das ist: aus der überfließenden Inwendigkeit des Herzens Israels, ‚eine Wohnung für das Zeugnis' — das Zeugnis soll drin wohnen, daß eure Liebe mich in die Welt gezogen hat."

Sich

Wenn Rabbi Baruch im Psalm an die Worte kam: „Ich will keinen Schlaf meinen Augen gewähren und meinen Lidern keinen Schlummer, bis ich Gott eine Stätte finde", hielt er inne und sprach zu sich: „bis ich mich erfinde und errichte zu einer Stätte, bereit für den Niederstieg der Schechina".

Die Straßen von Nahardea

Rabbi Schalom, der Sohn Abrahams des Engels, des Sohns des großen Maggids, sprach:
Von einem sternkundigen Weisen erzählt der Talmud, die Bahnen des Firmaments seien ihm lichtklar gewesen wie die Straßen seiner Stadt Nahardea. Aber könnten wir doch von uns sagen, lichtklar wie die Bahnen des Himmels seien uns die Straßen unsrer Stadt! Denn in dieser niedersten Welt, der Welt der Körperlichkeit, das verborgene Gottesleben aufleuchten lassen, dies ist das Größere von beiden.

„Über ihnen"

Ein Chassid fragte Rabbi Sußja: „Es heißt von Abraham, da er den Besuch der drei Engel empfängt: ‚Dann holte er Sahne und Milch und das Jungrind, das er hatte zurechtmachen lassen, und setzte es ihnen vor, er aber stand über ihnen unter dem Baum, derweil sie aßen.' Ist es nicht wunderlich, daß der Mensch hier über den Engeln steht?"
Rabbi Sußja erklärte:
„Der Mensch, der in der Weihe ißt, erlöst die heiligen Funken, die in die Speise gebannt sind. Die Engel aber kennen diesen Dienst nicht, es sei denn, daß der Mensch sie belehre. Darum heißt es von Abraham, daß er über ihnen stand: er ließ die Weihe des Mahls auf sie nieder."

Engel und Menschen

Der Kobryner rief einst zur Höhe gewendet: „Eng-

lein, Englein, das ist keine besondre Kunst, so in den Himmeln als Engel zu bestehen, du brauchst nicht zu essen und zu trinken und Kinder zu zeugen und Geld zu erwerben; spring du nur mal auf die Erde nieder und gib dich mit Essen und Trinken und Kinderzeugen und Gelderwerb ab, da wollen wir sehen, ob du ein Engel bleibst; gelingt es dir, dann magst du dich berühmen, jetzt aber nicht!"

Die Leiter

Rabbi Mendel von Kozk sprach zu seinen Schülern: Aus der Himmelswelt zur Erde sind die Seelen auf einer Leiter niedergestiegen, dann wurde sie hinweggezogen. Nun ruft man von oben die Seelen heim. Die einen rühren sich nicht vom Fleck, denn wie kann man ohne Leiter in den Himmel? Die andern machen einen Sprung, fallen hin, machen noch einen Sprung, fallen wieder hin, dann geben sie es auf. Etwelche aber wissen wohl, daß sie's nicht schaffen können, und versuchen es doch Mal um Mal, bis Gott sie auffängt und emporzieht.

Vom Dienst

Wesen des Dienstes

Der Rižiner sprach:
Das ist der Dienst des Menschen all seine Tage, den Stoff zur Gestalt zu wandeln, den Leib zu läutern und das Licht in die Finsternis dringen zu lassen, daß die Finsternis selber leuchte und keine Trennung mehr sei zwischen beiden. Wie geschrieben steht: „Abend ward, und Morgen ward — Ein Tag".

*

Und wieder sprach er:
Man mache nicht viel Aufhebens draus, daß man Gott dient. Rühmt sich die Hand, wenn sie den Willen des Herzens tut?

Eine Antwort

Der Rabbi von Kobryn liebte es, die Antwort zu erzählen, die der General Howin dem Zaren Nikolaj gegeben hatte. Der General war sehr alt und hatte fünfzig Jahre Dienst getan. Bei einem Manöver, dem der Zar beiwohnte, war er der Führer der einen Armee. Nikolaj ritt die vorderste Reihe ab und sprach den General an: „Nun, bist rüstig, Howin, brennt dir wohl noch das Blut?“ „Majestät,“ sagte Howin, „das Blut brennt nicht, der Dienst brennt.“

Ernst

Der Kozker rief einige seiner Chassidim an: „Was schwatzen sie da: ernst beten?! Was soll das, ernst beten?!“
Sie verstanden ihn nicht.
„Gibt es denn etwas, das man ohne Ernst treiben soll?“ sagte er.

Das Wichtigste

Bald nach dem Tod Rabbi Mosches von Kobryn wurde einer seiner Schüler von dem „alten Kozker“, Rabbi Mendel, gefragt:
„Was war für Euern Lehrer das Wichtigste?“
Er besann sich, dann gab er die Antwort:
„Womit er sich gerade abgab.“

Der Wächter

In Ropschitz, Rabbi Naftalis Stadt, pflegten die Reichen, deren Häuser einsam oder am Ende des Ortes lagen, Leute zu dingen, die nachts über ihren Besitz wachen sollten. Als Rabbi Naftali sich eines Abends spät am Rande des Waldes erging, der die Stadt säumte, begegnete er solch einem auf und nieder wandelnden Wächter. „Für wen gehst du?“ fragte er ihn. Der gab Bescheid, fügte aber die Gegenfrage dran: „Und für wen geht Ihr, Rabbi?“ Das Wort traf den Zaddik wie ein Pfeil. „Noch gehe

ich für niemand", brachte er mühsam hervor, dann schritt er lange schweigend neben dem Mann auf und nieder. „Willst du mein Diener werden?" fragte er endlich. „Das will ich gern," antwortete jener, „aber was habe ich zu tun?" „Mich zu erinnern", sagte Rabbi Naftali.

Bereitung

Ein Schüler bat Rabbi Schmelke von Nikolsburg, ihn zu unterweisen, wie er seine Seele zum Dienste Gottes bereiten solle. Der Zaddik hieß ihn zu Rabbi Abraham Chajim fahren, der damals noch eine Herberge hielt. Er folgte der Weisung und wohnte da etliche Wochen, ohne an dem Wirt, der sich vom Morgengebet bis gegen Abend in der Schankwirtschaft zu schaffen machte, irgendwelche Heiligkeit wahrzunehmen. Endlich fragte er ihn, was er den Tag über tue. „Mein vornehmstes Geschäft", sagte Rabbi Abraham, „ist, die Gefäße recht zu säubern, daß auch nicht der kleinste Speisenrest an einem hafte, und auch alle Geräte zu putzen und trocken zu wischen, daß sich keines der Rost bemächtige." Als der Schüler heimkehrte und, was er gesehen und gehört hatte, Rabbi Schmelke berichtete, sagte ihm der: „Nun weißt du, was du zu wissen begehrtest."

Selber

Einige Große in Israel waren einmal bei Rabbi Jizchak von Worki zu Gast. Man sprach vom Wert eines rechtschaffenen Dieners für die Führung des Hauses; wenn er gut sei, wende sich alles zum Guten, wie man an Josef sehe, in dessen Hand alles gedieh. Rabbi Jizchak widersprach. „So habe auch ich einst gemeint," sagte er, „dann aber zeigte mir mein Lehrer, daß alles am Hausherrn hangt. In meiner Jugend nämlich hatte ich große Bedrängnis von meinem Weibe, und ob auch ich selbst es tragen mochte, so erbarmte mich doch des Gesindes. Darum fuhr

ich zu meinem Lehrer, Rabbi David von Lelow, und befragte ihn, ob ich meinem Weibe entgegentreten solle. Er antwortete mir: ‚Was redest du zu mir? Rede zu dir selber!‘ Ich mußte mich auf das Wort eine Zeit besinnen, bis ich es verstand; ich verstand es aber, als ich mich auf ein Wort des Baalschemtow besann: ‚Es gibt den Gedanken, die Rede, die Tat. Der Gedanke entspricht der Ehefrau, die Rede den Kindern, die Tat dem Gesinde. Wer die drei in sich zurechtschafft, dem wandelt sich alles zum Guten.‘ Da verstand ich, was mein Lehrer gemeint hatte: daß alles an mir selber hangt.“

Der rechte Dienst

Die Schüler fragten Rabbi Baruch:

„Da Gott Ahron durch Mose geboten hat, wie die sieben Lichte in den Leuchter zu setzen seien, heißt es in der Schrift: Ahron tat so. Raschi meint, dies sei zu seinem Lob gesagt, weil er nichts geändert habe. Wie ist das zu verstehn? Wollen sie an Ahron, dem Heiligen des Herrn, rühmenswert finden, daß er an Gottes Gebot nichts geändert habe?“

Rabbi Baruch erwiderte:

„Damit der Gerechte seinen Dienst rechtmäßig tue, ist vonnöten, daß er ein Mann sei und, wie er auch entbrennt, die Glut nicht aus der Schale springen lasse, sondern jede körperhafte Handlung nach ihrer Ordnung verrichte. Es erzählen aber unsre Weisen von einem heiligen Gottesdiener, der, wenn er im Bethaus die Lampen füllen sollte, vor Inbrunst das Öl vergoß. Darum ist zum Lobe Ahrons gesagt, er habe, wiewohl er im Dienst mit der ganzen Gewalt der Seele dem Schöpfer anhaftete, im rechten Maß die Leuchter versehen und die Lichter entzündet.“

Den Vätern nachtun

Ein Schüler fragte den Slotschower Maggid:

„Es heißt in dem Elija-Buch: ‚Jeder in Israel ist verpflichtet zu sprechen: Wann wird mein Werk an die Werke meiner Väter, Abraham, Isaak und Jakob, reichen?' Wie ist das zu verstehen? Wie dürften wir uns erkühnen zu denken, daß wir es den Vätern gleichzutun vermöchten?"

Der Rabbi erklärte:

„Wie die Väter neuen Dienst stifteten, jeder einen neuen Dienst nach seiner Eigenschaft, der eine den der Liebe, der andre den der Stärke, der dritte den der Pracht, so sollen wir, ein jeder von uns nach seiner eignen Art, im Licht der Lehre und des Dienstes Erneuung stiften und das noch nicht Getane tun."

Die Väter

Ein Schüler fragte Rabbi Meïr von Primischlan:

„Zum Gotteswort ‚Ich gab mich Abraham, Isaak und Jakob zu schauen' schreibt Raschi als Erklärung: ‚Ich gab mich den Vätern zu schauen'. Was soll damit erklärt sein?"

Er antwortete:

„Wer einen frommen und gerechten Vater hatte, pflegt an der eignen Vollendung nicht gar eifrig zu arbeiten, denn er stützt sich auf das Verdienst seines Vaters. Erst recht so, wessen Vater und Großvater heilige Männer waren; daß er ein Enkel ist, dünkt ihn fester Boden unter seinen Füßen. Nicht so aber hielten es die Väter: Isaak kümmerte sich nicht um den Heilserwerb seines Vaters und Jakob nicht um den seines Vaters und seines Ahnen, denn sie wollten Väter und nicht Enkel sein."

Nicht um Lohn

Man fragte den Slotschower Maggid:

„Es steht geschrieben: ‚Werdet ihr in meinen Satzungen gehn, meine Gebote wahren und sie tun, gebe ich eure Regen zu ihrer Zeit, geben soll die Erde ihr Gewächs, der Baum des Feldes gibt seine Frucht.'

Wie ist dies, daß uns Gott Lohn verheißt, wenn wir ihm dienen wollten? Ist uns doch von unsern Weisen gesagt, wir sollten nicht wie Knechte sein, die ihrem Herrn dienen unter der Bedingung, daß sie Lohn empfangen!"

Der Zaddik gab diese Antwort:

„Fürwahr, wer ein Gebot um irgendeines Gewinns willen erfüllt, sei es auch der der kommenden Welt, dem wird nichts zuteil, denn er hat nur sich selber dienen wollen. Wer es aber in echter Furcht und Liebe erfüllt, dessen Tun strahlt in die Welt und zieht die Fülle des Segens herbei. So ist die Gunst des Himmels und der Erde ein Zeichen der rechten Erfüllung, die nicht um des Lohns, sondern um Gottes selber willen geschah. Darum auch steht geschrieben: ‚Das Leben und den Tod habe ich vor dich hin gegeben, die Segnung und die Verwünschung, wähle das Leben, damit du selber lebest und dein Same!' Wähle die Tat des Lebens, die die Fülle des Lebens über die Welt bringt!"

Der Seiltänzer

Rabbi Chajim von Krosno, ein Schüler des Baalschem, sah einst mit seinen Schülern einem Seiltänzer zu. Er war so tief in den Anblick versunken, daß sie ihn fragten, was es sei, das seine Augen an die törichte Schaustellung banne. „Dieser Mann", antwortete er, „setzt sein Leben aufs Spiel, ich könnte nicht sagen weswegen. Gewiß aber kann er, während er auf dem Seil geht, nicht daran denken, daß er mit seiner Handlung hundert Gulden verdient; denn sowie er dies dächte, würde er abstürzen."

Wie der Ochs

Ein Chassid klagte dem Gerer Rabbi: „Ich habe mich gemüht und abgemüht, und doch ergeht's mir nicht wie dem Meister eines Handwerks; dem tut sich nach zwanzig Jahren Arbeit doch irgendein

gutes Zeichen an seinem Werke kund: daß es schöner als einst gelingt oder schneller als einst gerät — ich aber sehe gar nichts. Wie ich vor zwanzig Jahren gebetet habe, so bete ich heut."

Der Zaddik antwortete ihm: „Es ist im Namen Elijas gelehrt: ‚Der Mensch nehme die Tora auf sich wie der Ochs sein Joch und der Esel seine Last.' Sieh, wie der Ochs des Morgens aus dem Stall aufs Feld geht und pflügt und heimgeführt wird, und so Tag um Tag, und nichts ändert sich ihm, aber das gepflügte Feld bringt seine Frucht."

Adams Sünde

Man fragte Rabbi Jizchak von Worki:

„Was war wohl Adams eigentliche Sünde?"

„Adams eigentliche Sünde", sagte er, „war, daß er sich um den morgigen Tag sorgte. Die Schlange redete ihm vor: ‚Ihr habt keinen Dienst, den ihr vollbringen könntet, denn ihr unterscheidet nicht zwischen Gut und Böse und vermögt nicht, die Wahl zu üben. Eßt von dieser Frucht, und ihr werdet unterscheiden, und werdet das Gute wählen, und werdet den Lohn empfangen.' Daß er darauf hörte, war Adams Verfehlung. Er sorgte sich, daß er keinen Dienst haben würde; aber in dieser Stunde hatte er ja seinen Dienst: Gott zu gehorchen und der Schlange zu widerstehen."

Der Irrtum Korahs

Ein Schüler fragte den Kozker, was es wohl gewesen sei, das Korah antrieb, sich gegen Mose und Ahron zu empören.

„Er hatte wahrgenommen," sagte der Rabbi, „daß, sooft er unter den singenden Leviten auf der Erhöhung stand, große Gaben des Geistes auf ihn niederkamen. Da meinte er, wenn er als räuchernder Hoherpriester im innern Heiligtum stünde, würden ihm noch größere Gaben zuwachsen. Er wußte nicht,

daß auch die Mächtigkeit, die er verspürt hatte, daher kam, weil Ahron dort stand und er hier."

Heiligkeit

Es steht geschrieben: „Heilige Menschen sollt ihr mir sein."
Der Kozker übertrug:
„Menschlich heilig sollt ihr mir sein."

Der Dreiste und der Verschämte

Unsere Weisen sagten: „Der Dreiste in die Hölle, der Verschämte in das Paradies." Rabbi Sußja aber, der Narr Gottes, deutete das Wort also: „Wer sich in der Heiligkeit erdreistet, darf in die Hölle hinabsteigen, um das Niedere emporzuheben; er kann sich auf Märkten und Gassen ergehen und braucht das Böse nicht zu fürchten. Der Verschämte aber, der sich nicht zu erdreisten vermag, der muß sich an die Höhe des Paradieses halten, an Lernen und Beten, und muß sich hüten, daß ihn das Böse nicht berühre."

Arzenei

Einst brachte Rabbi Baruch für seine kranke Tochter Arzeneien aus der Kreisstadt mit. Der Diener hatte sie im Fenster der Herberge aufgestellt. Rabbi Baruch ging in der Stube auf und nieder, sah die Fläschlein an und sprach: „Wenn es Gottes Wille ist, daß meine Tochter Reisel genese, bedürfte es keiner Arzenei. Aber wenn Gott seine Wundermacht allen Augen offenbarte, hätte kein Mensch mehr die Wahl, denn alle würden wissen. Damit den Menschen die Wahl verbleibe, kleidet Gott sein Tun in den Wandel der Natur. So hat er die Heilpflanzen erschaffen."
Dann ging er wieder die Stube ab und fragte: „Aber warum sind es Gifte, die man dem Kranken eingibt?"
Und antwortete: „Die Funken, die von der Ursünde her in die Hüllschalen gefallen waren und sich in Steine, Gewächse und Tiere einwandelten, sie alle

steigen durch die Weihe des Frommen, der in Heiligkeit an ihnen arbeitet, in Heiligkeit sich ihrer bedient, in Heiligkeit sie verzehrt, zu ihrem Quell empor. Wie sollen aber die Funken erlöst werden, die in die bittern Gifte und Giftkräuter fielen? Daß sie nicht verstoßen bleiben, hat Gott sie den Kranken bestimmt, jedem die Träger der Funken, die der Wurzel seiner Seele zugehören. So ist der Kranke selber ein Arzt, der die Gifte heilt."

Tun

Als Rabbi Jizchak von Worki schwer erkrankt war, fastete sein älterer Sohn und sagte die Psalmen auf, der jüngere aber, Rabbi Mendel, trieb sich mit einer Schar gleichaltriger Chassidim umher, die von Knabenjahren her zu ihm hielten und sich seine Leibgarde nannten; sie tranken Schnaps und riefen: „Zum Leben!" Zuweilen auch ging er allein in den Wald. Nach der Genesung des Vaters wurde ein Freudenmahl gerichtet. Mendel sagte zu seinem Bruder: „Du hast zu wenig getan, um dich recht freuen zu können. Nichts als Fasten und Psalmensagen!"

Der Gottesknecht

Man fragte den Apter Rabbi:

„Es heißt im letzten Abschnitt des fünften Buches Mose: ‚So starb dort Mose, SEIN Knecht.' Und wieder heißt es im ersten Abschnitt des Buches Josua: ‚Es war nach dem Tode Moses, SEINES Knechts.' Warum wohl wird hier in der Stunde seines Sterbens und nach ihr Mose ein Knecht Gottes genannt, als würde damit ein Neues berichtet, da doch schon Abschnitt um Abschnitt vor diesen zu erzählen wußte, wie er seinem Herrn gedient hatte mit seinem ganzen Herzen und Vermögen?"

Der Apter erklärte:

„Ehe Mose stirbt, zeigt Gott ihm vom Gipfel des Nebo das Land und spricht zu ihm: ‚Dieses ist das

Land, das ich Abraham, Isaak und Jakob zugeschworen habe.' Hierzu bemerkt Raschi: ‚Gott entsandte Mose und sprach: Geh und melde es den Vätern, daß ich meinen Schwur nunmehr erfüllen will, den ich ihnen zugeschworen habe.' So war denn Mose auch im Tod Gottes Bote und getreuer Knecht, und er starb, um Dienst zu tun in der Ewigkeit."

Von der Lehre, von Lehren und Lernen

Bis ans Herz des Himmels

Rabbi Henoch deutete das Schriftwort: „Der Berg entzündet im Feuer bis an das Herz des Himmels": Das Feuer des Sinai brannte in die Menschen hinein, bis an ihr innerstes, ihr Himmelsherz.

Geben und Nehmen

Man fragte den Kozker: „Warum wird das Fest der Offenbarung die Zeit der Verleihung unserer Tora genannt und nicht die Zeit des Empfangs unserer Tora?"

„An dem Tag," antwortete er, „den das Fest erinnert, geschah das Geben, aber das Nehmen geschieht zu jeder Zeit. Gegeben worden ist allen im gleichen Maß, aber sie haben nicht im gleichen Maß genommen."

Das Gefäß

Ein Schüler des Kozker Rabbis erzählte im Alter, kurz vor dem eigenen Tod:

Ich will euch den ersten Spruch mitteilen, den ich vom Rabbi gehört habe. Viele hörte ich nach diesem von ihm, aber mit dem einen hat er mein Herz für immer entzündet. Es war an einem Sabbatabend nach dem Weihgebet. Der Rabbi saß in seinem hohen Stuhl mit verwandeltem Gesicht, als sei ihm die Seele aus dem Leibe gegangen und schwebe nur noch um ihn. Mit großer Entschiedenheit streckte er die Hände aus, goß uns über die unsern das Wasser zum

Segenspruch, sprach den Segen über das Brot und brach es. Dann redete er so:

„Weise, Forscher, Denker gibt's in der Welt. Alle forschen und denken sie dem Geheimnis Gottes nach. Aber was können sie davon erfahren? Nicht mehr als sie der Stufe der Vernunft nach zu fassen vermögen. Aber das Volk der Söhne Israel, geheiligt sind sie, — sie haben ein Gefäß, das ist das gebotene Tun, damit können sie mehr fassen als ihrer Stufe nach, bis zur Stufe der Dienstengel. Das ist jenes Wort am Sinai: ‚Wir tun, wir hören.' Mit unserm Tun vernehmen wir."

Ohne Brille

In seinen spätern Jahren litt der Kozker an schweren Augenschmerzen. Man riet ihm, beim Lesen eine Brille zu tragen. Er aber wehrte ab. „Ich will nicht", sagte er, „zwischen meine Augen und die heilige Tora eine Scheidewand setzen."

Der Vortrag

Rabbi Jecheskel war noch jung zum Raw der Stadt Šenjawa erwählt worden. Die ganze Gemeinde erwartete, daß er am ersten Sabbat nach seiner Ankunft, wie es Brauch war, predigen würde, aber er versagte sich ihrem Wunsch. Beim dritten Sabbatmahl baten ihn die angesehensten Männer der Stadt, die um seinen Tisch saßen, er möge ihnen die Tora auslegen. Da ließ er sich eine Bibel geben, schlug den Abschnitt der Woche auf und verlas ihn vom Anfang bis zum Ende. Darauf sagte er: „Dies ist die Tora Gottes, sie ist heilig, und es steht mir nicht zu, über sie zu reden." Er küßte das Buch und ließ es an seinen Platz zurücklegen.

Die verborgene Lehre

I

Der Rižiner sprach über den Vers „Eine Lehre wird von mir ausgehen":

Es kann doch nicht geschehen, daß die Lehre umgetauscht wird. So bleibt auf ewig auch das erste Buch Mose, das Buch des Anfangs, das die Begebenheiten der Väter erzählt von dem Tag an, da Gott die Welt erschuf. Aber ein andres ist uns verborgen: was Gott vor der Schöpfung wirkte. Und das ist der Sinn der Worte: „Zur Zeit wird Jakob und Israel zugesprochen werden, was Gott wirkte.“ Und das auch ist der Sinn der Worte: „Eine Lehre wird von mir ausgehen“ — kundzutun, was ich wirkte, ehe ich die Welt erschuf.

2

Der Berditschewer sprach:

Es heißt in Jesaja: „Eine Lehre wird von mir ausgehen.“ Wie ist das zu verstehn? Wir glauben doch in vollkommenem Glauben, daß die Tora, die Mose am Sinai empfing, nicht getauscht und keine andre gegeben wird; unveränderlich ist sie, und es ist uns verwehrt, auch nur eine ihrer Lettern anzutasten. Aber in Wahrheit sind nicht die schwarzen Lettern allein, sondern auch die weißen Lücken Zeichen der Lehre, nur daß wir sie nicht wie jene zu lesen vermögen. In der kommenden Zeit wird Gott die weiße Verborgenheit der Tora offenbaren.

Kein Götzenbild

Die Schüler des Kozkers unterredeten sich einmal, warum geschrieben stehe: „Wahret euch, ihr möchtet sonst SEINEN eures Gottes Bund vergessen, den er mit euch schloß, und euch Schnitzwerk machen, Gestalt all dessen, was ER dein Gott dir gebot“, und nicht, wie der Sinn fordert: „was ER dein Gott dir verbot“. Der Zaddik, der zuhörte, griff in das Gespräch ein. „Die Tora warnt uns,“ sagte er, „aus irgendeinem Ding, das der Herr unser Gott uns geboten hat, uns ein Götzenbild zu machen.“

Tora

Der Kozker fragte einen selbstgewissen Jüngling:

„Kannst du lernen?“

„Ja“, antwortete der.

„Weißt du,“ fragte der Rabbi weiter, „was der Sinn des Wortes Tora ist?“

Der Jüngling schwieg.

„Der Sinn des Wortes Tora“, sagte Rabbi Mendel, „ist: Es lehrt. Aber du meinst, du könntest selber lernen — da hat's dich also noch nichts gelehrt.“

Die Kette

Rabbi Mardechai von Lechowitz sagte zu seinen Schülern:

Der Zaddik kann keine Worte der Lehre sprechen, er binde denn zuvor seine Seele an die seines toten Lehrers oder des Lehrers seines Lehrers. Dann schließt sich Glied an Glied, und die Lehre strömt von Mose zu Josua, von Josua zu den Ältesten, und so fort bis zu seinem Lehrer, und von dem zu ihm.

Wie man lernen soll

Die Schüler fragten Rabbi Baruch:

„Wie kann wohl ein Mensch zulänglich im Talmud lernen? Da heißt es: Abaji sagte dies, Raba sagte jenes! Es ist, als wäre Abaji aus einer Welt und Raba aus einer andern. Wie soll man beide zusammen aufnehmen und lernen?“

Der Zaddik gab zur Antwort:

„Wer Abajis Worte aufnehmen will, muß erst seine Seele an Abajis Seele binden, dann wird er die Worte in ihrer Wahrheit lernen, wie Abaji selber sie spricht. Und will er dann Rabas Worte aufnehmen, muß er seine Seele an Rabas Seele binden. Das ist gemeint, wenn es im Talmud heißt: ‚Wer ein Wort im Namen seines Sprechers spricht, dessen Lippen regen sich im Grabe.‘ Wie die Lippen des toten Meisters regen sich seine Lippen.“

Der Zaddik und die Menschen

Der Rižiner sprach:

Wie wenn einer einen Baum mit einer Axt spalten will und holt kräftig aus, aber er verfehlt ihn und die Axt fährt in den Boden, so ist es, wenn der Zaddik zu Menschen redet, um ihre Herzen zum Dienste Gottes zu bewegen, sie aber achten nicht darauf, sondern bewundern den Scharfsinn und die Kunst seiner Predigt.

Die unaufgenommenen Worte

Einmal sagte Rabbi Mosche von Kobryn, nachdem er an seinem Sabbattisch die Tora ausgelegt hatte, zu den umsitzenden Chassidim:

„Ich sehe, daß alle Worte, die ich sprach, auch nicht einen gefunden haben, der sie in seinem Herzen empfangen hätte. Und fragt ihr mich, woher ich es weiß, der ich kein Prophet und keines Propheten Sohn bin: Worte, die aus dem Herzen kommen, gehen in Wahrheit zu Herzen; finden sie aber keins, das sie empfinge, dann erweist Gott dem Mann, der sie sprach, die Gnade, daß sie nicht ortlos dahintreiben, sondern alle heimkehren in das Herz, aus dem sie gesprochen worden sind. So ist es mir ergangen. Ich habe es wie einen Stoß verspürt, da drangen sie alle mitsammen ein."

*

Eine Zeit nach seinem Tod sagte ein Freund: „Hätte er zu wem zu reden gehabt, er lebte noch."

Die Lehre der Seele

Rabbi Pinchas führte oftmals das Wort an: „Die Seele des Menschen wird ihn belehren", und bekräftigte es: „Es gibt keinen Menschen, den die Seele nicht unablässig belehrte."

Einst fragten die Schüler: „Wenn dem so ist, warum hört der Mensch nicht auf sie?"

„Unablässig lehrt die Seele," beschied sie Rabbi Pinchas, „aber sie wiederholt nicht."

Vom Weg

Der Jäger

Rabbi Mendel von Kozk erzählte die Geschichte vom Jäger, den der Prophet Elija in der Wildnis betraf und fragte, warum er ohne Lehre und Gesetz lebe: Der Jäger rechtfertigte sich: „Ich habe die Pforte nicht gefunden, die vor das Angesicht Gottes führt." „Du bist doch nicht als Jäger geboren", sagte Elija. „Woher kam dir wohl der Verstand zu diesem Gewerbe?"

„Die Not hat es mich gelehrt", entgegnete der Jäger. „Und hättest du", sprach der Prophet, „ebenso große Not gelitten, weil du in Gottes Ferne umirrst, meinst du, sie hätte dir nicht den Weg zu ihm gewiesen?"

„Geh aus deinem Land"

Rabbi Sußja lehrte:

Gott sprach zu Abraham: „Geh du aus deinem Land, aus deinem Geburtsort, aus dem Haus seines Vaters in das Land, das ich dir zeigen werde." Gott spricht zum Menschen: „Zuvorderst geh aus deinem Land — aus der Trübung, die du selber dir angetan hast. Sodann aus deinem Geburtsort — aus der Trübung, die deine Mutter dir angetan hat. Danach aus deinem Vaterhaus — aus der Trübung, die dein Vater dir angetan hat. Nun erst vermagst du in das Land zu gehen, das ich dir zeigen werde."

Werdet heilig

Einer fragte einst den Rabbi Schmelke: „Es steht geschrieben: ‚Werdet heilig, denn heilig bin ICH euer Gott. Jedermann seine Mutter und seinen Vater sollt ihr fürchten.' Wie kann das Lehmgebild, in dem die bösen Lüste wohnen, eine Eigenschaft Gottes zu erwerben streben? Und wie schließt sich das Gebot, Vater und Mutter zu fürchten, das dem

Menschen Menschliches befiehlt, an den Ruf zum Überirdischen?"

Der Rabbi sprach:

„Dreie schaffen, dem Wort unsrer Weisen nach, an jedem Menschenkind: Gott, Vater und Mutter. Gottes Teil ist ganz heilig; die andern können geheiligt und ihm angeglichen werden. Das meint das Gebot: Ihr seid heilig und sollt doch erst heilig werden; so müßt ihr das Vater- und Muttererbe in euch scheuen, das der Heiligung widerstrebt, und ihm nicht verfallen, sondern sein Herr und Bildner werden."

Soldat sein

Der Kobryner erzählte:

Als ich in meiner Jugend einmal bei meinem Lehrer, Rabbi Mardechai von Lechowitz, über das Purimfest weilte, rief er beim Mahl: „Heut ist der Tag der Geschenke, die Stunde der Spende ist gekommen. Wer die Hand ausstreckt, bekommt von mir, welche Kraft und Kunst des Dienstes er sich wünscht." Die Schüler verlangten mancherlei Geistgaben, jeder bekam die seine und behielt sie. Endlich fragte der Rabbi: „Nun, Moschke, was begehrst du?" Ich bezwang meine Scham und antwortete: „Ich will keine unvergoltene Gabe, ich will ein gemeiner Soldat sein und mir selber was erdienen."

Der Rat

Als Rabbi Chajim von Zans seinen Sohn der Tochter des Rabbi Elieser von Dzikow vermählt hatte, trat er am Tag nach der Hochzeit beim Brautvater ein und sagte: „Schwäher, Ihr seid mir nahe gekommen, und ich darf Euch sagen, was mein Herz peinigt. Seht, Haupt- und Barthaar sind mir weiß geworden, und noch habe ich nicht Buße getan!" „Ach, Schwäher," erwiderte ihm Rabbi Elieser, „Ihr habt nur Euch im Sinn. Vergeßt Euch und habt die Welt im Sinn!"

Die Grundsätze

Rabbi Mendel von Kozk sprach einmal zur Gemeinde:

„Was begehre ich denn von euch! Drei Dinge nur: Aus sich nicht herausschielen, in den andern nicht hineinschielen, und sich nicht meinen."

Die gute Unsicherheit

Am Schewuotfest sprach Rabbi Meïr von Primischlan einst zu seinen Schülern: „Heut erst habe ich verstanden, was mein Lehrer Rabbi Mardechai von Kremnitz in meiner Jugend zu mir sagte. Ich saß mit ihm im Schlitten, und wir kamen an eine abschüssige Stelle. Ängstlich stand ich auf und machte mich bereit, hinauszuspringen. Rabbi Mardechai faßte meine Hand. ‚Setz dich,' sagte er, ‚es wird nichts geschehn.' Und in der Tat kamen wir sicher über die gefährliche Stelle. Nach einer Weile, als wir gemächlich auf ebener Bahn fuhren und ich an nichts Böses dachte, stürzte der Schlitten, und ich fiel tief in einen Schneehaufen. Als ich mich hervorgearbeitet hatte, lachte mich der Rabbi an. ‚Siehst du!' sagte er. Heute erst vor dem Beten habe ich verstanden, was er mich lehren wollte: Wer der Gefahr gewärtig ist, dem hilft Gott, daß er nicht falle; wer sich sicher und seinen Weg geebnet wähnt, ist dem Sturze nah."

Die Gefahr

Auf einer Reise fuhr der Gerer mit einem seiner Vertrauten einen steilen Berg hinab. Der Chassid sah aus dem Wagen, und es schauderte ihn; als er aber den Zaddik anblickte, war dessen Angesicht gelassen wie allezeit. „Wie geht es zu," fragte er, „daß Euch die Gefahr nicht schreckt?" „Wer die wahre in jedem Augenblick spürt," entgegnete der Zaddik, „den schreckt keine Gefahr des Augenblicks mehr."

Die Probe

Rabbi Jizchak von Worki brachte einst seine Söhne zu seinem Lehrer Rabbi Bunam. Der gab jedem ein Glas Portbier zu trinken und fragte, was dies wohl sei. Der ältere sagte: „Ich kenne es nicht." Der jüngere, Mendel, der damals drei Jahre war, sagte: „Bitter und gut." „Dieser wird eine große Gemeinde führen", sprach Rabbi Bunam.

Bescheidung

Der Zanser Rabbi pflegte zu erzählen:
„In meiner Jugend, als mich die Gottesliebe entzündete, meinte ich, ich würde die ganze Welt zu Gott bekehren. Aber bald verstand ich, es würde genug sein, wenn ich die Leute meiner Stadt bekehrte, und ich mühte mich lang, doch wollte es mir nicht gelingen. Da merkte ich, daß ich mir immer noch zuviel vorgenommen hatte, und ich wandte mich meinen Hausgenossen zu. Es ist mir nicht geglückt, sie zu bekehren. Endlich ging es mir auf: mich selbst will ich zurechtschaffen, daß ich Gott in Wahrheit diene. Aber auch diese Bekehrung habe ich nicht zustande gebracht."

Nach dreißig Jahren

Ein Mann hatte dreißig Jahre in der Abgeschiedenheit dem Lernen angehangen. Als er wieder unter die Menschen kam, hörte er von Rabbi Jizchak von Worki reden und beschloß, zu ihm zu fahren. Unterwegs malte er sich aus, wie ihn der Zaddik als einen gelehrten Mann, der sich so lange um die Tora gemüht habe, freudig und ehrenreich empfangen würde. Als er vor Rabbi Jizchak stand, sagte der zu ihm: „Ihr seid doch ein gelehrter Mann und habt Euch so lang um die Tora gemüht — wißt ihr wohl, was Gott spricht?" Verlegen und unschlüssig brachte der Gelehrte vor: „Gott spricht, man solle beten

und lernen.“ Der Zaddik lachte: „Ihr wißt nicht, wonach man Euch fragt.“ Jener ging betrübt von dannen. Sooft er seinen Besuch wiederholte, empfing ihn Rabbi Jizchak mit den gleichen Worten. Endlich kam er Abschied zu nehmen. „Womit fahrt Ihr heim,“ sagte der Zaddik, „wenn Ihr nicht wißt, was Gott spricht!“ Weinend erwiderte der Mann: „Rabbi, dazu bin ich ja zu Euch gekommen, um etwas zu erfahren!“ „Es steht geschrieben“, sagte der Zaddik: „‚Verbirgt sich einer in der Verborgenheit‘ — das ist, sitzt einer in seiner Stube eingeschlossen dreißig Jahre und lernt in der Lehre — ‚daß ich ihn nicht sähe‘ — das ist: so kann es sein, daß ich ihn nicht ansehen will — ‚spricht Gott‘ — das ist es, was Gott spricht.“ Ins Herz getroffen stand der Mann eine Weile, der Sprache und schier des Denkens beraubt. Dann regte sich der Geist in ihm. „Rabbi,“ seufzte er, „ich habe eine Frage an Euch.“ „Rede“, sagte der Zaddik. „Was ist vorgeschrieben zu tun,“ fragte er, „wenn Fetzen eines zerrissenen heiligen Buches zur Erde fallen?“ „Aufheben soll man sie,“ sagte der Zaddik, „daß sie nicht zuschanden werden.“ Der Mann warf sich zu Boden. „Rabbi, Rabbi,“ schrie er, „ein Behälter voll heiliger Schriftfetzen liegt vor Euch, laßt sie nicht zuschanden werden!“ Mit beiden Händen hob der Zaddik ihn auf und setzte ihn neben sich. Dann begann er helfende Worte zu reden.

Das Damspiel

An einem der Tage des Lichterfestes kam Rabbi Nachum, des Rižiners Sohn, unerwartet ins Lehrhaus und fand die Schüler beim Damspiel, wie es der Brauch an diesen Tagen war. Als sie den Zaddik eintreten sahen, wurden sie verwirrt und hielten inne. Er aber nickte ihnen freundlich zu und fragte: „Kennt ihr auch die Gesetze des Damspiels?“ Und da sie vor Scheu kein Wort über die Lippen brachten, gab er

selber die Antwort: „Ich will euch die Gesetze des Damspiels sagen. Das erste ist, man darf nicht zwei Schritte auf einmal gehen. Das zweite, man darf nur vorwärts gehen und sich nicht rückwärts kehren. Und das dritte, wenn man oben ist, darf man schon gehen, wohin man will."

An der Schwelle

Als Rabbi Motel von Tschernobil einst vor seiner Haustür stand, kam ein Bauernjunge vorbeigelaufen, sah ihn pfiffig an und rief: „Du, Alter, warum stehst du an der Schwelle? Gibt's keine Arbeit für dich?" Und schon war er nicht mehr zu sehn. „So stehe ich denn noch an der Schwelle!" sprach der Zaddik zu sich. Und er ging an den Dienst Gottes mit einer neuen Kraft, als sei dies sein Anfang.

Auf der höchsten Stufe

Man fragte Rabbi Jizchak von Worki:
„Es steht geschrieben: ‚Dies ist der Segen, mit dem segnete Mose, der Mann Gottes, die Söhne Israels vor seinem Tod.' Zu den Worten ‚vor seinem Tod' erklärt Raschi: ‚nah an seinem Sterben' und fügt zur Begründung den Spruch bei: ‚Wenn nicht jetzt, wann denn?' Was will er damit sagen, was nicht schon jedem die Schrift gesagt hätte?"
„Beachtet," antwortete der Rabbi, „daß Mose an dieser einzigen Stelle der Mann Gottes genannt wird. Es ist aber so, daß er in seiner Liebe schon lange und immer wieder begehrt hatte, Israel zu segnen, aber stets wurde er inne, daß er zu einer noch höheren Stufe kommen und sein Segen noch größere Kraft gewinnen werde, darum verzögerte er ihn. Nun aber, da er zur Stufe des Manns Gottes gelangt war, das ist zur Stufe der Engel, die nicht wie die Menschen wandeln, sondern auf sich bestehen, wußte er, daß er nah an seinem Sterben war, und er segnete Israel."

Einung der Sinne

Rabbi Chajim von Zans wunderte sich einst, daß Rabbi Abraham von Stretyn, der bei ihm zu Gast war, keinen Zucker in den Kaffee tat. „Es steht geschrieben", antwortete ihm Rabbi Abraham auf seine Frage: „‚Keine Eintracht ist in meinen Gebeinen um meiner Sünde willen.' Warum waltet eine Trennung zwischen den Kräften in den Gliedern des Menschen, die doch aus denselben Elementen gewirkt sind, warum können die Augen nur sehen und die Ohren nur hören? Um der Sünde des ersten Menschen willen ist keine Eintracht zwischen ihnen. Wer aber sich zurechtschafft bis zur Wurzel seiner Seele, bis in Adams Schuld hinein, der stiftet Eintracht in seinem Leib. Der kann die Süßigkeit auch mit den Augen schmecken."

Das Schweigen

Einst kamen Rabbi Mendel, der Sohn des Zaddiks von Worki, und Rabbi Eleasar, der Enkel des Maggids von Kosnitz, zum erstenmal zusammen. Sie gingen ohne Gefährten in eine Stube, setzten sich einander gegenüber und schwiegen eine Stunde lang. Dann ließen sie die andern ein. „Nun sind wir fertig", sagte Rabbi Mendel.

*

Als er in Kozk war, fragte ihn der Kozker Rabbi: „Wo hast du die Kunst des Schweigens erlernt?" Da war er nahe am Antworten; dann aber bedachte er sich und übte seine Kunst.

Der wachsende Baum

Rabbi Uri lehrte:

Der Mensch gleicht einem Baum. Willst du dich vor einen Baum stellen und unablässig spähen, wie er wachse und um wieviel er schon gewachsen sei? Nichts wirst du sehen. Aber pflege ihn allezeit, beschneide, was an ihm untauglich ist, wehre seinen

Schädlingen, zu guter Frist wird er groß geworden sein. So der Mensch: es tut nur not, die Hemmnisse zu bewältigen, auf daß er zu seinem Wuchs gedeihe; aber ungeziemend ist es, allstündlich zu prüfen, wie er schon zugenommen habe.

Von dem Führer und der Gemeinde

Die größte Begierde

Ein Gelehrter sagte zum Rabbi von Rosdol:
„Es will mir scheinen, das Zaddiktum sei die größte aller Begierden."
„So ist es," erwiderte der Rabbi, „aber um zu ihr zu gelangen, muß man erst alle kleineren überwältigt haben."

Zaddikim und Chassidim

Der Rižiner sprach:
Wie die heiligen Buchstaben ohne die Vokalzeichen keine Stimme und die Vokalzeichen ohne die Buchstaben keinen Bestand haben, so hangen Zaddikim und Chassidim aneinander. Die Zaddikim sind die Buchstaben, und die Chassidim, die zu ihnen fahren, sind die Vokalzeichen. Die Chassidim brauchen den Zaddik, aber er braucht sie nicht weniger, durch sie kann er erhoben werden, durch sie kann er, was Gott verhüte, sinken, sie tragen seine Stimme, sie streuen sein Wirken in die Welt. Wenn einer der Chassidim, die zu mir fahren, des Weges geht, und es begegnet ihm ein Wagen mit lauter „Aufgeklärten", und er beredet sich mit dem Fuhrmann, daß er ihn auf den Kutschbock nehme — wenn dann die Zeit kommt, das Minchagebet zu sprechen, und er steigt ab und bereitet sich und betet, dieweil der Wagen warten muß, die Insassen aber sind ärgerlich und schimpfen über den Fuhrmann und schreien ihn an: mitten darin, eben dadurch erfahren sie die Wandlung.

Die Lade und ihre Träger

Rabbi Menachem Mendel von Rymanow sprach: Wenn einer Gott recht dienen möchte, und es gerät ihm nicht, Mauern richten sich vor ihm auf, sein Gebet ist ohne Klang und sein Lernen ohne Licht, wenn da sein Herz über ihn ergrimmt, und er kommt, als ein vom eignen Herzen Verworfner, zum Zaddik, zitternd, ob er bei dem die Hilfe fände, da bringt er in seiner Demut auch dem Zaddik die Demut zu. Denn der die Hilfe spenden soll, sieht die Seele des Hilfesuchenden, die gebeugte und inbrünstige, und denkt: „Dieser ist besser als ich!“ Und in diesem Augenblick wird der Zaddik im Dienst über die Höhe erhoben, und er ist mächtig, das Gebundene zu lösen. Davon gilt dann das Wort: „Die Lade trug ihre Träger.“

Führer und Geschlecht

Rabbi Naftali von Ropschitz sprach einmal über die Erzählung des Midrasch, Gott habe Mose alle kommenden Geschlechter gezeigt, Geschlecht um Geschlecht mit seinen Predigern, Geschlecht um Geschlecht mit seinen Richtern. „Warum wohl“, fragte ein Schüler, „wird erst das Geschlecht und dann der Führer genannt? Kommt nicht diesem der Vortritt zu?“ „Ihr wißt,“ sagte der Rabbi, „daß Moses Antlitz an Strahlenglanz der Sonne glich, Josuas dem Monde, und so blaßte das Antlitz des Führers immer mehr. Hätte Gott Mose unversehens den Schulbehelfer Naftali“ — so liebte er sich zu nennen — „als Rabbi gezeigt, ‚Das soll ein Rabbi sein!‘ hätte er gerufen und wäre vor Schreck in Ohnmacht gefallen. Darum ließ ihn Gott erst jedes Geschlecht sehen und dann den Führer, der diesem Geschlecht zustand.“

Im Pelz

Der Kozker sagte einmal von einem berühmten Rabbi: „Das ist ein Zaddik im Pelz.“ Die Schüler fragten, wie das zu verstehen sei. „Nun,“ erklärte er,

„einer kauft sich im Winter einen Pelz, ein andrer kauft Brennholz. Was ist der Unterschied zwischen ihnen? Jener will nur sich, dieser auch andern Wärme spenden."

Der Ursprung

Rabbi Uri erzählte von seinem Lehrer Rabbi Schelomo von Karlin:
Ich verweilte lange Zeit in seiner Nähe, ohne daß er mich, wie es der Brauch ist, nach dem Namen meiner Mutter fragte. Einmal faßte ich mir Mut und sprach ihn deswegen an. Er aber antwortete mir: „Stier, Löwe, Adler, Mensch", und nichts weiter. Ich wagte nicht, ihn um eine Deutung seiner Worte zu bitten. Nach vielen Jahren erst habe ich verstanden, daß die großen Zaddikim, die Ärzte der Seelen, darauf achten, in welchem der vier Träger des himmlischen Wagens eine Seele ihren Ursprung hat, und nicht, durch welchen irdischen Schoß sie verkörpert wurde.

Namengebung

Man fragte den Slotschower Maggid: „Warum heißt es in der Schrift, wo erzählt wird, wie Gott die Tiere zu Adam brachte, daß er ihnen Namen gebe: ‚Und wie alles der Mensch einem rufe, als einer lebendigen Seele, so werde sein Name'? Was ist das: lebendige Seele?"
Er antwortete: „Ihr wißt, daß jedes Wesen die Wurzel seiner Seele, daraus ihm das Leben kommt, in den obern Welten hat. Adam aber kannte die Seelenwurzeln aller Geschöpfe und gab jedem den rechten Namen, jedem nach seiner lebendigen Seele."

Öffnen

Rabbi Schelomo von Karlin sagte zu einem: „Ich habe keinen Schlüssel, dich zu öffnen." Der schrie: „So sprengt mich denn mit einem Nagel auf!"
Diesen Mann pflegte der Rabbi fortan sehr zu loben.

Der Zweifler

Einen Schüler des Rabbi Pinchas bedrängte der Zweifel, wie es möglich sei, daß Gott alle seine Gedanken, auch die flüchtigsten und unbestimmbarsten, kenne. Vor großer Qual fuhr er zu seinem Lehrer, um ihn zu bitten, er möge die Verwirrung seines Herzens lösen. Rabbi Pinchas stand im Fenster und blickte dem Kommenden entgegen. Als er eingetreten war und nach der Begrüßung sogleich seine Klage anheben wollte, sprach der Zaddik: „Ich weiß es, Freund; und wie sollte Gott es nicht wissen?“

Ohne Ohr

Rabbi Pinchas sprach:
Es heißt im Buch „Die Pflicht der Herzen“, wer sich in der rechten Weise führe, der sehe ohne Auge und höre ohne Ohr. Und so ist es in Wahrheit. Denn oft, wenn einer zu mir kommt, Rat von mir zu erfragen, vernehme ich, wie er selber die Antwort spricht.

Wo ist der Mensch?

Beim Sabbatmahl standen einst viele Jünglinge um den Tisch des Kobryner Rabbis. Er faßte einen ins Auge, der schon oft in seinem Haus gewesen war, und fragte den Diener: „Wer ist das?“ Erstaunt sagte der den Namen. „Ich kenne ihn nicht“, wiederholte Rabbi Mosche. Der Diener brachte nun die Namen des Vaters und des Schwiegervaters vor, und als auch dies nicht half, berichtete er, wann jener nach Kobryn gekommen war und wie er an der Lehre teilgenommen hatte. Da besann sich der Zaddik und sprach zu dem bestürzt vor ihm Stehenden: „Nun weiß ich, warum ich dich nicht erkannt habe. Wohin der Mensch seinen Gedanken setzt, da ist er, und da deine Gedanken in der Ferne schweiften, sah ich nur einen Fleischklumpen.“

Die wahre Gottesfurcht

„Hätte ich", sagte der Rabbi von Kobryn, „die wahre Furcht Gottes, ich liefe auf die Gassen und schriee: ‚Ihr vergeht euch gegen die Tora, in der geschrieben steht: Werdet heilig!'"

Anruf

Am Neujahrstag vor dem Schofarblasen pflegte der Kobryner zu rufen:
„Brüderlein, verlaßt euch nicht auf mich, sondern tue jeder das Seine!"

Um der andern willen

Am Vorabend des Neujahrstags vor dem Nachmittagsgebet legte der Kobryner einst seinen Kopf auf all die Bittzettel, die vor ihm ausgebreitet waren, und sprach: „Herr der Welt, du kennst meinen üblen Stand, und meine Sündigkeit ist vor dir nicht verhohlen, aber was tut man mit den Leuten? Sie meinen doch, ich sei etwas! Darum bitte ich dich, laß an mir nicht zuschanden werden, die auf dich hoffen!"

Das Frühgebet

„Es gibt Zaddikim," sagte einmal Rabbi Naftali von Ropschitz, „die beten, die der Hilfe Bedürftigen mögen zu ihnen kommen und durch ihr Gebet Hilfe finden. Aber der Ropschitzer Rabbi steht frühmorgens auf und betet, alle der Hilfe Bedürftigen mögen sie daheim finden und nicht nach Ropschitz zu fahren brauchen und nicht verführt werden zu meinen, der Rabbi habe ihnen geholfen."

Wunder

Der Rabbi von Kobryn sagte: „Wir haben auf die Wunder nicht geachtet, die unser Lehrer tat, und wenn sich einmal das Wunder nicht ereignete, wuchs er in unsern Augen."

Alle

Der Zanser pflegte zu sagen:
Alle Zaddikim dienen, jeder auf eine andre Weise, jeder nach seinem andern Stand, und wer sagt: „Nur mein Rabbi ist ein Gerechter", verliert beide Welten.

Die List des Satans

„Einst", erzählte der Kobryner Rabbi, „pflegte sich der Satan, wenn er einen Chassid hindern wollte, zum Zaddik zu fahren, in die Gestalt seines Vaters oder seiner Mutter oder seines Weibes zu verwandeln und ihm nun zuzureden, so gut er konnte, um ihn von seinem Willen abzubringen. Als er aber merkte, daß all der Widerstand die Kraft der Treue nur steigerte, verfiel er auf ein anderes Mittel. Jetzt schließt er Frieden mit dem Mann, den er vornimmt, befreundet sich mit ihm und redet sänftiglich: ‚Du hast mich bekehrt. Fahre nur zu deinem Rabbi und erlaube mir, mit dir zu fahren, bete nur in deiner Weise und laß mich mitbeten, lerne nur, was du magst, ich will dir lernen helfen.' Und so kommt die Zeit heran, wo der Satan ihm sagt: ‚Setze dich nur auf den Zaddiksitz, und ich will mit dir sitzen; wir bleiben beisammen!' "

Von der Liebe

Das Mittel

Ein gelehrter und kargherziger Mann redete Rabbi Abraham von Stretyn an: „Es heißt, Ihr gäbet den Leuten heimliche Heilmittel, und Eure Mittel seien wirksam. Gebt mir denn eins, um Furcht Gottes zu erlangen!"
„Für Furcht Gottes„, sagte Rabbi Abraham, „weiß ich bei mir kein Mittel. Aber wenn Ihr wollt, könnt Ihr eins für Liebe Gottes erhalten."
„Das ist mir noch erwünschter," rief jener, „gebt es nur her!"

„Das Mittel", antwortete der Zaddik, „ist Liebe zu den Menschen."

Vom Storch

Der Jehudi wurde gefragt: „Der Talmud erklärt, der Vogel Storch heiße deshalb im Hebräischen Chassida, die Fromme oder Liebreiche, weil er den Seinen Liebe erweise. Warum wird er dann aber unter die unreinen Vögel gerechnet?" Er gab zur Antwort: „Weil er nur den Seinen Liebe erweist."

Mit den Leuten

Rabbi Jechiel von Alexander fragte einen seiner Anhänger, warum er sich nicht in die Gesellschaft der andern Chassidim begebe, sondern immer allein einherziehe. Der Mann antwortete: „Die Welt sagt: Wer meidet die Leut, hat noch niemals bereut." „Das ist wahr", sprach der Rabbi. „Wer die Leute meidet, erlernt die Reue und das Neuwerden nicht."

Was macht es aus?

Ehe Rabbi Mardechai von Neshiž seine Berufung erkannte, betrieb er einen kleinen Handel. Nach jeder Reise, die er unternahm, um seine Waren zu verkaufen, pflegte er ein wenig Geld zurückzulegen, um sich für das Hüttenfest eine Etrogfrucht zu erstehen. Als er mehrere Rubel beisammen hatte, fuhr er in die Kreisstadt und dachte unterwegs unablässig daran, ob es ihm wohl vergönnt sein würde, unter den dort feilgebotenen Paradiesäpfeln den schönsten zu erwerben. Da sah er mitten auf der Straße einen Wasserverkäufer stehen, der um sein gefallenes Pferd jammerte. Er stieg ab und gab dem Mann all sein Geld, daß er sich ein andres kaufe. „Was macht es aus?" sagte er lachend zu sich, als er sich auf den Heimweg wandte, „alle werden den Segen über dem Etrog sprechen, und ich spreche

meinen Segen über diesem Pferd.“ Zu Haus aber fand er einen herrlichen Paradiesapfel vor, den ihm Freunde indessen gespendet hatten.

Vom ziehenden Glauben

Ein Schüler fragte den Slotschower Maggid:
„Die Worte der Schrift, Noah sei ‚vor den Wassern der Flut‘ in die Arche gegangen, deutet Raschi dahin, auch Noah sei von den Kleingläubigen gewesen, er habe geglaubt und nicht geglaubt, bis ihn die Wasser bedrängten, da erst sei er in die Arche gegangen. Sollen wir wirklich Noah, den gerechten Mann, zu den Kleingläubigen zählen?“
„Es gibt“, sagte der Zaddik, „zweierlei Glauben. Es gibt den einfachen Glauben, der das Wort aufnimmt und seiner Erfüllung harrt, und den ziehenden Glauben, der mit seiner Kraft beiträgt, was geschehen soll, zu seiner Vollendung geraten zu lassen. Darum fürchtete Noah, mit seinem ganzen Herzen an das Kommen der Flut zu glauben, daß sein Glaube nicht zu ihrem Kommen helfe. Und so glaubte er und glaubte nicht, bis ihn die Wasser bedrängten.“

Das Spiegelbild

Ein Schankpächter beschwerte sich bei Rabbi Meïr von Primischlan über einen andern, der sich in seiner Nähe niedergelassen habe und ihm seinen Erwerb wegnehme. „Hast du“, fragte der Rabbi, „ein Pferd im Fluß trinken sehen? Es schlägt mit dem Fuß nach etwas Unsichtbarem aus. Das tut es, weil es sein Spiegelbild sieht und meint, ein andres Pferd wolle ihm das Wasser wegtrinken, und dann, dieses andre schlage nach ihm aus. So fürchtest du dich vor dir selber und willst dir selber an den Leib. Denn dein Nachbar ist kein andrer als du, der Mensch, den Gott in die Welt gesetzt hat, daß er in ihr arbeite und ihrer genieße.“

Jeder hat seinen Ort

Man fragte Rabbi Abraham Jaakob von Sadagora: „Unsere Weisen sagen: ‚Kein Ding, das seinen Ort nicht hätte.‘ Es hat also auch der Mensch seinen Ort. Warum ist dann den Leuten zuweilen so eng?“ Er antwortete: „Weil jeder den Ort des andern besetzen will.“

Die Zwillingsbrote

Zwei Jünglinge, einander innig zugetan, pflegten mitsammen zu Rabbi Naftali zu fahren und an seinem Tisch zu sitzen. Wenn er, wie es sein Brauch war, die Brotlaibe austeilte, gab er den Freunden jedesmal zwei aneinander haftende Zwillingsbrote. Einst schlich sich unversehens ein wechselseitiger Verdruß in die Herzen der beiden, sie wußten ihm keinen Grund und vermochten nicht, ihn zu überwinden. Als sie bald danach wieder nach Ropschitz und zum Sabbatabend an des Rabbis Tisch kamen, nahm er bei der Austeilung des Brotes die zwei Zwillingslaibe, trennte sie voneinander und reichte jedem der beiden Jünglinge einen. Auf dem Heimweg nach dem Mahl überkam es sie, und sie riefen zugleich: „Schuldig, schuldig sind wir!“ Sie gingen in die Herberge, sie ließen sich Schnaps bringen, sie tranken einander zu: „Zum Leben!“ Am nächsten Tag beim Sabbatmittagsmahl legte Rabbi Naftali das eine Doppelbrot in die Hände der Freunde.

Frieden stiften

Rabbi Rafael weilte einst am neunten Ab, dem Jahrestag der Zerstörung Jerusalems, in einer Gemeinde, deren Mitglieder seit langem in einem sich immer unentwirrbarer verwickelnden Streit lagen. Die eine Partei ging ihn an, den Frieden wiederherzustellen. „Aber es wird dem Rabbi“, sagten sie, „wohl nicht genehm sein, sich heute, in der Zeit der Trauer, mit unsrer Sache zu befassen.“ „An keinem Tag

wie heute", erwiderte er. „Um eitlen Haders willen ist ja die Stadt Gottes zerstört worden."

Feindesliebe

Rabbi Jechiel Michal, der Maggid von Slotschow, befahl seinen Söhnen:
„Betet für eure Feinde, daß es ihnen wohl ergehe. Und meinet ihr, dies sei kein Dienst Gottes: mehr als alles Gebet ist dies ein Dienst Gottes."

Versöhnung

Einmal wartete am Vorabend des Jomkippur die Gemeinde des Rabbi Meïr von Primischlan lange Zeit auf den Zaddik. Als er endlich kam, blieb er an der Schwelle stehn, blickte über die Leute hin und redete zu ihnen: „Da habt ihr euch nun versammelt und meint, Meïr wird für euch Kol Nidre sagen; so wie ihr seid, könnt ihr bis zum Morgen warten und Meïr wird nicht Kol Nidre sagen." Nach einer Weile sprach er weiter, ohne sich vom Ort zu bewegen: „Es steht geschrieben in der Mischna: ‚Sünden zwischen Mensch und Gott sühnt der Versöhnungstag, Sünden zwischen Mensch und Mitmensch sühnt der Versöhnungstag nicht, der Mitmensch sei denn zuvor begütigt worden.' Darum verlangt Meïr, ihr sollet einander vergeben." Sogleich schrien alle auf: „Wir vergeben einander." Aber der Rabbi blieb immer noch an der Schwelle stehn und sprach: „Ihr meint, Meïr kenne sich bei euch nicht aus: jetzt vergebt ihr einander, und nach dem heiligen Tag wird der Gläubiger bei seinem Schuldner das Bettgewand nehmen. Meïr verlangt: wer zahlen kann, dem sei reichliche Frist gewährt, wer nicht zahlen kann, dem presse man nicht die Seele ab!" Es waren aber unter den Versammelten einige reiche Leute aus Lemberg. Die verstanden, daß das Wort sie anging; sie traten auf den Rabbi zu und versprachen, sein Geheiß zu erfüllen. Alsbald schritt Rabbi Meïr

zur Lade und betete: „Herr der Welt, deine Juden sagen: ‚Wir haben gesündigt und wollen es hinfort nicht mehr tun‘, und du glaubst und verzeihst ihnen. So muß auch Meïr ihnen glauben. Ihr aber, Jüdlein, wenn einer von euch nicht Ernst macht, wird er schon noch erfahren, was die Elle kostet.“ Und er begann Kol Nidre zu sagen.

Die gute Gottesleugnung

Rabbi Mosche Leib sprach:
Es gibt keine Eigenschaft und keine Kraft am Menschen, die umsonst geschaffen wäre. Und auch alle niedern und verworfenen Eigenschaften haben eine Erhebung zum Dienste Gottes. So etwa der Hochmut: wenn er erhoben wird, wandelt er sich zu einem hohen Mut in den Wegen Gottes. Aber wozu mag wohl die Gottesleugnung geschaffen sein? Auch sie hat ihre Erhebung in der hilfreichen Tat. Denn wenn einer zu dir kommt und von dir Hilfe fordert, dann ist es nicht an dir, ihm mit frommem Munde zu empfehlen: „Habe Vertrauen und wirf deine Not auf Gott“, sondern dann sollst du handeln, als wäre da kein Gott, sondern auf der ganzen Welt nur einer, der diesem Menschen helfen kann, du allein.

Die Erscheinung

Rabbi Meïr von Primischlan erzählte:
„In meiner Jugend sehnte ich mich sehr, daß mir Elija erscheine. Als ich es meinem Vater sagte, beschied er mich: ‚Lerne nur eifrig, so wirst du ihn sehen.‘ Vier Wochen lang lernte ich von früh bis spät. Dann sagte ich es wieder meinem Vater. ‚Geh lernen!‘ antwortete er. Einst saß ich im Lehrhaus über einem Buch, da kam ein Mann in Lumpen herein, ein schweres Bündel auf den gebeugten Schultern, das Gesicht ganz vom wirren Haupt- und Barthaar bedeckt. ‚Darf ich hier meine Last abladen und von meinem langen Weg ausruhn?‘ fragte

er. ‚Lieber Jude,' sagte ich, ‚dies ist keine Herberge.' Er wiederholte: ‚Ich bin müde von meinem langen Weg.' Aber ich gab nicht nach, er mußte von dannen ziehn. Bald danach trat mein Vater ins Lehrhaus. ‚Hast du Elija gesehen?' sprach er."

Das Hebeopfer

Man fragte Rabbi Sußja: „Es steht geschrieben: ‚Rede zu den Söhnen Israels, daß sie mir eine Hebe nehmen.' Sollte es nicht eher heißen: ‚daß sie mir eine Hebe geben?' "

Rabbi Sußja antwortete: „Es ist nicht genug, daß, wer dem Bedürftigen gibt, in heiliger Absicht gibt, es muß auch der Bedürftige in heiliger Absicht nehmen. Es ist nicht genug, daß im Namen Gottes gegeben wird, es muß auch im Namen Gottes genommen werden. Darum heißt es: daß sie mir eine Hebe nehmen."

Wohltun

Rabbi Mosche von Kobryn war der Sohn von Dorfleuten, die mit schwerer Arbeit ihr Leben fristeten. Als er ein Knabe war, kam eine Hungersnot über Litauen, die Armen schwärmten mit Weib und Kind aus den Städten übers flache Land, um sich Nahrung zu suchen. Auch durch das Dorf, in dem Mosches Eltern wohnten, zogen täglich Scharen Bedürftiger. Seine Mutter mahlte Korn auf einer Handmühle und buk an jedem Morgen Brot, um es unter sie auszuteilen. An einem Tag kam eine größere Schar als sonst, das Brot reichte nicht für alle, aber der Ofen war geheizt, Teig lag in den Schüsseln, eilig nahm sie davon, knetete die Laibe zurecht und schob sie in den Ofen. Die Hungrigen jedoch brummten, weil sie warten mußten, und etliche Freche unter ihnen verstiegen sich zu Scheltworten und Flüchen. Darüber brach die Frau in Tränen aus. „Weine nicht, Mutter," sagte der Knabe, „tu nur deine Arbeit und laß sie fluchen, und erfülle Got-

tes Gebot. Vielleicht, wenn sie dich lobten und segneten, wäre es weniger erfüllt."

Die andre Hälfte

Am Großen Sabbat kam der Ropschitzer einst müden Schritts vom Bethaus heim. „Was hat dich so erschöpft?" fragte ihn seine Frau. „Mit der Predigt", sagte er, „mußte ich mich so abmühen. Ich hatte von den Armen und ihrem vielfältigen Bedürfen für das kommende Peßachfest zu reden, denn Mazzot und Wein und all das andre ist in diesem Jahr überteuer geworden." „Und was hast du mit deiner Predigt erwirkt?" fragte die Frau weiter. „Die Hälfte des Nötigen ist gesichert", gab er zur Antwort; „die Armen nämlich sind bereit zu nehmen. Wie's um die andre Hälfte steht, ob nämlich die Reichen zu geben bereit sind, das weiß ich noch nicht."

Die Äpfel

Eine arme Äpfelhändlerin, deren Stand nah am Hause Rabbi Chajims von Zans war, kam einst klagend zu ihm: „Rabbenu, ich habe noch kein Geld, um für den Sabbat einzukaufen." „Und dein Äpfelstand?" fragte der Zaddik. „Die Leute sagen," antwortete sie, „meine Äpfel seien schlecht, und wollen keine kaufen." Sogleich lief Rabbi Chajim auf die Gasse und rief: „Wer will gute Äpfel kaufen?" Im Nu sammelte sich die Menge um ihn, die Münzen flogen unbesehen und ungezählt herbei, und bald waren alle Früchte zum doppelten und dreifachen Preis verkauft. „Sieh nur," sagte er, als er sich zum Gehen wandte, einfältiglich zur Frau, „deine Äpfel waren gut, die Leute haben es nur nicht gewußt."

Der Truthahn

Rabbi Chajim von Zans hatte eine Schar von Armen seiner Stadt ausgewählt, unter die er allmonatlich Geld verteilte, nicht kleine Almosen, sondern jedem

so viel, als er zum Unterhalt für sich und die Seinen bedurfte.

Einmal hatte am Markttag ein Geflügelhändler einen ungewöhnlich schönen Truthahn nach Zans gebracht. Er trug ihn sogleich in des Rabbis Haus und bot ihn dessen Frau für den Sabbattisch; der aber war der Preis zu hoch, und so mußte der Mann den kostbaren Vogel wieder mitnehmen. Nach einiger Zeit erfuhr die Frau, daß den Hahn einer der Gabenempfänger ihres Mannes erstanden hatte. „Sieh dir deine Armen an!“ klagte sie ihm. „Ich habe das Tier nicht kaufen können, weil es mir zu teuer war, er aber hat es gekauft!“ „Also braucht dieser Mann“, sagte der Zaddik, „auch einen guten Truthahn für den Sabbat. Bisher habe ich es nicht gewußt. Von jetzt an aber, da ich es weiß, muß ich sein Monatsgeld erhöhen.“

Die Eigenschaft Gottes

Zu Rabbi Nachum von Tschernobil kam ein Mann aus Litauen und klagte, ihm fehle das Geld, um seine Tochter zu verheiraten. Der Zaddik hatte grad fünfzig Gulden zu anderem Zweck bereitgelegt, er gab sie dem Armen und seinen Seidenrock dazu, damit er auf der Hochzeit würdig auftreten könne. Jener nahm's, ging stracks in die Branntweinschenke und begann zu trinken. Nach Stunden kamen Chassidim herein und fanden ihn schwerberauscht auf der Bank liegen. Sie nahmen ihm den Rest des Geldes und den Seidenrock ab, brachten's Rabbi Nachum und erzählten ihm, wie schmählich sein Vertrauen mißbraucht sei. Zürnend rief er: „Ich fasse Gottes Eigenschaft beim Zipfel, ‚des Guten, der guttut den Bösen und den Guten‘, und ihr wollt sie mir aus den Händen reißen! Tragt sogleich alles zurück!“

Ein Wunsch

Nach dem Mußafgebet am Versöhnungstag sagte

der Ropschitzer einmal: „Ich wollte, ich würde als Kuh wiedergeboren, und ein Jude käme am Morgen, mir etwas Milch abzumelken, um sich zu erquicken, ehe er den Dienst Gottes beginnt."

Die Verlorene

Eine Witwe klagte Rabbi Jizchak von Worki, daß die Kaufleute, denen ihr Mann als Schreiber gedient hatte, einen Lohnbetrag, den sie ihm schuldig geblieben wären, ihr vorenthielten und sie unbarmherzig im Elend ließen. Der Zaddik ließ die Leute holen. Als sie der Frau ansichtig wurden, riefen sie aus einem Mund: „Auf diese Verlorene hört Ihr! Seit drei Jahren ist ihr Mann tot, und vor einem halben hat sie ein Kind der Buhlschaft geboren!" „So arm war sie also," sprach Rabbi Jizchak, „daß sie sich verloren geben mußte!"

Der arme Dieb

Der Sohn Rabbi Jizchaks von Worki hatte einen Laden. In einer Nacht wurde ihm ein Teil der Waren gestohlen. In der nächsten verschwand auch der Rest. „Der arme Dieb," sagte sein Vater, als er es ihm berichtete, „zwei Nächte hat er nicht schlafen können!"

Zweierlei Liebe

Man fragte den Apter: „Es steht geschrieben: ‚So diente Jakob um Rahel sieben Jahre, und sie waren in seinen Augen wie einige Tage, weil er sie liebte.' Wie ist das zu verstehen? Sollte man nicht meinen, dem Liebenden sei die Zeit überlang und ein Tag wie ein Jahr erschienen?"

Der Apter erklärte:

„Es gibt zweierlei Liebe. Die eine hängt sich an den geliebten Gegenstand und kehrt wieder zum Liebenden zurück; so wird ihm jede Stunde groß und schwer, weil er zu dem Geliebten zu kommen begehrt.

Die andre aber, die Liebe der wahren Gefährten, kehrt nicht zum Liebenden zurück; so gilt es ihm gleich, ob er tausend Meilen oder eine von dem Geliebten entfernt wohnt. Darum heißt es: ‚So diente Jakob um Rahel sieben Jahre, und sie waren in seinen Augen wie einige Tage, weil er sie liebte.‘ Sie liebte er: seine Liebe haftete an ihr und kehrte nicht zu ihm zurück; er meinte nicht sich und sein Verlangen, sondern hatte die wahre Liebe.“

Von Gut und Böse

Das Böse

Den Slotschower Maggid fragte ein Schüler:

„Der Talmud berichtet: das Kind im Mutterleib schaue vom einen Ende der Welt zum andern und erkenne die ganze Lehre; sowie es aber an die Luft der Erde trete, schlage ein Engel es auf den Mund, und es vergesse alles. Ich begreife nicht, warum dies ist: erst alles wissen und es dann vergessen.“

„Es bleibt“, sagte der Rabbi, „eine Spur im Menschen, vermöge deren er wieder ein Wissen der Welt und der Lehre gewinnen und seinen Dienst damit tun kann.“

„Aber weshalb muß der Schlag des Engels sein?“, fragte der Schüler weiter, „wäre er nicht, so wäre nicht das Böse!“

„Wohl,“ gab der Rabbi zur Antwort, „aber wäre das Böse nicht, so wäre auch nicht das Gute, denn das Böse ist die Gegenseite des Guten. Unablässige Wonne ist keine Wonne. So ist zu verstehen, was uns gelehrt ist: daß die Schöpfung der Welt geschah, um den Geschöpfen wohlzutun; das Sichverbergen Gottes ist Wohltun. Und darum auch steht geschrieben: ‚Nicht gut ist, daß der Mensch — das ist: der Urmensch Gottes — allein sei‘: ohne die Gegenwirkung und Hinderung des Bösen Triebs, wie vor der Schöpfung der Welt; denn das Gute ist nicht, wenn

seine Gegenseite nicht ist. Und weiter: ‚Ich will ihm eine Hilfe machen, ihm gegenüber' — daß das Böse dem Guten gegenübersteht, gewährt dem Menschen seinen Sieg, die Verwerfung des Bösen und die Erwählung des Guten; und da erst gibt es in vollkommner Wahrheit das Gute."

Die Wege

Ein Schüler fragte den Apter: „Es steht geschrieben: ‚Denn ER erkennt den Weg der Gerechten, aber der Weg der Bösen geht verloren.' Die beiden Teile des Satzes scheinen einander nicht zu entsprechen." Der Rabbi erklärte: „Die Gerechten haben viele und vielfältige Wege, und auch die Bösen haben viele und vielfältige Wege. Aber die vielen Wege der Gerechten erkennt Gott in ihrem Wesen: daß sie Ein Weg und der Weg sind. Aber die Wege der Bösen sind in ihrem Wesen viele und vielfältige, denn sie sind ja nichts andres als das vielfältige Verlieren des einen Wegs. Und das erweist sich ihnen selber zuletzt darin, daß jeder seinen Weg und allen Weg verliert. Wie wenn einer im Walde geht, einen Weg geht immer weiter, und weiß nicht, warum er diesen und keinen andern geht, und geht Tag und Nacht, bis er an eine große Buche kommt, die steht am Ende des Wegs, und da ist der Weg verloren, und der Mann kann nicht vor und wagt sich nicht zurück, denn der Weg ist ihm verloren gegangen."

Abraham und Lot

Der Kobryner Rabbi lehrte:
Die Seele spricht zum Bösen Trieb wie Abraham zu Lot: „Ist's zur Linken, will ich zur Rechten, ist's zur Rechten, will ich zur Linken." „Willst du mich nach links führen," spricht die Seele zum Bösen Trieb, „ich höre nicht auf dich und wähle den rechten Weg. Aber rätst du mir sogar, mit dir nach rechts zu gehen, so will ich lieber zur Linken."

Bereitung

Nachdem Rabbi Baruch am Vorabend des Pessachfestes das Gesäuerte verbrannt und die Asche verstreut hatte, sprach er den Spruch und deutete ihn aus: „‚Aller Sauerteig, der in meinem Bereich ist' — alles Gärende in mir; ‚was ich erblickt und was ich nicht erblickt habe' — wenn mich auch dünkt, ich hätte mich in mir gut umgesehen, so habe ich mich gewiß noch gar nicht recht umgesehen; ‚was ich verbrannt und was ich nicht verbrannt habe', der Böse Trieb redet mir zu, ich hätte alles verbrannt, aber nun merke ich erst, ihn habe ich nicht verbrannt; darum bitte ich dich, Gott, ‚es sei vertilgt und vertan wie Staub der Erde'."

Die wahre Weisheit

Der Zanser stand einmal am Fenster und blickte auf die Straße. Als er einen Mann vorübergehen sah, klopfte er an die Scheibe und bedeutete ihm einzutreten. Sowie jener im Zimmer war, fragte ihn Rabbi Chajim: „Sage mir, wenn du einen Beutel voll Dukaten findest, wirst du ihn seinem Besitzer zurückerstatten?" „Rabbi," antwortete der Mann, „ohne Verzug würde ich, wenn ich den Eigentümer kennte, ihm den Fund übergeben." „Du bist ein Narr", sagte der Zanser. Wieder stellte er sich ans Fenster, rief einen anderen Passanten herbei und legte ihm die gleiche Frage vor. „Ich bin doch kein Narr," erwiderte der, „daß ich einen Geldbeutel, der mir zugefallen ist, aus der Hand gäbe." „Ein Bösewicht bist du", sagte der Zanser und hieß einen dritten hereinkommen. Der gab zur Antwort: „Rabbi, wie kann ich wissen, auf welcher Stufe ich dann stehen werde? Ob es mir gelingen wird, dem Bösen Trieb obzusiegen? Vielleicht übermannt er mich, und ich eigne mir das fremde Gut an; vielleicht aber steht Gott, gesegnet sei er, mir gegen ihn bei und ich gebe das Gefundene dem rechtmäßigen Besitzer zurück."

„Wie fein sind deine Worte", rief der Zaddik; „du bist der wahre Weise!"

Auf und nieder

Rabbi Mosche von Kobryn lehrte:
Wenn du über ein frisch gepflügtes Feld wanderst, wechseln Furchen mit Kämmen. So ist der Weg im Dienst Gottes. Jetzt gehst du aufwärts, jetzt abwärts, jetzt packt dich der Böse Trieb, jetzt packst du ihn. Sieh nur zu, daß du den letzten Schlag behältst!

Für den König

„Und stürzt einer von euch", so lehrte der Kobryner seine Chassidim, „von der erreichten Höhe mit einemmal in den Abgrund, er verzweifle nicht! Er nehme von neuem das Joch des Himmelreichs auf sich, er beginne von neuem den Kampf!
Als die Sachsen in unsrer Gegend mit den Russen fochten, hat ein russischer Soldat einen sächsischen in seine Gewalt bekommen. ‚Sag Pardon,' schrie er, ‚und ich tu dir nichts!' ‚Nix Pardon,' blies ihm der Sachse ins Gesicht, ‚wär ne Schand fürn König!' ‚Sag Pardon,' brüllte der Russe, ‚oder ich hau dir den Kopf ab!' Aber noch als der Stahl ihm die Halsader schnitt, wiederholte der Sachse: ‚Wär ne Schand fürn König!' "

Die drei Fragen

Wenn der Gerer im Auslegen der Schrift an die Worte kam, die Jakob an seinen Knecht richtet: „Wenn mein Bruder Esau auf dich stößt, und fragt dich: ‚Wessen bist du, wohin gehst du, wessen sind die vor dir?' " sprach er zu seinen Schülern: „Merket wohl auf, wie ähnlich die Fragen Esaus dem Spruch unsrer Weisen sind: ‚Betrachte drei Dinge: wisse, woher du kamst und wohin du gehst und vor wem du dich zu verantworten hast.' Merket wohl auf, denn großer Prüfung bedarf, wer die drei Din-

ge betrachtet: daß nicht Esau in ihm frage. Denn auch Esau vermag nach diesen drei zu fragen und Schwermut über den Menschen zu bringen."

Betonung

Der Gerer lehrte seine Schüler:
Mit einer leichten Betonung vermag der Mensch seinen Gefährten im Dienst Gottes abzukühlen. So redet die Schlange zu Eva: „Ob schon Gott sprach" — wie wenn einer zu euch sagte: „Und was ist da schon Großes dabei, wenn Gott das sprach": eine leichte Betonung, und Eva war im Glauben erkaltet und aß die verbotene Frucht.

Vom Bösen Trieb

Der Knabe Elieser, des Ropschitzers Sohn, hatte einen Knabenstreich begangen und wurde von seinem Vater gerügt. „Was kann ich tun," sagte er, „der Böse Trieb ist hinter mir her und bedrängt mich so lang, bis ich ihm gehorche." „Du solltest dir", wandte der Rabbi ein, „an ihm ein Beispiel nehmen, wie er getreulich das ihm Anbefohlne ausführt und all seine Kraft daran gibt, wozu er eingesetzt ist: den Menschen zu verleiten." „Er hat eben", rief der Knabe, „keinen Bösen Trieb, der ihn von seiner Pflicht hinwegruft."

Die führende Eigenschaft

Rabbi Pinchas pflegte zu sagen:
„Ich fürchte stets, ich könnte mehr klug als fromm sein."
Und dann fügte er hinzu:
„Fromm sein ist mir lieber als klug sein, aber lieber als fromm und klug sein ist mir gut sein."

Erfüllung des Gesetzes

I

Die Schüler fragten den Slotschower Maggid:

„Es heißt im Talmud, unser Vater Abraham habe das ganze Gesetz erfüllt. Wie ist dies möglich, da es ihm noch nicht gegeben war?“

„Es tut nichts not“, sprach er, „als Gott zu lieben. Willst du etwas tun und merkst, es möchte deine Liebe mindern, wisse, es ist Sünde; willst du etwas tun und merkst, daraus wird sich deine Liebe mehren, wisse, dein Wille ist in Gottes Willen geschickt. So hielt es Abraham.“

2

Ein Schüler fragte Rabbi Mendel von Rymanow: „Es heißt von Abraham, er habe das ganze Gesetz erfüllt. Wie kann das sein, da es noch nicht offenbart war?“

„Du weißt,“ sagte der Rabbi, „daß die Gebote der Tora den Knochen und ihre Verbote den Adern des Menschen entsprechen. So deckt das ganze Gesetz den ganzen Menschenleib. Abraham aber hatte jedes seiner Glieder so geläutert und geheiligt, daß jedes von selber das Gebot erfüllte, das ihm zugehörte.“

Von Stolz und Demut

Der Böse und der Gerechte

Der Lubliner sprach:

Ich liebe den Bösen, der weiß, daß er böse ist, mehr als den Gerechten, der weiß, daß er gerecht ist. Von den Bösen aber gar, die sich für gerecht halten, ist das Wort gesagt: „Noch an der Schwelle der Unterwelt kehren sie nicht um.“ Denn sie wähnen, man führe sie zur Hölle, damit sie Seelen aus ihr erlösen.

Der Pflock und die Krone

Der Kobryner sprach:

Der Führer in Israel darf nicht meinen, der Herr der Welt habe ihn deshalb erwählt, weil er ein großer Mann sei. Wenn es dem König beliebte, seine

Krone an den Holzpflock zu hängen, der in der Wand steckt, wird der sich seiner Schönheit berühmen, die das Auge des Königs auf sich gezogen habe?

Wonach man jagt

Rabbi Pinchas pflegte zu sagen:
Wonach man jagt, das bekommt man nicht; aber was man werden läßt, daß fliegt einem zu. Schneide einem großen Fisch den Bauch auf, da liegen die kleinen Fische mit dem Kopf nach unten.

★

Auch pflegte er zu sagen:
Größer ist die Kraft dessen, der die Rüge empfängt, als die des Rügenden. Denn hat sich einer erniedert, die Rüge in Wahrheit zu empfangen, gilt Gottes Wort von ihm: „Der ich in der Höhe und Heiligkeit wohne und bei den Zerschlagnen und im Geiste Niedern."

Der hochmütige Asket

Als Rabbi Naftali von Ropschitz noch jung war, gab es in seiner Vaterstadt einen Mann, der viele Fasten und Nachtwachen hielt, bis es ihn dünkte, er sei der Vollkommenheit nah, und sein Herz sich blähte. Rabbi Naftali, der wohl sah, wie es um jenen stand, war einmal im Lehrhaus zugegen, als ein Knabe den in Betrachtung Versunkenen mit dem Ellbogen streifte. Er verwies den Knaben: „Wie wagst du es, diesen Mann zu stören! Weißt du denn nicht, daß er seit vierundzwanzig Stunden fastet?" „Vielmehr von einem Sabbat zum andern!" berichtigte der Asket. Da war das Verborgene offenbar geworden.

Die Weisheit Salomos

Man fragte Rabbi Levi Jizchak von Berditschew: „Zum Wort der Schrift, der König Salomo sei weiser gewesen als alle Menschen, ist bemerkt worden:

‚Weiser sogar als die Narren'. Was für Sinn mag in der unsinnig klingenden Bemerkung liegen?"
Der Berditschewer erklärte:
„Es ist dem Narren eigen, daß er sich weiser als alle dünkt, und keiner kann ihn überzeugen, daß er ein Narr und sein Tun eine Narretei ist. Die Weisheit Salomos aber war so groß, daß sie sich in vielerlei Gewänder zu kleiden verstand, auch in das närrische; so konnte er mit den Narren wahre Zwiesprache halten und ihr Herz bewegen, daß sie erkannten und bekannten, wes Wesens sie waren."

Der endlose Kampf

Rabbi Rafael, der alle seine Tage demütig war und jeder Ehrung aus dem Wege ging, bat seinen Lehrer, den großen Rabbi Pinchas, immer wieder, ihm zu sagen, wie er sich des Stolzes gänzlich erwehren könne, erhielt aber keinen Bescheid. Einmal bedrängte er den Meister wieder: „Ach, Rabbi, der Stolz!" „Was willst du," sagte Rabbi Pinchas, „dies ist das Werk, an dem der Mensch all seine Zeit sich mühen muß und das er nicht vollendet. Denn der Stolz ist Gottes Gewand, wie geschrieben steht: ‚Gott ist König, in Stolz hat er sich gekleidet.' Gott aber ist der Schrankenlose, und wer stolz ist, verletzt das Gewand des Schrankenlosen. So ist auch dem Werk der Überwindung keine Schranke gesetzt."

Mit einem Verleumder

Einer versuchte durch allerlei Verleumdung, die Chassidim des Rabbi Jizchak von Worki gegen ihren Meister aufzuwiegeln. Ein Getümmel entstand, man hinterbrachte es dem Zaddik, er ließ den Mann rufen und empfing ihn ohne Zeugen. „Narr," sagte er zu ihm, „warum bringst du Unwahres vor, daß man dich Lügen strafe? Laß mich dir doch alles Übel berichten, das an mir ist; wenn du dann hinausgehst

und es der Welt verkündest, wird dir kein Widerspruch standhalten."

Die Grundfeste

Den Rosdoler Rabbi fragte seine Frau: „Warum schweigst du deinen Feinden, die darauf sinnen, dich zu kränken, und erweisest ihnen gar Guttaten, und könntest doch Gottes Strafe auf sie niederflehen!"

Er sprach: „Hast du dich noch nie besonnen, warum so viele zum Zaddik gefahren kommen und ihm Gaben darbringen, Hunderte und Tausende dem einen? Das ist, weil jeder Bau der Grundfeste bedarf, ohne die er keinen Bestand hat; der Bau der Welt aber hat seinen Bestand am Zaddik, wie geschrieben steht: ‚Der Gerechte ist die Grundfeste der Welt.' Daher geziemt es, daß alle ihn erhalten, der sie alle erhält. Aber weshalb wohl kommen die Leute auch zu mir gefahren und bringen auch mir Gaben, der ich doch kein Zaddik bin? Ich habe es geprüft und erwogen; da kam mir in den Sinn, daß die Welt noch eines anderen Grundes bedarf. Denn es steht geschrieben: ‚Der die Erde ausspannt über dem Nichts', und der Talmud sagt dazu: ‚Die Welt besteht auf dem, der in der Stunde des Streits sich zunichte macht und seinen Hassern nicht widerredet.' Sieh, weil sie außer dem Zaddik auch noch das Nichts brauchen, erhalten mich die Leute."

Mose und der Berg Sinai

Der Berditschewer wurde einst gefragt:

„Wie ist es zu verstehen, daß Mose, der in seiner großen Demut Gott gebeten hatte, einen andern zu Pharao zu entsenden, sich nicht einen Augenblick weigerte, die Tora zu empfangen?"

„Er hatte gesehen, " antwortete der Rabbi, „wie die hohen Berge vor Gott erschienen und jeder sich die Gunst erflehen wollte, daß auf ihm die Offen-

barung geschehe, wie Gott aber sich den kleinen Sinaiberg erkor. Darum folgte er, als er auch sich auserwählt sah, ohne Widerstreben dem Ruf."

Aus der Tiefe

Rabbi Hirsch von Žydatschow erzählte:
Als ich am Vortag des Sabbats in großer Schande aus der Stadt Brody vertrieben wurde und nach ununterbrochener Wanderung gegen Abend, knapp vor Beginn des Sabbats, heimkam, ging ich in meinen Werktagskleidern ins Bethaus und konnte nur eben die Wörter des Gebets hersagen. Am Morgen aber sprach ich vor dem Beten zu Gott und sagte ihm: „Herr der Welt, du siehst die Demütigung der Gedemütigten und siehst mein zerschlagenes Herz, gib mir Licht, daß ich zu dir beten könne." Da entzündeten sich alle meine Glieder, und ich betete in fließendem Feuer, wie es mir nie zuvor widerfuhr und nicht mehr widerfahren wird.

Dort und da

Rabbi Uri lehrte:
Es heißt im Psalm: „Wenn ich zum Himmel stiege, bist du dort, und bette ich mich in der Unterwelt, da bist du." Wenn ich mich groß dünke und meine, an den Himmel zu rühren, erfahre ich, daß Gott das ferne Dort ist und ferner, je höher ich mich hebe. Bette ich mich aber in der Tiefe und erniedrige meine Seele zur untersten Welt, da ist er bei mir.

Demut kein Gebot

Man fragte den Slotschower Maggid:
„Alle Gebote stehen doch in der Tora geschrieben. Aber die Demut, die alle Tugenden aufwiegt, ist nicht darin geboten; nur nachgerühmt wird Mose, er sei demütiger gewesen als alle Menschen. Was bedeutet dieses Verschweigen?"
„Wollte einer", antwortete der Rabbi, „Demut üben,

um ein Gebot zu erfüllen, er würde nie zur wahren Demut gelangen. Zu meinen, Demut sei ein Gebot, das ist nur Eingebung des Satans. Der bläst das Herz eines Menschen auf: er sei gelehrt und gerecht und gottesfürchtig und aller guten Werke Meister, und wäre würdig, sich über dem Volk zu erheben, aber das hieße hochmütig sein und unfromm handeln, es sei geboten, Demut zu üben und sich mit den Leuten gemein zu machen; und der Mensch vollzieht das vermeintliche Gebot und füttert auch noch damit seinen Hochmut."

Zum Leuchten

Rabbi Mosche, der Sohn des Kosnitzer Maggids, sprach:
Es steht geschrieben: „Öl von Oliven, lautres, gestoßnes zum Leuchten." Gepreßt und zerstoßen soll man sein, aber zum Leuchten und nicht zum Liegen!

Von Wahrheit und Lüge

Die Gabe

Zwei Männer kamen zu Rabbi Leib von Kowel, des großen Neshižers Sohn, und gingen ihn an, er möge ihren Rechtsstreit entscheiden. Beide begannen alsbald heftig und ungefüg durcheinanderzureden, jeder mehr darauf bedacht, seiner Sache Ansehen zu verleihen, als den Verlauf der Dinge redlich zu berichten. Endlich schlug der Rabbi auf den Tisch. „Als ich ein Knabe war", sagte er, „und den Sinn der Buchstaben verstehen lernte, setzte mich einmal mein Vater beim Essen an seine Seite. ‚Mein Sohn,' sprach er zu mir, ‚wisse, daß Gott die Wahrheit ist. Wenn du die Wahrheit redest, bist du mit Gott verbunden. Wenn du Lügen redest, bist du von Gott abgeschnitten.' Damals habe ich die Gabe empfangen, keine Lüge äußern und keine hören zu können. Wenn einer in meiner Gegenwart lügt, weiß ich

nicht, was er sagt. So sehe ich euch jetzt die Lippen bewegen, aber ich vernehme nur einen wüsten und sinnlosen Lärm. Redet also die Wahrheit oder geht von hinnen!"

Um die Wahrheit

Rabbi Pinchas erzählte seinen Schülern:
„Nichts ist mir so schwer geworden zu überwinden wie die Lüge. Dreizehn Jahre und mehr hat's gedauert, all mein Gebein hab' ich zerschlagen, endlich bin ich ausgebrochen."
Auch erzählte er:
„Einundzwanzig Jahre habe ich um die Wahrheit gedient. Sieben, zu erfahren, was Wahrheit ist. Sieben, die Falschheit auszutreiben. Sieben, die Wahrheit aufzunehmen."

Unentgeltlich

Einer der Chassidim Rabbi Jizchaks von Worki kam nach dessen Tod zu Rabbi Mosche von Kobryn. „Was sucht ihr hier bei mir in Litauen," fragte der, „wovon ihr nicht ebensoviel und mehr bei jedem der Zaddikim von Polen fändet?" „Mein Lehrer", antwortete der Mann, „hat oft gesagt, es sei fromme Pflicht, den Rabbi von Kobryn kennen zu lernen, denn er rede in seinem Herzen die Wahrheit. Da bin ich schlüssig geworden, Euch zu besuchen, daß ich vielleicht von Euch erführe, wie man die Wahrheit erlangt." „Die Wahrheit", sagte der Kobryner, „kann man nicht erlangen. Gott schaut einen Menschen an, der sein Leben drantut, die Wahrheit zu erlangen, — auf einmal schenkt er ihm etwas davon, unentgeltlich. Darum heißt es: ‚Du gibst Jakob Wahrheit.'" Er nahm eine winzige Tabakprise zwischen die Finger und streute sie hin: „Sieh, noch weniger als dies!" Und nahm noch einmal etliche Tabakkörner in die Hand: „Sei's noch weniger, wenn's nur Wahrheit ist!"

Das Zeugnis

Rabbi Rafael von Berschad war um seiner Wahrhaftigkeit willen weithin bekannt.
Einst sollte seine Aussage entscheiden über das Leben eines Juden, den man eines Verbrechens bezichtigte. Rabbi Rafael wußte, daß der Mann schuldig war. In der Nacht vor der Gerichtsverhandlung ging er nicht zur Ruhe, sondern rang im Gebet, bis der Morgen dämmerte. Dann legte er sich auf den Boden, schloß die Augen und war im Nu verschieden.

Der wahre Erweis

Man fragte Rabbi Elimelech:
„Es heißt in der Schrift, der Pharao habe zu Mose und Ahron gesprochen: ‚Gebt euch einen Erweis.' Wie ist das zu verstehen? Man sollte meinen, er hätte ihnen gesagt: ‚Gebt mir einen Erweis.' "
Rabbi Elimelech erklärte:
„Die Zauberer wissen, was sie zustande bringen wollen und wie sie es zustande bringen wollen; nicht für sie ist das Zeichen, sondern für die Zuschauer allein. Die aber in der Gottesmacht wirken, wissen kein Woher und kein Wie, und das Wunder, das aus ihrem Tun aufsteigt, überfällt sie selber. Das meinte der Pharao mit seinem Wort: ‚Gaukelt mir nichts vor, sondern holt euch ein Zeichen aus der wahren Welt, daß sie euch beglaubige.' "

Das Gebrechen

Einer kam zum Kozker und brachte sein Leidwesen vor: „Die Leute nennen mich einen Frömmler. Was ist das für ein Gebrechen, das sie mir zuschreiben? Warum ein Frömmler und nicht ein Frommer? "
„Der Frömmler", erwiderte der Rabbi, „macht aus der Hauptsache der Frömmigkeit eine Nebensache und aus ihrer Nebensache die Hauptsache."

Der Frömmler

In einer Stadt lebte ein Mann, von dessen Frömmigkeit redeten die Leute so viel, daß er in ihrem Munde den Beinamen des Frommen erwarb. Als er einmal erkrankte und die Seinen erfuhren, daß etliche aus der Stadt zu Rabbi Nachum, des Rižiners Sohn, zogen, um sich von ihm segnen zu lassen, baten sie diese, auch des „Frommen" vor dem Zaddik zu gedenken. Die Leute willfahrten ihrer Bitte; mit den Zetteln, auf die ihre Namen geschrieben waren, gaben sie Rabbi Nachum auch den Zettel mit dem Namen des Kranken und sagten, das sei ein Mann, weitberühmt um seines strengen Lebens willen und der Fromme geheißen. „Ich weiß nicht," erwiderte der Rabbi, „was das ist, ein Frommer, und auch von meinem Vater habe ich nichts darüber erfahren. Aber ich meine, es wird eine Art Kleid sein: der Oberstoff ist aus Überhebung und das Futter aus Groll, und genäht ist es mit den Fäden der Schwermut."

Die Chassidim des Satans

In seinem spätern Alter fastete einst der Slotschower Maggid mehrere Male. Endlich nahm sich einer aus der Mitte der Schüler ein Herz und fragte nach dem Grund der Kasteiung. Der Rabbi antwortete: „Wisset, der Satan hat sich vorgesetzt, die Chassidim aus der Welt zu schaffen. Erst versuchte er es mit Bedrängnis: er stiftete Verfolgungen an, hetzte Verleumder und Angeber, schürte Feindschaft in Häusern und auf Gassen und meinte, uns so zur Verzweiflung, zur Erschöpfung und zum Abfall zu bringen. Als er aber merkte, daß dieser Plan ganz und gar mißlang und die Reihen, die er hatte schwächen wollen, gestärkt worden waren, sann er auf einen andern Rat. Er beschloß, selber Chassidim zu machen. Zu Tausenden und Myriaden breiteten sich die Chassidim des Satans im Land, gesellten sich zu den rechten, und die Lüge war mit der Wahrheit vermischt.

Darum habe ich gefastet; ich meinte, auch diesen Plan vereiteln zu können. Aber nun will ich nicht mehr fasten, denn ich sehe, daß ich den Satan nicht hindern kann, weiter eigene Chassidim zu machen. Wer sich jedoch heiligt und in Wahrheit zum Dienste Gottes bereitet, den wird Gott absondern von den Falschen und wird seine Augen erleuchten mit dem Lichte seines Angesichts, daß ihm Wahrheit und Lüge nicht vermischt seien."

Der falsche Friede

Zwischen Rabbi Mendel von Kozk und Rabbi Jizchak von Worki, die beide des weisen Rabbi Bunam Schüler gewesen waren, bestand eine nie getrübte brüderliche Freundschaft. Ihre Chassidim aber hatten allerlei Streit miteinander um Dinge der Lehre, und die eine Meinung wollte sich nicht mit der andern versöhnen. Einmal weilten beide Zaddikim in einer Stadt. Als sie einander begrüßt hatten, sagte Rabbi Jizchak: „Ich habe Euch Neues zu berichten. Unsere Leute haben Frieden geschlossen!" Da fuhr der Kozker auf und rief mit blitzenden Augen: „So ist die Kraft des Trugs schon überstark geworden, und der Satan geht daran, die Wahrheit aus der Welt zu tilgen!" „Was sagt Ihr da!" stammelte Rabbi Jizchak. „Bedenkt," redete der Kozker weiter, „was der Midrasch von der Stunde erzählt, als Gott den Menschen schaffen wollte: wie sich da die Engel in Parteien schieden. Die Liebe sprach: ‚Er werde erschaffen, denn er wird Liebeswerke tun.' Die Wahrheit sprach: ‚Er werde nicht erschaffen, denn er wird Trug üben.' Die Gerechtigkeit sprach: ‚Er werde erschaffen, denn er wird Recht ergehen lassen.' Der Friede sprach: ‚Er werde nicht erschaffen, denn er wird Streit führen.' Was tat Gott? Er ergriff die Wahrheit und warf sie zur Erde. Habt Ihr die Erzählung recht besonnen? Ist sie nicht wunderlich? Die Wahrheit war nun freilich zur Erde ge-

worfen und hinderte die Schöpfung des Menschen nicht mehr; aber was tat Gott mit dem Frieden und was antwortete er ihm?" Der Rabbi von Worki schwieg. „Seht," sagte der Kozker, „unsre Weisen haben uns gelehrt, daß der Streit um Gottes willen aus der Wurzel der Wahrheit entspringt. Als die Wahrheit zur Erde gefallen war, verstand der Friede, daß ein Frieden ohne Wahrheit ein falscher Frieden ist."

Von der Umkehr

Die große Schuld

Rabbi Bunam sprach zu seinen Chassidim:
Die große Schuld des Menschen sind nicht die Sünden, die er begeht — die Versuchung ist mächtig und seine Kraft gering! Die große Schuld des Menschen ist, daß er in jedem Augenblick die Umkehr tun kann und nicht tut.

Der Narr

„Warum wohl", fragte man den Kobryner, „nennen die Leute allenthalben den Vorsänger einen Narren?"
„Ihr wißt," sagte er, „daß die Welt der Musik an die der Umkehr grenzt. Wenn der Vorsänger singt, ist er in der Welt der Musik und ganz nah an der andern. Wie bringt er es fertig, nicht hinüberzuspringen und die wahre Buße zu tun? Gibt es eine Narrheit wie diese?"

David und wir

Rabbi Bunam wurde gefragt: „Warum wird uns, die wir am Jomkippur so viele Male unsre Schuld bekennen, keine Botschaft der Vergebung gebracht, David aber hatte kaum einmal gesagt: ‚Ich habe gesündigt', und schon erhielt er die Kunde: ‚So hat der Herr deine Sünde hinweggenommen'!"
Er antwortete: „David sprach: ‚Ich habe gesündigt

wider den Herrn' und meinte: ‚Tue mit mir nach deinem Willen, und ich will es in Liebe empfangen, denn gerecht bist du, Herr!' Wir aber, wenn wir sagen: ‚Wir haben uns vergangen', denken, es gezieme sich für Gott, uns zu verzeihen, und wenn wir unmittelbar danach sagen: ‚Wir haben dich verraten', denken wir, es gezieme sich für Gott, nachdem er uns verziehen hat, uns mit allem Guten zu beschenken."

„Wie er zu Batseba gekommen war"

Bei Rabbi Ahron Leib von Primischlan erschien einer, auf dessen Gesicht der Zaddik die Zeichen des Ehebruchs las. So sprach er zum Besucher, nachdem er sich eine Weile mit ihm unterredet hatte: „Es steht geschrieben: ‚Ein Gesang Davids, als Natan der Prophet zu ihm kam, wie er zu Batseba gekommen war.' Was bedeutet dies wohl? Es bedeutet, daß Natan den rechten Weg erwählt hatte, David zur Umkehr zu bewegen. Wäre er ihm öffentlich und als sein Richter entgegengetreten, er hätte ihm das Herz nur verhärtet. Aber er kam mit seiner Mahnung in Heimlichkeit und in Liebe zu David, ebenso wie der zu Batseba gekommen war. Da ergriff die Mahnung das Herz des Königs und schmolz es um, daß der Gesang des Umkehrenden daraus aufstieg." Als Rabbi Meïr dies gesagt hatte, bekannte der Mann seine Sünde und tat die vollkommene Umkehr.

*

Rabbi Schalom aber, der Enkel des großen Maggids, erklärte den Vers anders: In derselben Wahrhaftigkeit und Glut, in der er zu Batseba gekommen war, in derselben kehrte David zu Gott um und sprach zu ihm seinen Gesang. Darum ward ihm im Nu vergeben.

Das ewige Beginnen

Ein Schüler fragte den Berditschewer: „Der Talmud lehrt: ‚An dem Ort, wo die Umkehrenden stehen,

können die vollkommenen Gerechten nicht stehen.‘ So stünde der von seiner Jugend an Makellose einem nach, der sich vielfach gegen Gott vergangen hat, und würde dessen Stufe nicht erreichen?“

„Wem an jedem Tag“, antwortete der Zaddik, „sich neue Lichter offenbaren, die er gestern noch nicht kannte, der muß, wenn er in der Wahrheit dienen will, den gestrigen mangelhaften Dienst verwerfen und um ihn Buße tun und neu beginnen. Der Makellose aber, der den vollkommenen Dienst zu haben wähnt und auf ihm beharrt, der nimmt das Licht nicht an und bleibt hinter dem ewig Umkehrenden zurück.“

Die große Umkehr

Rabbi Israel von Rižin sprach am „Sabbat der Umkehr“:

„Hosea redet: ‚Kehre um, Israel, zu IHM, deinem Gott.‘ Das ist zur ganzen Welt und zu allen Wesen des Himmels und der Erde gesagt. Denn alles Erschaffene, unten und oben, alle Diener des Höchsten, die Engel, die Seraphim, die himmlischen Tiere, die heiligen Räder, bis zum Throne Gottes selber, allen liegt es ob, umzukehren. Und das meinen die Worte: ‚bis zu IHM, deinem Gott‘: allen Wesen aller Stufen, bis zur obersten, bis an den Thron Gottes, allen liegt es ob, umzukehren.“

Danach aber sprach er sich selber an: „O Israel! Kehre um, Israel, zu IHM, deinem Gott!“

Zwiesprache

Ein Schüler fragte den Lubliner:

„Unsre Weisen sagen, Gott spreche zur Gemeinde Israel: ‚Kehret zu mir um, und ich will mich zu euch kehren‘, sie aber erwidre: ‚Kehre uns zu dir, und wir wollen umkehren‘. Was soll dies? Ist Gottes Wort doch gerecht, und die untere Bewegung zieht die obere heran!“

Der Rabbi antwortete:

„Wie ein Weib erst mit dem den Bund schließt, der sie zum Gefäß gemacht hat, denn in der ersten Paarung macht sie der Gatte zum Gefäß, daß sich ihr Weibtum erwecke (und das ist der Grund, weshalb sie in der ersten Paarung nicht empfängt), so spricht die Gemeinde Israel zu Gott: ‚Mache uns zum Gefäß, daß sich allezeit unsere Umkehr erwecke.‘ “

Die Erneuerung

Etliche Schüler kamen zu Rabbi Nachum von Tschernobil und klagten ihm unter Tränen, sie seien in Finsternis und Schwermut gefallen und könnten weder in der Lehre noch im Gebet das Haupt erheben. Der Zaddik sah die Beschaffenheit ihres Herzens und wie es sie in Wahrheit nach der Nähe des lebendigen Gottes verlangte. Er sprach zu ihnen: „Grämt euch nicht, meine lieben Söhne, um diesen Scheintod, der euch befallen hat! Denn alles, was in der Welt ist, ist auch im Menschen. Und wie am Tag des Neuen Jahrs das Leben aller Sterne abscheidet und sie in einen tiefen Schlaf sinken, darin sie sich stärken und daraus sie mit erneuter Kraft des Leuchtens erwachen, so muß der Mensch, der in Wahrheit sich Gott zu nähern begehrt, durch die Abscheidung des geistigen Lebens gehen. Und ‚das Sinken geschieht um des Steigens willen‘. Wie geschrieben steht, daß Gott auf Adam einen Schlummer senkte, und er schlief ein, und daraus ward der ganze Mensch.“

Vor dem Schofarblasen

Einst sprach Rabbi Pinchas am Tag des Neuen Jahrs vor dem Blasen der Schofarposaune:

„Alle Kreatur erneut sich im Schlaf, auch Steine und Gewässer. Und der Mensch, wenn sein Leben sich stetig erneuen soll, muß er, ehe er einschläft, seine Gestalt abstreifen und die ledige Seele Gott anbefehlen. Heute aber ist der Tag der großen Erneuung, da fällt der tiefe Schlaf auf alles geistige

Wesen, Engel und heilige Namen und die Zeichen der Schrift. Das ist der Sinn des Allgerichts, darin der Geist erneut wird. Daher soll der Mensch heute zunichte werden in den tiefen Schlaf, und die erneuende Hand Gottes wird ihn anrühren."
Nach diesen Worten hob er den Schofar an die Lippen.

Der Augenblick

In seiner Jugend liebte es Rabbi Ahron von Karlin, sich prächtig zu kleiden, und fuhr täglich in einem prächtigen Wagen über Land. Es kam aber ein Augenblick, da geriet es, während er zurückgelehnt in seinem Wagen saß, in heiliger Einsicht über Rabbi Ahron, diesen Weg zu lassen und einen andern zu betreten. Er beugte sich vor, sein Geist wallte auf; er setzte einen Fuß auf den Tritt, da umströmte ihn die Gabe; er stieg zur Erde, da waren alle Firmamente in seiner Macht eingefaßt.

Auf der Kanzel

Als Rabbi Jecheskel, des Zansers Sohn, sich in der ungarischen Stadt Ujhely aufhielt, ließ er ausrufen, er werde im Bethaus predigen. Zur angesetzten Zeit versammelte sich die ganze Gemeinde. Der Rabbi bestieg die Kanzel und sprach: „Hört, meine Herren! Einst habe ich hier eine Predigt gehalten, und meine Absicht war nicht ungeteilt auf den Himmel gerichtet. Das aber ist eine große Sünde, mit gespaltenem Willen predigen. Darum habe ich beschlossen, Buße zu tun. Weil aber nach dem Wort unsrer Weisen das Unrecht an dem Ort zu büßen ist, wo es geschah, bin ich wieder auf diese Kanzel gekommen. Und so bitte ich den heiligen Gott, gepriesen sei er, er möge mir vergeben."
Da wurde die ganze Gemeinde der Macht des göttlichen Wortes gewahr, die Furcht Gottes bemächtigte sich ihrer Herzen, und alle vollzogen die Umkehr.

Der Lehrer

Zu Rabbi Naftali von Ropschitz kam ein Mann, der hatte einen langen Zettel in der Hand, darauf seine Sünden verzeichnet standen. Er erzählte, er sei bereits bei einem andern Zaddik gewesen, der habe ihm aber eine so schwere Buße auferlegt, daß sein Leib sie nicht ertragen könne. Der Rabbi schnitt ihm die Rede ab. „Und was hat dir", rief er ihm furchtbar zu, „unser Vater Leides getan, daß du ihn verraten hast?" Das Wort riß den Mann um, des Bewußtseins im Nu beraubt fiel er zu Boden. Einige Chassidim aus Ungarn, die danebenstanden, lachten. „Ich erschlage schier eine Menschenseele," fuhr Rabbi Naftali sie an, „und ihr lacht!" „Vergebt," sagten sie, „es ist uns von unserem Lehrer, Rabbi Eisik von Kalew, auf seinem Totenbett dieses Zeichen gegeben worden: ‚Findet ihr einen, der dem Sünder das Eingeweide herauszieht und es reinigt und ihm wieder eintut, daß er lebe, den nehmt euch zum Rabbi!' Darum lachten wir: wir haben wieder einen Meister gefunden und wollen ihn behalten, bis Messias kommt; dann wollen wir zu unserem alten Lehrer zurückkehren." Da lachte auch der Zaddik sie an. Dann hob er den reuigen Sünder vom Boden. „Deine Schuld ist getilgt," sprach er, „geh in Frieden, halte dich am Weg Gottes, und er wird dir helfen."

Der schämige Büßer

Ein Sünder, der Buße tun wollte, kam zum Ropschitzer Rabbi, um zu erfahren, was ihm oblag. Er schämte sich, dem Zaddik alle seine Sünden zu bekennen, und mußte doch jede offenbaren, um die sie sühnende Bußhandlung zu vernehmen. Daher erzählte er, einer seiner Freunde hätte sich solchermaßen vergangen, aber aus Scham es nicht über sich gebracht, selber zu kommen, und ihm den Auf-

trag erteilt, für jede Sünde die ihr zustehende Reinigung zu erfragen.

Rabbi Naftali sah ihm lächelnd ins listig angestrengte Gesicht. „Dein Freund", sagte er, „ist ein Tor. Er konnte doch getrost selber kommen und mir vorschwatzen, er vertrete einen andern, der sich zu kommen geschämt habe."

Eine Bußpredigt

Als Rabbi Schmelke von Nikolsburg am Vorabend des Versöhnungstags, in seinen Gebetmantel gehüllt, das Bethaus betreten hatte, rief er auf dem Weg vom Eingang zur Lade mit lauter Stimme die Worte der Schrift: „Denn an diesem Tag bedeckt man euch, euch zu reinigen: von all euren Sünden, vor IHM werdet ihr rein", und danach aus der Mischna den Spruch Rabbi Akibas: „Vor wem reinigt ihr euch und wer macht euch rein? Euer Vater im Himmel!" Alles Volk brach in Tränen aus.

Vor der Lade stehend sprach er: „Wisset, liebe Herzensbrüder, der Kern der Umkehr ist die Darbietung des Lebens. Sind wir doch vom Samen Abrahams, der sein Leben darbot zur Heiligung des Namens des Gebenedeiten und sich in den Kalkofen werfen ließ, vom Samen Isaaks, der sein Leben darbot und den Hals auf dem Altarstein hinstreckte – gewiß, sie sprechen für uns vor unserm Vater im Himmel an diesem heiligen und furchtbaren Tag des Gerichts. Aber auch wir wollen in ihre Spuren treten und ihren Werken nachtun, unser Leben darbieten zur Heiligung des Namens des Gebenedeiten. So laßt uns einigen und heiligen seinen gewaltigen Namen mit großer Liebe, und laßt uns alle zusammen in dieser Absicht sprechen: ‚Höre Israel!'" Und weinend sprach das Volk, alle zusammen: „Höre Israel, ER unser Gott, ER Einer!"

Sodann redete er weiter: „Liebe Brüder, nachdem es uns gewährt wurde, seinen Namen mit großer

Liebe zu einigen und zu heiligen, und wir unser Leben dargeboten haben, und unsre Herzen rein geworden sind zum Dienst und zur Furcht des Gebenedeiten, tut es uns not, nunmehr auch unser aller Seelen zu vereinigen. Alle Seelen sind aus einer Wurzel, alle gehauen vom Throngrund seiner Herrlichkeit, ein Teil der Gottheit von oben. So wollen wir alle auch auf Erden eins werden, und die Zweige sollen wieder der Wurzel gleichen. Hier stehen wir alle rein und lauter, unsre Seelen zu vereinigen, und nehmen auf uns das Gebot: ‚Liebe deinen Genossen dir gleich!‘“ Und laut wiederholte alles Volk: „Liebe deinen Genossen dir gleich!“ Sodann redete er weiter: „Nun, da uns gewährt worden ist, seinen großen Namen zu einigen und auch unsre Seelen, Teil der Gottheit von oben, zu vereinigen, trete die heilige Tora als Fürsprech vor unsern Vater im Himmel. Allen Völkern und Sprachen hat Gott sie einst angeboten, wir allein aber nahmen sie an und riefen: ‚Wir tun's‘ und dann erst: ‚wir hören's‘. So geziemt es, daß sie Gnade und Erbarmen für uns erflehe von unserm Vater im Himmel an diesem heiligen und furchtbaren Tag des Gerichts.“ Und er öffnete die Flügel der Lade.

Sodann sprach er vor der offenen Lade das Sündenbekenntnis, und in großem Weinen sprach alles Volk Wort um Wort nach. Dann hob er die Rolle hervor, und sie hoch in den Händen haltend redete er zur Gemeinde von den Sünden des Menschen. Zuletzt aber sprach er: „Wisset, das Weinen, das an diesem Tag geschieht, — wenn Trübsal darin ist, hat es keinen Segen, denn die Schechina wohnt nicht in der Schwermut, einzig in der Freude am Gebot. Und seht, keine Freude ist größer als die dieses Tages, da es uns vergönnt wird, alle Ränke des Herzens abzustreifen durch die Kraft der Umkehr und unserm Vater im Himmel uns zu nähern, dessen

Hand ausgestreckt ist, die Umkehrenden zu empfangen. So soll alles Weinen dieses Tages ein Freudenweinen sein — wie geschrieben steht: ‚Dienet dem Herrn in Furcht und frohlocket mit Zittern!‘ "

Eine andre Predigt

Der Gerer Rabbi redete vor dem Versöhnungstag zu den um seinen Tisch versammelten Chassidim:

Unser Lehrer Hillel spricht: „Wenn nicht ich für mich bin, wer ist für mich?“ Wenn ich nicht meinen Dienst tue, wer wird ihn für mich tun? Jeder muß seinen Dienst selber vollbringen. Und weiter spricht er: „Und wenn nicht jetzt, wann denn?“ Wann wird das Jetzt sein? Das jetzige Jetzt, der Augenblick, in dem wir reden, war doch von der Erschaffung der Welt an nicht, und es wird nie wieder sein. Früher war ein anderes Jetzt, später wird ein anderes Jetzt sein, und jedes Jetzt hat seinen eignen Dienst; wie es im heiligen Buch Sohar heißt: „Die Gewänder des Morgens sind nicht die Gewänder des Abends.“

Man mühe sich um die Lehre mit allen Kräften, so wird man der Lehre verbunden — aber den sechzig Myriaden Lettern der Tora entsprechen die sechzig Myriaden Seelen Israels, von denen sie redet: so wird man der Gesamtheit verschwägert. Und wenn man sich in die Gesamtheit tut, empfängt man von der Gesamtheit; man empfängt von ihr noch mehr, als man in sie tut. So kann man zu seinem Jetzt noch von dem Jetzt des andern erhalten, von dem Guten, das er in diesem Jetzt vollbringt. Und wieder spricht unser Lehrer Hillel: „Wenn ich für mich allein bin, was bin ich?“ Sollte ich, was Gott verhüte, von der Gemeinschaft abgetrennt sein, wann werde ich mein Jetzt gutmachen können? Man kann dieses Jetzt von keinem andern Jetzt gutmachen lassen, denn jeder Augenblick ist in einem besondern Lichte eingeschränkt.

Wer ein Übel, das er getan hat, beredet und besinnt, denkt das Gemeine, das er tat, und was man denkt, darin liegt man, mit der Seele liegt man ganz und gar darin, was man denkt — so liegt er doch in der Gemeinheit: der wird gewiß nicht umkehren können, denn sein Geist wird grob und sein Herz stockig werden, und es mag auch noch die Schwermut über ihn kommen. Was willst du? Rühr' her den Kot, rühr' hin den Kot, bleibt's doch immer Kot. Ja gesündigt, nicht gesündigt, was hat man im Himmel davon? In der Zeit, wo ich darüber grüble, kann ich doch Perlen reihen, dem Himmel zur Freude. Darum heißt es: „Weiche vom Bösen und tue das Gute" — wende dich von dem Bösen ganz weg, sinne ihm nicht nach und tue das Gute. Unrechtes hast du getan? tue Rechtes ihm entgegen.

So soll man denn heute, vorm Tag der Versöhnung, fühlen Verlassen der Sünde und Festigung des Gemüts, und das aus der Tiefe des Herzens und nicht durch gewaltsame Verzückung, und es mit dem Herzen empfangen für alle Zukunft, und fröhlich sein, und das Sündenbekenntnis heruntersagen, so schnell man kann, nicht verweilen darin, aber verweilen soll man in dem Wort: „Und regieren wirst du, Herr, allein."

Von Leid und Freude

Die Welt annehmen

Ein Chassid Rabbi Mosches von Kobryn war sehr arm. Er beklagte sich einst beim Zaddik über die Not, die ihn im Lernen und Beten behindre. „In dieser unsrer Zeit", sagte Rabbi Mosche, „ist die größte Frömmigkeit, über alles Lernen und Beten, wenn man die Welt annimmt wie sie steht und geht."

Für das Übel danken

Ein Chassid fragte den Lubliner: „Den Satz der Mischna: ‚Der Mensch soll Gott für das Übel lob-

preisend danken' ergänzt die Gemara: ‚mit Freude und heiterem Herzen'. Wie kann das geschehn?"
Der Zaddik hörte, daß die Frage aus einem leidvollen Herzen kam. „Du", antwortete er, „verstehst die Gemara nicht, und ich verstehe die Mischna selber nicht. Gibt es denn in Wahrheit ein Übel in der Welt?"

Das Bedürfen

Anfangs lebte der Slotschower Maggid in großer Armut, doch verließ ihn die Freude nicht für eine Stunde.
Einst fragte ihn ein Schüler: „Rabbi, wie betet Ihr nur jeden Tag: ‚Gesegnet, der mir alles, wessen ich bedarf, gewährt?' Es geht Euch doch alles ab, was ein Mensch braucht!" Er antwortete: „Sicherlich ist, wessen ich bedarf, eben die Armut, und die ist mir gewährt."

Die Segnung

Der Maggid zu Slotschow sagte einmal zu seinen Söhnen:
„Mein Leben war damit gesegnet, daß ich nie eines Dinges bedurfte, ehe ich es besaß."

Der gute Kopf

Rabbi Arje Leib von Lanzut, von dem die Zaddikim seines Zeitalters sagten, seine Seele sei so rein geworden wie die Adams vor der Sünde gewesen ist, war in jungen Jahren ein reicher Kaufmann. Einst, während er mit seiner Frau auf einer Reise war, verbrannte all sein Besitz. Einer Schriftstelle nachsinnend, empfing er den Brief, in dem die Nachricht stand, öffnete, las ihn, übergab ihn der Frau, wandte sich wieder der Schrift zu. „Was ist das mit dir," rügte sie, „wir haben all unser Gut verloren, und du wendest nicht einen Seufzer dran!" „Du weißt doch," antwortete er, „daß ich einen guten Kopf habe. Mit Sorge, die aufzuarbeiten andre Leute ein volles Jahr brauchen, werde ich in einem Augenblick fertig."

Der Wunsch

Ein Zaddik, der bei Rabbi Uri von Strelisk zu Gast war, fragte ihn: „Woran liegt es wohl, daß Eure Chassidim allesamt nicht reich sind?“

„Das will ich Euch zeigen“, antwortete der Strelisker. „Ruft von den Leuten im Vorraum irgendeinen herein!“ Er tat es. „Es ist eine Zeit der Gnade,“ redete Rabbi Uri den eintretenden Chassid an, „der Wunsch, den du jetzt aussprichst, soll sich dir erfüllen.“ „Wenn ich wünschen darf,“ brachte der Mann mit schüchterner und brennender Stimme vor, „so wünsche ich, daß ich allmorgendlich das Gebet ‚Gesegnet, der da sprach, und die Welt ward‘ so sagen kann, wie unser Rabbi es sagt.“

Zwei Leuchter

Rabbi Mosche Chajim Efraim, der Enkel des Baalschem, lebte lange Zeit mit seinem Weibe in großer Armut. Am Sabbatabend steckte die Frau die Kerzen in einen Leuchter aus Lehm, den sie selbst geknetet hatte. Später wurden sie reich. An einem Sabbatabend sah der Rabbi. als er, vom Bethaus heimkehrend, die Stube betrat, wie sein Weib mit einer stolzen Freude den breitarmigen Silberleuchter betrachtete. „Dir ist jetzt hell,“ sagte er, „mir ist damals hell gewesen.“

Die Wahl

„Könnten wir“, sagte einmal Rabbi Nachum, des Riziners Sohn, zu den Chassidim um ihn, „unsere Leiden an den Nagel hängen, und stünde es uns frei, die zu wählen, die uns am besten gefielen, jeder holte sich die seinen wieder, denn alle andern würden ihn noch schlimmer bedünken.“

Die guten Schmerzen

Rabbi Michal von Lechowitz hatte einen kranken Fuß und litt all seine Tage große Schmerzen. Einst

besuchte ihn der Kobryner, der mit ihm des großen Rabbi Mardechai Schüler gewesen war. Beim Mahl trank der Gast ihm zu: „Zum Leben! Zur vollkommnen Genesung!“ „Ihr seid mir doch in Wahrheit zugetan,“ erwiderte Michal, „wie könnt Ihr mir dergleichen wünschen? Hätte ich meine Leiden nicht, Gott allein weiß, was aus mir geworden wäre!“

Fluch und Segen

Einer fragte Rabbi Bunam: „Was ist das für ein seltsamer Fluch, mit dem Gott die Schlange verflucht: sie solle Staub fressen? Wenn Gott ihr die Natur gab, sich davon ernähren zu können, schiene es mir eher ein Segen, daß sie überall fände, was sie zum Leben braucht.“

Rabbi Bunam antwortete: „Zum Manne sprach Gott, er solle im Schweiße seines Angesichts Brot essen, und mangelt es ihm, möge er zu Gott um Hilfe beten; zum Weibe sprach er, es solle in Schmerzen Kinder gebären, und wird ihm die Stunde allzu schwer, möge es zu Gott um Linderung beten; so sind beide noch mit Gott verbunden und finden zu ihm. Der Schlange aber, als dem Ursprung des Übels, gab Gott alles, wessen sie bedarf, daß sie keine Bitte an ihn zu richten habe. So versieht Gott zuweilen die Bösen mit der Fülle des Reichtums.“

Die Macht

Rabbi Meïr von Apt stand einst am Vorabend des Jomkippur, ehe man sich anschickte, Kol Nidre zu sagen, unversehens über der Gemeinde und rief: „Juden, laßt uns unsre heilige Tora versöhnen, gegen die wir uns an jedem Tag des Jahres vergangen haben!“ So gewaltig kamen die Worte aus seinem Mund, daß alle in ein unstillbares Weinen ausbrachen. Der Zaddik aber war, nachdem er gesprochen hatte, in seine Kammer gegangen. Als er nach einer Weile zurückkehrte und die Wehklage noch immer

anschwoll, rief er: „Juden, nicht so, sondern in Freuden laßt uns umkehren zu Gott!“ Und mit jubelnder Stimme hob er den Gesang an: „Die Macht und der Glaube...“ Da geschah es, sie legten Hand in Hand und schlangen einen Reigen. Nach dem Tanze sagten sie Kol Nidre.

Das dunkle und das helle Gemüt

Ein reicher Mann, der eifrig dem Lernen oblag und sehr geizig war, fragte einst Rabbi Schnëur Salman, den großen Raw von Ladi: „Wie ist die Erzählung des Talmuds zu verstehen, daß Rabbi Chanina ben Teradjon, der in der Zeit der schwersten Verfolgung und bis zu seinem Martertod die Lehre öffentlich vor Schülerscharen vortrug, zweifelte, ob er zum Leben der kommenden Welt bestimmt sei? Und daß er, als er dem Freund seinen Zweifel äußerte, zur Antwort befragt wurde, ob er ein gutes Werk getan habe? Und erst als er sich auswies, daß er von seinem Geld unter die Armen verteilt hatte, erhielt er den tröstlichen Bescheid! Wie ist dies zu verstehn? Wiegt doch nach dem Wort unsrer Weisen das Forschen in der Lehre alle andern Verdienste auf!“

„Es gibt zwei Arten von Menschen,“ sagte der Raw, „die Schwarzgalligen und die Hellgalligen. Die einen sitzen über den Büchern der Lehre und sind von karger Natur. Die andern lieben den geselligen Verkehr und sind von freigebiger Natur. Rabbi Chanina war dunkeln Gemüts, lerneifrig und verschlossen; nicht, daß er der Lehre oblag, wohl aber, daß er seinen Trieb regierte und von seinem Gut frei austeilte, war sein Verdienst; doch als er es getan hatte und es ihm zur Natur ward, mit den Menschen zu leben, da war auch sein Lernen keine Not mehr, sondern eine Tugend.“

Rechtes Leid und rechte Freude

Befragt, welches der rechte Weg sei, der des Leidens oder der der Freude, sagte der Berditschewer:

Es gibt zweierlei Leid und zweierlei Freude. Wenn einer sich über das Unglück, das ihn betraf, vergrämt, in seinem Winkel hockt und an der Hilfe verzweifelt, das ist die widrige Trübsal, von der es heißt: „Die Schechina wohnt nicht am Ort der Schwermut." Das andre ist der redliche Kummer des Menschen, der weiß, wessen ihn ermangelt. So auch die Freude. Wem am Wesen fehlt, und er verspürt es in seiner leeren Lust nicht und sorgt nicht, es zu füllen, der ist ein Tor. Der wahrhaft Freudige aber ist wie einer, dem das Haus verbrannte und der seine Not in der Seele erlitt, dann aber begann er ein neues zu bauen, und über jeden Stein, der gelegt wird, freut sich sein Herz.

Zu einem Bräutigam

Rabbi Baruch sprach zu einem Bräutigam, ehe er unter den hochzeitlichen Baldachin trat:
„Es steht geschrieben: ‚Und mit der Freude des Bräutigams an der Braut erfreue sich deiner dein Gott.' In dir, Bräutigam, erfreue sich Gott, dein göttliches Teil erfreue sich der Braut."

Die Verschnittenen

Rabbi Schmelke und sein Bruder, der nachmalige Frankfurter Rabbiner, fuhren einst zu Rabbi Pinchas von Korez, um bei ihm den echten Geschmack des Sabbats zu verkosten. Sie kamen am Vortag und fanden den Zaddik in der Küche, wo er, um die nahende heilige Zeit zu ehren, dem Kochen der Fische beiwohnte. Er rief den Gästen entgegen: „Jesaja redet: ‚So spricht Gott zu den Verschnittenen' — das sind, die das Heilige nicht genießen können —: ‚daß sie meine Sabbate halten' — haltet euch an den Sabbat, und ihr sollt seinen vollen Geschmack verkosten."

*

Rabbi Schelomo von Karlin sprach vom Sabbat:
Ob einer auch das ganze Gesetz erfüllt hat, aber die

Wonne und die Glut hat er nicht verspürt, den läßt man wohl ins Paradies, aber wie er hier die Wonne nicht fühlte, so fühlt er sie auch dort nicht. Am Ende brummt er gar: „Da machen sie soviel Wesens aus dem Paradies!“ Und schon ist er hinausgeschmissen.

Sabbatfreude

Einst war bei Rabbi Baruch ein angesehener Mann aus dem Lande Israel zu Gast. Er war von denen, die beständig um Zion und Jerusalem trauern und ihres Grams nicht einen Augenblick vergessen. In der Sabbatvornacht sang der Rabbi „Wer den Siebenten heiligt“ in seiner gewohnten Weise. Bei den Worten „Freunde Gottes, die ihr harrt der Erbauung Ariels“ blickte er auf und sah den Gast wie an allen Tagen verdüstert und seufzend sitzen. Da unterbrach er den Gesang und rief mit zorniger Freude dem Zusammenschreckenden die Versworte ins Gesicht: „Freunde Gottes, die ihr harrt der Erbauung Ariels, am Tag des heiligen Sabbats jubelt und frohlockt!“ Dann sang er das Lied zu Ende.

Sabbatruhe

Ein Chassid fragte den Slotschower:

„Unser Lehrer Raschi sagt: ‚Was fehlte der erschaffenen Welt? Die Ruhe allein. Der Sabbat kam, es kam die Ruhe.‘ Warum heißt es nicht einfach: Der Welt fehlte die Ruhe, bis der Sabbat kam? Die Worte Sabbat und Ruhe meinen doch ein und dasselbe!“

„Sabbat“, erwiderte der Rabbi, „bedeutet Heimkehr; denn an diesem Tag kehren alle Sphären an ihren wahren Ort zurück. Darauf zeigt Raschi hin: Ruhelos sind in der Woche die Sphären, weil sie von ihrem Ort herabgesenkt worden sind; Ruhe finden sie am Sabbat, weil sie heimkehren durften.“

Vom Tod

Übersiedlung

Als Rabbi Chajim von Zans nach Primischlan, in die Stadt Rabbi Meïrs, kam, nahm dieser es aus der Ferne wahr und ließ ihm sagen, daß er ihn erwarte. Nach der Begrüßung sprach er: „Zanser Rabbi, Ihr seid ja ein Mitglied des himmlischen Gerichts, so gebt mir Auskunft: soll Meïr weiter in solcher Enge hausen, oder steht es ihm zu, eine größre und stattlichere Wohnung zu beziehen?“ „Gewiß“, antwortete, ohne sich zu bedenken, Rabbi Chajim, „kommt Euch eine geräumigere zu.“ „So soll es geschehen“, sagte Rabbi Meïr. Der Zanser erschrak: „Ich habe nur an diese Welt gedacht“, rief er. „Es ist beschlossen“, sagte Rabbi Meïr. Er starb nach wenigen Wochen.

Wandlung des Werks

Als Rabbi Hirsch von Żydatschow, von der Bestattung seiner Frau heimkehrt, die Treppe zu seinem Zimmer hinaufstieg, hörte man ihn zu sich sagen: „Bisher habe ich mit der untern Vermählung heilige Einung gewirkt, nun will ich Einung wirken mit der oberen Vermählung.“ Er starb zwei Wochen danach.

Der zehnte

Rabbi Ahron der Levit, des großen „Raw“ großer Schüler, betete einst zum Sabbatempfang vor der heiligen Lade. Nach dem Gebet ging er langsam wie immer heim und vollzog die Sabbatweihe inmitten der Chassidim. Nach der Weihe sprach er zu ihnen: „In der Stunde des Sabbatempfangs kam der Baalschemtow aus der obern Welt zu mir und sagte: ‚Ein Verhängnis schwebt über den Kindern Israel. Ich habe erwirkt, daß zehn Zaddikim hinweggenommen werden und ihr Tod das Verhäng-

nis wende. Neun sind schon gegangen, willst du der zehnte sein?' Ich habe zugestimmt." Nach diesen Worten legte sich Rabbi Ahron auf sein Bett, schloß die Augen und war entschlafen.

Armilus

Zur Zeit des Kriegs zwischen den Russen und den Polen stand an einem Sabbat, auf den der Vortag des Offenbarungsfestes fiel, Rabbi Schelomo von Karlin an seinem Tisch und sprach, den Becher in der Hand, den Weihespruch über den Wein. Da kam draußen ein hinkender Kosak vorbei und schoß durchs Fenster, und die Kugel traf Rabbi Schelomo in die Seite, als er eben das letzte Wort sprach. Im nächsten Augenblick stürzten einige Chassidim herein, und ohne zu merken, was vorgegangen war, riefen sie, ein Jüngling, der sich mit ihnen im Haus des Zaddiks aufgehalten hatte, sei durch einen Schuß von der Straße her tödlich getroffen worden. Rabbi Schelomo ging in die Stube, wo der Tote lag, und sprach das Gebet. Jetzt erst sahen die Chassidim, daß ihm das Blut aus der Seite strömte. „Rabbi, was ist geschehn?" schrien sie und wollten ihn hinwegführen. Er aber wehrte ihnen und sprach das Gebet zu Ende; dann erst legte er sich nieder und schlug, während man ihm die Wunde verband, das Buch Sohar auf. Das blieb vor seinen Augen aufgeschlagen bis zum Mittwoch, an dem er starb.

Es wird aber erzählt, der hinkende Kosak habe Armilus geheißen; das ist der Name des Unholds, von dem gesagt ist, daß er den Messias Sohn Josefs, den Vorläufer, töten wird. Und es wird erzählt, Rabbi Schelomo sei der Messias Sohn Josefs gewesen.

Abgerissen

Einige Tage vor seinem gewaltsamen Tod schrieb Rabbi Schelomo von Karlin an seinen Schüler Mardechai von Lechowitz: „Komm, daß ich dich zum

Führer weihe.“ Sogleich begab Mardechai sich auf die Reise. Unterwegs verspürte er urplötzlich, als sei ein Seil, das ihn schützend über einen Abgrund trug, gerissen und er falle durch den uferlosen Raum. „Ich bin von meinem Lehrer abgerissen!“ schrie er, und es kam fortan kein andres Wort aus seinem Mund. Seine Begleiter fuhren mit ihm zum alten Neshižer Rabbi, der im ganzen Land als Wundertäter bekannt war, und gingen diesen um Heilung des von Sinnen Geratenen an. „Tut ihm kund,“ sagte der Neshižer, „daß sein Lehrer tot ist; dann wird er genesen.“ Sie eröffneten es ihm mit großer Vorsicht, weil sie Furcht hegten, er möchte sich ein Leid antun. Er aber, sowie er das Wort vernahm, stand im Nu wieder unverstörten Angesichts, sprach mit starker Stimme den Segen, den man bei einer Todesnachricht spricht, und rief: „Er war mein Lehrer und wird mein Lehrer bleiben.“

Fortan

Nach dem Tod Rabbi Bunams kam sein Schüler Jizchak von Worki zu seinem Sohn Abraham Mosche, ihm Trost zuzusprechen. Der Sohn klagte: „... Und wer wird mich weiter lehren?“ „Seid getrost,“ sprach der Schüler zu ihm, „bisher hat er Euch im Kaftan gelehrt, fortan wird er Euch ohne Kaftan lehren.“

Keine Trennung mehr

In einer schweren Krankheit, als er sich dem Tode nah wähnte, sagte Rabbi Rafael:
„Nun heißt es jegliche Tugend von sich tun, daß kein Unterschied und keine Trennung mehr zwischen mir und allen Menschen sei.“

Frei

Oftmals in seinem letzten Jahr hob Rabbi Eisik von Žydatschow die Hände gegen das Fenster, das auf

die Straße ging, und sprach zu sich: „Guckst sie dir an, die grobe Welt!“

Am Morgen des Tags, an dessen Abend er starb, zog er wie immer Tallit und Tefillin an. Nachdem er aber den ersten Segen des Morgengebets gesagt hatte, hieß er sich Tallit und Tefillin abnehmen und sprach: „Heut bin ich von den Tefillin und allen Geboten frei und werde frei von der Welt.“

Ein Jude

Vor dem Sterben sprach Rabbi Schelomo Chajim von Kajdanow zu seinen Söhnen: „Kinder, ihr sollt nicht meinen, euer Vater sei ein Zaddik, ein ‚Rebbe‘, ein ‚guter Jud‘ gewesen — aber auch ein Fälscher war ich nicht: ich habe ein Jude sein wollen.“

Dein

Rabbi Meïr von Dzikow, der Enkel des Ropschitzers, starb in Karlsbad. Er saß in seinem Stuhl und rauchte die Pfeife. Mit einem Male nahm er sie aus dem Mund und sprach: „Die Seele ist dein, dein Werk der Leib, erbarme dich, Gott, deiner Arbeit!“ Und schon tat er den letzten Atemzug.

Die Namen

Rabbi Jizchak von Neshiž sprach vor dem Sterben einige Namen vor sich hin. Die Umstehenden verstanden sie zuerst nicht, dann merkten sie, daß es die Namen der Erzväter und Erzmütter waren. Danach sprach er: „Mit all deinem Herzen, mit all deiner Seele“, und wiederholte es Mal um Mal, bis er schweigen mußte.

Das Zeichen

Rabbi Uri lag einige Stunden bewußtlos in der Agonie. Sein Lieblingsschüler, Rabbi Jehuda Zwi, öffnete von einer Zeit zur andern die Tür, warf einen Blick auf den Sterbenden und schloß sie wieder.

Endlich trat er ein und ans Bett. Die ihm folgenden Chassidim sahen im nächsten Augenblick ihren Lehrer noch einmal den Körper strecken und verscheiden. Als sie später Rabbi Jehuda Zwi fragten, woran er das Kommen des Todes erkannt habe, antwortete er: „Es steht geschrieben: ‚Denn nicht schaut mich der Mensch und lebt.‘ Ich sah, daß er sah.“

Nicht Einhalt tun

Ein vertrauter Freund des Ropschitzers, der Rabbi von Ulanow, lag am Tag der Gesetzesfreude im Sterben. In Ropschitz hatten die Chassidim gerade den großen Reigentanz im Hof des Zaddiks begonnen, als er, im Fenster stehend und mit einem Lächeln zu ihnen niederblickend, plötzlich die Hand erhob. Im Nu hielten sie inne und sahen mit stockendem Atem zu ihm auf Er stand eine Weile stumm und erschien wie einer, der eben von einer schlimmen Botschaft bestürzt worden ist. Dann hob er die Hand den Chassidim zu und rief: „Wenn in der Schlacht einer der Führer fällt, werden die Reihen sich auflösen und zur Flucht wenden? Die Schlacht geht weiter! Jubelt und tanzt!“
Später wurde bekannt, daß in jener Stunde der Rabbi von Ulanow gestorben war.

Von der Erlösung

In der Weite

Rabbi Pinchas sprach:
In der Weite gibt es nicht Rechts und Links. So gibt es nur in dieser, nicht in der messianischen Welt Lohn und Strafe.

Das Ende der Gebete

Es heißt am Schluß des zweiundsiebzigsten Psalms: „Und seine Ehre füllt die ganze Erde. Vollendet sind die Gebete Davids des Sohnes Isais.“

Dazu sagte Rabbi Levi Jizchak:
Alle Gebete und Gesänge flehen um Offenbarung der himmlischen Ehre in der Welt. Geschieht es aber einst, daß die ganze Erde von ihr erfüllt ist, dann tut kein Beten mehr not.

Verbannung und Erlösung

Ein Schüler fragte den Maggid von Slotschow:
„Gott spricht zu Mose: ‚Jetzt wirst du sehn, was ich am Pharao tue: ja, mit starker Hand entläßt er sie, mit starker Hand jagt er sie aus seinem Lande.' Braucht man den Knecht, der aus schwerer Fron befreit wird, in die Freiheit zu treiben? wird er nicht enteilen wie der Vogel aus der Schlinge?"
„Wenn Israel verbannt ist," sagte der Maggid, „ist es immer im eigenen Bann, und nur wenn es selber ihn löst, kommt ihm die Erlösung zu. Besiegt es die böse Macht in sich selbst, dann wird die Dämonsmacht des Bösen gebrochen, und sogleich schwindet auch die fesselnde Kraft der irdischen Machthaber. Weil Israel in Ägypten nicht willens war, aus dem Exil der Seele zu ziehen, spricht Mose zu Gott: ‚Gerettet hast du dein Volk nicht'; das heißt: Nicht an dir ist die Rettung. Gott aber spricht: ‚Jetzt wirst du sehn.' Und er, der allen Mächten Übermächtige, wahrt den beschworenen Bund. Sein großes Licht stürzt er der Dämonsgewalt Mizraims entgegen, daß sie geblendet wird. Die heiligen Funken aber, die in sie verbannt sind, erwachen, Art findet sich zu Art, die Funken schauen das Urlicht und glühen ihm zu, bis die Dämonsgewalt sie nicht länger tragen kann und sie austreiben muß. Und sowie dies oben geschieht, geschieht es auch unten an Israel und an Pharao. Das ist der Sinn der Plagen."

*

Rabbi Henoch sprach:
Das eigentliche Exil Israels in Ägypten war, daß sie es ertragen gelernt hatten.

Das Vogellied

Man fragte den Sadagorer am „Sabbat des Gesanges", dem Sabbat, an dem das Lied aus der Tora verlesen wird, das Mose und Israel am Schilfmeer sangen: „Warum ist es an diesem Tage Brauch, den Vögeln Buchweizengrütze zu streuen?"

„Ein König", antwortete er, „ließ sich abseits von allen seinen Palästen ein kleines Lusthaus bauen, wo er allein sein konnte. Da hatte niemand Zutritt zu ihm, und auch keiner seiner Diener durfte darin verweilen. Einzig ein Singvogel teilte den Raum mit ihm, und der König lauschte seinem Lied, das ihm lieber war als alles Spiel der Spielleute.

In der Stunde, da das Schilfmeer gespalten wurde, lobsangen alle Engel und Seraphim dem Herrn. Er aber lauschte dem Lied des Vögleins Israel.

Darum wird heute den Vögeln Speise bereitet."

Morgen

Als man einst vor dem Peßachfest beim gebotnen Schöpfen des Wassers zum Backen der Mazzot einander zurief: „Nächstes Jahr in Jerusalem!" sagte Rabbi Schalom von Bels: „Warum erst im nächsten Jahr? Vielleicht werden wir mit diesem Wasser, das wir jetzt schöpfen, morgen am Vortag des Festes in Jerusalem Mazzot backen und sie essen, wenn Messias kommt, uns zu erlösen."

Der Harrende

Ohne Unterlaß erwartete Rabbi Mosche Teitelbaum das Kommen des Messias.

Wenn er von der Gasse her ein Getümmel hörte, fragte er mit zitternder Stimme: „Ist der Bote erschienen?"

Ehe er schlafen ging, legte er nah am Bett die Sabbatkleider zurecht und lehnte den Wanderstab dran. Ein Wächter war bestellt, der beim ersten Zeichen, das er vernähme, den Rabbi wecken sollte.

Man bot ihm einst ein schönes an das Bethaus grenzendes Wohnhaus zum Kauf. „Was soll ich damit?“ rief er. „Bald kommt Messias, und ich werde nach Jerusalem ziehn.“

Die großen Zaddikim seines Zeitalters sagten von ihm, ein Funke der Seele Jeremijas sei in ihm wiedergeboren. Er selbst pflegte, wenn einer über die Größe seiner Trauer am Jahrestag der Zerstörung staunte, zu sprechen: „Was wundert's euch? Ich bin der Mann, der das Elend sah. Aber Gott wird mich auch das Bauen sehen lassen.“

Bis ins hohe Alter wandelte ihn der Gedanke nicht an, daß er sterben könnte, ehe Messias kam.

Im letzten Jahr — er war zweiundachtzig — sagte er vor dem Gebet am Vorabend des Versöhnungstags: „Hätte ich in meiner Jugend gewußt, daß ich grau würde, ehe Messias kommt, wär ich vor Kummer nicht am Leben geblieben. Aber du, Herr der Welt, hast mich abgenarrt von Tag zu Tag!“

Vor dem Tod sprach er: „Ich sinne über meine heiligen Lehrer, deren Seele im obersten Paradies ist. Warum schweigen sie, warum erschüttern sie nicht alle Welten, um Messias herabzubringen?“ Und nach einer Weile: „Gewiß hat man sie im Reich der Wonne mit Wonnen überströmt, und sie haben die Erde vergessen, und es ist ihnen, als sei Messias schon gekommen.“ Und wieder nach einer Weile: „Wenn man es mit mir so machen will — ich werde mein Volk nicht verstoßen.“

Heute wie gestern

Als Rabbi Mendel von Kossow einst bestürmt wurde: „Warum kommt Messias nicht?“ sagte er.

„Es steht geschrieben: ‚Warum ist der Sohn Isais nicht gekommen?‘ Weil wir heute sind wie wir gestern waren.“

Die Wehen

Der Rižiner sprach:

Wenn eine Frau schwanger ist, und die Wehen ergreifen sie im achten Monat, da die Zeit noch nicht vollbracht ist, dann müht man sich, die Wehen aufhören zu lassen. Nicht so im neunten: wenn sie da über die Frau kommen, will man die Wehen nur noch steigern, damit sie bald gebäre. Daher, wenn die Früheren zum Himmel schrien, daß eine Not von der Erde gehoben werde, wurden sie erhört, denn die Zeit war noch nicht vollbracht. Jetzt aber, da die Erlösung nahe ist, fruchtet kein Gebet, das um des Leidens der Welt willen aufsteigt, sondern Leid wird auf Leid gehäuft, auf daß die Geburt in Bälde geschehe.

Leiden und Wehen

Der Sadagorer Rabbi saß einst beim Mittagsmahl seufzend und ohne zu essen. Seine Schwester fragte ihn mehrmals, was ihn so bekümmere. „Hast denn nicht auch du", fragte er endlich zurück, „vernommen, was von dem schlimmen Stand unsrer Brüder im russischen Reich berichtet worden ist?" „Mich dünkt," antwortete sie, „daß diese Leiden schon zu den Wehen der Messiaszeit gehören könnten." Der Zaddik bedachte sich. „Wohl, wohl," sagte er dann; „aber wenn die Not zu ihrer Höhe wachsen will, schreit Israel zu Gott, es könne sie nicht länger tragen, und der Erbarmer hört darauf, er lindert das Leid und verschiebt die Erlösung."

Das wandernde Licht

Der Sadagorer Rabbi, des Rižiners Sohn, wurde einst von einem Freund gefragt: „Wie geht dies zu? Manche heilige Männer in den Zeiten, die vor uns waren, haben auf die Frist hingedeutet, zu der die Erlösung geschehen soll, das Zeitalter, auf das sie wiesen, ist gekommen und vergangen, aber die Erlösung ist nicht geschehen!"

Der Zaddik antwortete: „Mein Vater, sein Gedächtnis sei uns zum Segen, hat so gesprochen: ‚Es heißt

schon in der Gemara: Alle angesetzten Enden sind vergangen. Aber wie die Herrlichkeit Gottes in zehn Reisen aus dem Heiligtum in die Verbannung zog, so kehrt sie nicht auf einmal zurück, und das Licht der Erlösung säumt zwischen Himmel und Erde. Zu jeder angesetzten Endzeit ist es um eine Stufe niedergestiegen. Jetzt weilt das Licht der Erlösung in dem untersten Himmel, der Vorhang genannt ist.' So hat mein Vater gesprochen. Aber ich sage: das Licht der Erlösung breitet sich um uns in Haupteshöhe. Wir merken es nicht, denn unsere Köpfe sind unter der Last der Verbannung gebeugt. Möchte Gott unsere Köpfe aufrichten!"

Warum?

Nach dem Tod seiner Frau sprach Rabbi Schalom von Bels:

„Herr der Welt! Wenn in mir die Kraft wäre, sie aufzuerwecken, hätte ich es nicht schon getan? Ich kann's nur eben nicht. Aber du, Herr der Welt, in dir ist doch die Kraft, du kannst doch, warum erweckst du Israel nicht?"

Am Tag der Zerstörung

Man fragte Rabbi Pinchas:

„Warum soll, wie uns überliefert ist, Messias am Jahrestag der Zerstörung Jerusalems geboren werden?"

„Das Korn," sprach er, „das in die Erde gesät ist, muß zerfallen, damit die neue Ähre sprieße. Die Kraft kann nicht auferstehn, wenn sie nicht in die große Verborgenheit eingeht. Gestalt ausziehn, Gestalt antun, das geschieht im Augenblick des reinen Nichts. In der Schale des Vergessens wächst die Macht des Gedächtnisses. Das ist die Macht der Erlösung. Im Tag der Zerstörung, da liegt die Macht auf dem Grunde und wächst. Darum sitzen wir an diesem Tag am Boden, darum gehen wir an diesem Tag auf die Gräber, darum wird an diesem Tag Messias geboren."

MEIN WEG ZUM CHASSIDISMUS

Das hebräische Wort „Chassid" bedeutet: ein Frommer. Es gab im nachexilischen Judentum immer wieder Gemeinschaften, die den Namen Chassidim, Fromme, trugen: von jenen, über die das erste Buch der Makkabäer als über eine der Lehre treugebliebene, für sie kämpfende Schar berichtet, und jenen, von denen die Mischna sagt, wer spreche: „Was mein ist, ist dein, und was dein ist, ist dein", wer sich selber also kein Eigentum zuspreche, sei ein Chassid, bis auf jene „Chassidim", deren anderthalbtausend im Jahr 1700 unter steten Kasteiungen in das Heilige Land ziehen, um das messianische Reich herbeizubringen, und dort untergehen, und endlich die von Israel ben Elieser, dem „Baal-Schem", um die Mitte des 18. Jahrhunderts begründete Gemeinschaft, die nach einer kurzen, an denkwürdigen Gestalten reichen Blütezeit der Entartung verfiel, aber heute noch einen großen Teil der östlichen Judenheit umfaßt. Ihnen allen ist es gemeinsam, daß sie mit ihrer Frömmigkeit, mit ihrer Beziehung zum Göttlichen im irdischen Leben Ernst machen wollen; daß sie sich nicht mit gepredigter Gotteslehre und geübtem Gottesdienst begnügen, sondern das Miteinanderleben der Menschen auf der Grundlage der göttlichen Wahrheit aufzurichten versuchen. Besonders deutlich ist dies bei der zuletzt genannten Gemeinschaft, die ich hier im Sinn habe.

Der zuweilen von aufklärerischer Gesinnung bestimmte Historiker Graetz weiß diesen „Neuchassidäern" nichts anderes als „den wüstesten Wahnglauben" nachzusagen. Aber ein Zeitgenosse und Freund von Graetz, Moses Heß, der Begründer des modernen Zionismus, sprach das tief erkennende Wort aus, der Chassidismus bilde innerhalb des lebendigen jüdischen Geistes den Übergang „aus dem mittelalterlichen Judentum zu einem regenerierten, welches erst in der Entstehung begriffen ist"; seine

Folgen seien „unberechenbar, wenn sich die nationale Bewegung seiner bemächtigt".
In der Tat, nirgends in den letzten Jahrhunderten hat sich die Seelenkraft des Judentums so kundgegeben wie im Chassidismus. Die alte Kraft lebt in ihm, die einst, wie Jakob den Engel, mit starken Armen das Unsterbliche auf der Erde festhielt, auf daß es sich im sterblichen Leben erfülle. Zugleich aber gibt sich darin eine neue Freiheit kund. Ohne daß am Gesetz, am Ritus, an der überlieferten Lebensnorm ein Jota geändert würde, ersteht das Altgewohnte in einem jungen Licht und Sinn. Dem äußern Anschein nach noch mittelalterlich gebunden, ist das chassidische Judentum in seiner innern Wahrheit schon der Regeneration erschlossen, und die Entartung dieser großen religiösen Bewegung konnte den geistesgeschichtlichen Prozeß, der mit ihr begonnen hat, nur aufhalten, nicht abbrechen.
Es ist hier nicht der Ort, die Lehre des Chassidismus darzulegen. Sie läßt sich in einem Satz vereinigen: Gott ist in jedem Ding zu schauen und durch jede reine Tat zu erreichen. Diese Einsicht ist aber keineswegs, wie man vermeint hat, der pantheistischen Weltanschauung gleichzusetzen. Für die chassidische Lehre ist die ganze Welt nur ein Wort aus Gottes Mund; und dennoch ist das geringste Ding in der Welt würdig, daß Gott sich aus ihm dem Menschen, der ihn wahrhaft sucht, offenbare, denn kein Ding kann ohne einen göttlichen Funken bestehen, und diesen Funken kann jeder zu jeder Zeit und durch jede, auch die gewöhnlichste Handlung entdecken und erlösen, wenn er sie nur in Reinheit, ganz in göttlicher Ausrichtung gesammelt, vollbringt. Darum gilt es nicht, in einzelnen Stunden nur und mit bestimmten Worten und Gebärden Gott zu dienen, sondern mit dem ganzen Leben, mit dem ganzen Alltag, mit der ganzen Weltlichkeit. Nicht darin besteht das Heil des Menschen, daß er sich

vom Weltlichen fernhalte, sondern daß er es heilige, es dem göttlichen Sinn weihe: seine Arbeit und seine Speise, seine Ruhe und seine Wanderschaft, den Aufbau der Familie und den Aufbau der Gesellschaft. Daß er die große Gottesliebe an allen Kreaturen, ja an allen Dingen bewähre. Nie hat in Europa eine große Volksgemeinde — nicht ein Orden Abgeschiedener, nicht eine Bruderschaft Auserwählter, sondern eine Volksgemeinde in all ihrer geistigen und sozialen Vielfältigkeit, in all ihrer Gemischtheit — so das ganze Leben als eine Einheit auf das innerlich Erkannte gestellt. Hier ist keine Trennung zwischen Glauben und Werken, zwischen Wahrheit und Bewährung, in heutiger Sprache zwischen Moral und Politik; hier ist alles Ein Reich, Ein Geist, Eine Wirklichkeit.

In meiner Kindheit (ich kam in sehr frühen Jahren von Wien, wo ich geboren bin, nach Galizien und wuchs hier bei meinen Großeltern auf) brachte ich jeden Sommer auf einem Gut in der Bukowina zu. Da nahm mich mein Vater zuweilen in das nahe Städtchen Sadagora mit. Sadagora ist der Sitz einer Dynastie von „Zaddikim" (Zaddik: Gerechter, Vollkommener), das ist von chassidischen Rabbis. Die „Gebildeten" reden von „Wunderrabbis" und glauben Bescheid zu wissen. Aber sie wissen, wie es nun einmal den „Gebildeten" in solchen Dingen geht, nur um die äußerste Oberfläche Bescheid. Wohl ist die legendäre Größe der Ahnen in den Enkeln geschwunden, und sie bemühen sich, durch allerlei kleine Magie ihre Macht zu bewahren; aber all ihr Getue vermag das angeborene Leuchten ihrer Stirn nicht zu verdunkeln, die angeborene Erhabenheit ihrer Gestalt nicht zu verzerren: ihr unwillkürlicher Adel spricht zwingender als all ihre Willkür. Und wohl lebt in der heutigen Gemeinde nicht mehr jener hohe Glaube der ersten Chassidim, jene starke Hingabe der Ersten, die im Zaddik den vollkommenen

Menschen ehrten, in dem das Unsterbliche seine sterbliche Erfüllung findet; vielmehr wenden sich die Heutigen an ihn vornehmlich als an den Mittler, durch dessen Fürsprache sie Stillung ihres Bedürfens zu erlangen hoffen; aber es ist immer noch, ihrem niedern Wollen entrückt, ein Schauer urtiefer Ehrfurcht, der sie ergreift, wenn der „Rebbe" im stummen Gebet steht oder beim dritten Sabbatmahl in zögernder Rede das Geheimnis der Tora deutet. Auch in diesen Entarteten glüht noch, im ungekannten Grund ihrer Seelen, das Wort des Rabbi Eleasar fort, um des vollkommenen Menschen („Zaddik") willen, und sei es um eines einzigen willen, sei die Welt erschaffen worden; „denn es heißt: Und Gott sah das Licht, daß es gut war; ‚gut' aber meint nichts andres als den Vollkommenen" (Talmud Babli, Joma 38b).

Dies habe ich damals, als Kind, in dem schmutzigen Städtchen Sadagora von der „finstern" chassidischen Masse, der ich zusah, erfahren — wie ein Kind solche Dinge erfährt, nicht als Gedanken, sondern als Bild und Gefühl: daß es der Welt um den vollkommenen Menschen zu tun ist, und daß der vollkommene Mensch kein anderer ist als der wahrhafte Helfer. Wohl wird der Zaddik jetzt wesentlich um Hilfe in recht irdischen Nöten angegangen, aber ist er nicht trotzdem der Möglichkeit nach immer noch, als was er einst gedacht und eingesetzt worden ist: der Helfer im Geist, der Lehrer des Weltsinns, der Führer zu den göttlichen Funken? Wohl ist die ihm anvertraute Macht von den Gläubigen mißdeutet, von ihm selber mißbraucht worden, aber ist sie nicht im Grunde eine legitime, die legitime Macht, diese Macht der hilfreichen Seele über die bedürftigen, liegt in ihr nicht der Keim künftiger Ordnungen? Irgendwie, nach kindlicher Art, dämmerten diese Fragen schon damals in mir auf. Und ich konnte vergleichen: nach der einen Seite hin mit dem

Bezirkshauptmann, dessen Macht auf eitel Zwanggewohnheit ruhte; nach der andern hin mit dem Rabbiner, der ein rechtschaffener und gottesfürchtiger Mann, aber ein Angestellter des „Kultusvorstands" war. Hier jedoch war ein anderes, ein Unvergleichliches; hier war, erniedrigt, doch unversehrt, der lebendige Doppelkern des Menschentums: wahrhafte Gemeinde und wahrhafte Führerschaft. Uraltes, Urkünftiges war hier, Verlorenes, Ersehntes, Wiederkehrendes.

Der Palast des Rebbe in seiner effektvollen Pracht stieß mich ab. Das Bethaus der Chassidim mit seinen verzückten Betern befremdete mich. Aber als ich den Rebbe durch die Reihen der Harrenden schreiten sah, empfand ich: „Führer", und als ich die Chassidim mit der Tora tanzen sah, empfand ich: „Gemeinde". Damals ging mir eine Ahnung davon auf, daß gemeinsame Ehrfurcht und gemeinsame Seelenfreude die Grundlagen der echten Menschengemeinschaft sind.

Im Knabenalter begann mir diese frühe Ahnung ins Unbewußte zu entgleiten. Ich brachte nun die Sommer in einer andern Gegend zu und war zuletzt nah daran, die chassidischen Eindrücke meiner Kindheit zu vergessen. Doch kam ich nach mehreren Jahren wiederholt auf ein neuerworbenes Gut meines Vaters, in der Nähe von Czortkow, einem Städtchen, das die Residenz einer Seitenlinie der gleichen Zaddikim-Dynastie ist. Wie in Sadagora heute noch das überlieferte Gedächtnis des großen „Riziners" (so genannt, weil er aus Ruzyn bei Berditschew, bei der russischen Regierung als „König der Juden" verdächtigt, fliehen mußte und nach mancherlei Irrfahrten sich in Sadagora niederließ), so ist in Czortkow heute noch die unmittelbare Erinnerung an seinen Sohn David Mosche lebendig. Leider nahm ich damals nichts von ihm auf. Überhaupt waren meine Eindrücke diesmal blasser und flüchtiger. Das mochte

daran liegen, daß ich inzwischen von der gärenden Geistigkeit ergriffen worden war, die den entscheidenden Jugendjahren oft eigentümlich ist und wohl die schöpferische Funktion des Intellekts erweckt, zugleich aber dem natürlichen Schauen und Erfahren, das das Kind besaß, ein Ende macht. Durch diese Geistigkeit war ich den Chassidim fremd geworden, sie hatte mir die naive Verbundenheit mit ihrem Wesen geraubt, ich dünkte mich kraft meines Denkens ihrer Welt entrückt, ja ich gestehe, daß ich sie nicht wesentlich anders betrachtete, als Graetz es tut: von der Höhe des vernunftbegabten Menschen aus. Ich sah nun nichts mehr von ihrem Leben, auch wenn ich dicht daran vorbeiging: weil ich nicht sehen wollte.

Immerhin vernahm ich damals, ohne ihm Beachtung zu schenken, zum erstenmal den Namen, der mir nach vielen Jahren die köstlichste Entdeckung bedeuten sollte: den Namen „Bescht". Dieser Name ist aus den Anfangsbuchstaben der drei Worte Baal Schem Tow (Herr des Guten Namens, dem Sinn nach etwa Meister der geistigen Mächte) zusammengesetzt und bezeichnet den Stifter des Chassidismus, Rabbi Israel ben Elieser. Einer der Meierhöfe jenes Gutes meines Vaters heißt Tluste-Dorf; in dem dazugehörigen Flecken Tluste-Stadt (inzwischen aus den Frontberichten der russischen Heeresleitung bekannt geworden, da er in diesem Krieg längere Zeit umkämpft wurde) hatte der Baal-Schem als armer Kleinkinderlehrer gelebt, hier war ihm nach dem Bericht der Sage in der Nacht, da er das dreiunddreißigste Jahr vollendete, im Traum verkündet worden, die Zeit sei erfüllt.

*

Aber nicht den Chassidim allein war ich damals entfremdet, sondern dem ganzen Judentum.

Ich hatte meine Kindheit, die Zeit bis zu meinem vierzehnten Jahr, im Hause meines Großvaters, des

Midraschforschers, verbracht. Der Midrasch war die Welt, in der Salomon Buber lebte, mit einer wunderbaren Sammlung der Seele, mit einer wunderbaren Intensität der Arbeit lebte. Text um Text gab er die Midraschim heraus, diese keinem andern Schrifttum vergleichbaren, an Sagen, Sprüchen und edlen Gleichnissen überreichen Bücher der Bibeldeutung, in denen sich, zerstreut in tausend Fragmenten, eine zweite Bibel, die Bibel des Exils, verbirgt. Ohne sich je die philologische Methode des Abendlands angeeignet zu haben, bearbeitete er die Handschriften mit der Zuverlässigkeit des modernen Gelehrten und zugleich mit der Wissenspräsenz des talmudischen Meisters, der zu jedem Satz, jedem Wort alles irgend Bezügliche der gesamten Literatur unmittelbar bereit hat, nicht als Material des Gedächtnisses allein, sondern als einen organischen Besitz der ganzen Person. Die geistige Leidenschaft, die sich in seiner unablässigen Arbeit bekundete, verband sich der unberührbaren, unbeirrbaren Kindlichkeit einer reinen Menschennatur und einem elementaren Judenwesen. Wenn er (wie immer, wenn fremdsprachige Gäste aus fernen Ländern ihn besuchten) hebräisch sprach, klang es wie die Rede eines aus der Verbannung heimgekehrten Fürsten. Er machte sich keine Gedanken über das Judentum, aber er hatte das Judentum selber in sich.

Solang ich in seinem Hause lebte, war ich in den Wurzeln gefestigt, ob auch manche Fragen und Zweifel an mir rüttelten. Bald nachdem ich es verließ, nahm mich der Wirbel des Zeitalters hin. Bis in mein zwanzigstes Jahr, in geringerem Maße auch noch darüber hinaus war mein Geist in stetiger und vielfältiger Bewegung, in einem von mannigfaltigen Einflüssen bestimmten, immer neue Gestalt annehmenden Wechsel von Spannungen und Lösungen, aber ohne Zentrum und ohne wachsende Substanz: es war wahrhaftig der „Olam ha-Tohu", die „Welt

des Wirrsals", die mythische Wohnstätte der schweifenden Seelen, worin ich lebte — in beweglicher Fülle des Geistes, aber wie ohne Judentum, so auch ohne Menschlichkeit und ohne die Gegenwart des Göttlichen.

Den ersten Anstoß zu meiner Befreiung gab der Zionismus. Ich kann hier nur andeuten, was er für mich bedeutete: die Wiederherstellung des Zusammenhangs, die erneute Einwurzelung in die Gemeinschaft. Keiner bedarf der rettenden Verbindung mit einem Volkstum so sehr wie der vom geistigen Suchen ergriffene, vom Intellekt in die Lüfte entführte Jüngling; unter den Jünglingen dieser Art und dieses Schicksals aber keiner so sehr wie der jüdische. Die andern bewahrt die von Jahrtausenden ererbte, zutiefst eingeborene Bindung an heimatliche Erde und volkstümliche Überlieferung vor der Auflösung; der Jude, auch der mit einem seit gestern erworbenen Naturgefühl und einem ausgebildeten Verständnis etwa für deutsche Volkskunst und Sitte, ist von ihr unmittelbar bedroht, ist ihr, wofern er nicht zu seiner Gemeinschaft heimfindet, preisgegeben. Und der blinkendste Reichtum an Intellektualität, die üppigste Scheinproduktivität (nur der Verbundene kann wahrhaft produktiv sein) vermögen den Aufgelösten nicht für die heiligen Insignien des Menschentums, Wurzelhaftigkeit, Verbundenheit, Ganzheit, zu entschädigen.

Daß mich der Zionismus erfaßte und dem Judentum neu angelobte, war, ich wiederhole es, nur der erste Schritt. Das nationale Bekenntnis allein verwandelt den jüdischen Menschen nicht; er kann mit ihm ebenso seelenarm, wenn auch wohl nicht ebenso haltlos sein wie ohne es. Wem es aber nicht ein Genügen, sondern ein Aufschwung, nicht eine Einfahrt in den Hafen, sondern die Ausfahrt aufs offene Meer ist, den vermag es wohl der Verwandlung zuzuführen. So ist es mir ergangen.

Ich bekannte mich zum Judentum, ehe ich es recht eigentlich kannte. So wurde denn dies, nach einigem Umhertappen, mein zweiter Schritt: das Erkennenwollen. Erkennen — damit meine ich nicht eine Aufspeicherung anthropologischer, historischer, soziologischer Kenntnisse, so wichtig diese auch sind; ich meine das unmittelbare Erkennen, das Aug-in-Auge-Erkennen des Volkstums in seinen schöpferischen Urkunden.

Auf diesem Weg kam ich zum Chassidismus.

Ich hatte mein Hebräisch, das dem Knaben ins Herz gewachsen war, in der Welt des Wirrsals vernachlässigt. Nun erwarb ich es mir neu. Ich begann, es in seinem Wesen zu erfassen, das in keine andere, zumindest in keine abendländische Sprache adäquat übertragen werden kann. Und ich las — las, erst immer wieder von spröder, ungelenker, ungestalter Materie abgestoßen, allmählich die Fremdheit überwindend, das Eigne entdeckend, das Selbst anschauend, mit wachsender Andacht. Bis ich eines Tages ein Büchlein aufschlug, das „Zewaat Ribesch", das ist Testament des Rabbi Israel Baal-Schem betitelt war, und die Worte mir entgegenblitzten: „Er ergreife die Eigenschaft des Eifers gar sehr. Er erhebe sich im Eifer von seinem Schlaf, denn er ist geheiligt und ein andrer Mensch worden und ist würdig zu zeugen und ist worden nach der Eigenschaft des Heiligen, gesegnet sei er, als er seine Welt erzeugte." Da war es, daß ich, im Nu überwältigt, die chassidische Seele erfuhr. Urjüdisches ging mir auf, im Dunkel des Exils zu neu bewußter Äußerung aufgeblüht: die Gottes-Ebenbildlichkeit des Menschen als Tat, als Werden, als Aufgabe gefaßt. Und dieses Urjüdische war ein Urmenschliches, der Gehalt menschlichster Religiosität. Das Judentum als Religiosität, als „Frömmigkeit", als Chassidut ging mir da auf. Das Bild aus meiner Kindheit, die Erinnerung an den Zaddik und seine Gemeinde stieg

empor und leuchtete mir: ich erkannte die Idee des vollkommenen Menschen. Und ich wurde des Berufs inne, sie der Welt zu verkünden.
Erst aber kam die Zeit des Studiums. Ich zog mich, sechsundzwanzigjährig, für fünf Jahre von der Tätigkeit in der Partei, vom Artikelschreiben und Redenhalten, in die Stille zurück, ich sammelte, nicht ohne Mühe, das verstreute, zum Teil verschollene Schrifttum, und ich versenkte mich darein, Geheimnisland um Geheimnisland entdeckend

*

Zur ersten Mitteilung, zur „Schriftstellerei" kam es auf eine wunderliche Art. Unter all den Büchern, den Sammlungen von Lehrsprüchen der Zaddikim und der Sammlungen von Legenden aus ihrem Leben, war auch ein ganz eigentümliches, von den andern verschiedenes, dazu wohl das volkstümlichste von allen: die „Sippure Maaßijot", die „Erzählungen der Begebenheiten", Geschichten des Rabbi Nachman von Bratzlaw, eines Urenkels des Baal-Schem, die er seinen Schülern vortrug und die einer von ihnen nach seinem Tode, in einer offenbar sehr entstellten Form, niederschrieb und veröffentlichte. Es waren dies zum Teil reine Märchen, vornehmlich orientalischen nachgebildet, zum andern Teil Schöpfungen einer besondern Art, sinnbildliche, zuweilen leicht allegorisierende Geschichten, aus dem Niederschlag mystischen Erlebens und dem Gespinst einer konstruktiven Phantasie gewoben. Ihnen allen war ein nicht eigentlich „lehrhafter", wohl aber lehrender Zug gemeinsam; Rabbi Nachman selbst hatte sie die Kleider seiner Lehren genannt, und von Schülerhand war ein umfangreicher Kommentar dazu entstanden. Aber an ihnen allen haftete auch die Entstellung; die des Inhalts durch allerlei utilitaristische und vulgär-rationalistische Einschläge, die der Form durch Verwirrung der Linien und Trübung der reinen Farben, wie man sie

sich aus weniger betroffenen Teilen erschließen konnte.

Fast unwillkürlich begann ich zu übersetzen, ein paar der eigentlichen Märchen, also der unoriginalen Stücke des Buches; wenn ich dabei an Leser dachte, so waren es keine andern als Kinder. Als ich fertig war, schien mir, was vor mir lag, dürftiger, als ich vermeint hatte, den verwandten Geschichten aus Tausend und einer Nacht durchaus unebenbürtig. Als ich eine von ihnen gedruckt sah[1], war ich vollends enttäuscht. So konnte es nicht geraten: in der fremdsprachlichen Wiedergabe wurde die Entstellung nur noch sichtbarer, die Urform nur noch verdunkelter. Ich merkte, durch Übertragung ließ sich da Reinheit nicht wahren, geschweige denn gewinnen — ich mußte die Geschichten, die ich in mich aufgenommen hatte, aus mir heraus erzählen, wie der rechte Maler die Linien des Modells in sich aufnimmt und aus dem formenden Gedächtnis das echte Bild zustande bringt. Ich begann, noch scheu und unbeholfen, mit der „Geschichte von dem Stier und dem Widder".[2] Ich ging, freier und sicherer werdend, zur „Geschichte von dem Klugen und dem Einfältigen", dann zu der „von dem Königssohn und dem Sohn der Magd" über. Die „Geschichte von dem Rabbi und seinem Sohn" war die erste, die mir unversehens zum eignen Gedicht gedieh. In den beiden letzten, der „Geschichte vom Meister des Gebetes" und der „von den sieben Bettlern", erlebte ich, auch in den Stücken, die ich völlig neu einfügte, meine Einheit mit dem Geiste Nachmans. Ich hatte die wahre Treue gefunden: zulänglicher als die unmittelbaren Jünger empfing und vollzog ich den Auftrag, ein später Sendling in fremdem Sprachreich.

[1] In einem Sammelbuch für Kinder, „Heim der Jugend", mit Bildern von Hermann Struck; in mein Buch „Die Geschichten des Rabbi Nachman" sind diese Märchen nicht aufgenommen worden.

[2] In diese Ausgabe nicht mehr aufgenommen.

Noch stärker erfuhr ich meine eingeborene innere Verbindung mit der chassidischen Wahrheit an dem zweiten Buch, der „Legende des Baalschem", die aus einer Auswahl der überlieferten Sagenmotive, welche ich den Volksbüchern, später auch dem Volksmund selber entnahm, den innern Vorgang im Leben des Meisters aufzubauen sucht. Auch hier hatte ich, kurze Zeit nach der Niederschrift der ersten Nachman-Märchen, zu übersetzen begonnen. Auch hier widerfuhr mir die Enttäuschung. Die vorgefundenen Geschichten waren zumeist roh und plump aufgezeichnet; sie wurden in der Übertragung nicht geflügelter[1]. So kam ich auch hier zum eignen Erzählen in wachsender Selbständigkeit, aber je größer die Selbständigkeit wurde, um so tiefer erlebte ich die Treue. Und darum durfte ich, obgleich der weitaus größte Teil des Buches eigengesetzliche Dichtung aus überlieferten Motiven ist, von der Legende als rechtschaffnen Bericht meiner Erfahrung sagen: „Ich trage in mir das Blut und den Geist derer, die sie schufen, und aus Blut und Geist ist sie in mir neu geworden."

Ich habe seither, mehrere Jahre nach der Vollendung der beiden Bücher, eine andere Art künstlerischer Treue gegen die volkstümliche chassidische Erzählung gefunden. Aber dies gehört nicht mehr in den Zusammenhang dieser Mitteilungen, die meinen Weg zum Chassidismus zum Gegenstand haben.

*

Wohl aber gehört noch in diesen Zusammenhang (neben manchen andern Erlebnissen, die vorerst unberichtet bleiben sollen) eine humoristische und sinnvolle Begebenheit, die sich 1910 oder 1911 ereignete, und zwar wieder in der Bukowina, unweit von Sadagora, in der Landeshauptstadt Czernowitz.

[1] Eine dieser (immerhin schon etwas freien) Übertragungen, „Der Zukunftsbrief", ist in der Wochenschrift „Die Welt" erschienen, aber in das Buch nicht aufgenommen worden.

Nach einem Vortrag, den ich dort gehalten hatte (es war die dritte meiner „Drei Reden über das Judentum"), ging ich mit einigen Mitgliedern der Verbindung, die den Abend veranstaltet hatte, in ein Kaffeehaus, um, wie es mir lieb ist, der Rede vor vielen, die in ihrer Form keine Gegenrede gestattet, ein Gespräch mit wenigen folgen zu lassen, wo die Anschauung sich im Eingehen auf Einwand und Frage unmittelbarer darlegt und Persönliches auf Persönliches wirkt.

Wir erörterten grad ein moralphilosophisches Thema, als an unseren Tisch ein gutgewachsener, bürgerlich blickender Jude in mittleren Jahren trat und mich begrüßte. Meinen wohl ein wenig fremden Gegengruß beantwortete er durch die eines leichten Vorwurfs nicht entbehrenden Worte: „Herr Doktor! Sie erkennen mich nicht?" Als ich verneinen mußte, stellte er sich mir als M., den Bruder eines früheren Ökonomen meines Vaters, vor. Ich forderte ihn auf, sich zu uns zu setzen, ließ mich über seine Lebensumstände unterrichten und nahm sodann das Gespräch mit den jungen Leuten wieder auf. M. lauschte der Erörterung, die eben eine Wendung zu etwas abstrakten Formulierungen genommen hatte, mit gespannter Aufmerksamkeit. Es war offenbar, daß er kein Wort verstand; die Andacht, mit der er jedes aufnahm, glich der von Gläubigen, die den Inhalt einer Litanei nicht zu kennen brauchen, da ihnen die Fügung der Laute und Töne allein alles gibt, dessen sie bedürfen, und mehr, als irgendein Inhalt vermöchte. Nach einer Weile fragte ich ihn dennoch, ob er mir vielleicht etwas zu sagen hätte; ich würde gern mit ihm beiseitegehen und seine Angelegenheit besprechen. Er wehrte heftig ab. Das Gespräch setzte wieder ein und mit ihm M.s Lauschen. Als eine weitere halbe Stunde verstrichen war, befragte ich ihn von neuem, ob er nicht etwa einen Wunsch habe, den ich ihm erfüllen könn-

te; er dürfe auf mich rechnen. Nein, nein, er habe keinen Wunsch, versicherte er. Das Gespräch fand seinen Abschluß; wir standen auf. Es war spät geworden, aber ich fühlte mich, wie es einem in solchen Stunden lebhafter Wechselwirkung geschieht, nicht müde, vielmehr frischer als zuvor, und beschloß, einen Spaziergang zu machen. In diesem Augenblick näherte M. sich mir mit einer unsäglich schüchternen Gebärde. „Herr Doktor," sagte er, „ich möchte Sie etwas fragen." Ich bat die Studenten zu warten, und setzte mich mit ihm an einen Tisch. Er schwieg. „Fragen Sie nur, Herr M.", sprach ich ihm zu, „ich will Ihnen gern, so gut ich kann, Auskunft geben." „Herr Doktor," sagte er, „ich habe eine Tochter." Er hielt inne; dann fuhr er fort: „Und ich habe auch einen jungen Mann für meine Tochter." Wieder eine Pause. „Es ist ein Jurist. Er hat die Prüfungen mit Auszeichnung bestanden." Er hielt wieder inne, diesmal etwas länger. Ich sah ihn aufmunternd an; ich vermutete, er wolle mich ersuchen, mich für den präsumtiven Eidam irgendwie zu verwenden. „Herr Doktor," fragte er, „ist das ein ordentlicher Mensch?" Ich war überrascht, fühlte aber, daß ich eine Antwort nicht verweigern durfte. „Nun, Herr M.," erklärte ich, „nach dem, was Sie sagen, ist wohl anzunehmen, daß er fleißig und tüchtig ist." Doch er fragte weiter. „Herr Doktor," sagte er, „ist er aber auch ein ‚guter Kopf'?" „Das ist schon schwerer zu beantworten," erwiderte ich, „aber immerhin wird er's mit Fleiß allein nicht geschafft haben, er dürfte also wohl auch was im Kopf haben." Noch einmal hielt M. inne; dann fragte er, offenbar als Letztes: „Herr Doktor, soll er nun zum Gericht oder zu einem Advokaten gehen?" „Darüber kann ich Ihnen nicht Auskunft geben," antwortete ich; „ich kenne ja den jungen Mann nicht, und auch wenn ich ihn kennte, würde ich ihn in diesem Punkte kaum zu beraten vermögen." Da

aber sah mich M. mit einem fast schwermütig verzichtenden, halb klagenden, halb begreifenden Blick an und sprach in einem unbeschreiblichen, aus Betrübnis und Demut gemischten Ton: „Herr Doktor, Sie wollen nicht sagen — nun, ich danke Ihnen dafür, was Sie mir gesagt haben."

Diese humoristische und sinnvolle Begebenheit, die scheinbar mit dem Chassidismus nichts zu schaffen hat, hat mir doch einen neuen und bedeutsamen Einblick in ihn gewährt. Als Kind hatte ich ein Bild des Zaddiks empfangen und durch die befleckte Wirklichkeit hindurch die reine Idee, die Idee des wahrhaften Führers einer wahrhaften Gemeinde geahnt. Zwischen Jugend und Mannesalter war mir dann aus der Erkenntnis der chassidischen Lehre diese Idee als die des vollkommenen, Gott in der Welt verwirklichenden Menschen aufgegangen. Jetzt aber erblickte ich im Schein des scherzhaften Ereignisses die führende Funktion dieses Menschen in meiner inneren Erfahrung. Ich, wahrlich kein Zaddik, kein in Gott gesicherter, sondern ein vor Gott gefährdeter, ein immer neu um Gottes Licht ringender und immer neu an Gottes Abgründen vergehender Mensch, erlebte, nach Trivialem befragt und Triviales entgegnend, dennoch den wahren Zaddik, den nach Offenbarendem Befragten und Offenbarendes Entgegnenden, von innen — damals zum erstenmal. Ich erlebte ihn in dem Grundverhalten seiner Seele zur Welt: in seiner Verantwortung.

Jeder Mensch hat eine unendliche Sphäre der Verantwortung, der Verantwortung vor dem Unendlichen. Er bewegt sich, er redet, er blickt, und jede seiner Bewegungen, jedes seiner Worte, jeder seiner Blicke schlägt Wellen ins Geschehen der Welt, er vermag nicht zu erkennen, wie starke und wie weithin reichende. Jeder Mensch bestimmt mit all seinem Sein und Tun das Schicksal der Welt in einem ihm und allen unkenntlichen Maße, denn die Ur-

sächlichkeit, die wir wahrnehmen können, ist ja nur ein winziger Ausschnitt aus dem unausdenklich vielfältigen unsichtbaren Wirken aller auf alle. So ist jede Menschenhandlung ein Gefäß der unendlichen Verantwortung. Aber es gibt Menschen, an die die unendliche Verantwortung in einer besonderen, besonders aktiven Form allstündlich herantritt. Ich meine nicht die Herrscher und Staatsmänner, die das äußere Geschick großer Gemeinwesen zu bestimmen haben; umfänglich ist der Kreis ihrer Wirkung, aber um wirken zu können, wenden sie sich von dem einzelnen, ungeheuer bedrohten Leben, das sie mit tausendfältiger Frage anblickt, dem Allgemeinen zu, das sie blicklos dünkt. Ich meine jene, die dem tausendfältig fragenden Blick des einzelnen Lebens standhalten; die dem zitternden Mund der bedürftigen Kreatur, der Mal um Mal von ihnen Entscheidung heischt, getreulich Antwort geben; ich meine die Zaddikim, ich meine den wahren Zaddik. Das ist der Mensch, der die Tiefe der Verantwortung allstündlich mit dem Senkblei seines Wortes mißt. Er spricht — und weiß, daß seine Rede Schicksal ist. Er hat nicht über Länder und Völker zu entscheiden, sondern immer wieder nur über den klein und großen Gang eines einzelnen, so endlichen und doch so unbegrenzten Lebens. Die Menschen kommen zu ihm, und jeder begehrt seinen Ausspruch, seine Hilfe. Und mögen es auch leibliche und halbleibliche Nöte sein, die ihm sie zuführen, in seiner Welteinsicht besteht nichts Leibliches, das nicht verklärt, besteht kein Stoff, der nicht zum Geist erhoben werden kann. Und dies ist es, was er an allen tut: er erhebt ihre Not, ehe er sie stillt. So ist er der Helfer im Geist, der Lehrer des Weltsinns, der Führer zu den göttlichen Funken. Um ihn, um den vollkommenen Menschen, um den wahrhaften Helfer ist es der Welt zu tun; ihm harrt sie entgegen, harrt sie immer wieder entgegen.

AUSGANG

ZWEI WUNDERGESCHICHTEN

Zwei Wundergeschichten

Die falsche Antwort

Es wird erzählt:
Als Rabbi Wolf, ehe er ins Heilige Land fuhr, von seinem Meister Abschied nahm, berührte ihm der Baalschem mit dem ausgestreckten Zeigefinger den Mund und sprach: „Achte auf deine Worte, und daß du zu antworten wissest!“ Mehr zu sagen verweigerte er.
Das Schiff, auf dem der Schüler des Baalschem war, wurde von einem Sturm verschlagen und mußte an einer unbekannten und dem Anschein nach wüsten Insel landen. Bald legte sich das Unwetter, doch das Fahrzeug konnte eines erlittenen Schadens wegen noch nicht wieder in See stoßen. Einige Reisende, unter ihnen Rabbi Wolf, gingen ans Land, um sich die wunderlich fremde Gegend zu besehn. Die andern kehrten nach einer Weile um; er aber war in eine Versunkenheit geraten, daß er nicht innehielt, sondern weiter und weiter des Wegs zog, bis er an ein großes, altertümlich gebautes und doch wie unberührt stehendes Haus kam. Da erst besann er sich, daß das Schiff auf ihn nicht warte; ehe er jedoch einen Entschluß fassen konnte, trat ein den Zügen und dem weißen Haupt nach uralter, aber noch ungebeugter Mann im Linnenkleid aus der Tür und begrüßte ihn mit den Worten: „Seid getrost, Rabbi Wolf, und verbringt den Sabbat mit uns; am Morgen danach werdet Ihr Eure Reise wieder aufnehmen können.“ Wie im Traum ließ sich der Rabbi von dem Greis ins Tauchbad führen, betete inmitten von zehn hohen alten Männern und aß in ihrer Mitte, traumhaft verging ihm der Sabbat. Am nächsten Morgen begleitete ihn der Uralte zum Strand, wo ein Schiff vor Anker lag, und segnete ihn zum Abschied; sodann aber – Wolf wollte eben

eiligen Schritts die Landungsbrücke betreten — fragte er ihn: „Sagt doch, Rabbi Wolf: wie ergeht es den Juden in Eurem Land?“ „Der Herr der Welt verläßt sie nicht“, antwortete der Rabbi schnell und ging weiter. Erst als er auf hoher See war, klärte sich sein Sinn, er gedachte der Worte seines Lehrers, und die Reue überfiel ihn mit solcher Schwere, daß er die Reise ins Heilige Land nicht fortzusetzen, sondern alsbald heimzukehren beschloß. Er befragte einen der Schiffsleute; aus seiner Entgegnung erfuhr er, daß er sich schon auf der Heimfahrt befand.
Als Rabbi Wolf vor den Baalschem trat, sah ihn der traurig, aber mild an und sprach: „Schlecht hast du unserm Vater Abraham geantwortet. Tag um Tag fragt er Gott: ‚Wie ergeht es meinen Kindern?‘ und Gott erwidert: ‚Ich verlasse sie nicht‘. Hättest du ihm doch von dem Leid der Verbannung berichtet!“

Die Kraft der Gemeinschaft

Es wird erzählt:
Einst blieb am Abend nach dem Versöhnungstag der Mond von Wolken verdeckt, und der Baalschem konnte nicht hinausgehn, den Mondsegen zu sprechen. Das bedrückte ihn sehr, denn wie manchesmal fühlte er auch jetzt unwägbares Schicksal dem Werk seiner Lippen anheimgegeben. Vergebens richtete er seine tiefe Kraft auf das Licht des Wandelsterns, ihm zur Hilfe, daß er die schweren Hüllen abwerfe; sooft er aussandte, immer hieß es, die Wolken hätten sich noch verdichtet. Endlich verließ ihn die Hoffnung.
Indessen hatten die Chassidim, die von der Kümmernis des Baalschem nicht wußten, sich im äußern Haus versammelt und zu tanzen begonnen: denn so pflegten sie an diesem Abend die durch den hohepriesterlichen Dienst des Zaddiks vollzogne Sühnung des Jahrs in festlicher Freude zu begehen. Als die heilige Lust höher stieg, drangen sie tanzend in die

Kammer des Baalschem ein; bald übermächtigte sie die Begeisterung, sie faßten den verdüstert Sitzenden an den Händen und zogen ihn in den Reigen. In diesem Augenblick erscholl ein Ruf von draußen. Unversehens hatte sich die Nacht erhellt; in nie zuvor gesehnem Glanz schwang sich der Mond am makellosen Himmel.

ANHANG

WORTERKLÄRUNGEN, ANMERKUNGEN, ABFOLGE DER ZADDIKIM

Worterklärungen

Awoda: wörtlich Dienst; Gottesdienst; spezifisch der an jedem Jomkippur (s. d.) vorgetragene Bericht über den besondern Opferdienst dieses Tags.

Amoraim: Plural von Amora, Sprecher, Erklärer; so heißen die Meister des zweiten großen talmudischen Gebildes, der Gemara (s. d.), die das Werk der Tannaim (s. d.), die Mischna (s. d.), erläuterten und ausbauten.

Badchen: jiddisch, vom neuhebräischen badchan: Lustigmacher; der auf den Hochzeiten die Leute unter Musikbegleitung begrüßt, die Braut und den Bräutigam „besingt", witzige Reime auf alle Tischgäste vorträgt, die Geschenke „ausruft" usw. Unter den Badchanim hat es mehrere gegeben, die als Dichter und Komponisten eine echt volkstümliche Kraft und eine bemerkenswerte ethnische Eigenart bewährten.

Bet-ha-Midrasch: wörtlich Haus der Forschung; allgemeines Lehr- und Bethaus.

Bilbul: Verwirrung, daher falsche Beschuldigung, spezifisch Ritualmord-Beschuldigung.

Chasan: Vorbeter.

Etrog: die „Frucht des schönen Baums" (III M. 23, 40), einer Hesperidenart, gewöhnlich Paradiesapfel genannt, über der am Sukkotfest (s. d.) der Segen gesprochen wird.

Galut: Verbannung, Exil, Diaspora.

Gemara: wörtlich Vollendung (der Lehre), das Fertiggelernte; so wird nach dem späteren, dem Talmud selbst fremden Sprachgebrauch dessen zweiter und weitaus umfangreicherer Teil genannt, der den ersten, früheren, die Mischna (s. d.), erörtert und kommentiert: die Gemara des jerusalemischen (Jeruschalmi) und die des ihn an Umfang mehrfach übersteigenden babylonischen Talmuds (Babli) entstanden in der Zeit bis zum 6. Jahrh. n. Chr., die eine im westaramäischen, die andre im ostaramäischen Idiom.

Golus: s. Galut.

Gojim: Plural von Goj; wörtlich Stämme, Völker: Nichtjuden.

Haggada: s. Peßach.

Hawdala: „Scheidung"; die Zeremonie des Sabbatendes; man spricht — gleichsam an den Empfindungen eines Sinns nach dem andern die Schiedlichkeit erprobend — zuerst den Segen über den Wein, dann den über die Gewürze, an denen man riecht, sodann, nachdem man beim Kerzenlicht die Fingernägel betrachtet hat, den über die Flamme; endlich preist man Gott, „der zwischen Heiligem und Profanem scheidet". Nach der kabbalistischen Auf-

fassung besteht das Geheimnis der Hawdala in der Abscheidung der „Schalen", die in der „Welt der Fertigung" die Heiligkeit durchdringen. — Es sei an dieser Stelle nochmals hervorgehoben, daß das Berühren des Leuchters vor Sabbatausgang durch Rabbi Mendel von Kozk (S. 403f.) zwar einen schweren Verstoß gegen die Vorschriften der Sabbatruhe darstellt, aber in seiner wesentlichen Bedeutung nicht als eine bloße Demonstration gegen das Religionsgesetz, sondern als ein tiefer greifender symbolischer Akt aufgefaßt werden muß.

Hinnom: Gej Hinnom, die „Schlucht Hinnoms" bei Jerusalem, war nach II Könige 23, 10 die Stätte, wo der fälschlich so genannte Molochkult begangen wurde; später wurde der Ortsname zu einer Bezeichnung der „Hölle" (griech. Geenna).

Jeschurun: etwa das gerade, rechtschaffene Volk; Beiname Israels.

Jomkippur oder **Jom-hakippurim**: Versöhnungstag, einst der Tag der Aussendung des Sündenbocks (III M. 16) und des großen Opferdienstes des Hohenpriesters im Allerheiligsten; im talmudischen Schrifttum oft auch nur „der Tag" genannt, da in ihm der Vorgang der Seelenwende und Seelenerneuerung, der mit dem Rosch-ha-Schana (s. d.), dem Neujahrsfest, begonnen hat, seine Höhe und Vollendung gewinnt. Es ist der Tag des Sündenbekenntnisses und der Läuterung, der Tag des strengen Fastens von einem Abend bis zum andern. Der Gottesdienst währt vom Morgen bis zum Abend, die Beter stehen unbeschuht in weißen Kitteln, die den Totengewändern gleichen. Vor dem Fest sollen alle einander vergeben, da der Tag nur die Sünden gegen Gott, nicht die gegen die Mitmenschen sühnt.

Kawwana: Ausrichtung, Intention; s. S. 149ff. und 358ff.

Kiddusch: „Heiligung", Huldigungssegen; spezifisch der Segen über den Wein, mit dem am Freitagabend der Sabbat eingeleitet wird; vgl. Anmerkung zu S. 472.

Klaus: Betstube einer geschlossenen (zumeist chassidischen) Betergemeinde.

Klesmer: jiddisch, von hebr. kle semer (Musikinstrumente); Spielmann.

Kol Nidre: die mit diesen Worten („alle Gelübde") beginnende, am Vorabend des Versöhnungstags gesprochene feierliche Formel der Lösung von den nicht erfüllten oder nicht erfüllbaren Gelübden.

Maschiach: Gesalbter (griech. Messias).

Mazzot (Plural von **Mazza**): die ungesäuerten Brote, die während der Festwoche des Peßach (s. d.) zu essen geboten ist. Ihre Zubereitung soll mit besonderer Weihe und Sorgfalt geschehen.

Menora: Leuchter, vornehmlich der synagogale siebenarmige.

Midrasch: eigentlich „Erforschung, Studium", im engeren Sinn die über die einfache Worterklärung hinausgehende Auslegung der Schrift. Sammlungen solcher Erklärungen zu den einzelnen biblischen Büchern stellen die Midraschim dar, die eine unvergleichliche Fülle von Sagen, Parabeln, Gleichnissen und Sprüchen enthalten.

Mincha: ursprünglich eine Opferart (III M., 2), sodann das an Stelle des Nachmittagsopfers (Esra 9, 4) getretene Nachmittagsgebet.

Mischna: wörtlich Repetition, sodann der Unterricht überhaupt; prägnant die mündliche Gesetzesüberlieferung als Ergänzung der Schrifttora: der erste, frühere Hauptteil des Talmuds, der vom letzten Viertel des 1. bis zum Ende des 2. Jahrh. n. Chr. entstanden ist, in hebräischer Sprache.

Mitnagdim: Plural von Mitnaged, „Widersacher"; so werden die erklärten Gegner des Chassidismus genannt.

Mußaf: „Zusatz"; ursprünglich das besondere, an Sabbaten und Festtagen hinzukommende Opfer, später die an seine Stelle getretene Gebetfolge, die an diesen Tagen nach dem allgemeinen Morgengebet gesprochen wird.

Neïla: „Schließung"; das Schlußgebet des Versöhnungstags, das „beim Sinken der Sonne in die Baumwipfel" gesprochen wird, „während die Himmelspforte des Gerichts und der Gnade sich schließt".

Peßach (Passah): Überspringung, Verschonung; so heißt zunächst das Opferlamm, das zum Gedächtnis der Verschonung der jüdischen Erstgeborenen während der zehnten ägyptischen Plage verzehrt wurde (II. M. 12, 27), sodann das in die Zeit zwischen der letzten März- und der letzten Aprilwoche fallende, siebentägige, in der Diaspora achttägige Fest des Gedenkens an den Auszug aus Ägypten, das auch Fest der ungesäuerten Brote (und damit Fest des Aufbruchs) genannt wird. Die Tafelfeier des ersten und zweiten Abends mit ihren sinnbildlichen Speisen, ihren memorialen Weintränken, ihrem großen, aus Chronik und Legende, Sprüchen und Hymnen gewobenen Vortrag („Haggada", d. i. Bericht) vom „Auszug" wird Seder, Ordnung, genannt.

Purim: das Fest der Lose (Ester 9, 25), die heitere Gedenkfeier der Überwindung des bösen Haman durch Mardechai und Ester, durch ein Freudenmahl, Austausch von Geschenken, Austeilung von Almosen an Juden und Nichtjuden, Mummenschanz (von dem sich alte Komödientexte bewahrt haben) und allerlei Scherze und Spiele begangen.

Raw: Meister, Lehrer, sodann Rabbiner im Sinne des im Gesetz Unterweisenden und dessen Befolgung Regelnden.

Rosch-ha-Schana: wörtlich Haupt des Jahres; das in die Zeit zwischen der ersten September- und der ersten Oktoberwoche fallende zweitägige Neujahrsfest, das zugleich das Fest der ewigen Erneuerung der — an diesem Tage erschaffenen — Welt durch Gott und das der Erneuerung der Menschenseele in einem Vorgang der Selbstbesinnung und Umkehr, des Gerichts und der Gnade ist, der mit diesem Tage beginnt und mit dem zehnten danach (die „zehn Tage der Buße"), dem Versöhnungsfest endet: sie heißen zusammen die furchtbaren oder erhabenen Tage; in der Schule des großen Maggids nannte man Rosch-ha-Schana das Haupt des Jahrs als den Moment des schöpferischen Gedankens, Jomkippur das Herz des Jahrs als den der elementaren Erfüllung. Für diese Zeit pflegte jeder eifrige Chassid in die Stadt seines Zaddiks zu fahren, um ihm in den höchsten Stunden nahe zu sein.

Schechina: „Einwohnung"; die „Herrlichkeit" Gottes, die welteinwohnende Gottheit; s. S. 143 f. und 343 f.

Schewat: der fünfte Monat des jüdischen Jahrs, etwa dem Februar entsprechend.

Schewarim: s. Anmerkung zu S. 421.

Schewuot: wörtlich Wochen; das eintägige, in der Diaspora zweitägige „Wochenfest" (weil vom Peßachfest sieben mal sieben Tage zu zählen sind, es fällt auf den fünfzigsten), das als palästinensisches Naturfest auch Fest der Erstlinge (des Weizens, die wie die aller Frucht Gott dargebracht wurden) oder der Ernte, als Gedenkfest die Zeit der Tora-Erteilung, der Offenbarung genannt wird. Im Bethaus und in den Wohnhäusern werden Bäume aufgestellt und junges Grün auf den Boden gestreut, „weil grüne Kräuter um den Berg Sinai wuchsen". Von Rabbi Jizchak Lurja stammt das Wort: „In jedem Jahr, wenn die Zeit eines der drei Freudenfeste, Peßach, Schewuot, Sukkot, da ist, geschieht es, als sei es das erste Mal: am Peßach zieht man selber aus Ägypten, am Schewuot empfängt man selber die Tora."

Schofar: das Widderhorn, das zum Gedächtnis der Offenbarung (II M. 19, 16) und zur Vorahnung des Endgerichts (Zefanja I, 16), zur Erweckung der Seelen und zum Ruf an Gott in der Synagoge, vornehmlich am Rosch-ha-Schana geblasen wird; vgl. Anmerkung zu S. 421.

Schul: Synagoge.

Simchat Tora: s. Sukkot.

Sukkot (Plural von **Sukka**): „Hütten"; das auf den 5. Tag

nach Jomkippur fallende, achttägige „Hüttenfest", an das sich als neunter der Tag der „Freude an der Lehre", Simchat Tora, schließt; der Überlieferung nach so genannt zum Gedächtnis an die zeltartigen Hütten, in denen das Volk auf der Wüstenwanderung wohnte: ursprünglich als Naturfest Fest des großen Erntedanks nach vollbrachtem Werk der Tenne und der Kelter, unter den drei Freudenfesten, an denen ganz Israel zur Tempelstadt zog, das fröhlichste, auch schlechthin „die Zeit unserer Freude" genannt; auch jetzt noch die Verbindung mit der Natur durch den Brauch bezeugend, das ganze Fest in einer mit frischem Laub bedeckten Bretterhütte zu verbringen („das glückseligste aller Gebote," sagte ein Rabbi, „weil man mit allen Gliedern in das Gebot hineingeht"), und durch den aus einem Palmzweig, Bachweiden und Myrten gebundenen Feststrauß, der — von den Chassidim mit besonderen Kawwanot — nach den vier Himmelsrichtungen, nach oben und unten geschwungen wird, zusammen mit dem Etrog, „der Frucht des schönen Baums" (III M. 23, 40), einer Hesperidenart, gewöhnlich Paradiesapfel genannt. Am Tag der Torafreude findet in begeisterter Freude ein siebenfacher Rundgang mit allen der Lade enthobenen Torarollen durch das Bethaus statt; man umschlingt die geschmückten und gekrönten Rollen, küßt sie und tanzt mit ihnen. An diesem Tag wird (seit dem 11. oder 12. Jahrhundert) die über das Jahr verteilte öffentliche Vorlesung der Fünf Bücher beendet und eine neue begonnen.

Tallit: viereckiger, togaartiger Gebetsüberhang oder Gebetmantel (ursprünglich ein orientalisches Obergewand), an dem die Schaufäden, Zizit (IV M. 15, 37), angebracht sind, und in den die Männer (mit Ausnahme der Unvermählten) sich beim Beten hüllen.

Tannaim: Plural von Tanna, Wiederholer, Lehrer; die Meister der Mischna (s. d.).

Tefillin: Phylakterien; Kapseln, die vier Toratexte auf Pergamentstreifen enthalten und zum Zeichen des Bundes mit Gott an den Wochentagen (an Sabbaten und Festtagen tut solche Beurkundung nicht not) mit Riemen an den linken Arm und an die Stirn — nach dem Geheiß V M. 11, 18 — geknüpft werden. Einzelne Fromme pflegen zwei Paare Tefillin verschiedener Tradition (verschiedene Texte enthaltend) zugleich zu tragen.

Tekia: s. Anmerkung zu S. 421.

Terua: s. Anmerkung zu S. 421.

Tora: „Weisung", Lehre, Gesetz (das „durch die Schrift" und das „durch den Mund" erhaltene); als Buch der Pentateuch.

Anmerkungen

(Die Ziffern vor den Stichworten geben die Seitenzahl an)

[25] **Simons ben Jochai**: ein von der Legende verklärter Meister des 2. Jahrhunderts, der von der Kabbala zu ihrem zentralen Heros erhoben und dem die Autorschaft des kabbalistischen Hauptwerks, des Buchs Sohar, zugeschrieben wurde. Nachdem er, von den Römern seines kritischen Freimuts wegen, zum Tod verurteilt, mit seinem Sohn viele Jahre sich in einer Höhle geborgen hatte, ließ er sich in dem einsamen galiläischen Gebirgsort Meron (unweit von Safed) nieder, wo er lehrte und starb; dort wird sein Grab gezeigt und sein Todestag in einem großen volkstümlich herzhaften Feste begangen, zu dem noch heute aus dem ganzen Land die Scharen herbeiwallen.

[25] **Isaak Lurjas**: Der ebenfalls sagenumwobne Hauptmeister der spätern Kabbala (1534—1572) hat die letzten Jahre seines Lebens in Safed verbracht und ist dort gestorben.

[188] **Rabbi Akiba**: der einflußreichste und von der Sage am höchsten gefeierte unter den frühen Meistern des Talmuds, der eigentliche Begründer der Mischna; er half Simon „Bar-Kochba", dem „Sternensohn", in seinem großen Aufstand gegen Hadrian (132—135) und starb den Märtyrertod.

[190] **Heiligung des Namens**: Kiddusch ha-Schem, Heiligung des Gottesnamens, wird jede Opfertat des Menschen genannt, die zur Errichtung des Gottesreichs auf Erden beiträgt (vgl. von neueren Darstellungen dieses führenden Begriffs des jüdischen religiösen Ethos: Martin Schreiner, Die jüngsten Urteile über das Judentum S. 169ff., Felix Perles, Jüdische Skizzen 2. Aufl. S. 100ff. und insbesondere Hugo Bergmann im Sammelbuch „Vom Judentum", Leipzig 1913, S. 32ff.).

[324] **Rabbi Meïr Margoliut**: ein Lieblingsschüler des Baalschem und einer der ersten, die sich ihm anschlossen; in seinem kabbalistischen Buch „Das Geheimnis des Jachin und des Boas" (der Säulen vor dem Tempel Salomos) schreibt er: „Von meinem Knabenalter an, von dem Tag an, da ich mich in liebendem Anhaften zugesellte meinem Lehrer, meinem Freund, dem Meister, dem Frommen, Israel Baal-Schem-Tow, sein Andenken sei zum Segen, erkannte ich getreulich, daß seine Führung in Heiligkeit und Reinheit geschah."

[325] **Buch der Schöpfung**: Sefer Jezira, das Grundwerk der jüdischen Zahlen- und Buchstabenmystik, nach einer Überlieferung vom Erzvater Abraham, nach den noch uneinigen Ansich-

ten der Wissenschaft aus der talmudischen oder nachtalmudischen Epoche stammend, von einer kühnen Prägnanz des Wortes, die in keiner der neupythagoräischen Schriften verwandten Charakters zu finden ist.

[326] Der nachmalige „Slotschower": Jechiel Michal von Zloczow (st. 1771 oder 1772) war einer der größten unter den Schülern des Baalschem; vgl. über ihn S. 145 („von einem Zaddik"), 390, 569, 608, 627 und 639. Der Apter Rabbi, der ihn in seiner Jugend (er war noch jung, als Rabbi Michal starb) besucht hatte, erzählte davon: „Ich wußte, daß in jedem Geschlecht ein Zaddik lebt, in dessen Hand der Schlüssel der Lehre ist, doch ich wußte nicht, wer es damals war. Als ich aber zu Rabbi Jechiel Michal kam, erkannte ich ihn, sowie er den Mund auftat; denn sogleich waren mir alle Zweifelfragen in Dingen der Lehre geschlichtet."

[372] Samael (genauer Sammael): der große Verführer und Ankläger; er wird auch mit dem Todesengel identifiziert.

[409] Der Baum des Lebens: Ez ha-Chajim, die Darstellung des Systems Jizchak Lurjas (st. 1572), des Begründers der neueren (theurgischen) Kabbala, durch seinen Hauptschüler, Chajim Vital Calabrese (st. 1620).

[407] Der Seufzer: Ähnliches wird vom Baalschem erzählt. Das Motiv der Freude über ein „Dienen ohne Lohn" ist schon aus dem Talmud bekannt.

[410] Aus vierundzwanzig Worten: die auf die 24 Bücher der Schrift hindeuten.

[410] Den überlieferten Spruch: Talmud Babli, Tr. Erubin 13 schickt eine Himmelsstimme, ehe sie den Streit zwischen einer Gesetzesthese der „erschwerenden", partikularistischen Schule Schammais und der der „erleichternden", universalistischen Schule Hillels zugunsten der letzteren entscheidet, dieses Wort voraus.

[411] An den drei Sabbatmahlen: das Vorabendmahl, das Morgenmahl und das dritte, nach dem Mincha- (Nachmittags-) Gebet eingenommene Hauptmahl.

[412] Maleachi spricht: 2,7.

[412] Unsere Weisen: Talmud Babli, Tr. Moed Katan 17.

[413] In der heiligen Tora: III M. 26,11.

[413] Der verborgene Zaddik: „Verborgene Zaddikim" werden die sechsunddreißig Männer genannt, auf deren der Welt unkenntlichem, hinter dem weltlichen Treiben eines Bauern, Handwerkers, Lastträgers verhohlenem Wirken der Bestand der Schöpfung ruht (vgl. Talmud Babli, Tr. Sanhedrin 97). Zu diesen gehört Rabbi Leib „Sares", d. i. Sohn der Sara, nicht eigentlich, obgleich auch er mit diesem Namen bezeichnet wird; vielmehr läßt ihn die Sage zwischen den „offenbaren" und den „heim-

lichen" Zaddikim vermitteln und für diese sorgen. Aber seine Gestalt und sein Leben sind ganz in Geheimnis eingetan, vor allem seine unablässigen Wanderungen: er soll in seinem mit Stroh gegürteten Leinenkittel allerlei hohe Herren, die den Juden mißgesinnt waren, heimgesucht und auf wunderbare Art zum Guten bezwungen haben; er soll viele Abtrünnige in Israel zurückgeführt haben; und vor allem wird erzählt, er habe die irrenden Seelen, die in ein Gewässer oder einen Felsen oder einen Baum oder ein Tier gebannt sind, auf seinen Fahrten erlöst.

[415] Bann: der erste Bannspruch des „Gaon", R. Elijahu von Wilna, gegen die Chassidim, der am 11. April 1772 verkündet wurde; der große Maggid starb am 15. November.

[418] Des neunten Ab: der zwischen Mitte Juli und Mitte August fallende Gedenktag der Zerstörung des ersten Tempels durch Nebukadnezar und des zweiten durch Titus, Tag des Fastens und der Trauer: im Gottesdienst werden die Jeremija zugeschriebenen Klagelieder vorgetragen; die Betenden sitzen im unerleuchteten Raum (nur für den Vorbeter ist ein Licht entzündet) unbeschuht am Boden, gleich den um einen Toten Trauernden, wie man schon das karge Letztmahl vor Beginn des Fastens auf der Erde sitzend und schweigend einnimmt.

[418] Zwischen den Knien: die Haltung der tiefsten Meditation, die in dem (nach der herrschenden Auffassung aus dem 8. oder 9. Jahrhundert stammenden, wahrscheinlich aber wesentlich älteren) mystischen „Hechalot"-Schrifttum (Hechalot, Palasthallen, werden die sieben Hallen der Engelwelt genannt) als die sich ans Fasten fügende Grundhaltung gelehrt wird, welche den Zugang zur Geheimniswelt erschließt.

[419] Rabbi Nachum von Tschernobil: (st. 1798); s. S. 378 sowie S. 368. Er hatte dem Baalschem angehangen und war dann ein Schüler des Maggids geworden, der einmal auf ihn als auf seinen Nachfolger hingedeutet haben soll; doch habe nach dem Tod des Meisters einer der Mitschüler widersprochen. Die Legende erzählt von Rabbi Nachum, er habe sich einem Engel, der ihn lehren wollte, geweigert. Er war ein bedeutender Wanderprediger, der der Lehre von der großen Weltfreude die volkstümliche Gestalt gab.

[420] Um es abzuwerfen: d. h. Hochmut führt zur Untreue gegen das göttliche Gesetz (unbedeckten Hauptes gehen gilt als Verletzung der religiösen Ehrfurcht).

[421] Die Blasweisen: Der Rabbi spricht nach dem Morgengottesdienst des Neujahrstags dem Schofarblasenden die Weisen vor, Tekia (etwa Wachtruf, Signalton), Schewarim (etwa Singruf, Triller) und Terua (etwa Jubelruf, Geschmetter). Das Geheimnis

des Schofars deutet sich in dem Gebet an, das nach dem Blasen gesprochen und in dem von Gott erfleht wird, es möchten die Engel, die aus den Tönen aufsteigen, vor den Thron gelangen.

[421] **Gürtel und Stab**: die Abzeichen der Führerschaft; durch Übergabe seines Stabs erteilt der Rabbi Vollmacht, in seinem Namen zu handeln.

[423] **Die Luft des Landes**: „Die Luft des Landes Israel macht weise" (Talmud Babli, Tr. Baba Batra 158).

[424] **Im Midrasch**: Die Stelle ist mir unbekannt. Der Midrasch Tehillim zu Ps. 80,6 läßt Esau wegen des Segens Isaaks drei Tränen weinen, von denen eine in seinem Auge haften bleibt. Im Sohar (II 12b) heißt es: „Jene Tränen, die Esau weinte, brachten Israel ins Exil. Wenn jene Tränen versiegen und Israel weint, wird es aus dem Exil erlöst werden."

[425] **Der Gesang vom Schilfmeer**: II M. 15, der die Reihe der Loblieder im Morgengebet beschließt.

[426] **Übertrug er**: auf Grund einer offenkundig falschen, aber vom Geist befohlenen Etymologie, wie sie uns so oft etwa bei Jakob Böhme entgegentritt.

[426] **Es ist uns geboten**: III M. 19, 18.

[428] **Das Wort des Predigers Salomo**: 7, 5.

[429] **Es finde sich kein Flecken**: Babli, Schabbat 114: „Der Lehrbeflissene, auf dessen Gewand sich ein Flecken findet, ist des Todes schuldig."

[429] **Stufenfolge der Eigenschaften**: das. Sota 49.

[430] **Sprüche Salomos**: 5, 19.

[435] **Ein Wort**: Talmud Babli, Berachot 54 und 60.

[436] **In den Psalmen**: 145, 9.

[437] **In den heiligen Büchern**: so z. B. in dem Sefer ha-Gilgulim (Buch der Seelenwanderungen) des R. Chajim Vital: „Alle Geister und Seelen und Lebenselemente waren in Adam beschlossen."

[437] **In der Gemara**: Babli, Sanhedrin 22; ebenda: „Wenn einem sein erstes Weib stirbt, das ist, als sei der Tempel in seinen Tagen zerstört worden."

[438] **Dem Rabbi von Neshiž**: Mardechai von Neshiž (st. 1800), Schüler Rabbi Jechiel Michals von Zloczow, eines der größten unter den Schülern des Baalschem (vgl. Anm. zu S. 326). Der Lubliner sagte von R. Mardechai, Lernen, Beten, Essen und Schlafen sei bei ihm eines gewesen (S. 141). Von ihm stammt das Wort: „Der Tag ist in unsere Grenzen eingeschritten" (S. 136). Er ist eine Hauptgestalt der chassidischen Wunderlegende.

[440] **Der Fürst des Feuers**: vgl. die Geschichte dieses Namens in der „Legende des Baalschem", S. 170 ff.

[441] Adonai: so wird im allgemeinen anstatt des nicht zu nennenden Gottesnamens (des Tetragrammatons JHWH, dessen Vokalisierung ungewiß ist) ausgesprochen (sonst auch Ha-Schem, der Name, im Chabad-Chassidismus das Anagramm Hawaje, das ist das Sein), den ich an anderen Stellen dieses Buches zumeist, wie in meiner gemeinsam mit Franz Rosenzweig unternommenen Bibelübersetzung, durch ER (in der Anrede DU) wiedergegeben habe, an einer besonders wichtigen Stelle, von der Erschließung des Namens in II M. 3,14 (vgl. unsre Übersetzung) aus, durch „der Dasciende", d. h. der seiner Kreatur Gegenwärtige.

[443] Rabbi David von Lelow: er wurde Elimelechs Schüler, schloß sich dann dem Lubliner an und war ein Freund des Jehudi.

[443] Die große Kasteiung: die Teschubat ha-Kana, so genannt nach dem aus dem 15. Jahrhundert stammenden Sefer ha-Kana, worin sie dem wahrhaft Lehrbeflissenen zur Pflicht gemacht wird.

[446] Der Prophet Elija: Der in den Himmel entrückte Elias ist der jüdischen Sage nach, zu deren eigentümlichster Gestalt er geworden ist, der stete Bote Gottes an die Menschenwelt, gegenwärtig beim Eintritt jedes jüdischen Knaben in den Bund Israels mit Gott, gegenwärtig an jeder „Seder"-Tafel in der dem Gedächtnis der großen Bundestat, der Befreiung aus Ägypten geweihten Osternacht, wo für ihn ein Weinbecher kredenzt wird, hilfreich in Nöten, belehrend in Ungewißheiten, bestimmt, dereinst als Vorbote des Messias, als Wecker und Rufer die träge Menschheit dem Kommenden zu bereiten. Seiner sichtbaren Erscheinung und seines Wortes teilhaftig zu werden, bedeutet die eigentliche Einweihung des Einzelnen in das Geheimnis der Lehre.

[446] Ibn Esra: Abraham ibn Esra (st. 1167), ein bedeutender Dichter, Religionsphilosoph, Bibelerklärer, Mathematiker und Astronom der jüdisch-arabischen Epoche, „liberioris ingenii vir" (Spinoza).

[447] In der Tora: III M. 25, 55.

[448] Lebenswein: wörtlich „der vorbehaltene Wein", der von der Schöpfung her für die Gerechten bewahrt ist (vgl. Jellinek, Bet ha-Midrasch III, VI).

[449] Des ewigen Hauses: so wird der Friedhof genannt, der im Volksmund auch „der gute Ort" heißt.

[449] Geleitmahl: „das Geleitmahl der heiligen Königin" (Sabbat), das nach Sabbat-Ausgang eingenommen wird, heißt auch „das Mahl König Davids", der Sage nach, weil David, dem Gott angekündigt hatte, er werde an einem Sabbat sterben (Babli,

Schabbat 30), nach jedem Sabbat ein Festmahl veranstaltete, um zu feiern, daß er noch am Leben war.

[450] Die verborgenen Zaddikim: s. Anmerk. zu S. 413.

[451] Rabbi Mosche Efraim: Mosche Chajim Efraim von Sadylkow, ein Tochtersohn des Baalschem und ein wichtiger Verkünder der Lehre; es wird ihm aber auch nachgerühmt, er sei ein großer Seelenarzt gewesen und habe „die Seelen der Menschen mit der seinen verbunden und sie zu ihrem Ursprung, zur Welt der Umkehr erhoben".

[452] Das Gebet: Am Tag der Torafreude, dem Nachtag des Hüttenfestes, wird das Gebet gesprochen: „Dir ist zu wissen offenbart, daß JHWH Gott ist, keiner außer ihm."

[454] Wie er barmherzig ist: nach Talmud Babli, Schabbat 133.

[455] Gottes Tefillin: Die Vorstellung von Gottes Phylakterien und dem in ihnen eingeschlossenen Schriftwort (II Sam. 7, 23) ist eine talmudische (Berachot 5). Ein Zaddik bemerkt dazu, das Pergament, auf das die Worte in Gottes Tefillin geschrieben seien, sei Israel selber. Das Bild der „ungültigen" Tefillin (Tefillin sind ungültig, wenn der in ihnen eingeschlossene Text einen Fehler aufweist) geht nach einer Aufzeichnung des Berditschewers auf ein Wort Rabbi Sußjas zurück.

[456] Fürst-Dämon: Über jedes der siebzig Völker ist nach der mythischen Vorstellung (vgl. Daniel 10) ein „Fürst" gesetzt.

[456] Gebet der achtzehn Segenssprüche: die Schemona Essre (d. i. Achtzehn), auch Tefilla (Gebet) schlechthin genannt, einer der ältesten Bestandteile der Gebetsordnung, der in jedem einzelnen Gottesdienst, dem morgendlichen, dem nachmittäglichen und dem abendlichen, wiederkehrt; es wird von jedem Beter still gesprochen (nach dem Sohar, weil es nur die gebetempfangenden Engel, die „Ohren" heißen, hören dürfen, da Menschengehör es auffangen und am Aufstieg hindern würde) und darf durch kein profanes Wort unterbrochen werden, danach wiederholt es der Vorbeter (für die Gebetsunkundigen).

[457] Erhabenen Tagen: Neujahr und Versöhnungstag.

[459] Es steht geschrieben: Jeremija 31, 19.

[461] Das Wort: Talmud Babli, Baba Mezia 49.

[461] Wir haben gefehlt: das tägliche Schuldbekenntnis, das am Jomkippur mehrfach wiederholt wird.

[462] Was erzählt wird: Babli, Sanhedrin 109.

[463] Das Gesäuerte: Am Vorabend des Festes der ungesäuerten Brote beim Aufgehen der Sterne werden im sorgfältig gesäuberten, zuweilen frisch getünchten Haus alle Reste von Sauerteig aller Art zusammengesucht und in einem eigens ent-

zündeten Feuer verbrannt. Für diese heiligen Handlungen bestehen besondere Kawwanot.

[465] **Die sieben Hirten**: so (unter Bezugnahme auf Micha 5, 4) aufgezählt Talmud Babli, Sukka 52; vom dereinstigen Gelage der Gerechten das Peßachim 119.

[466] **Den Scheidebrief geben**: die einzig zulässige Form der Ehescheidung.

[466] **Das Kind im Mutterleib**: Nach dem Talmud (Babli, Nidda 30) brennt auf dem Kopf des Embryos ein Licht, bei dessen Schein er von einem Ende der Welt zum anderen schaut, und man lehrt ihn die ganze Tora (vgl. auch Jellinek, Bet-ha-Midrasch I.). Darauf wird der Vers Hiob 29, 4 bezogen: „Als das Geheimnis Gottes über meinem Zelte war".

[467] **Das ist**: Grundworte der Lehre von der Begegnung, in der das Objektive sich im Subjektiven verwirklicht.

[467] **Rabbi Pinchas von Korez**: einer der größten und weisesten unter den Jüngern des Baalschem (st. 1791); R. Leib Sares soll ihn das Hirn und Sußja das Herz der Welt genannt haben; vgl. S. 360, 367 f., 574, 575 f., 602, 618, 625 und 643. Rabbi Rafael von Berschad (S. 162, 364, 607 f., 621, 626 und 647) war sein Schüler. Die Legende erzählt, wie die Schechina nach R. Pinchas' Tode trauerte (S. 139).

[470] **Mit dem Spruch**: Aus dem mit den Worten „Die Seele alles Lebendigen" beginnenden Morgengebet der Sabbate und Festtage.

[471] **Das göttliche Nichts**: die Gotteskonzeption der Chabad-Lehre, nach der das Göttliche, das Nichtbeschränkte, allem Etwas, allem Beschränkten, als das „Nichts" gegenübersteht.

[472] **Zur Sabbateinweihung**: der abendliche Empfang der „Braut" Sabbat mit dem Weihesegen über den Wein (bei dem, einer Überlieferung nach, die Schechina zu Häupten des Tisches erscheint), der Austeilung des Brotes, dem Festmahl und den Sabbatgesängen. Es ist ein mit Eifer geübter Brauch, Heimlose und arme Wanderer zu den Sabbatmahlen zu laden.

[472] **Schulhelfer**: jiddisch belfer (Behelfer), der die Kinder in die Schule holt und sie beaufsichtigt; vgl. S. 167.

[474] **Rabbi Baruch**: Baruch von Mesbiż, Tochtersohn des Baalschem (st. 1812), durch sein inbrünstiges Gebet (er ist der Zaddik, von dessen Hohelied-Sprechen Seite 396 die Rede ist) wie durch seine ingrimmige Streitlust bekannt; insbesondere mit R. Schnëur Salman führte er einen langen und unerbittlichen Kampf. Vergleiche über ihn Seite 369, 560, 562 f., 568, 577, 616 und 644.

[475] **Ein Tauchbad**: als vor einer heiligen Handlung; es wird von Toraschreibern berichtet, sie hätten vor der Niederschrift jedes Gottesnamens ein Tauchbad genommen (vergleiche Seite 356).

[476] **Das Gebetbuch**: Das „Siddur meha-Ari" (Gebetbuch des R. Jizchak Lurja) betitelte, von R. Jaakob Kopil zusammengestellte, über das der Baalschem, dem eine Probe vorlag, sich mit hoher Anerkennung ausgesprochen hat, ist den bibliographischen Handbüchern nach zuerst in Korzec („Korez") o. J. erschienen; ich habe diese Ausgabe in keiner Bibliothek ermitteln können, besitze aber die in Slobuta („Slawita") 1804 gedruckte. Doch wird auch das von R. Schabtai von Raschkow zusammengestellte, 1705 in Korzec gedruckte Gebetbuch als das R. Jizchak Lurjas bezeichnet. Bei dem auf S. 360 erwähnten Gebetbuch kann es sich dagegen um keins von beiden, sondern nur um einen der älteren Siddurim mit lurjanischen Kawwanot (vermutlich den in Zolkiew 1781 erschienenen) handeln.

[476] **Rabbi Mosche Teitelbaum**: Über sein Harren auf den Messias s. S. 150 und 651 f.

[477] **Im Gesetzbuch**: im Schulchan Aruch (Orach Chajim I), dem „Gedeckten Tisch", der aus dem 16. Jahrhundert stammenden Kodifikation des Ritualgesetzes.

[477] **Unsere Weisen**: Talmud Babli, Joma 38 (im Anschluß an Sprüche Salomos 3, 34).

[477] **Mitternachtsklage**: Die Frommen pflegen sich um Mitternacht vom Lager zu erheben, sich unbeschuht auf den Boden zu setzen, Asche auf ihre Stirn zu streuen und erst das Bekenntnis der Sünden, dann die Klage um Zion und die Bitte um Erlösung zu sprechen.

[478] **Den andern Zetteln**: Gemeint sind die sogenannten Quittel, d. i. Bittzettel, auf denen der Name des Bittstellers mit dem seiner Mutter und sein Anliegen verzeichnet stehen.

[478] **Der Ehevertrag**: Tenaim („Bedingungen"), richtiger Verlobungsvertrag zu nennen, da sie schon bei der Verlobung geschrieben und unterzeichnet werden; bei der Trauung kommt nur noch ein wirtschaftlicher Pakt, die „Verschreibung", Ketuba, dazu.

[479] **Beisitzer**: Das geistliche Gericht besteht aus dem Vorsitzenden (Ab-Bet-Din, „Vater des Gerichtshofs") und den beiden Dajanim (Richter).

[479] **Eine Glosse**: Es handelt sich hier um die hauptsächlich aus dem 12. Jahrhundert stammenden „Toßafot".

[481] **Das Siegel Gottes**: s. Talmud Babli, Sanhedrin 24.

[486] **Der Badchen**: Zu den Obliegenheiten des „Lustigma-

chers" gehört auch, am Schluß des Hochzeitsmahls die Geschenke „auszurufen", d. i. eins nach dem anderen in die Höhe zu halten und Geber wie Gegenstand spaßhaft anzupreisen.

[486] Verheißung des Baalschem: s. S. 298 und 392.

[486] „Wie furchtgewaltig ist dieser Ort": bei diesen Worten wird des Erzvaters Jakob gedacht (I M. 28, 17).

[486] Montags und Donnerstags: Außer am Sabbat wird an diesen zwei Tagen die Torarolle aus der Lade gehoben, und es wird daraus vorgelesen, der Überlieferung nach, „damit nicht drei Tage ohne Tora vergehen".

[487] Es heißt: Jesaja 40, 31.

[487] Ohne Rock: Der polnische Verspruch: „Hulaj dusza bez kontusza" (wörtlich: Tolle, Seele, ohne Rock).

[488] Ein anderes Gebet: vgl. S. 148.

[495] Esra der Schreiber: Talmud Babli, Baba Kama 82 und Raschis Kommentar zu der Stelle.

[496] Unsere Weisen sagen: Talmud Babli, Schabbat 127 (unter Berufung auf I M. 18, 3).

[498] Als der Berg umgestürzt ward: Talmud Babli, Schabbat 88, Awoda Sara 2.

[498] Das stille Gebet: s. Anm. zu S. 456.

[500] An den Neumondstagen: die als Halbfeiertage gelten.

[500] Den Spruch: V M. 16, 19.

[501] Es steht geschrieben: Ps. 62, 13.

[502] Spricht Gott: Talmud Babli, Sota 5.

[502] In der Tora: Die Worte III M. 16, 16 werden auf Gott bezogen.

[503] In der Tora: V M. 19, 15.

[505] Ein Exilarch: Resch Geluta, Fürst der Verbannung; so hieß das Oberhaupt der babylonischen Judenschaft.

[506] „Abgesonderten": Peruschim (Pharisäer); im Hasmonäerstaat die religiöse Partei, die sich auf die mündliche Gesetzesüberlieferung stützte und somit auch (den Sadduzäern gegenüber) die strengere Auffassung der ritualen Reinheit vertrat.

[522] Auf Kost: Das neuvermählte Ehepaar wohnt gewöhnlich ein paar Jahre lang, manchmal auch länger, im Haus der Brauteltern. Dieser Brauch wird jiddisch „Kestessen" genannt.

[523] Erzählt ist: verschiedentlich (s. Jellinek, Bet-ha-Midrasch I., II.) am ausführlichsten Midrasch haggadol (herausgegeben von Schechter, Cambridge 1902) zu I M. 28, deutsch bei M. J. bin Gorion, Die Sagen der Juden II 91ff.

[525] Am zweiten Festtag: dem wegen der ursprünglichen Bekanntgabe des „Molad" (des Zeitpunkts der „Mondgeburt") durch Boten und der dadurch entstehenden Unsicherheit, zu-

nächst für die von Palästina entfernten Gemeinden hinzugefügten und dann traditionalisierten.

[525] Den Vers: V M. 31, 30.

[527] Fehlerfreiheit des Tiers: Bestimmte Organerkrankungen und andere Defekte machen den Genuß eines sonst „reinen" Tiers zu einem unerlaubten.

[527] Person des Schächters: ob ihm vertraut werden kann, daß er sein Messer schartenfrei bewahrt und die Vorschriften beim Schächten genau eingehalten hat.

[527] Sorgfalt des Salzens: um das Blut, dessen Genuß verboten ist, dem Fleisch völlig zu entziehen, wird dieses ganz mit Salz bestreut.

[528] Abaji: Oberhaupt des berühmten babylonischen Lehrhauses von Pumbedita im ersten Drittel des 4. Jahrh. n. Chr.

[529] Männer der großen Versammlung: die Schriftgelehrten im 4. Jahrh. v. Chr., die nach dem Vorgang Esras die heiligen Bücher sammelten und erklärten und durch Fixierung des Religionsgesetzes „den Zaun um die Lehre errichteten".

[529] Den Ermahnern: Mochichim; so werden die späteren Sittenlehrer, insbesondre des 17. Jahrhunderts, genannt.

[529] Einungen: Jichudim (s. S. 357 ff.).

[530] Buch des Engels Rasiel: kabbalistisches Werk des 8. Jahrhunderts.

[533] Uri von Strelisk: ein Schülersschüler des großen Maggids (st. 1826), der Glut und Kraft seines Betens wegen der Seraph genannt; die Legende behauptet von ihm, er habe wie die Seraphim (Ezechiel 1) vier Gesichter gehabt (vgl. über ihn S. 574 und 640).

[535] Es steht aber geschrieben: Ps. 35, 10.

[535] „Um meinetwillen ist die Welt erschaffen worden": Talmud Babli, Sanhedrin 37.

[535] „Ich bin Staub und Asche": I M. 18, 27.

[535] Den Namen: den wunderwirkenden geheimen Gottesnamen.

[539] Der unerlöste Ort: vgl. S. 152.

[540] Der Gerer: Jizchak Meïr von Ger (Gora Kalwarya bei Warschau, st. 1866), Schüler R. Bunams, Freund und Schüler des Kozkers (s. S. 403 f.), einer der edelsten unter den Epigonen (vgl. S. 594 und 637).

[541] Aus dem Wunsch: Eigentlich war es der Apter, der ihn bewog, durch diesen Besuch den Streit zu beenden.

[542] Josef: Midrasch Tanchuma zu I M. 39.

[542] Den Vers: Ps. 115, 16.

[543] Der Schrift: IV M. 10, 9.

[543] Rabbi Meïr von Primischlan: eine erstaunlich urwüchsige Erscheinung der Spätzeit, ein rücksichtsloser, überderber, zuweilen auch recht geschmackloser Zuchtredner und Ironiker (vgl. über ihn S. 606, 608, 609 und 630).

[544] Von dem Tag an: Babli, Berachot 26.

[545] Wie unsre Weisen sagen: Babli, Berachot 40; Sota 32.

[545] Steht geschrieben: II M. 34, 1.

[545] Aber auch: II M. 20, 4.

[547] Im Gebete: des Versöhnungstags.

[547] Rabbi Motel: d. i. Mardechai, der Sohn Rabbi Nachums von Tschernobil, des Großvaters des Rižiners.

[548] Wartete: Schon von den „ersten Chassidim", die sich in manchem mit den Essäern berühren, vielleicht sogar decken, berichtet die Mischna (Berachot 30), sie hätten, ehe sie zu beten begannen, schweigend eine Stunde verweilt, „um ihr Herz auf ihren Vater im Himmel zu richten". Über das „Warten" im Chassidismus s. S. 398 f.; vgl. auch S. 535.

[550] Mose ben Maimon: der große Religionsphilosoph Maimonides (1135—1204).

[550] Dem „Großvater": so wurde R. Arje Leib von Spola (st. 1811) genannt, von dessen Wanderungen und Wundertaten die chassidische Legende, zu deren Lieblingen er gehört, viel zu erzählen weiß. Er war ein erbitterter Gegner des Rabbi Nachman von Bratzlaw (s. S. 26).

[550] Die vier Exile: richtiger die vier Fremdherrschaften, die babylonische, die medopersische, die syrogriechische und die römische (Edom); s. Midrasch Rabba zu I M. 15, 12.

[550] Kehret euch zu mir: Sacharja 1, 3.

[550] Führe uns zurück: Klaglieder 5, 21.

[551] Im Gebet: in der Hilfslitanei, die an den sieben ersten Tagen des Laubhüttenfestes gesprochen wird.

[560] Die Glaubenssätze: die dreizehn von Maimonides geprägten, die in das Gebetbuch (am Schluß des Morgengebets) aufgenommen worden sind; jeder beginnt mit den Worten: „Ich glaube in vollkommnem Glauben".

[561] Des Rätselspiels: Wie es heißt, um die Schlafsucht der Kinder nach dem Vortrag der langen Peßach-Haggada (s. Worterklärung) zu bannen, werden zu dessen Abschluß zwei Kinderlieder gesungen, in denen das Geheimnis der Welt und ihrer Geschichte tönt; das erste, von uralter Zahlensymbolik getragen, enthält Fragen um die Zahlen eins bis dreizehn und Antworten darauf: „eins" ist Gott selber, „zwei" die Tafeln des Bundes, „drei" und „vier" die Erzväter und Erzmütter, „fünf" die Bücher

der Tora und so fort, bis mit den (nach II M. 34, 6f.) dreizehn Eigenschaften Gottes der Kreis in Ihm sich schließt.

[561] **Fragen doch die Seraphim**: in dem im sabbatlichen Gottesdienst vorgetragenen Wechselgesang.

[561] **Wie der Weise sagt**: Eine der großen Hymnen des großen Hymnikers Jehuda Halevi beginnt mit den Versen:

Gott, wo finde ich dich?
Dein Ort ist hoch und verhohlen.
Und wo find' ich dich nicht?
Die Welt ist voll deiner Ehre.

[562] **Und auch die Seraphim antworten**: in dem oben erwähnten Wechselgesang; aus Jes. 6, 3 aufgenommen.

[562] **In den oberen Welten**: den Geheimniswelten der kabbalistischen Kosmologie.

[563] **Im Psalm**: 146.

[564] **Den Segen**: der vor dem Genuß solcher Speisen gesprochen wird, für die kein besondrer Dankspruch angeordnet ist.

[565] **Ein Schriftwort**: In einer kühnen Umdeutung des Jeremija-Rufes (14, 8) an Gott: „Hoffnung (mikweh) Israels!" auf das mit den gleichen Buchstaben geschriebene und wurzelgleiche Wort mikwah (Sammelplatz des Wassers, Tauchbad) sagt Rabbi Akiba, der große Lehrer und Bekenner des 2. Jahrhunderts (Mischna, Joma VIII, 9): „Wie das Tauchbad die Unreinen reinigt, so reinigt Gott Israel." Mit diesem Wort schließt der Traktat Joma der Mischna, der vom Versöhnungstag handelt.

[566] **Zu dem Wort der Schrift**: V M. 5, 5.

[566] **Im Midrasch**: Midrasch rabba zu II M. 34, 27.

[566] **Über das Schriftwort**: III M. 1, 2.

[567] **„Neujahr der Bäume"**: so genannt, weil an diesem Tag, als an dem der ersten Baumknospen, die biblischen Verordnungen über Bäume und ihre Früchte (z. B. III M. 19, 23—25) für das laufende Jahr in Geltung traten (Mischna, Rosch Haschana II). Er wird als Freudenfest begangen.

[567] **Der Midrasch**: Midrasch rabba zu III M. 19, 2.

[567] **Es steht geschrieben**: Ps. 68, 35.

[567] **Unsere Weisen sprachen**: Der Spruch (Sprüche der Väter II, 1), der von Rabbi Jehuda dem „Fürsten" (Patriarchen), dem Sammler der Mischna, stammt, lautet vollständig: „Wisse, was oberhalb von dir ist: ein sehendes Auge, ein hörendes Ohr, und all deine Werke ins Buch geschrieben."

[567] **Ezechiel sagt es**: 1, 26.

[569] **Die Stelle von den vier Söhnen**: den vier Typen von Fragenden. Der Weise fragt (nach V M. 6, 20): „Was ists um die Vergegenwärtigungen, die Gesetze und die Rechtsprüche,

die ER unser Gott euch gebot?"; der Böse (nach II M. 12, 26): „Was ist euch dieser Dienst?"; der Einfältige: „Was ist das?"; der vierte aber ist der, der gar nicht zu fragen versteht.

[569] Es heißt: II M. 20, 22.

[570] Es heißt: Ps. 118, 5.

[570] Fürbitte: IV M. 14, 19.

[570] Dem Zeugnis der Schrift: IV M. 12, 3.

[570] Es steht geschrieben: Der Satz I M. 1, 3 ist unter Bewahrung der Reihenfolge der Worte übersetzt und dadurch in seine Elemente aufgelöst.

[572] Ihr wißt: Es ist dies die bekannte Lehre der Kabbala vom „Zerbrechen der Gefäße" in einer ihrer Ausformungen (über eine andere s. S. 345 f.).

[572] Erzählt wird: Talmud Babli, Sota 37.

[572] Das Wort des Propheten: Klaglieder 2, 19.

[572] Des Gebets: welches am Sabbat den Stammgebeten vorangeht.

[573] „Höre Israel!": der stets gegenwärtige Lebens- und Todesruf des Juden: „Höre Israel, ER unser Gott, ER Einer!", mit dem auch das Gebet vor dem Schlafengehen beginnt.

[574] Unsre Weisen sagen: Talmud Babli, Berachot 8.

[574] Wort der Schrift: V M. 10, 21. Das Wort, das mit „dein Ruhm" übersetzt wird, wird von Rabbi Pinchas seiner weiteren Bedeutung nach als „dein Lobgesang, dein Psalm" gedeutet.

[575] „Auf jener Welt": im Original in polnischer Sprache angeführt.

[575] Den Psalmvers: 115, 16.

[575] Die Worte sprechen: in dem wohl gewaltigsten der Neujahrs- und Versöhnungsgebete.

[576] Der Midrasch: Midrasch rabba zu II M. 38, 21.

[576] Einzug: zwischen die Cherubim über der Bundeslade (II M. 25, 22).

[576] Von dem es heißt: I. Könige 8, 27.

[577] Im Psalm: 132, 4.

[577] Einem sternkundigen Weisen: Samuel, dem Oberhaupt der Schule von Nahardea (Talmud Babli, Berachot 58).

[577] Ist es nicht wunderlich: Die Frage wird schon im Talmud (Babli, Kidduschin 32) erörtert; im übrigen wird die Partikel hier, wie oft, durch „bei" oder „vor" wiedergegeben.

[581] In der Schrift: IV M. 8, 3.

[582] In dem Elija-Buch: dem agadischen Werk „Tana debe Elijahu", das die Lehren und Erzählungen, aus denen es zusammengesetzt ist, dem als Gottes ewiger Bote auf Erden wandernden Propheten Elija in den Mund legt.

[582] **Zum Gotteswort:** II M. 6, 3.

[582] **Es steht geschrieben:** III M. 26,3 f.

[583] **Von unsern Weisen:** Der Spruch (Sprüche der Väter I 3), der im Namen des Antigonus aus Socho mitgeteilt wird, bestreitet nicht das Faktum der göttlichen Vergeltung, sondern bekämpft ihr Motivwerden; er schließt mit den Worten: „und die Furcht des Himmels sei über euch".

[583] **Darum auch steht geschrieben:** V M. 30, 19.

[584] **Im Namen Elijas:** vgl. Anmerkung zu S. 582. Der Spruch steht sowohl im „Tana debe Elijahu" als auch im Talmud (Babli, Aboda sara 5).

[585] **Es steht geschrieben:** II M. 22, 30.

[585] **Unsere Weisen sagten:** Sprüche der Väter V 21.

[585] **Die Funken:** vgl. S. 151 ff. und 346.

[587] **Raschi:** abgekürzte Namenbezeichnung für Rabbi Schelomo bei Jischak aus Troyes (1040—1105), den klassischen Erklärer der Bibel.

[587] **Das Schriftwort:** V M. 4, 11.

[588] **Den Abschnitt der Woche:** An den Sabbaten wird im Zusammenhang des Morgengottesdienstes aus der der Lade enthobenen Torarolle ein Abschnitt verlesen, und so im Jahr der ganze Pentateuch.

[588] **Über den Vers:** Jesaja 51, 4.

[589] **Warum geschrieben stehe:** V M. 4, 23.

[590] **Abaji und Raba:** führende talmudische Dialektiker und Exegeten der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts, die in der Gemara oft zusammen angeführt werden (vgl. Anm. zu S. 528).

[591] **Wenn es im Talmud heißt:** Babli, Jebamot 8.

[591] **Das Wort:** Die Quelle für dieses dem großen Tannaiten Rabbi Meïr zugeschriebene Wort ist mir nicht bekannt.

[592] **Die Geschichte:** die in kürzerer Fassung in dem Buch Tana debe Elijahu (vgl. Anm. zu S. 582) steht.

[592] **Es steht geschrieben:** III M. 19, 2 f.

[593] **Dreie schaffen:** Nach dem Talmud (Babli, Nidda 31) stammen vom Vater Knochen, Sehnen, Nägel, Hirn und das Weiße des Augapfels, von der Mutter Haut, Fleisch, Haare und das Schwarze des Augapfels, aber Geist, Seele, Gesichtszüge, Sehen, Hören, Rede, Gang, Erkennen, Verstehen von Gott.

[596] **Es steht geschrieben:** Jeremija 23, 24.

[596] **Lichterfestes** (Chanukka): Fest der Tempelweihe zum Gedächtnis der Reinigung des Tempels nach der Wiedereroberung Jerusalems durch die Makkabäer.

[597] **Es steht geschrieben:** V M. 33, 1.

[597] Den Spruch: Hillels, des edelsten Meisters der talmudischen Frühzeit (starb etwa 10 v. Chr.) (Sprüche der Väter I 14). Die beiden andern Teile des Spruchs s. S. 637.

[598] Es steht geschrieben: Ps. 38, 4.

[599] Buchstaben und Vokalzeichen: Die hebräische Schrift hat keine Buchstaben für Vokale; diese können nur durch Punkt- und Strichzeichen unter, an und über den Buchstaben bezeichnet werden.

[600] Das Wort: Das Ziehen der Bundeslade über den Jordan (Josua 1, 11) wird im Talmud (Babli, Sota 35) dahin gedeutet, sie sei aus eigener Kraft über den Fluß gezogen und habe die Priester, ihre Träger, mit hinübergezogen.

[600] Erzählung des Midrasch: In dieser Form steht sie m. W. in keinem Midrasch; vielmehr scheint hier eine, die in dieser Form von einer Vision Adams berichtet und in mehreren Midraschim wiederkehrt, mit der Geschichte (s. z. B. Sifre zu IV. M. § 135) verquickt zu sein, wie Gott Mose auf dem Gipfel des Pisga „das Ferne als nah und des Unoffenbare als offenbar zeigte", die künftigen Geschicke des Landes Israel.

[601] Wie es der Brauch ist: Die Mitteilung des Muttersnamens, der — wie der Vatersname zum offiziellen — zum „eigentlichen" Namen gehört, ist ein wesentlicher Bestandteil des Vorgangs, mit dem sich ein Chassid einem Zaddik anvertraut (vgl. Anm. zu S. 603).

[601] Des himmlischen Wagens: Ezechiel 1, 10.

[602] Die Pflicht der Herzen: das in arabischer Sprache verfaßte und in der hebräischen Übersetzung volkstümlich gewordene moralphilosophische Werk des Bachja ben Josef ibn Pakuda (11. Jahrh.).

[603] Bittzettel (sog. Quittel): die die Chassidim dem Zaddik bringen, damit er für sie bete; es steht darauf der Name des Bittstellers, der seiner Mutter und sein Anliegen.

[605] Der Talmud erklärt: Babli, Chullin 63.

[607] Unsre Weisen sagen: Sprüche der Väter IV, 3. Der ganze Spruch lautet: „Verschmähe nimmer einen Menschen, schiebe nimmer ein Ding hinweg. Es gibt keinen Menschen, der nicht seine Stunde hätte. Es gibt kein Ding, das seinen Ort nicht hätte."

[608] Um eitlen Haders willen: Nach der Überlieferung (Talmud Babli, Gittin 55) war der Feldzug Vespasians durch die Angeberei eines Juden, einen persönlichen Racheakt, veranlaßt worden.

[608] In der Mischna: Joma VIII, 9.

[609] Elija erscheine: Die Erscheinung Elijas (vgl. Anm. zu S. 446) gilt als die eigentliche Weihung zum geheiligten Leben des Zaddiks.

[610] Es steht geschrieben: II M. 25, 2.

[611] Am großen Sabbat: der Sabbat vor dem Peßachfest, der nach der Überlieferung (Schulchan Aruch, Orach Chajim 430) zum Gedächtnis des Sabbats eingesetzt ist, auf den der Auszug aus Ägypten folgte.

[614] Es vergesse alles: Es wird dem Menschen aber noch der Schwur abgenommen, daß er gerecht sein und sich nie für gerecht halten wolle (Talmud Babli, Nidda 30).

[614] Der Urmensch Gottes: der präexistente vollkommene Adam Kadmon (s. S. 346).

[615] Es steht geschrieben: Ps. 1, 6.

[615] Das Gesäuerte verbrannt: s. Anm. zu S. 463; es wird dazu der Spruch gesagt: „Alles Gesäuerte und Gegorene, das in meinem Bereich ist, was ich erblickt und was ich nicht erblickt habe, was ich verbrannt und was ich nicht verbrannt habe, es sei vertilgt und vertan wie Staub der Erde."

[617] An die Worte: I M. 32, 18.

[617] Dem Spruch unsrer Weisen: Der Spruch (Sprüche der Väter III, 1) fährt nach der Aufzählung der drei Fragen so fort: „Woher kamst du? Aus einem stinkenden Tropfen. Und wohin gehst du? An einen Ort des Staubs, der Fäulnis und des Gewürms. Und vor wem wirst du dich zu verantworten haben? Vor dem König der Könige, dem Heiligen, gesegnet sei er."

[619] Im Talmud: unter Berufung auf I M. 26, 5 (Babli, Kidduschin 82).

[619] Entsprechen: Der Überlieferung nach ist die Zahl der Gebote (248) der der Knochen und die Zahl der Verbote (365) der der Adern des Menschen gleich.

[619] Ist das Wort gesagt: Talmud Babli, Erubin 19.

[620] Gottes Wort: Jesaja 57, 15.

[620] Zum Wort der Schrift: I. Könige 5, 11.

[620] Ist bemerkt worden: Die Quelle des Spruchs, den der Berditschewer als von „unseren Weisen" herrührend anführt und der anderwärts als „dem Midrasch" entnommen zitiert wird, ist mir nicht bekannt. Zum Lob der Narrheit s. z. B. Midrasch Tehillim zu Ps. 34, 1 und 116, 15.

[621] Wie geschrieben steht: Ps. 93, 1.

[622] Wie geschrieben steht: Sprüche 10, 25.

[632] Denn es steht geschrieben: Hiob 26, 7.

[622] Der Talmud sagt dazu: Babli, Chullin 89a.

[623] Es heißt im Psalm: 139, 8.

[624] Zum Leuchten und nicht zum Liegen: im Original ein auf die Erklärung der Stelle (II M. 27, 20) durch Raschi Bezug nehmendes, unübersetzbares Wortspiel.

[625] **Darum heißt es:** Micha 7, 20.

[626] **In der Schrift:** II M. 7, 9.

[628] **Der Midrasch:** Midrasch rabba zu I M. 1, 26.

[629] **Unsre Weisen haben uns gelehrt:** In den Sprüchen der Väter (V, 17) wird als Beispiel des Streits um Gottes willen der Kampf der beiden repräsentativen Schulen des 1. vorchristlichen Jahrhunderts, der Kampf Hillels und Schammais angeführt, die um die Auslegung des Gesetzes nach der universalistisch-milden oder nach der partikularistisch-strengen Seite hin miteinander rangen — ein Kampf, der seine wahre Entscheidung noch nicht gefunden hat und so heute noch dauert; als Beispiel des Streits, der nicht um Gottes willen geführt wird, der Aufruhr Korahs und seiner Rotte gegen Mose, — ein Kampf, der in sich zusammenbrach und dessen gleichen immer wieder in sich zusammenbrechen muß.

[629] **Die Welt der Musik:** Gemeint sind die himmlischen Welten, wo jedes geistige Prinzip seine eigene Sphäre hat, in die der Mensch, der diesem Prinzip anhangt, aufsteigen kann; vgl. S. 489f.

[629] **Kaum einmal gesagt:** II Samuel 12, 13.

[630] **Ein Gesang Davids:** der 51. Psalm.

[630] **Der Talmud lehrt:** Babli, Berachot 34.

[631] **Sabbat der Umkehr:** der Sabbat zwischen den „gewaltigen Tagen" des Neujahrs und des Versöhnungstags, dessen „Haftara" (das nach dem Wochenabschnitt des Pentateuchs zur Verlesung gelangende Stück aus den prophetischen Schriften) das letzte Kapitel von Hosea, der Umkehr-Ruf an Israel, ist.

[631] **Hosea redet:** 14, 2.

[631] **Unsre Weisen sagen:** Midrasch rabba zu Klaglied 5, 21.

[631] **Gott spreche:** Maleachi 3, 7.

[631] **Sie aber erwidre:** Klaglieder 5, 21.

[635] **Die Worte der Schrift:** III M. 16, 30.

[635] **Aus der Mischna:** Der Spruch geht (Mischna, Joma VIII, 9) dem auf S. 565 angeführten unmittelbar voraus; er lautet vollständig: „Heil euch, Israel! Vor wem reinigt ihr euch und wer macht euch rein? Euer Vater im Himmel. Wie geschrieben steht: Und ich werde auf euch reines Wasser sprengen, und ihr sollt rein werden."

[635] **Und sich in den Kalkofen werfen ließ:** Der Sage nach (Midrasch Rabba zu I M. 11, 28, Midrasch Tehillim zu Ps. 118, 11 u. a.) wurde der junge Abraham, weil er die Götzenbilder seines Vaters zerschlug, von Nimrod in den glühenden Ofen geworfen, aber von Gott selber errettet.

[636] **Allen Völkern und Sprachen:** Der Midrasch (Pe-

sikta rabbati XXI) läßt die Kinder Esau das Gebot „Du sollst nicht morden" ablehnen (vgl. I M. 27, 40), die Kinder Ammon und Moab das Gebot „Du sollst nicht ehebrechen" (vgl. I M. 19, 30—38), die Kinder Ismael das Gebot „Du sollst nicht stehlen" (vgl. I M. 16, 12), und so weigert sich ein Volk nach dem andern, die Tora anzunehmen.

[637] **Wie geschrieben steht**: Ps. 2, 11.

[637] **Unser Lehrer Hillel**: vgl. Anmerkung zu S. 597.

[637] **Im heiligen Buch Sohar**: das Hauptwerk der älteren Kabbala, dessen Redaktion aus dem 13. Jahrhundert stammt, das aber mit seiner Urschicht in die talmudische Zeit zurückreicht. Es gilt den Chassidim allgemein als heiliges Buch (vgl. S. 9 und 646).

[638] **Darum heißt es**: Ps. 34,15; 37,27.

[642] **Den Gesang**: Der mit den Worten „Die Macht und der Glaube zum ewigen Leben" beginnende mystische Hymnus wird dem Meschullam ben Kalonymos zugeschrieben, der aus Lucca stammte und um das Jahr 1000 in Mainz starb.

[642] **Rabbi Chanina ben Teradjon**: Er war einer der zehn Märtyrer, die von den Römern hingerichtet wurden, weil sie nach dem Aufstand Barkochbas das Edikt Hadrians, wonach die Tora nicht gelehrt werden durfte, nicht befolgten. Die Erzählung des Talmuds (Babli, Aboda sara 18) läßt den Freund, den Chanina besucht, ihn warnen und ihm, wenn er sich dem Gebot der Römer nicht füge, den Flammentod voraussagen. Bald darauf wird Chanina beim öffentlichen Vortrag der Lehre ergriffen und, in eine Torarolle gehüllt, verbrannt. Auf dem Scheiterhaufen ruft er: „Das Pergament verbrennt, die Lettern fliegen empor!" Der Scharfrichter springt ihm nach ins Feuer.

[643] **Von der es heißt**: Talmud Babli, Schabbat 30 und Peßachim 117, unter Berufung auf II Könige 3, 15 („als der Spielmann spielte").

[643] **Es steht geschrieben**: Jesaja 62, 5.

[643] **Jesaja redet**: 56, 4.

[644] **Ariels**: Ariel (nach Jes. 29) ist ein in seinem Wortsinn nicht endgültig erklärter (Gotteslöwe, nach andern Opferherd) Beiname Jerusalems.

[644] **Raschi sagt**: zu I M. 2, 2.

[644] **Heimkehr**: Das Wort schabbat wird hier statt auf den Stamm schabat, ruhen, auf schub, kehren, zurückgeführt.

[645] **Des himmlischen Gerichts**: Manche Zaddikim gelten schon bei Lebzeiten als Mitglieder des himmlischen Gerichtshofs, zu dessen Verhandlungen sie im Traum aufsteigen (vgl. S. 504).

[645] **Armilus**: nach der Sage, wie sie in einigen kleinen Mi-

draschim (s. Jellinek, Bet Hamidrasch I—III) erzählt ist, ein vom Satan aus einem Steinbild zu Rom gezeugter Riese, der die Völker im siegreichen Kampf gegen den Messias Sohn Josefs anführt, vom Messias Sohn Davids aber besiegt und getötet wird.

[646] Messias Sohn Josefs: der Vorläufer-Messias, der Israel sammelt und das Reich wiedererrichtet, dann aber im Krieg gegen die von Armilus geführten Völkerscharen Roms fällt (Talmud Babli, Sukka 52, unter Berufung auf Sach. 12, 10, und mehrere Midraschim); vgl. auch S. XXVII.

[648] Rebbe (= Rabbi) und guter Jud': volkstümliche Bezeichnungen des Zaddiks.

[648] Mit all deinem Herzen: Gemeint ist das Gebot der Liebe zu Gott, V M. 6, 5.

[649] Es steht geschrieben: II M. 33, 20.

[650] Spricht Mose zu Gott: II M. 5, 23.

[650] Der Dämonsgewalt: s. Anm. zu S. 456.

[652] Ich bin der Mann: Klaglied 3, 1.

[652] Es steht geschrieben: I. Sam. 20, 27. Zur Umdeutung der Stelle auf den Messias als Davidssproß (vgl. S. 424).

[654] Alle angesetzten Enden sind vergangen: Die Talmudstelle (Babli, Sanhedrin 97) fährt fort: „und es hangt an der Umkehr und guten Werken allein."

[654] Untersten: der sieben Himmel (Babli, Chagiga 12).

[654] Wie uns überliefert ist: Die in verschiedner Sagenform im jerusalemischen Talmud (Berachot 5) und mehreren midraschischen Texten erhaltenen Überlieferungen von einem am Tag der Tempelzerstörung geborenen und dann entweder vom Sturmwind entführten oder mit Lähmung geschlagenen Messias (zusammengeordnet von M. J. bin Gorion, Messias-Legenden, Tübingen 1926, S. 19ff.) sind von Lurja auf die künftige Geburt des Messias angedeutet worden; diese Deutung wurde in der Bewegung um Sabbatai Zwi, der eben am 9. Ab geboren sein soll, ausgenützt. Eine parallele Tradition (Pesikta rabbati XXVII) verheißt, unter Berufung auf Jerem. 31, 13) für denselben Tag das Erscheinen des „Erfreuers".

[676] Den Mondsegen: mit dem mehrere Tage nach dem Neumond das erneute Gestirn (das wolkenfrei sichtbar sein muß) von der unter freiem Himmel versammelten Gemeinde unter dreimaligem „Entgegenhüpfen" begrüßt wird, wonach man einander „Friede mit Euch" zuruft und darum betet, daß das Licht des Mondes wie das Licht der Sonne werde und das Licht der Sonne wie das Urlicht der Schöpfungstage (Jesaja 30, 26), d. h. daß die Welt erlöst werde.

Abfolge der Zaddikim

1. Israel ben Elieser der Baal-schem-tow (gekürzt: Baalschem), etwa 1700—1760. Seite 14ff., 127, 140, 144, 146, 147f., 161f., 165 — 330, 350 (2), 360, 368, 371—377, 381, 406f., 408, 420, 517, 536f., 662, 665, 675ff., 686.

Enkel des Baalschem [2, 3]: [691.

2. Mosche Chajim Efraim von Sadylkow 416, 451f., 640.

3. Baruch von Mesbiž, st. 1811. 363f., 369, 396 („eines andern Zaddiks"), 416, 474f., 560f., 562f., 563, 568, 577, 581, 585f., 590, 616, 643, 644, 692.

Urenkel des Baalschem: [696.

3a. Nachman von Bratzlaw, st. 1810. 6, 19—38, 380, 666.

Schüler des Baalschem [4, 5, 7, 9, 17]:

4. Bär von Mesritsch, „der große Maggid", st. 1772. 137 („er habe, wenn er die Einzeldinge betrachten wollte, eine Brille aufsetzen müssen"), 372—377, 379, 382, 395, 406—416, 416, 417, 418f., 420f., 432f., 434f., 466f., 467 (2), 469, 517.

5. Jaakob Joßef von Polnoj (vorher Rabbi von Scharygrod), st. 1782. 256—268, 372ff., 408f., 420, 422f.

Schüler Jaakob Joßefs [6]:

6. Arje Leib von Spola („der Spoler Großvater"), st. 1811. 137 („von dem Tanz eines Zaddiks"), 143 („Von einem Zaddik wird erzählt"), 550, 696.

7. Pinchas von Korez, st. 1791. 360, 362, 367f., 467, 574 (2), 575f., 591, 602 (2), 618, 620, 621, 625, 632f., 643, 649, 654, 692.

Schüler Pinchas' von Korez [8]:

8. Rafael von Berschad, st. 1816. 162, 364, 607f., 621, 626. 647.

9. Jechiel Michal von Slotschow („der Slotschower Maggid"), st. 1781 oder 1782. 135 („einen toten Meister"), 145 („So wird von einem Zaddik erzählt"), 326f., 566, 567, 569, 581f., 582f., 601, 606, 608f., 614f., 618f., 623f., 627f., 639 (2), 644, 650, 687.

Söhne des Slotschower Maggids [10, 11]:

10. Wolf von Zbaraž, st. 1800. 161, 336, 390, 519 bis 522.

11. Mardechai von Kremnitz. 594.

Dessen Schüler [12]:

12. Meïr von Primischlan, st. 1852. 543 f., 582, 594, 606, 609 f.

Schüler des Slotschower Maggids [13, 16]:

13. Mardechai von Neshiž, st. 1800. 136 („Von einem Zaddik wird erzählt"), 141 („Von einem Zaddik wurde gesagt"), 438 f., 605 f.

Dessen Söhne [14, 15]:

14. Jizchak von Neshiž. 648.

15. Leib von Kowel. 624 f.

16. Ahron Leib von Primischlan, Vater Meïrs von P. (12). 609 f., 630.

17. Chajim von Krosno. 583.

Nachkommen des großen Maggids [18—23]:

Sohn:

18. Abraham der Engel, st. 1776. 378, 416—419, 468, 541.

Dessen Sohn:

19. Schalom Schachna, st. 1801 (?). 137 („von einem andern belehrt"), 378 f., 541, 577, 630.

Dessen Sohn:

20. Israel von Rižin („der Rižiner"), st. 1850. 353, 369, 379 f., 400, 410, 419, 432 f., 517, 541—553, 566, 578, 588 f., 560 f., 599, 631, 652 f., 661.

Dessen Söhne:

21. Abraham Jakob von Sadagora, st. 1883. 567, 607, 651, 653, 653 f.

22. Nachum von Stepinescht. 596 f., 627, 640.

23. David Mosche von Tschortkow, st. 1903. 552, 570 f., 661.

Schüler des großen Maggids [24, 25, 30, 31, 33, 34, 37, 39, 40, 42, 43]:

26. Menachem Mendel von Witebsk, st. 1788. 150 f., 381 f., 387, 468.

25. Schmelke von Nikolsburg, 138. („So stand im Zaddik"), 359, 383 f., 386, 411 ff., 424—430, 435, 453 f., 509 f., 580, 592 f., 635 ff., 643.

Schüler Schmelkes [26, 27, 28]:

26. Abraham Chajim von Slotschow (war auch Schüler des Slotschower Maggids). 580.

27. Jizchak Eisik von Kalew, st. 1821. 634.

28. Mosche Leib von Sassow („der Sassower"), st. 1807. 161, 389 f., 429 f., 508—519, 609.

Dessen Schüler [29]:

29. Menachem Mendel von Kossow, st. 1825. 652.

30. Ahron von Karlin, st. 1772. 565, 570, 633.

31. Nachum von Tschernobil, st. 1798. 368, 378 f., 419, 612, 632.

Dessen Sohn:

32. Mardechai (Motel) von Tschernobil. 547, 551 f., 597.

33. Levi Jizchak von Berditschew („der Berditschewer"), st. 1809. 359, 377, 385 ff.. 421, 452–465, 515, 589, 620 f., 622 f., 630 f., 642 f., 649 f.

34. Sußja von Hanipol, st. 1800. 135 („über einen Zaddik"), 136, 138, 161, 336, 356, 368 f., 384 f., 411, 412, 430–442, 473 f., 577, 585, 592, 610.

35. Elimelech von Lisensk (dessen Bruder), st. 1786. 383 f., 385, 395, 425, 430 f., 433, 436 f., 437, 442—452, 460, 474, 491 f., 493, 494, 626.

Schüler Elimelechs [35, 36]:

36. Menachem Mendel von Rymanow („der Rymanower"), st. 1815. 389, 391 f., 395, 448, 491—499, 600, 619.

37. Abraham Jehoschua Heschel von Apt („der Apter"), st. 1822. 336, 353, 379, 389, 390 f., 397, 494, 497, 499—508, 542, 542 f., 567 f., 586 f., 613 f. 615.

38. Schnëur Salman von Ladi („der Raw"), st. 1813. 19, 137 („eines Zaddiks ‚Erkalten'"), 367, 377, 378, 387 ff., 414 f., 465—471, 642.

Schüler des Raw [39]:

39. Ahron von Straschele (Ahron der Levite, st. 1828.) 645 f.

40. Schelomo von Karlin (war auch Schüler des Slotschower Maggids und Ahrons von Karlin), st. 1792. 573 f., 601, 601 f., 643 f., 646, 646 f.

41. Israel von Kosnitz („der Kosnitzer Maggid"), st. 1814. 298, 389, 392 f., 395, 447 f., 486—491, 494, 525.

Dessen Sohn:

42. Mosche von Kosnitz. 624.

43. Jaakob Jizchak von Lublin („der Seher", „der Lubliner"), st. 1815. 361 f., 389, 393 ff., 395 f., 397 ff. 444 f., 447 f., 471—486, 494, 497, 523 f., 524 f., 619, 631 f., 638 f.

44. Ahron von Żytomir. 135 („Ein Zaddik stand“).

Schüler Schelomos von Karlin [45, 48]:

45. Uri von Strelisk („der Seraph“), st. 1826. 398, 533, 574, 598 f., 601, 623, 640, 648 f., 695.

Schüler Uris [46]:

46. Jehuda Zwi von Stretyn. 648 f.

Dessen Sohn:

47. Abraham von Stretyn. 598, 604 f.

48. Mardechai von Lechowitz, st. 1810. 361 („Ein andrer lehrte“), 590, 603 („unser Lehrer“), 646 f.

Sohn Mardechais:

49. Noach von Lechowitz. 560.

Enkel Mardechais:

50. Schelomo Chajim von Kajdanow. 570, 648.

Schüler Mardechais [51, 52]:

51. Mosche von Kobryn („der Kobryner“), st. 1857. 360 („Ein Zaddik sprach“), 541, 553, 561 (2), 564 f., 569, 571 f., 573, 577 f., 579 (2), 591, 593, 602, 603 (4), 604, 610 f., 615, 617 (2), 619 f., 625, 629, 638.

52. Michal von Lechowitz. 640 f.

Schüler des Lubliners [53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 63, 66, 67, 68, 69]:

53. Jaakob Jizchak von Pżysha („der Jehudi“), st. 1814. 396—399, 401 f., 480 (2), 489 f., 522—530, 605.

54. David von Lelow, st. 1813. 161 („Ein Zaddik sprach“), 443 f., 580 f., 690.

55. Mosche Teitelbaum, st. 1839. 150 („Von einem Zaddik wird erzählt“), 476, 476 f., 651 f.

56. Arje Leib von Lanzut. 639.

57. Meïr von Apt. 641 f.

58. Bär von Oschpizin. 159 („Ein Zaddik sprach“), 161 („Ein Meister fragte“).

59. Jehuda Leib von Sakilkow (vorher Schüler Elimelechs). 361.

60. Naftali von Ropschitz, st. 1827. 401 f., 502 f., 569, 572, 579 (2), 600, 603, 607, 611, 612 f., 618, 620, 634, 634 f., 649.

Sohn Naftalis:

61. Elieser von Dzikow. 593, 618.

Dessen Sohn:

62. Meïr von Dzikow. 648.

63. Zwi Hirsch von Żydatschow, st. 1831. 359 („der Bruder"), 395 f. („eines Schülers"), 514, 623, 645.

Schüler Zwi Hirschs [64, 65]:

64. Jizchak Eisik von Żydatschow (sein Neffe), st. 1872. 647 f.

65. Jehuda Zwi von Rosdol, st. 1847. 564, 599, 622.

66. Mosche von Sambor (Zwi Hirschs Bruder). 359 („Von einem wird erzählt"), 498.

67. Zwi Elimelech von Dynow. 488 f.

68. Schalom von Bels, st. 1855. 651, 654.

69. Chajim von Zans („der Zanser"), st. 1876. 362 f., 562, (2), 572 f., 593, 595, 598, 604, 611, 611 f., 616 f., 645.

Sohn des Zansers:

70. Jecheskel von Šenjawa, st. 1899. 588, 633.

Schüler des Jehudi [71, 72]:

71. Ssimcha Bunam von Pżysha (vorher mit ihm Schüler des Lubliners), st. 1827. 399—403, 524, 525 f., 527, 528, 530—540, 569 f., 595, 629, 629 f., 641, 647.

72. Menachem Mendel von Kozk (nachher Schüler Bunams), st. 1859. 362, 403 f., 535 („Rabbi Bunams Lieblingsschüler"), 561 f., 562, 563, 565, 568, 578, 579 (2), 584 f., 585, 587, 587 f., 588, 589, 589 f., 592, 594, 598, 600 f., 626, 628 f.

73. Henoch von Alexander. (nachher Schüler Bunams), 523, 526, 575 (2), 587, 650.

Schüler Bunams [74, 75]:

74. Jizchak von Worki (vorher Schüler Davids von Lelow), st. 1848. 566, 576, 580 f., 584, 586, 595, 595 f., 597, 613 (2), 621 f., 628 f., 647.

Dessen Sohn:

75. Mendel von Worki. 586, 595, 598.

76. Jizchak Meïr von Ger (der „Gerer"), st. 1866. 540, 575, 583 f., 594, 617 f., 618, 637 f., 695.

Die Personennamen sind im allgemeinen nach dem Hebräischen (sefardische Aussprache) wiedergegeben, die slawischen Ortsnamen so, wie sie der jüdische Volksmund umgeprägt hat; es sind: Mesbiż = Miedzyborz, Mesritsch = Miedzyrzecze, Polnoj = Polennoje, Hanipol = Annopol, Lisensk = Leżajsk, Kosnitz = Koziniec, Apt = Opatów, Pżysha = Przysucha, Rižin = Rużyn, Korez = Korzec, Slotschow = Złoczów, Tschortkow = Czortków, Tschernobil = Czernobiel, Strelisk = Strzeliska, Ropschitz = Ropczyce, Żydatschow = Żydaczów, Primischlan = Przemyślany, Zans = Nowy Sącz (Neu-Sandez), Straschele = Staresioło, Alexander = Alexandrowo usw.

Inhaltsverzeichnis

VORBEMERKUNG UND GELEITWORT

Vorbemerkung IX
Geleitwort XI

DIE GESCHICHTEN DES RABBI NACHMAN

Vorbemerkung 3

Rabbi Nachman und die jüdische Mystik

Die jüdische Mystik 6
Rabbi Nachman von Bratzlaw 19
Worte des Rabbi Nachman 31
Der Erzähler 36

Die Erzählungen

Die Geschichten von dem Rabbi und seinem Sohn 40
Die Geschichte von dem Klugen und dem Einfältigen 47
Die Geschichte von dem Königssohn und dem Sohn der Magd: 63
Die Geschichte von dem Meister des Gebets 77
Die Geschichte von den sieben Bettlern 103

DIE LEGENDE DES BAALSCHEM

Einführung 127

Das Leben der Chassidim

Hitlahawut: von der Inbrunst 134
Awoda: von dem Dienst 140
Kawwana: von der Ausrichtung 149
Schiflut: von der Demut 156

Der erste Kreis

Der Werwolf 166
Der Fürst des Feuers 170
Die Offenbarung 175
Die Heiligen und die Rache 186
Die Himmelwanderung 190
Jerusalem 192
Saul und David 197

Der zweite Kreis

Das Gebetbuch 204
Das Gericht 209
Die vergessene Geschichte 216
Die niedergestiegene Seele 230
Der Psalmensager 240
Der zerstörte Sabbat 247
Der Widersacher 256

Der dritte Kreis

Die Predigt des neuen Jahrs 270
Die Wiederkehr 275
Von Heer zu Heer 286
Das dreimalige Lachen 292
Die Vogelsprache 298
Das Rufen 307
Der Hirt 313

Nachträge zur Legende des Baalschem

Die Heirat 322
Segen und Hindernis 324
Grenze des Rats 325
Die Rede 325
Die schwere Buße 326
Der Tanz der Chassidim 327
Der Meister tanzt mit 328
Der Strumpfwirker 328
Die Tiere 329
Der Krug 329
Das Ende 330

DER GROSSE MAGGID UND SEINE NACHFOLGE

Vorrede 333
Einleitung 339
Geist 340
Leib 352
Schicksal 370

Dow Bär von Mesritsch

Die Aufnahme 406; Der Fluch 407; Der Seufzer 407; Strafe 408. Das Zeichen 408; Der Besuch 408; Nähe 409; Wirkung 409; Leh-

re 410; Die zehn Grundsätze 411; Der Rabbi und der Engel 411; Die Kugel 412; Leib und Seele 413; Tora sagen und Tora sein 413; Das Gespräch der Ofenheizer 413; Das Versagen 415; Die Beschwörung 415.

Abraham der Engel

Herkunft 416; Das Antlitz 416; Ehe 417; Der Traum der Frau 417; Der Berg 417; Gedenktag 418; Das Erbe 418; Die weiße Pekesche 418; Der andre Traum 419; Die Geweihte 419.

Menachem Mendel von Witebsk

Kindheit 420; Mehr 421; Die Berufung 421; Gezeiten 422; Im Aschenhaufen 422; Am Fenster 423; Die Luft des Landes 423; Die Unterschrift 423.

Schmelke von Nikolsburg

Die Beter und der Messias 424; Die Tränen Esaus 424; Der Schlaf 425; Der Feind 425; Das Gebot der Liebe 426; Der Ring 427; Die Boten 427; Die sieben Wissenschaften 428; Die saubern Freidenker 428; Die Donaufahrt 429; Die Seele Samuels 430.

Sußja von Hanipol

Das Gleichnis vom Holzhacker 430; Das Wort 432; Nur das Gute 432; Auf der Wanderschaft 433; Der Empfänger 434; Das Leiden 435; Sußja und der Sündige 435; Sußja und die Vögel 436; Von der Demut 436; Von Adam 437; Sußja und seine Frau 437; Die Tage 438; Der Segen 438; Der Gesang 438; Sußjas Andacht 438; Gottesfurcht 439; Am Scheideweg 439; Die Polnischen haben keine Lebensart 439; Sußja, das Feuer und die Erde 439; Feuer und Wolke 440; Der Schrecken 440; Das Hirtenlied 441; Das Ende 441.

Elimelech von Lisensk

Die Uhr 442; Gute Werke 442; Die Antworten 442; Das Hausgesind 443; Der Büßer 443; Das unreine Feuer 444; Satans Drohung 446; Elija 446; Eine Verhandlung 447; Die umgestürzte Schüssel 448; Vom Lebenswein trinken 448; Der Fischhändler 449; Die verborgenen Zaddikim 450; Die Ader 451.

Levi Jizchak von Berditschew

Der Begleiter 452; Das Erlernte 453; Tag um Tag 454; Sein Zuname 454; Gottes Tefillin 455; Ich verzeihe 455; Unterbrechung 455; Im Kampf 456; Die Abwesenden 456; Das Stammeln 456; Abraham und Lot 457; Neidisch 458; Die weinende Frau 459;

Schülertum 459; Die falschen Messiasse 460; Einst und jetzt 460; Das Armenwesen 461; Der Wunsch 462; Der Seder des Unwissenden 463; Beim Mahl der sieben Hirten 464; Die erstreckte Frist 465.

Schnëur Salman von Ladi („der Raw")

Nicht zurück 465; Die Erlaubnis 466; Der Blick des Meisters 467; Aufstieg 467; Die Vogelsprache 467; Von dem großen Eifer 468; Am untern Ende 468; Zu Gott 468; Angst 469; Wo bist du? 469; Frage und Antwort 470; Womit er betete 470; Besinnung 470; Vom Messias 471; Schauen 471.

Jaakob Jizchak von Lublin („der Seher")

Der alte Lehrer 471; Die Tränenweihe 473; Am Felsrand 474; Die Landschaft 474; Das Ruhebett 475; Der Widersacher 476; Trauer und Freude 476; Das Leuchten 477; Der Übergang 478; Der lange Rechtsstreit 479; Das Hindernis 480; Ein Gespräch 480; Der Weg 481; Sünde und Schwermut 481; Der fröhliche Sünder 481; Flickarbeit 482; Fremde Gedanken 482; Beschämung 483; Der Dienst 483; Der Lubliner und der Eiserne Kopf 483; Der Lubliner und ein Prediger 484; Der Harfner 485; Das Hochzeitsgeschenk 486.

Israel von Kosnitz

Siechtum und Stärke 486; Der Rock 487; Ein Gebet 487; Ein andres Gebet 488; Die Verschmähte 488; Kasteiung 488; Mit einem Blick 488; Die Welt der Melodie 489; Die Seele des Spielmanns 490; Adams Teil 490; Im letzten Jahr 490.

Menachem Mendel von Rymanow

Das Loblied 491; Der Kauf 492; Das hungrige Kind 493; Der Löffel 493; Die Berufung 493; Die Teilung 494; Die Frauenkleidung 494; Maße und Gewichte 495; Von der Gastfreundschaft 496; Die Gastbrote 496; Der Dachschaden 496; Vor Gericht 497; Am Offenbarungsfest 497; Von den Spöttern 498; Das Herz 498; Der Bund der Schüler 499.

Abraham Jehoschua von Apt

Die Zukunft wissen 499; Die Bestechung 500; Versuchungen 500; In die Hölle 501; Die Wende 501; Der Stolze und der Demütige 502; Die Goldwage 502; Die Verleumdung 503; In der Welt des Wahns 503; Die hören sollen, hören 504; Die Witwe 505; Die

Seele 505; Weinen und Lachen 505; Der Tisch 507; Im Sterben 507; Die Inschrift 507; Das Grab zu Tiberias 507.

Mosche Leib von Sassow

In den Nächten 508; Die Rute 509; Der Chalat 509; Wie den Sassower ein Dieb belehrte 511; Die Störung 511; Imitatio Dei 512; Wie der Sassower die Liebe lernte 512; Auf dem Jahrmarkt 512; Menschenliebe 513; Die Versäumnis 513; Wie der Sassower die Mitternachtsklage sprach 513; Rechtfertigung 515; Gott und Mensch 515; Der Heiltanz 515; Der Brauttanz 515; Wie der Sassower einer Kindbetterin half 516; Vom Weg der Geschlechter 517; Die Hochzeitsmelodie 517; Nach dem Tod 518.

Wolf von Zbaraž

Die Magd 519; Der Rettigesser 519; Der Fuhrmann 520; Die Pferde 521; Die Streitenden 521; Die Spieler 521; Die Diebe 521; Die Abtrünnigen 522.

Jaakob Jizchak von Pžysha („der Jehudi")

Der Schmied 522; Der Weg zur Vollendung 523; Was der Jehudi in Lublin lernte 523; Das Los des Engels 524; Erwidrung im Streit 524; Zorn entsühnt den Feind 524; Der Festtag des Galut 525; Schriftdeutung 525; Schweigen und Reden 526; Sprache 526; Nicht was zum Munde eingeht... 527; Elternehrung 527; Das rechte Kind 528; Vom Verfall 528; Können und Wollen 529; Der Vorausgehende 529; Der letzte Einblick 529.

Ssimcha Bunam von Pžysha

Das Schauspiel und der Zettel 530; Der Hirt 530; Der teure Arzt 531; Der Mantel 532; Der Schatz 532; Die drei Gefangenen 533; Alle und jeder 534; Beginn der Lehre 534; Alle Glieder 535; Zwei Taschen 535; Das Halstuch 535; Gaben 535; Im Exil 535; Das Zeichen der Vergebung 536; Die Ausnahme 536; Die Frucht der Kasteiung 536; Der gefällige Traum 537; Die widerspenstige Ehre 537; Die eitle Abgeschiedenheit 538; Der Irrgang 538; Die Wohltat 538; Das Licht 539; Nicht tauschen 539; Der einsame Baum 539; Der unerlöste Ort 539; Der verbotene Weg 540; Die Schlüssel 540; Der Sinn 540.

Israel von Rižin

Auf Erden 541; Die Geschichte vom Rauch 541; Der andre Weg 542; Das Dach 543; Die Gegenlist 544; „Dir" 545; Der Gang auf dem Seil 545; Das Leiden 546; Gott der Vergebende 546; Die

Buße 547; „Triebe brechen“ 547; Im eignen Lichte wandeln 548; Die Zeit des Gebets 548; Das Bohnengericht 548; Buße und Erlösung 550; Die kommende Zeit 551; Der Messias in Rußland 551; Der Schofarbläser am Sabbat 552; Die zwei Käppchen 552; Der Schofarhall 552; Das Mahl des Sabbatausgangs 553.

DAS VERBORGENE LICHT

Vorwort 557

Von Gott und dem Menschen

„Ich glaube“ 560; Die fünfzigste Pforte 560; Überall 561; Eins, wer weiß es? 561; Furcht 561; Für ein Fünklein 562; Keinen andern 562; Gottes Wohnung 562; Das Versteckspiel 562; Die beiden Fremdlinge 563; Der Platz des Gerechten 563; Durch dessen Wort... 564; Gedenken und Vergessen 564; Untertauchen 565; Ich 565; Die Scheidewand 566; Der Getreue 566; Wer darf Mensch heißen? 566; Die Kreatur 567; Heiligung Gottes 567; Wir bilden Gottes menschliche Gestalt 567.

Vom Gebet

Im Psalm 568; Die Sorge 568; Wer nicht zu fragen weiß 569; Vor dem Gebet 569; Die schlechte Bitte 569; Heraus 569; Unwürdigkeit und Erhörung 570; Es werde Licht 570; „Nicht mehr auf natürlichem Weg“ 570; In das Wort 571; Im Feuer 572; Der kranke Fuß 572; Das Opfer 573; Das Wagnis des Gebets 573; Der leichte Tod 574; Er ist dein Psalm 574.

Von Himmel und Erde

Zwei Welten 575; Den Menschenkindern 575; Im Staub 575; Das Eine 575; Die Wohnung 576; Sich 577; „Über ihnen“ 577; Engel und Menschen 577; Die Leiter 578.

Vom Dienst

Wesen des Dienstes 578; Eine Antwort 579; Ernst 579; Das Wichtigste 579; Der Wächter 579; Bereitung 580; Selber 580; Der rechte Dienst 581; Den Vätern nachtun 581; Die Väter 582; Nicht um Lohn 582; Der Seiltänzer 583; Wie der Ochs 583; Adams Sünde 584; Der Irrtum Korahs 584; Heiligkeit 585; Der Dreiste und der Verschämte 585; Arzenei 585; Tun 586; Der Gottesknecht 586.

Von der Lehre, von Lehren und Lernen

Bis ans Herz des Himmels 587; Geben und Nehmen 587; Das Ge-

fäß 587; Ohne Brille 588; Der Vortrag 588; Die verborgene Lehre 588; Kein Götzenbild 589; Tora 589; Die Kette 590; Wie man lernen soll 590; Der Zaddik und die Menschen 590; Die unaufgenommenen Worte 591; Die Lehre der Seele 591.

Vom Weg

Der Jäger 592; „Geh aus deinem Land" 592; Werdet heilig 592; Soldat sein 593; Der Rat 593; Die Grundsätze 594; Die gute Unsicherheit 594; Die Gefahr 594; Die Probe 595; Bescheidung 595; Nach dreißig Jahren 595; Das Damspiel 596; An der Schwelle 597; Auf der höchsten Stufe 597; Einung der Sinne 598; Das Schweigen 598; Der wachsende Baum 598.

Von dem Führer und der Gemeinde

Die größte Begierde 599; Zaddikim und Chassidim 599; Die Lade und ihre Träger 600; Führer und Geschlecht 600; Im Pelz 600; Der Ursprung 601; Namengebung 601; Öffnen 601; Der Zweifler 602; Ohne Ohr 602; Wo ist der Mensch? 602; Die wahre Gottesfurcht 603; Anruf 603; Um der andern willen 603; Das Frühgebet 603; Wunder 603; Alle 604; Die List des Satans 604.

Von der Liebe

Das Mittel 604; Vom Storch 605; Mit den Leuten 605; Was macht es aus? 605; Vom ziehenden Glauben 606; Das Spiegelbild 606; Die Zwillingsbrote 607; Frieden stiften 607; Feindesliebe 608; Versöhnung 608; Die gute Gottesleugnung 609; Die Erscheinung 609; Das Hebeopfer 610; Wohltun 610; Die andre Hälfte 611; Die Äpfel 611; Der Truthahn 612; Die Eigenschaft Gottes 612; Ein Wunsch 612; Die Verlorene 613; Der arme Dieb 613; Zweierlei Liebe 613.

Von Gut und Böse

Das Böse 614; Die Wege 615; Abraham und Lot 615; Bereitung 616; Die wahre Weisheit 616; Auf und nieder 617; Für den König 617; Die drei Fragen 617; Die Betonung 618; Vom Bösen Trieb 618; Die führende Eigenschaft 618; Erfüllung des Gesetzes 618.

Von Stolz und Demut

Der Böse und der Gerechte 619; Der Pflock und die Krone 619; Wonach man jagt 620; Der hochmütige Asket 620; Die Weisheit Salomos 620; Der endlose Kampf 621; Mit einem Verleumder 621; Die Grundfeste 622, Mose und der Berg Sinai 622; Aus der Tiefe 623; Dort und da 623; Demut kein Gebot 623; Zum Leuchten 624.

Von Wahrheit und Lüge

Die Gabe 624; Um die Wahrheit 625; Unentgeltlich 625; Das Zeugnis 626; Der wahre Erweis 626; Das Gebrechen 626; Der Frömmler 627; Die Chassidim des Satans 627; Der falsche Friede 628.

Von der Umkehr

Die große Schuld 629; Der Narr 629; David und wir 629; „Wie er zu Batseba gekommen war" 630; Das ewige Beginnen 630; Die große Umkehr 631; Zwiesprache 631; Die Erneuerung 632; Vor dem Schofarblasen 632; Der Augenblick 633; Auf der Kanzel 633; Der Lehrer 634; Der schämige Büßer 634; Eine Bußpredigt 635; Eine andre Predigt 637.

Von Leid und Freude

Die Welt annehmen 638; Für das Übel danken 638; Das Bedürfen 639; Die Segnung 639; Der gute Kopf 639; Der Wunsch 640; Zwei Leuchter 641; Die Wahl 640; Die guten Schmerzen 640; Fluch und Segen 641; Die Macht 641; Das dunkle und das helle Gemüt 642; Rechtes Leid und rechte Freude 642; Zu einem Bräutigam 643; Die Verschnittenen 643; Sabbatfreude 644; Sabbatruhe 644.

Vom Tod

Übersiedlung 645; Wandlung des Werks 645; Armilus 646; Abgerissen 646; Fortan 647; Keine Trennung 647; Frei 647; Ein Jude 648; Dein 648; Die Namen 648; Das Zeichen 648; Nicht Einhalt tun 649.

Von der Erlösung

In der Weite 649; Das Ende der Gebete 649; Verbannung und Erlösung 650; Das Vogellied 651; Morgen 651; Der Harrende 651; Heute wie gestern 652; Die Wehen 652; Leiden und Wehen 653; Das wandernde Licht 653; Warum? 654; Am Tag der Zerstörung 654.

MEIN WEG ZUM CHASSIDISMUS

Mein Weg zum Chassidismus 655

AUSGANG

Zwei Wundergeschichten

Die falsche Antwort . . 675; Die Kraft der Gemeinschaft . . 676

ANHANG

Worterklärungen . . . . . 681; Anmerkungen 686
Abfolge der Zaddikim 705

Gesetzt und gedruckt in einer Pierre-Didot-Antiqua
bei Jakob Hegner in Hellerau bei Dresden